

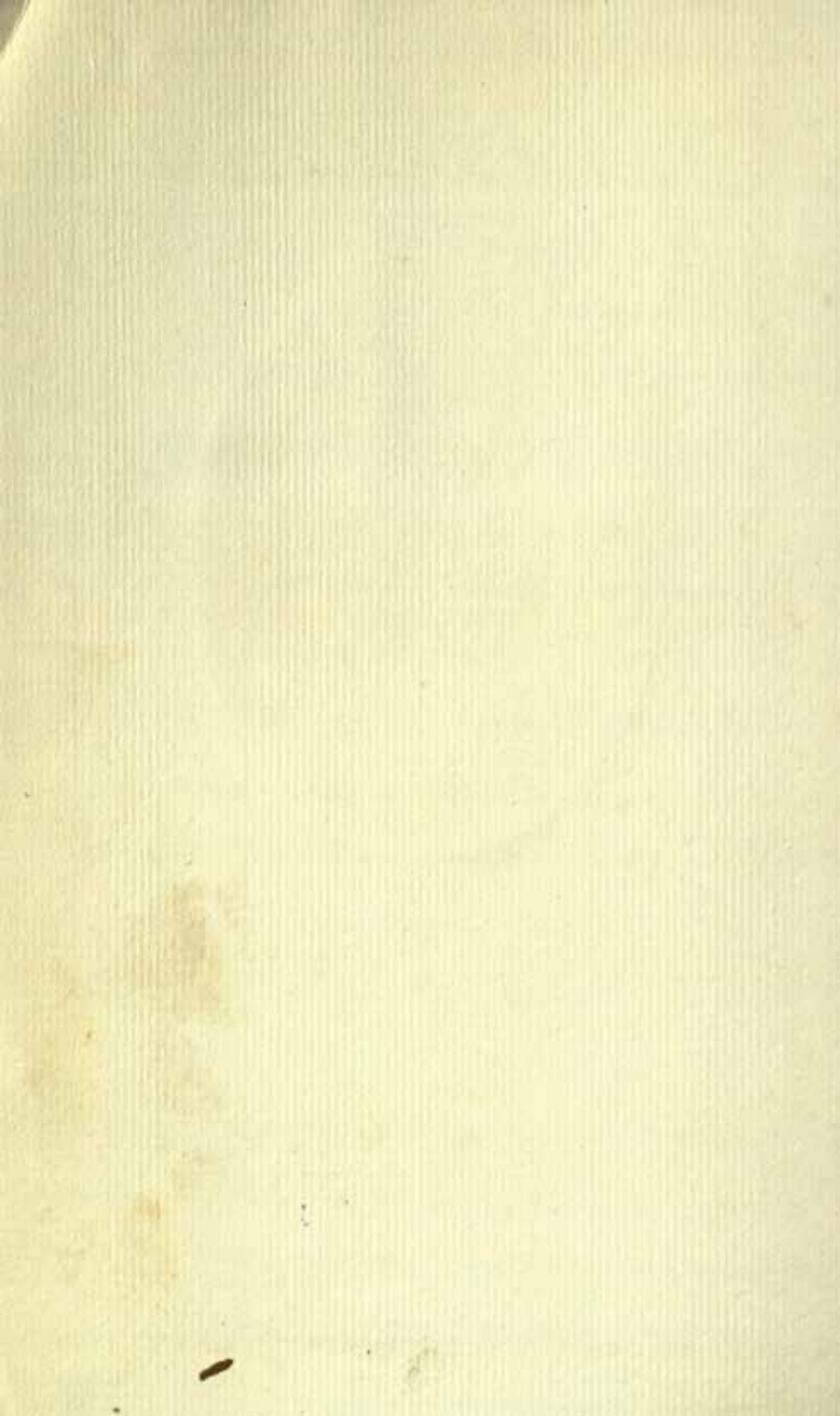
GOVERNMENT OF INDIA
DEPARTMENT OF ARCHAEOLOGY
CENTRAL ARCHAEOLOGICAL
LIBRARY

CLASS _____

CALL No **950** **Wal**

D.G.A. 79.

Rs 30/-



WELTGESCHICHTE
IN EINZELDARSTELLUNGEN

Supplied by
Poona Oriental Book House.
30A, Sahaswari,
POONA 2 (India)

THE UNIVERSITY OF CHICAGO
LIBRARY



UNIVERSITY OF CHICAGO
LIBRARY
1900

GESCHICHTE ASIENS

VON

ERNST WALDSCHMIDT, LUDWIG ALSDORF *in Otto*
BERTOLD SPULER, HANS O. H. STANGE UND
OSKAR KRESSLER

MIT 12 KARTEN

4333

950
Wal



VERLAG F. BRUCKMANN · MÜNCHEN

GESCHICHTE AZTEKENS

WALTER LEONHARD

VERLAG VON WALTER LEONHARD
MÜNCHEN
1930

VERLAG VON WALTER LEONHARD



1930
WALTER LEONHARD



Einband: Walter Leonhard, München

Alle Rechte vorbehalten. Copyright 1930 by F. Bruckmann K. G., München. Satz und Druck:
C. Brügel & Sohn, Ansbach. Printed in Germany. Schrift: Baskerville-Antiqua. Verlagsnummer 796

CENTRAL ARCHÆOLOGICAL
LIBRARY, NEW DELHI.

Acc. No. 4333
Date. 20. 2. 56
Call No. 950/wal

Inhaltsübersicht

Seite

Ernst Waldschmidt:

GESCHICHTE DES INDISCHEN ALTERTUMS

A. Die Frühgeschichte	3
1. Induskulturen und Ariereinwanderung	3
2. Ausbildung und Ausbreitung der indo-arischen Kultur in Nordindien	12
3. Das Zeitalter des Buddha und Mahaviras	25
4. Das Aufkommen des Hinduismus	33
B. Die alten Reiche	41
1. Die Achämeniden und Alexander im indischen Nordwesten	41
2. Das Maurya-Reich von Chandragupta bis Ashoka und die Nachfolgestaaten bis ins 1. Jahrhundert v. Chr.	48
3. Die Kulturzustände in der Maurya-Zeit	60
C. Fremdvölkische Einbrüche und Gupta-Zeitalter	75
1. Griechen, Saken und Kushan im indischen Nordwesten	75
2. Der Handelsverkehr mit dem Westen	82
3. Die frühe Gupta-Zeit	84
4. Von den Hunneneinbrüchen bis zum Tode Harshas	90
5. Die Kultur des klassischen Zeitalters	97
D. Das Vorislamische Mittelalter	110
1. Nordindien von Harsha bis zum Einbruch des Islam	110
2. Der Dekkhan unter den Chalukyas und Rashtrakutas	117
3. Der äußerste Süden unter den Pallavas und Cholas	123
4. Die Kulturzustände im vorislamischen Mittelalter	128
E. Die indischen Kolonialreiche in Hinterindien und Indonesien	146

Ludwig Alsdorf:

INDIEN VON DER MOHAMMEDANISCHEN EROBERUNG
BIS ZUR GEGENWART

1. Der Islam in Indien	163
2. Mahmüd von Ghazni. Das Sultanat von Delhi	165
3. Hindus und Mohammedaner	173
4. Die Nachfolgestaaten des Delhi-Sultanats und das Reich von Vijayanagar	178
5. Das Mogulreich von Babur bis Shahjahan	194
6. Aurangzëb und die Auflösung des Mogulreichs; die Marathen	209
7. Die europäischen Handelskompanien bis zum Beginn der englischen Eroberung	224

20.2.56
 301
 P. in Oriental Book House

	Seite
8. Die Grundlegung der englischen Herrschaft: Clive und Warren Hastings	235
9. Die Durchsetzung der Pax Britannica: 1782—1818	245
10. England und Frankreich in Hinterindien	254
11. Indien von 1818 bis zum Großen Aufstand	260
12. Indien unter der Herrschaft der englischen Krone	271
13. Der Weg zur Unabhängigkeit	280
 Bertold Spuler: GESCHICHTE MITTELASIENS	 309
 Hans O. H. Stange: GESCHICHTE CHINAS VOM URBEGINN BIS AUF DIE GEGENWART	
Einleitung:	
Zeitliche und räumliche Übersicht	
Zeitabschnitte und Zeitrechnung	363
Der chinesische Raum	368
 Das Altertum:	
Die Vor- und Frühgeschichte	
Im Dämmern der Urzeit	375
Das archaische Reich	381
Das Werden von Volk und Staat	
Das feudale Reich	384
Das Aufkommen der Groß-Staaten und der Verfall der königlichen Macht	387
Die Hegemoniebestrebungen einzelner Staaten	388
Das antike Imperium	390
Die alten politischen und sozialen Lebensformen	
Staat und Gesellschaft	395
Das Wirtschaftsleben	401
Das religiöse Weltbild und das Geistesleben	
Die alte Naturreligion	406
Die frühe Philosophie	409
Sprache, Schrift und Literatur	413
Die Kunst des Altertums	427
 Das Mittelalter:	
Der Gang der Geschichte im Mittelalter	
Die Völkerwanderung	431
Die Teilung in Nord und Süd	433
Das Weltreich des Mittelalters	434
Die Berührungen mit den Reichen Asiens	436
Die reife Zeit des Mittelalters	438

	Seite
Die mittelalterlichen Lebensformen	
Staat und Gesellschaft	444
Das Wirtschaftsleben	447
Das religiöse Leben	
Der Buddhismus als Weltreligion und Kulturbringer	450
Die Ausbreitung des Buddhismus	454
Die Dogmengeschichte	458
Die Organisation der Kirche	461
Die übrigen Religionen	463
Das Geistesleben	
Die buddhistische Philosophie	466
Philosophische Gegenströmungen	468
Die buddhistische Literatur	472
Die lyrische Dichtung	475
Die wissenschaftliche Literatur	478
Die Volksliteratur, Roman und Drama	483
Die Kunst des Mittelalters	488
Die Neuzeit:	
Vom ersten Auftreten der Europäer bis auf die Gegenwart	
Die ersten Berührungen mit Europäern	496
Die Gründung des Mandschu-Reiches	498
Das neue Weltreich	501
Der Einbruch der europäischen Kolonialmächte	505
Der Verfall des Reiches	508
Der Abfall der Kolonialländer	513
Die Republik	515
Die Kultur der Neuzeit	
Die Begegnung Chinas mit dem Abendlande	519
Die christliche Mission in China	524
Die Philosophie der Neuzeit	528
Die Literatur	530
Die Kunst der Neuzeit	534
Das Ringen um neue Formen	536

Oskar Kressler:

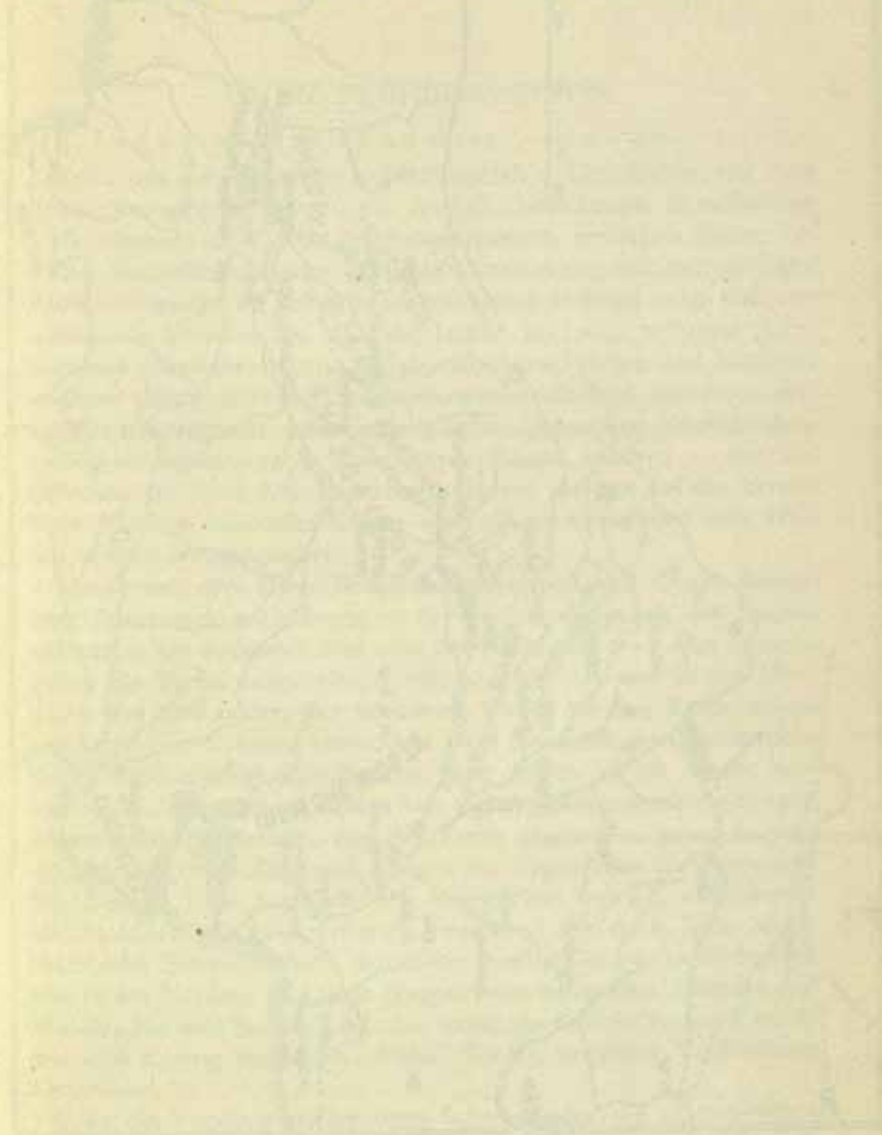
JAPAN UND KOREA VON DER URZEIT BIS ZUR UMWÄLZEN- DEN KATASTROPHE IM ZWEITEN WELTKRIEGE

Einführung	545
A. Das vormoderne Japan. X—1868	550
I. Altertum, Prähistorie, X—120 v. Chr.	550
Der mythologische Unterbau der japanischen Geschichte	550
Kultur der japanischen Frühzeit	556

	Seite
II. Mittelalter, ca. 120 vor bis 1868 n. Chr.	564
1. Frühmittelalter, von Jimmu Tennō bis zur sog. Taikwa-Reform (645 n. Chr.)	564
Übergangszeit zum Hoch- und Spätmittelalter (645 bis 1192)	584
Bürokratischer Imperialismus: Beamtenstaat der Wasa-Periode und der Hei-an-Zeit (710—1192)	589
2. Hoch- und Spätmittelalter, 1192—1868, Bakufu oder Shōgunat	613
Die Kamakura-Periode, 1192—1333	615
Das Edo-Bakufu der Tokugawa-Shōgune (1603—1867)	644
Jeyasu's administrative Reform	647
3. Die Kultur des Mittelalters in ihren Grundzügen	677
B. Das moderne Japan (1868—X)	693
I. Die Meiji-Ära (1868—1912)	694
1. Rekonstruktiv-progressive Reform, 1869—1889	697
2. Konstitutionalismus, 1889—1899	701
3. Kosmopolitanismus, 1899—1910	703
4. Kontinentalismus, 1910—1912	705
II. Die Taishō-Ära, 1912—1926	709
III. Die Shōwa-Ära, 1926—X	712
Zeittafel	715
Register	747

Ernst Waldschmidt

GESCHICHTE DES INDISCHEN ALTERTUMS



A. DIE FRÜHGESCHICHTE

1. Induskulturen und Arier-Einwanderung

Etwa um die Mitte des 2. Jahrtausends v. Chr. haben, wie man heute überwiegend glaubt, die Arier, hellhäutige, blondhaarige Volksstämme, ein Zweig der Indogermanen, indischen Boden betreten. Sie stellen nur eine, allerdings durch den gewaltigen geistigen Aufschwung, den sie bringen, hervorragend wichtige unter den verschiedenen Völkerwellen dar, die Indien im Laufe mehrerer Jahrtausende überflutet haben. Als sie mit ihren Pferden und Rindern, in ihrer vaterrechtlichen Stammesorganisation und mit ihren entwickelten Kriegswaffen die nordwestlichen Grenzpässe überschreiten, stoßen sie keineswegs in einen leeren Raum, sondern — wie die Griechen bei ihrer Einwanderung aus dem Norden auf die bereits bodenständige minoische Kultur — in eine entsprechend reife Welt mit uralter Vergangenheit.

Mindestens drei ältere Bevölkerungsgruppen von einiger Bedeutung lassen sich noch heute in der Kulturschichtung des Landes aufspüren. Im äußersten Südosten der Halbinsel, etwa dem Sprachgebiet des Tamil entsprechend, leben in geschlossener Masse Menschen von tiefdunkler, fast schwarzer Haut, die ihre Farbe einem alten negriden Substrat verdanken, dem Anteil an der Südmenschheit — die einstige Landbrücke nach Afrika ist im Meere versunken —, den Indiens Boden vor vielen Jahrtausenden getragen haben muß. Sie weisen, von der Farbe abgesehen, keine hervorstechend negriden Züge auf, da sich ihr Typus dem der europiden Bevölkerung ihrer Kontaktzonen angeglichen hat. E. v. Eickstedt spricht darum von *metamorphenen Melaniden*, Indo-Melaniden oder Schwarzindern. Außer der großen Gruppe in Südindien gibt es im Norden, in Chota Nagpur, die melaniden Stämme der Munda, Ho und Santal, und eine melanide Schicht ist auch unter den sehr niedrig stehenden „Paria“-Kasten in weiter Verbreitung feststellbar.

Über die Vorväter der heutigen Schwarzinder, die „Proto-Melaniden“, lagerte sich lange vor der arischen Zeit eine offenbar von Westen, über Beluchistan, vordringende und sich in Ebenen und

Flußtälern ansiedelnde, Ackerbau treibende, auffallend ebenmäßig und zart gebaute, langköpfige „mediterrane“ Bevölkerung von mittlerer Körpergröße und warmer brauner Haut, die noch heute den Hauptbestandteil der kulturtragenden Bewohner des Landes, der „Indiden“, darstellt. Wahrscheinlich waren diese Leute Sprecher dravidischer Sprachen. Von Nordindien aus, durch das Tal der Narbada und der Tapti nach Süden vordringend, hat sich diese Bevölkerung langsam auf das Dekkhan-Plateau und von da den Strömen der Godavari und der Krishna entlang an die Ostseite der Halbinsel vorgeschoben. Die Proto-Melaniden des äußersten Südens nahmen deren überlegene dravidische Sprache an, welche die heutigen Tamil mit am treuesten bewahren.

Umgangen wurden bei diesen Volksschüben aus dem Norden die ausgedehnten Gebirgs- und Waldgebiete in Zentralindien und im Dekkhan, die zur Zufluchtsstätte einer urchinlichen Bevölkerungsgruppe geworden sind, die man als Proto-Australoide oder Weddiden (nach den Weddas auf Ceylon) bezeichnet. Sie zählt heute noch vielleicht 25 Millionen Angehörige. Einige progressive Gruppen haben sich den Indiden assimiliert, andere leben als kleinwüchsige, langköpfige Primitivstämme von rundlichem Kindergesicht, mit breitflügeliger Stupsnase, großen Augen, vollem Mund und fliehendem Kinn in den schwer zugänglichen Landesteilen, wo sie, auf steinzeitlicher Kulturstufe stehengeblieben, als totemistische Jäger-, Sammler- oder Hackbaustämme ihren kärglichen Unterhalt gewinnen: verachtete „Jangal(Dschungel)-Menschen“, immer weiter zurückgedrängt von den ackerbauenden, progressiven Bewohnern der Ebenen und Flußtäler.

So treffen die Arier Indien um 1500 v. Chr. bereits als Sitz vielschichtiger Kulturen an. Tief verwurzelt ist die mutterrechtverbundene Pflanzerkultur der Altindiden, und der Nordwesten des Landes blickt bereits auf eine lange Periode hochentwickelten städtischen Lebens zurück. Zeugnis dafür sind die Ausgrabungen der jüngst vergangenen Jahrzehnte im Fünfstromland (Panjab) und am Unterlauf des Indus, die uns seit dem Jahre 1922 für Indien völlig unerwartete und sensationelle Ergebnisse beschert haben. Sie rückten Indien, das — in Ermangelung eindrucksvoller Zeugnisse seiner alten materiellen Kultur — den Archäologen früher als eins der jüngeren Länder galt, plötzlich in eine Reihe mit Babylonien und Ägypten. Eingehende Untersuchungen haben mehrere wesensverschiedene Kulturen aufgezeigt, die sich von Beluchistan im Westen bis zu den Vorbergen des Himalaya im Norden (Rupar südwestlich

Simla) und bis in die Halbinsel Kathiawar im Südosten (Rangpur/Limbdi) erstrecken, damit einen weit größeren Raum als die alten Kulturen der Ägypter und Sumerer überdeckend. Nach ihrem Kernland, dem Stromgebiet des Indus, in dem man sich damals eine üppigere Vegetation vorstellen muß, kann man sie als „Induskulturen“ bezeichnen. Bei weitem die bedeutungsvollste ist die „Harappa-Kultur“, so benannt nach dem ersten Fundort, Harappa, im Bezirk Montgomery im Panjab. Hier und in dem 600 km südwestlich davon gelegenen Mohenjo-daro, „Hügel der Toten“, sind Großstädte aufgedeckt worden, möglicherweise Residenzen zweier voneinander unabhängiger Reiche von gleicher Kulturstufe, deren Blüte um 2300—2200 v. Chr. fällt. Fast 40 weitere Orte mit Harappa-Kultur, in der Mehrzahl am Unterlauf des Indus gelegen, repräsentieren, damit verglichen, eher Dörfer als Städte.

Die beiden Residenzen, Mohenjo-daro und Harappa, hat man lange für unbefestigte, offene Städte gehalten und an eine friedlich gesinnte Bevölkerung geglaubt. Erst die Ausgrabungen im Jahre 1946 haben erwiesen, daß Harappa im Schutze einer stark befestigten Zitadelle lag, zu der ein hochgelegener Punkt der Stadt ausgestaltet worden war. Diese Burg oder Zitadelle muß — ähnliche Verhältnisse herrschen in Babylonien — das weltliche oder religiöse Regierungs- und Machtzentrum umschlossen haben. In Mohenjo-daro ist der Hügel, auf dem heute ein buddhistisches Reliquien-denkmal steht, die alte Zitadelle, wo wichtige Bauwerke, eine Pfeilerhalle, ein öffentliches Gebäude und ein großes Schwimmbad, liegen. Die genauere Erforschung der Zitadelle von Mohenjo-daro steht noch aus. In Harappa findet sich zu Füßen der Zitadelle, unmittelbar zu ihr gehörig, ein Arbeiterviertel, das an Kasernenanlagen erinnert und von Mauern umgeben ist. In gleichförmiger Anlage gibt es dort Arbeiterhütten, sorgfältig belüftete Kornspeicher und eigens hergerichtete Arbeitsplätze. Erst in einiger Entfernung dehnen sich die planvoll angelegten Wohnviertel der übrigen Stadtbevölkerung aus. In Mohenjo-daro ragen heute von den 4—10 m breiten Hauptverkehrsstraßen und den davon rechtwinklig abzweigenden engen Wohngassen die wieder ausgegrabenen roten Ziegelmauern der Wohnhäuser hoch empor, so daß sich der Vergleich mit den Ruinen einer unserer Fabrikstädte aufdrängt. Als Baumaterial dient — im Gegensatz zu den luftgetrockneten Ziegeln der verwandten Kulturen Mesopotamiens — überwiegend der hart gebrannte und in seiner Größe durchaus modern anmutende rote Backstein. Er ist mit Lehm- oder Gipsmörtel in sorgfältigem Versatz vermauert. Die

Bauformen sind schmucklos und nüchtern, die Wände ohne Kehlen und Risalite. Fast jedes Haus hat seinen eigenen runden, aus keilförmigen Steinen zusammengefügtten Brunnen, wie auch zu jeder Wohnung besondere Baderäume mit sorgsam gepflasterten, wasserdichten Fußböden gehören, die gegen eine Abflußöffnung geneigt sind. Anschließend finden sich, auch in oberen Geschossen, Toiletten, deren verdeckte Abflußrohre mit einem regelrechten Kanalsystem verbunden sind. Tonrohre für Vertikalentwässerung und gemauerte Kanäle für Horizontalführung nehmen Abwässer auf und leiten sie an den Straßenrändern entlang fort: ein System, das noch heute in indischen Städten (Benares) fortlebt. In Komfort und Technik sind die indischen Anlagen ihren babylonischen Geschwistern in manchen Punkten weit überlegen. Das großartigste Zeugnis einer hochentwickelten Wasserbautechnik ist das schon erwähnte große Bad. Es enthält zahlreiche Zellen für Einzelbäder und ein Schwimmbecken von 12 m Länge, 7 m Breite und $2\frac{1}{2}$ m Tiefe, das in sinnvoller Weise gefüllt und entleert werden konnte. Ähnlichen Entwässerungsanlagen und Bädern aus entsprechenden Kulturen des Mittelmeerraumes gegenüber fällt in Indien ihre allgemeine Verbreitung und ihr hohes Niveau auf. Bäder und Waschungen müssen eine hervorragende Bedeutung und vielleicht kultischen Sinn gehabt haben. Das große Bad ist einzigartig.

Die Trümmermasse erreicht in Mohenjo-daro eine Höhe von über 6 m, ohne daß unberührter Boden erreicht werden konnte. Zehn Bauschichten lassen sich dort unterscheiden. Auffälligerweise bleibt der Kulturcharakter hier wie in Harappa weitgehend der gleiche, wofür die sich kaum ändernde rotgrundige, schwarz bemalte Keramik das beste Beispiel ist. Wheeler, der jüngste Ausgräber in Harappa, schließt aus der Beobachtung von 6 Bauschichten bei der Zitadelle von Harappa und von 10 Bauphasen in Mohenjo-daro auf ein Fortbestehen der Harappa-Kultur an dem einen Orte für mindestens 4—5 bzw. an dem anderen für über 7 Jahrhunderte. Andere sprechen von 800 und mehr Jahren.

Die Kleinfunde, zu denen die schon erwähnte, schwarz dekorierte, rotgrundige Töpferei, Stein-, Holz- und Metallgeräte, Muschel- und Schildpatteinlegearbeiten, Schmuck, Würfel, Kinderspielzeug, zum Teil mit Bewegungsmechanik, Statuetten u. a. gehören, geben uns wertvolle Aufschlüsse über das kulturelle Leben und die sozialen Verhältnisse der Zeit. Die zahlreichen Metallgegenstände verraten Vertrautheit mit den verschiedensten Bearbeitungsverfahren, wie Guß in verlorener Form, Schmiedetechnik, Löten und Nieten, und künden

gleichzeitig von weitreichenden Handelsbeziehungen, da für die metallarme Gegend der Indusebene ein Import von weither notwendig war.

Die in großer Menge gefundenen Siegel entsprechen im Typus den frühminoischen Siegeln Kretas (2300—2000). Es sind Stempel-Siegel, sog. Knopfsiegel, aus Speckstein von etwa 2 cm Breite, die in der Gebrauchsweise unseren modernen Petschaften entsprechen. Die in Mesopotamien üblichen Rollsiegel kommen nur vereinzelt (etwa 5 Exemplare) vor. Die quadratischen oder rechteckigen Plättchen der gewöhnlichen Siegel weisen auf der Vorderseite eine Gravierung auf, während die bucklige Rückseite durchlocht ist, so daß eine Schnur hindurchgezogen werden kann. Dasselbe kann man an den kretischen Siegeln beobachten. Vielleicht haben diese Siegel zum Herstellen von Abdrücken gedient, die man an Warenballen anbrachte. Manche Forscher glauben, von Amulettsiegeln sprechen zu dürfen, da die Siegel durch ihre zur Religion in Beziehung stehenden Darstellungen einen magischen Zusammenhang mit der Persönlichkeit ihrer Träger zu haben scheinen. Das Stempelbild ist gewöhnlich ein einzelnes Tier, seltener eine Figurengruppe; darüber ist fast immer eine Schriftzeile angeordnet. An Tieren kommen vor: Tiger, Elefant, Antilope, Gavial (fischfressendes Krokodil), Nashorn, Widder und Ziege, dazu die gezähmten Rinder in drei Arten: Zebu (*bos Indicus*), Kurzhornstier und Wasserbüffel (*bos bubalis*). Darüber hinaus sind auch Fabelwesen dargestellt, hauptsächlich Kombinationen aus mehreren Tierköpfen auf nur einem Körper. Eine große Rolle spielt ein aus der Antilope entwickeltes Einhorn.

Häufig sind diese Tiere in Kulthandlungen einbezogen. Einhorn, Elefant, Nashorn u. a. stehen vor Opfergefäßen oder -krippen. Büffel und Kurzhornstier treten in religiösen Kampfspielen auf. Ziegen kommen als Opfertiere, Tiger, gehörnte Fabelwesen u. a. in Verbindung mit offenbaren Gottheiten vor, und zwar ist die Hauptgestalt eine Muttergöttin, der man Ziegen opfert. Ihr scheint die Taube heilig gewesen zu sein, wie aus einer Darstellung der Göttin mit einem Taubenpaar als Zierat ihres Hauptes und zahlreichen Weihgaben in Gestalt kleiner Tontauben hervorgeht. Andererseits gebietet sie über den Tiger oder erscheint kentaurenartig als Mischwesen mit dem Hinterleib eines Tigers. Enge Beziehungen verbinden sie mit dem Stier, der die Zeugungskraft ihres männlichen Gegenpols symbolisiert. Ihr zu Ehren veranstaltet man wie in Kreta Stierkampfspiele. Ihr männlicher Widerpart ist ein seltsamer, von Waldtieren (Elefant, Tiger, Nashorn, Büffel) umringter dreigesichtiger

Gott, dessen Haupt ein mächtiges Büffelgehorn ziert. Mehrfach ist er mit untergeschlagenen Beinen, in sogenannter Asketenhaltung, auf einem niedrigen Sitz dargestellt, vor dem zwei Steinböcke kauern; er scheint als der Herr der Tiere und Wälder zu gelten. Sein Symbol, der Phallus, fand im Kult Verwendung. Einige Wesenszüge dieser Religion leben in Göttergestalten des späteren Hinduismus fort.

Auf dem Höhepunkt der Harappa-Kultur muß ein lebhafter Handelsverkehr zwischen Indien und Babylonien stattgefunden haben, denn Indus-Siegel und andere Exportwaren sind in Mesopotamien bei Grabungen aufgefunden worden, wodurch erst die Möglichkeit zu einer genaueren Datierung der Harappa-Kultur gegeben wurde. Mindestens 30 Siegel indischer Herkunft sind bei Grabungen in Mesopotamien zutage gekommen, doch läßt sich nur etwa ein Dutzend davon nach den Fundumständen einigermaßen zuverlässig datieren. Nach allem, was besonders in Tell Asmar und Ur an indischem Import zutage gekommen ist, können wir die Zeit der Dynastie von Akkad, rund 2300—2200 v. Chr., als einen sicheren Ansatzpunkt für die Datierung der Harappa-Kultur ansehen. Was man für eine Ausdehnung der Harappa-Kultur in die vorakkadische Zeit an Beweisen beibringen kann, ist im ganzen wenig, doch dürfte ihr Beginn im mittleren Abschnitt der altsumerischen Zeit liegen, d. h. um 2500 v. Chr. Das Ende der Harappa-Kultur rückt nach Siegelfunden mit Sicherheit in den Anfang des 2. Jahrtausends hinein. Nehmen wir 2500 als Ausgangspunkt, so haben wir damit einen Zeitraum, der ungefähr der aus der Schichtenfolge geschätzten Dauer der Harappa-Kultur von 800—1000 Jahren entspricht, nämlich 2500—1700 oder 1500 v. Chr.

In die weiten indischen Lande mit einer so bedeutenden Vergangenheit stoßen die verhältnismäßig urwüchsigen arischen Volksstämme hinein. Der Zeitpunkt dieses Ereignisses, die Mitte des 2. Jahrtausends v. Chr., läßt sich aus den Bewegungen ihrer Stammverwandten im vorderen Orient erschließen, da der arische Einbruch nach Indien nur Teil einer großen Bewegung arischer Völker ist, die wahrscheinlich im frühen 2. Jahrtausend v. Chr. beginnt, als sich die Arier in Osteuropa von den übrigen Indogermanen ablösen. Von der unteren Wolga aus sind sie entweder über den Kaukasus und Armenien nach Osten gezogen oder sie haben den näheren und wahrscheinlicheren Weg durch Transkaspien benutzt, der sie unmittelbar nach Iran gebracht hätte. Von Iran mögen die seit dem 16. Jahrhundert v. Chr. spürbaren Vorstöße arischer Stämme und Abenteurer nach Mesopotamien und Syrien ausgehen, welche in der

Reichsgründung der Mitanni im 15. Jahrhundert v. Chr. ihren Höhepunkt finden. Die bei den Mitanni vorkommenden arischen Königsnamen und die arischen Rennsportausdrücke im Pferdedressurbuch des Kikkuli, das in Boghasköi gefunden wurde, beweisen den starken arischen Einschlag im Adel des Landes. Ein am gleichen Ort gefundener Staatsvertrag zwischen einem Hethiterkönig und einem Fürsten der Mitanni bringt am Schluß eine Aufzählung der Schwurgötter beider vertragschließenden Länder, darunter die aus dem Rigveda, dem ältesten religiösen Text des arischen Indiens, wohlbekannten Götternamen Mitra, Varuna, Indra und Nasatya. Wohin sie kommen, bringen die Arier ihre fortschrittlichen Waffen, den Reflexbogen und die eiserne Streitaxt, vor allem aber den Streitwagen und die davon unzertrennliche hochentwickelte Pferdezucht mit. Für die Zugehörigkeit des arischen Adels der Mitanni und der Indo-Arier zum gleichen Volkstum spricht die beiden gemeinsame Vorliebe für das Wagenrennen. In einem Liede des Rigveda werden dem Streitwagen geradezu göttliche Ehren erwiesen. Alle bedeutenden Götter des vedischen Pantheons fahren in Wagen, die teilweise, in besonderer Steigerung, mit Flügelrossen bespannt sind.

Die mannigfachen Versuche, durch Entzifferung der Schrift auf den Siegeln und durch Deutung ihrer Sprache Klarheit über das Volkstum der Schöpfer der Harappa-Kultur zu gewinnen, haben — ohne zu überzeugen — zu verschiedenen Thesen geführt. Man hat die Sprache für sumerisch (Wadell), dravidisch (Heras), indo-europäisch (Hrozny) erklärt. Auch die indo-arische These fehlt nicht, obwohl die ungeheure Kluft zwischen der materiellen Kultur der Industalbewohner und der der Arier sie auszuschließen scheint. Dem hochzivilisierten Großstadtmenschen der Harappa-Kultur steht auf der vedischen Seite ja ein tatenfrohes Viehzüchter- und Bauernvolk gegenüber, das in dem von Äckern und Weideland umgebenen Dorf seine Lebensform hat. Die Gehöfte bestehen aus Wohnhäusern und Viehställen in Holzbauweise. Wir hören von Strebepfeilern, Stütz- und Deckenbalken; lange Bambusstäbe bilden als Sparren das hohe Dach. Die Wände füllt man mit gebündeltem Stroh oder Rohr. Ziegelbauten von der Art der Industal-Großstädte kennt der vedische Mensch nicht. Nichts spricht für Handel mit fernen Ländern. Dem arischen Dorfbewohner, der durch Ackerbau und Viehzucht den Lebensunterhalt gewinnt, geht das Wohlergehen des Viehs dem der Familie und der Dienerschaft vor; fast immer wird in den Bitten um Gesundheit das Vieh an erster Stelle genannt, dann erst folgt der

Mensch. Reichtum an Herdenvieh, vor allem Kühen, ist die Sehnsucht eines jeden und der Wunsch vieler Gebete.

Das Erscheinungsbild ist bei beiden Völkern ganz abweichend. Der vedische Inder trägt das Haupthaar in Flechten oder befestigt es in gedrehtem Knoten auf dem Scheitel; der Städter der Harappa-Kultur dagegen hält es, sorgfältig gekämmt und frisiert, durch ein Band eng am Kopfe fest. Die Kleidung des Ariers besteht aus Wolle, während man im Bereich der Harappa-Kultur zum ersten Male in der Welt die Baumwolle in Gebrauch nimmt. Der Arier verwendet Panzer und Helme aus glänzendem Metall. Er hat viel entwickeltere Kriegsgeräte als die Industalmenschen, deren kriegerische Fertigkeiten weniger bedeutend gewesen zu sein scheinen. Streitaxt, Pfeil und Bogen, Kugelbogen oder Kugelschleudern sind bei ihnen bekannt. Verteidigungsmittel wie Schilde, Panzer, Helme sind jedoch nicht gefunden worden, höchstens könnte es Schilde aus Flechtwerk oder ähnlichem unbeständigem Material gegeben haben.

Selbst die Umwelt zeigt Gegensätzlichkeiten. Dem vedischen — offenbar in Indien noch nicht heimisch gewordenen — Arier sind die für das Land so charakteristischen Tiere wie Elefant, Tiger, Nashorn (erst in jüngster Zeit ausgestorben) fremd. Der Elefant, der durch seinen Rüssel auffiel, wird im Rigveda nur an zwei Stellen erwähnt, und zwar gleichsam als Kuriosum, als „Tier mit der Hand“; der Tiger bleibt völlig ungenannt. Dagegen setzt die meisterliche Wiedergabe der erwähnten Tiere auf den Siegeln der Harappa-Kultur hohe Vertrautheit mit ihnen voraus. Löwe und Pferd, die in der arischen Kultur eine so große Rolle spielen, sind andererseits in Harappa nicht bekannt. Im ganzen tut sich eine ungeheure Kluft zwischen beiden Kulturen auf.

Können die Indo-Arier also unmöglich mit den Trägern der Harappa-Kultur identisch sein, so liegt es nahe, in ihnen die Zerstörer und Vernichter jener alten Kultur zu sehen. Einiges spricht dafür. So werden die Voreinwohner, mit denen die Indo-Arier zu kämpfen haben, an zwei Stellen des Rigveda als „Phallus-Verehrer“ geschmäht. Ihre Niederlassungen nennt der alte Text häufig *pur* „Burg“ oder „fester Platz“, später ein gewöhnliches Wort für „Stadt“ (vgl. griech. *πόλις*). Als Stadtbewohner haben wir die Industalbewohner kennengelernt, und die Burgen der Arier-Gegner, die in den vedischen Texten ausdrücklich als „groß“, „weit“ und „fest“ charakterisiert werden, können nach Aufdeckung von Befestigungsanlagen aus der Harappa-Zeit nicht mehr als Phantasieprodukte abgetan werden. Indra, der Hauptgott der Indo-Arier, wird von

seinen Schützlingen als der große „Burgen-Brecher“ (*purandara*) angerufen, der ihnen im Kampf voranstürmt.

Bei neueren Grabungen in Harappa sind zwei Begräbnisplätze gefunden worden, der eine, ältere, mit Erdbestattung ähnlich der in der sumerisch-akkadischen Kultur. Die Toten sind dort in ausgestreckter Lage beigesetzt, gelegentlich mit Sarg oder in ein Grabtuch aus Schilfrohr gehüllt und mit dem Kopfende nach Norden orientiert. Am Kopfende umgeben den Toten Grabbeigaben in wechselnder Zahl, wohl bis zu zwanzig Tongefäße, alles typische Harappa-Ware, welche die Toten als Träger der Harappa-Stadtkultur ausweist. Die obere Schicht des anderen, jüngeren Friedhofs (H 1), nur knapp einen Meter unter der Oberfläche liegend, enthielt große Urnen mit Knochen von Leichen, die vor der Beisetzung offenbar nicht verbrannt, sondern durch Tiere entfleischt worden waren, was an zoroastrische Bräuche erinnert. Es ist die Frage aufgeworfen worden, ob diese Kultur des Friedhofs H, die ihre Toten so eigentümlich bestattet und eine andersartige Töpferei benutzt, als Zeugnis der arischen Einwanderung anzusehen ist. Sicherheit darüber haben wir noch nicht. Die anthropologische Untersuchung ist noch nicht abgeschlossen. Frühere Skelettfunde in Mohenjo-daro haben gezeigt, daß die dortige Bevölkerung rassisch recht verschieden zusammengesetzt war. Vier Rassentypen, die noch in der heutigen Bevölkerung vertreten sind, in der Mehrzahl Langschädel (Mediterrane und Weddide), daneben Kurzköpfe (Alpine) und Mongoloide wurden festgestellt.

Die frühgeschichtlichen Forschungen, die sich auch auf Beluchistan erstreckt haben, entwerfen ein kompliziertes Bild einer ganzen Reihe verschiedener Kulturen überwiegend mit *B u n t k e r a m i k*. Mindestens vier sind allein im Indusgebiet feststellbar, von denen die Harappa-Kultur nur die eine, allerdings die ungleich bedeutsamste ist. Die *A m r i*-Kultur, älter als Harappa, etwa um 3000 oder 2800 v. Chr. anzusetzen, verwendet eine gelbliche Töpferware, die schwarz und rot bemalt ist. Die Häuser bestehen aus Stein oder aus luftgetrockneten Ziegeln auf Steinfundamenten. Jünger als Harappa sind die Jhukar- und Jhangar-Kulturen, die in Chanhu-daro drei Schichten der Harappa-Kultur überlagern. Zu der jüngsten, der J h a n g a r-Kultur, fehlen Analogien. Sie wird durch eine graue oder dunkle, handgefertigte Töpferei mit polierter Oberfläche und gelegentlich eingeritzten Ornamenten charakterisiert. Die darunter, unmittelbar über den Harappa-Schichten lagernde J h u k a r-Kultur hat eine polychrome Töpferei: schwarze und rote Bemalung auf gelblichem

oder rosafarbenem Grund. Man braucht auch Siegel, doch zeigen sie viel einfachere, meist geometrische Muster. Einige Kleinfunde sollen Parallelen in der jüngsten Schicht von Anau in Westturkistan und Hissar (Iran) haben, während die Keramik von der dortigen ganz verschieden ist. Man hat darum auf eine ziemlich homogene Kultur halbnomadisch lebender Stämme schließen wollen, welche auf einer Wanderung nach dem Osten in der ersten Hälfte des 2. Jahrtausends v. Chr. die jeweilige lokale Töpferei übernommen hätten. Auch hier taucht die Frage auf, wie weit in ihren Trägern Sprecher arischer Zungen zu vermuten sind.

Jedenfalls beherbergt Indien zur Zeit der indo-arischen Eroberung bereits eine mehrrassige Bevölkerung verschiedener Kulturstufen, deren Herausbildung weit in die Vorgeschichte zurückreicht und das Land noch heute zu einem Museum der Völkerkunde macht. Die Arier betonen ihre somatischen Unterschiede von den Eingeborenen, die sie als „von dunkler Haut“ und „nasenlos“ charakterisieren und nennen sich im Gegensatz zu den Vorbewohnern „Arya“, was ursprünglich vielleicht „gastfrei“ bedeutete und den Angehörigen des eigenen Volkes bezeichnete, gegenüber dem Dasyu oder Dasa, dem fremdrassigen Feinde. Später wandelte Arya seine Bedeutung in „Edler“, während Dasa zu „Sklave, Diener“ wurde. Die reichlich allgemeinen Angaben des Rigveda genügen nicht, die Identität der Dasas mit irgendeiner Gruppe unter der Indusaltbevölkerung sicherzustellen; nur weitere Grabungen können diese hochwichtigen Fragen einer Klärung zuführen.

2. Ausbildung und Ausbreitung der indo-arischen Kultur in Nordindien

Der Veda, das heilige, geoffenbarte „Wissen“, enthält die ehrwürdige Tradition der Brahmanen, unsere älteste und am besten verwertbare Quelle für die Kenntnis des frühen arischen Indiens. Er umfaßt eine umfangreiche Textmasse religiöser Natur, die in Priesterschulen als sorgsam gehütetes Geistesgut voll magischer Kräfte vom Vater auf den Sohn und vom Lehrer auf den Schüler über Jahrtausende hinweg in mündlicher Weitergabe vererbt wurde: eine gewaltige Gedächtnisleistung, durch die eine ungeheure Textmenge mit genauen Akzenten und ohne die geringste Veränderung bis in die neueste Zeit mündlich überliefert worden ist. Die von den Semiten entlehnte Schrift dürfte in achämenidischer Zeit zuerst angewandt worden sein. Handschriften heiliger Texte wurden erst spät hergestellt.

Der Veda setzt sich aus vier großen Sammlungen (*saṃhitā*) zusammen. An der Spitze steht der *Riḡveda* (*ṛgveda*), unsere Hauptquelle für die älteste Zeit, eine Sammlung von 1028 Hymnen zum Preise der Götter. Nach ihm bildet den Mittelpunkt der alten vedischen Religion eine unpersönliche höchste Macht, die in Verborgenheit den gesamten Weltablauf regelt. Es ist das *Rita* (*ṛta*), die Wahrheit, ein Begriff, der auch im altiranischen Avesta als *Asha* (*asa*) eine große Rolle spielt und vielfach mit „heilige Ordnung“ übersetzt wird. Das *Rita* wird nicht verehrt und ist nie personifiziert worden, doch hat man es als kosmische Potenz aufgefaßt und in den himmlischen Wassern auf dem Rücken des Himmelsgewölbes lokalisiert. Dort thront es unnahbar, in ewiger Klarheit.

Dieser unpersönlichen Macht stehen zahlreiche Göttergestalten gegenüber, die zum Teil Repräsentanten der hinter den Naturerscheinungen wirkenden Kräfte sind, wie *Ushas*, die Morgenröte, ein entgegenkommendes Weib, geschmückt mit allen Reizen einer Verführerin, oder *Surya*, der Sonnengott, ein Jüngling, der auf einem mit Flügelrossen bespannten Wagen den Himmel durchfährt, wobei der Gedanke an den am Himmel sichtbaren Sonnenball aber stets mitschwingt, und *Agni* (lat. *ignis*), der Feuergott. Andere Götter tragen viel persönlichere Züge. Dazu gehört vor allem der Lieblingsgott des vedischen Inders, der gewaltige blonde Recke und Kraftkerl *Indra*, der auf seinem mit falben Rossen bespannten Wagen an der Spitze der *Maruts*, der Sturmgötter, dahinjagt und die Dämonen, die Feinde der Götter, aber auch die dunkelhäutigen Eingeborenen, die Gegner seiner irdischen Schützlinge, vernichtet. Er ist ein Riese von gewaltigem Appetit, der hundert Büffel frühstückt und dazu den *Soma*-Trank seenweise trinkt. Im Rausch verrichtet er seine Heldentaten. Die größte ist die Tötung des Dämonen *Vritra*, durch die er eine Art Schöpfergott wird; denn *Vritra* ist ein furchtbarer Drache, der in der Urzeit die himmlischen Wasser verschluckt hat oder sie umlagert hält. Mit dem Freiwerden des Wassers, das nun aus dem himmlischen Born auf die Erde herabströmen kann, beginnt alles Leben, entwickeln sich Pflanzen und Tiere.

Außer diesen populären Gestalten kennt der vedische Inder noch eine Anzahl von Gottheiten abstrakter Natur, denen jedes physische Substrat fehlt, darunter den Gott *Savitar*, den „Erreger“ oder „Antreiber“, wie der Name besagt. Er treibt am Morgen die Menschen zum Tagewerk und gebietet ihnen Feierabend zur Nacht. Abstrakte Gottheiten sind vor allem die sechs *Adityas*, die Söhne der *Aditi*, deren Wesen meist schon im Namen zum Ausdruck kommt, wie

Bhaga „Glück, Segen“, Ansha „Anteil“ oder Daksha „Geschicklichkeit, Klugheit“. Zu ihnen gehören Mitra, der Vertragsgott, und Varuna, der Eidgott, neben Indra die bedeutendste Gestalt des vedischen Pantheons. Er ist der Wächter jener genannten unpersönlichen, höchsten Macht, des Rita, der Wahrheit. Wer gegen die Wahrheit fehlt, wer einen Eid bricht, den verfolgt Varuna, unerbittlich jede, selbst die im Traum gesprochene Lüge bestrafend. Ihm gegenüber fühlt sich sogar der Priester klein und erschauert in Ehrfurcht.

Die vedischen Götter sind, wenn man ihnen rechtschaffen dient, Freunde der Menschen. Sie bewegen sich frei im Universum; kein bestimmter Ort ist ihre Wohnung, kein Bild stellt sie dar; jeder Platz, wohin der Beter oder Opferer sie ruft, wird ihre Kultstätte. Opferplatz, Vedi genannt, kann jeder saubere Platz in oder nahe dem Hause des Opferversanalters sein. Die Vedi wird sorgfältig mit buttergetränktem Opfergras (*barhis*) bestreut; in ihrer Mitte liegen die Steine oder Geräte zur Somapressung, mit denen man aus den Stengeln der Somapflanze (wilder Rhabarber?) einen Saft gewinnt, der zu dem stärkenden Rauschtrank der Götter vergoren wird. Davor entzündet man das heilige Feuer, das auf zeremonielle Weise aus zwei aufeinanderstehenden Reibhölzern erquirlt und dreimal täglich durch Hineingießen von zerlassener Butter genährt wird. Die Entzündung des Opferfeuers, sein Unterhalt und die Darbringung von Opfergaben, wie Milch, Korn und Gebäck, zu denen bei besonderer Gelegenheit auch tierische Schlachtopfer kommen, nebst der feierlichen Bereitung des Somatranks sind die Hauptbestandteile der vedischen Zeremonien; sie sind begleitet von Rezitationen von Hymnen und Sprüchen, die je nach der Gelegenheit und der Gottheit, der das Opfer zugedacht ist, wechseln. Man verehrt also unsichtbare Gottheiten im Hause oder in freier Natur durch Gaben, die ihnen durch das Opferfeuer unter feierlicher Rezitation zugeleitet werden. Die Menschen erwarten für ihre Opfer und Preisgesänge Gegengaben durch Erfüllung irdischer Wünsche oder in Gestalt paradiesischer Freuden in himmlischen Welten, wohin die fröhlichen Zechgelage Yamas, des Totenkönigs, locken.

Die zweite große Sammlung des Veda, der Samaveda, enthält Melodien (*sāman*) zu ausgewählten Hymnen des Rigveda und stellt damit eine Ergänzung zum Rigveda dar. Die dritte, der Yajurveda, besteht aus Opfersprüchen und Anweisungen zum Opfervollzug für die Priester, und die vierte, der Atharvaveda, ist ein Textbuch von Zaubersprüchen und Sprüchen stark volkstümlicher Prägung.

An jede der genannten vier Sammlungen schließen sich Erläuterungstexte an, sogenannte *Brahmanas*: theologische Betrachtungen und Spekulationen über das Opfer, seinen Vollzug und seine Bedeutung. Sie führen uns in eine spätere Zeit, die jungvedische Periode. In ihnen wird den einfachen, diesseitig gerichteten Wünschen der ältesten Zeit gegenüber ein Zug zum Mystisch-Magischen spürbar und ein Zurücktreten der Götter zugunsten geheimnisvoller Kräfte des Opfers, des Gebetes, der Formeln und der Kasteiung (*tapas*). Das Opfer und was damit zusammenhängt, verdrängt die Götter aus ihrer alten, selbstherrlichen Stellung. Es wird Selbstzweck und ein gewaltiges magisches Machtmittel in der Hand der kundigen Brahmanen. Von zeremoniellen Handlungen und Gebetsformeln wie durch Zauber getrieben, müssen die Götter nach Wunsch der Opferspezialisten handeln. Das dabei angewandte Ritual, vergleichbar den Formeln des heutigen Naturwissenschaftlers, ist eine komplizierte Wissenschaft, bei richtigem Gebrauch wirksam wie ein Naturgesetz. Mit der Zeit wird in diese Kunst eine ständig weiter getriebene Symbolik hineingeheimnist, die der Priester kennen muß, um sein Opfer erfolgreich zu gestalten. So setzt ein Suchen nach Symbolen und ein Grübeln über verborgene Zusammenhänge ein, dessen Resultat Oldenberg eine „vorwissenschaftliche Wissenschaft“ genannt hat. Die neuen Gedanken werden als tiefe, kaum auszusprechende Geheimnisse gehütet und nur bevorzugten Schülern in Weihstunden weitergegeben.

Die *Brahmanas* wiederum haben Anhänge oder Einschübe: die *Aranyakas*, d. h. Waldtexte, die zum Studium in der Waldeinsamkeit oder in Einsiedeleien bestimmt waren. An ihrem Ende befinden sich die *Upanishads* oder Geheimlehren, welche die Spekulationen der *Brahmanas* fortsetzen und nicht selten kühne Gedanken über das Wesen des Universums, des Menschen und ihres gegenseitigen Verhältnisses zum Ausdruck bringen. Nachdem sich schon in jüngeren Teilen des *Rigveda* die Frage nach dem Schöpfer oder dem Urgrund aller Dinge aufgedrängt hat und man unsicher und umschreibend gewagt hat, mit Namen wie *Vishvakarman* „Allschöpfer“ oder *Prajapati* „Herr der Geschöpfe“ den „großen Einen“ zu benennen, dem auch die Götter das Dasein verdanken, steigt nun aus einem langsamen, immer wieder neu und von anderen Seiten ausgehenden Tasten, unwittert von tiefstem Geheimnis und einer mytischen Stimmung, das Gebet oder Zauberlied — man vergleiche den Begriff des *Logos* — unter dem Namen *Brahman* zum höchsten kosmischen Prinzip auf. Sehr bald kommt man dazu, diesem

allumfassenden Prinzip des Brahman den Mikrokosmos, das Selbst, den *Atman*, gegenüberzustellen und nach dem Verhältnis der beiden zueinander zu forschen. Makrokosmische und mikrokosmische Parallelen werden aufgestellt, indem man etwa Auge und Sonne in Zusammenhang bringt. Schließlich wird das große Wort von der Identität von Brahman und *Atman* gesprochen. Die grenzenlose, ewige, göttliche Macht, die sich in allen Wesen verkörpert, welche die Welten schafft, erhält und wieder in sich zurücknimmt, ist identisch mit demjenigen, was wir nach Abzug alles Äußerlichen als unser innerstes Wesen, als unser eigentliches Selbst, als die Seele in uns finden.

Die Fortsetzung und Vollendung der Brahmanas in den *Upanishads* bedeutet den Anbruch eines neuen Zeitalters im indischen Geistesleben; es ist eine Periode, in der sich die Haltung des Menschen zu den Problemen des Daseins grundlegend wandelt. Während sich das alte vedische Gedankengut allmählich zersetzt, bilden sich neue fundamentale Anschauungen heraus, die von der Mehrzahl der späteren indischen Religionen geteilt werden und darum für gemeinindisch gelten können: an erster Stelle der Glaube an ein ewiges Verklammertsein des Menschen in einem endlosen Kreislauf des Geborenwerdens und Sterbens, an eine Wiedergeburt oder Seelenwanderung; in diesem Kreislauf sind nicht nur die Menschen, sondern auch die Götter, Dämonen, Tiere und Höllenwesen einbezogen. Jedes Geschöpf durchläuft wechselnde Stationen eines befristeten Daseins voll Lust und Freude oder voll Angst und Qualen, ganz nach eigenem Verdienst; denn die Taten des vorausgegangenen Lebens bestimmen in ihrem sittlichen Wert das mehr oder minder erfreuliche Los des folgenden. Die Welt ist ein unaufhörlicher Prozeß, ein Auf und Ab unter der unmittelbaren Wirkung verborgener sittlicher Kräfte und einer ausgleichenden Gerechtigkeit, die in dem Begriff des *Karma*, der fortwirkenden Tat, ihren Ausdruck findet. Jedes Wesen hat eigene Verantwortung für seinen künftigen Zustand und ist in der Lage, sich durch sittliches Tun zu vervollkommen. Es kann allmählich zu hohen Daseinsformen aufsteigen, aber ebensogut auch wieder absinken.

Entscheidend ist nun, daß die auf den ersten Blick vielleicht tröstlich erscheinende Aussicht auf ein neues und immer wieder neues Leben dem Inder, im Hinblick auf das damit verbundene, in Indiens Natur besonders sinnfällige schnelle Sterben, nicht als erfreulich gilt. Die für die altvedische Zeit charakteristische unbekümmerte Lebensfreude ist ihm abhanden gekommen; die Hitze hat ihn erschlaft

und der Träumerei und dem Weltschmerz preisgegeben. Bei dem Gedanken, daß alles, sogar die Götter, der Vergänglichkeit unterworfen sind, wird er vom Optimisten zum Pessimisten, und es erwacht ihm der Wunsch, dem Wiederwerden in irgendeiner Weise zu entinnen, durch dieses oder jenes Mittel vom Dasein erlöst zu werden.

Der erste Weg dazu — er wird in den Upanishads gefunden — führt über die Erkenntnis der Wesensgleichheit von Atman und Brahman. Das intuitive Wissen um den wahren Zusammenhang von Mikrokosmos und Makrokosmos, die Vision, das Erlebnis ihrer Identität, löscht Verblendung und Leidenschaft, den Wahn von einem Ich und einem ihm gegenüberstehenden Nicht-Ich aus, bedeutet Erlösung durch das beglückende Aufgehen des eigenen Ichs im leid- und todenthobenen großen Brahman.

Die vorhin umrissene weitschichtige Textmasse der geoffenbarten vedischen Literatur (*śruti*) hat zu ihrer Ausbildung viele Jahrhunderte benötigt und muß vor dem Aufkommen des Buddhismus im 6. Jahrhundert v. Chr. im wesentlichen abgeschlossen gewesen sein. Es heben sich darin deutlich ältere und jüngere Teile voneinander ab; ja sogar eine relative Chronologie der Textschichten läßt sich aufstellen. Nach sprachlichen und sachlichen Indizien unterscheidet man gewöhnlich eine *altvedische* Periode vor 1000 v. Chr. (älteste Teile des Rigveda) und eine *jungvedische* von etwa 1000—600 v. Chr., wobei der letzte Abschnitt noch gern in zwei Teile zerlegt wird, nämlich in die Periode der Mantras oder Sprüche (vedische Sammlungen mit Ausnahme der ältesten Teile des Rigveda) von etwa 1000—800 v. Chr. und die Periode der Brahmanas, Aranyakas und Upanishads von etwa 800—600 v. Chr.

Eine sehr auffallende Eigentümlichkeit der sich im Lande ausbreitenden arischen Kultur ist das *Übergewicht der Priesterschaft* gegenüber allen anderen Volksklassen: ein Dominieren des geistlichen Standes, das sich schon in sehr früher Zeit und vielleicht unter dem Eindruck vorarischer Einrichtungen auszubilden beginnt. Zwar steht schon bei den Kämpfen der arischen Einwanderer um die Inbesitznahme des Landes der Priester dem Krieger helfend zur Seite und unterstützt den Erfolg des Schwertes durch seine Zaubersprüche und Gesänge, mit denen er die Hilfe der Götter auf seine Schützlinge und Stammesgenossen herabfleht; aber erst, als die indo-arische Kultur im Lande Wurzeln schlägt und friedliche Zeiten kommen, tritt der schwertgewaltige Krieger hinter dem wortgewandten Priester weitgehend zurück. Ein erstes Zeichen dafür ist

ein junger Hymnus des Rigveda, das berühmte Purushasukta, welches bei einer Opferung des Purusha, des Urmenschen, aus dessen verschiedenen Gliedern vier Klassen von Menschen hervorgehen läßt und dabei mit den edleren Gliedern beginnt: Aus dem Haupt des Purusha entsteht der Brahmane oder Priester, aus seinen Armen der Kshatriya oder Krieger, aus seinen Hüften der Vaishya, der Angehörige der breiten Volksmasse der Bauern, Händler und Handwerker, und aus seinen Füßen der Shudra oder Diener. Der Vorrang der Priesterschaft beruht auf ihrer Mittlerstellung zwischen Menschen und Göttern, ihrer Unentbehrlichkeit für beide; denn die Götter werden der Opferspeise und des Rauschtrankes, die ihnen die Menschen spenden, für bedürftig gehalten. Der Priester allein vermag sie ihnen in der rechten Weise zu übermitteln; er ist auch im Besitz der Lieder und Sprüche, durch welche die Spenden erst wahren Wert und Würze erhalten. So steht er den Göttern gegenüber in einiger Machtvollkommenheit da und wahrt das Vorrecht des Verkehrs mit ihnen durch Ausbildung eines komplizierten, eingehende Schulung verlangenden Rituals. Durch die in solcher Weise erlangte hohe spirituelle Macht wird der Brahmane allmählich zum „Gott auf Erden“ und gewinnt fast uneingeschränkte Herrschaft über Gemüt und Lebensäußerungen der Laien, die er auch starken Reformbestrebungen gegenüber bis in die jüngste Zeit zu behaupten gewußt hat.

Obwohl Priestertum und damit Religion und Philosophie — beide oft untrennbar miteinander verbunden — das geistige Leben Indiens stärker beeinflußt haben als das irgendeines anderen Landes, darf man nicht glauben, der Inder habe sich um die profanen Dinge der Welt nicht gekümmert, sei ein stiller, nur in sich gekehrter Mensch gewesen, der stets in Träumereien und Andacht versunken vor Lotusblumen gekniet habe. Politische Ideen haben in Indien die gleiche bewegende Kraft gehabt wie im Abendland. Reiche entstehen und vergehen; die verschiedenen Staatsformen: Monarchie, Aristokratie, Republik lösen einander ab; Machtkämpfe entbrennen. Davon kündigt eine weltlich-höfische Überlieferung, die in den Kreisen des Kriegeradels zu Hause ist und bis in die vedische Zeit zurückreicht. An den fürstlichen Höfen muß es schon in sehr alter Zeit Barden (*sūta*) und professionelle Rezipitoren von Sagenstoffen gegeben haben, die den Ruhm der Kriegergeschlechter und die Heldentaten ihrer Patrone verkündeten. Ihre Werke umschloß als weltliche Erzeugnisse aber nicht der Nimbus der Offenbarung und Heiligkeit, weshalb sie ständig ergänzt und umgeformt werden konnten, und

dabei wirkte sich die starke Neigung des Inders zur Spekulation aus, die ihn auf dem Felde reinen Denkens und Theoretisierens, z. B. in Grammatik, Arithmetik, Algebra, Theorie der Politik, zu Meisterleistungen befähigt hat, ihm den Sinn für kritische und nüchterne Wirklichkeitsbeobachtung jedoch nahm. Bei sonst hochentwickelten Wissenschaften ist es im alten Indien daher zu keiner reflektierenden Geschichtsschreibung gekommen. Selbst der einfache Erlebnis- oder Beobachtungsbericht fehlt. Natürliches und Wirkliches mischt sich in der Schau des Inders mit Wunderbarem und Erfundenem. Noch Alberuni, ein muhammedanischer Gelehrter, der im 11. Jahrhundert ein Werk über Indien geschrieben hat, macht darin die treffende Bemerkung, die Hindus seien sehr sorglos bei der Berichterstattung über die chronologische Folge ihrer Könige und die historische Ordnung der Dinge. Wenn man Informationen von ihnen erhalten möchte, und sie wüßten nicht, was sie sagen sollen, so griffen sie unfehlbar zur Geschichtenerzählung. Schon im Rigveda findet sich dieser Zug, wo die alteingesessenen Gegner der erobernd vordringenden arischen Könige sich in Dämonen und Gegner der Götter verwandeln. Das Resultat ist die für den Geschichtsschreiber unerfreuliche Mischung reiner Sagenstoffe und historischer Überlieferung in den großen indischen Epen und in den Puranas oder „Berichten aus alter Zeit“, die uns in poetischem Gewande Überlieferungsgut teils mythologischen, teils historischen Inhalts, untermischt mit Betrachtungen aus den verschiedensten Wissenschaftsbereichen, geben. Die für uns wichtige „Geschichte der Königsgeschlechter“ (*vaṃśānu-carita*), eines der fünf Hauptthemen der Puranas, ist in den Rahmen einer konstruierten Weltalter-Chronologie gespannt und führt die Herrschergeschlechter bis auf Sonne und Mond und auf Manu, den Urvater der Menschheit, zurück. Die Berichte werden vom Barden einem Könige aus sagenhafter Vorzeit vorgetragen, und die nach unseren Begriffen historische Zeit fällt in ein erst bevorstehendes böses oder Kali-Zeitalter. Alle ihre Ereignisse — und die Puranas bringen Listen von Königsgeschlechtern bis in den Anfang des 4. Jahrhunderts n. Chr. — erscheinen im Rahmen dieser Illusion als Prophezeiungen für eine böse Zukunft. Ähnliche Prophezeiungen enthält der Arya-Manjushri-Mulakalpa, eine späte buddhistische Quelle. Hier prophezeit der Buddha, wie sich seine Lehre und Gemeinde in den Jahrhunderten nach seinem Tode entwickeln wird, und gibt beiläufig eine Geschichte der wichtigsten Dynastien bis in das 8. Jahrhundert n. Chr. Das ist indische Geschichtsbetrachtung.

Gelehrte wie Hoernle und Grierson haben auf Grund sprachlicher Indizien die ungesichert erscheinende Theorie von einer doppelten Einwanderung der Arier nach Indien aufgestellt. Sie nehmen an, daß ihr erster Einbruch als ein großangelegter Troßzug zu Wagen mit Weib und Kind, Herden und Hausrat, vielleicht durch das Kabultal in das nördliche Panjab erfolgte, wo man sich im eigenen Stammesverband und gesondert von der eingesessenen Bevölkerung niederließ und das Blut rein erhielt. Geraume Zeit nach dieser ersten Besiedlung soll sich eine Klimaänderung durch Austrocknung und Wüstenbildung im nordwestlichen Indien ereignet haben. Die indischen Siedlungen der Arier seien dadurch von denen ihrer iranischen Stammesverwandten getrennt worden. Der Wüstengürtel wurde nach dieser Ansicht hinfort nur von kriegerischen, an Strapazen gewöhnten, schnell reisenden Gruppen von Männern durchquert, die bei ihrer Niederlassung weiter im Osten zur Vermischung mit der ansässigen Bevölkerung gezwungen waren. In der Folge würde das übliche Schicksal erobernder Hirtenstämme, die sich über eine Agrarbevölkerung legen, auch für die Arier eingetreten sein: als Führungs- und Herrschicht in den Unterworfenen oder Kolonisierten aufzugehen. In ihrem Falle bleibt die geistige Schwungkraft allerdings so stark, daß sie die arische Sprache und andere ihrer Kulturgüter weithin in die durchdrungenen Gebiete übertragen. In Gegenwirkung wird allerdings auch ihre Kultur fortschreitend mit ursprünglich fremden Bestandteilen durchsetzt, und der Schwerpunkt der Ereignisse rückt langsam, aber ganz deutlich, von West nach Ost, aus stärker arisch in schwächer arisch besiedelte Gebiete, wie die folgende Erörterung deutlich machen wird.

Schauplatz der altvedischen Ereignisse ist das Fünfstromland (Nordwestindien) mit den Grenzflüssen Kubha (Kabul), Suvastu (Swat), Krumu (Kurram), Gomati (Gumal) im Westen und das sich im Osten anschließende Gebiet um den für besonders heilig gehaltenen Stromlauf der Sarasvati (heute Sarsuti). Zur Zeit des 7. Buches des Rigveda bilden die östlichen Teile dieses Gebiets, also die um die Sarasvati, welche im Gesetzbuch des Manu „das heilige Land“ (*Brahmāvarta*) heißen, den Wohnbereich des Völkerstammes der Bharatas, an deren Spitze der Tritsu-König Sudas steht. Erbittert sind die Kämpfe mit den Voreinwohnern, von denen uns die Lieder künden, doch gehen bereits Streitigkeiten der Arier untereinander nebenher. Sudas, dessen Vater Divodasa, „Himmelsdiener“, im Rigveda ebenfalls hervortritt, ist der Held einer großen Auseinandersetzung unter den arischen Stämmen im Westen und

Osten. Er verteidigt sein Land in der vielbehandelten „Zehnkönigschlacht“ (*daśarājñā*) gegen eine Konföderation seiner nordwestlichen Nachbarn, die von Purodasa, dem König der Turvashas, geführt wird. Fünf verbündete Stämme des Fünfstromlandes, die Anus, Druhyus, Turvashas, Yadus und Purus, mit fünf Hilfsvölkern hauptsächlich aus den westlichen und südlichen Grenzgebieten des Panjab, ziehen gegen Sudas mit Übermacht heran, werden aber von ihm an der Parushni (heute Ravi) völlig geschlagen. Die Könige der Anus und Druhyus mit ihren Truppen werden gegen den Strom abgedrängt und ertrinken. Viele Tausende kommen um. Die Besitzungen der Anus werden annektiert. Zu anderer Zeit kämpft Sudas im Osten seiner Ländereien gegen einen Barbarenkönig namens Bheda, der die vielleicht totemistisch organisierten Stämme der Ajas (Ziegen), Shigrus (Rettiche) u. a. beherrscht. Sudas siegt in einer Schlacht am Ufer der Yamuna (Jamna), bei der „die Enden der Erde sich verdunkeln und der Kampflärm zum Himmel aufsteigt“.

Zu Beginn der jungvedischen Periode ist der Schwerpunkt schon leicht nach Osten verrückt und umschließt neben dem „heiligen Land“ an der Sarasvatī auch das „Zweistromland“ zwischen den Oberläufen der Yamuna und der Ganga. Das Panjab spielt eine geringere Rolle, ja, es scheint, als ob in den Grenzbereich halbbarbarische Stämme von üblem Leumund nachgerückt seien. So ist es zu verstehen, daß in einem Beschwörungsliede des Atharvaveda der Fieberdämon, der eine Kranke quält, wiederholt aufgefordert wird, sich hinwegzubegeben, weit weg in den Nordwesten, zu den Bahlikas (Baktriern), den Mujavant (einem Gebirgstamm) oder Gandharis (im heutigen afghanischen Grenzgebiet). Dasselbe Lied ist auch für die Beurteilung der Ausdehnung der arischen Zivilisation nach Osten von Wert; denn neben den Stämmen des Nordwestens werden im gleichen Sinne als Völker östlich der Kulturgrenze die Magadhas (Süd-Bihar) und ihre östlichen Nachbarn, die Angas, genannt.

Im ganzen hat sich der Gesichtskreis in jungvedischer Zeit erheblich geweitet. In der Ebene nördlich des heutigen Delhi, dem Kurukshetra, sitzen um diese Zeit (1000 v. Chr. oder etwas später) als bedeutendstes Volk die Kurus, deren Könige sich von den Bharatas und den in der Rigvedaschlacht als deren Gegner erscheinenden Purus ableiten. Man vermutet daher, daß die beiden alten Völker, deren Namen verschwinden, sich zu den Kurus vereinigt und verschmolzen haben. Ihre südöstlichen Nachbarn auf der Höhe von

Delhi und Mathura am Oberlauf der Ganga und Yamuna sind die mit den Kurus vielfach in enger Verbindung genannten Panchalas. Beide Gebiete werden als „Mittelland“ (*madhyadeśa*) zusammengefaßt und sind der Sitz höchster brahmanischer Kultur. Die Priester stehen in Ansehen und sind weit berühmt durch ihre Gelehrsamkeit. Die großen Erklärungstexte zum Opferritual, die Brahmanas, vermutet man hier entstanden, wo Riten und Opfer streng in der gehörigen Form vollzogen werden und eine sehr reine Form der Sprache gesprochen wird.

Östlich vom „Mittellande“ liegen die Reiche Kosala (heute Audh) und Videha (Nord-Bihar), in welche die vedische Zivilisation aus Madhyadesha weitergetragen wurde. Die Sadanira, ein Strom, der mit der heutigen Gandaki identifiziert wird, bildet die Grenze zwischen beiden Reichen. — Videha wurde der vedischen Zivilisation später als das westlichere Kosala erschlossen. Kolonisator war Mathava Videgha, dessen Name eine altertümliche Form des Landesnamens gibt.

Berühmt ist König Janaka von Videha, eine populäre Gestalt des Shatapathabrahmana und der Brihadaranyaka-Upanishad. Janaka lebt in jener großen Zeit Indiens, da man des überkomplizierten Opferwesens und der Ritualvorschriften in weiten Kreisen überdrüssig geworden ist und ein Streben, neue Aufschlüsse zu erhalten und zu den letzten Wahrheiten vorzudringen, auch die Stände außerhalb der Brahmanen, besonders den Adel, erfaßt hat. Janaka, sprichwörtlich für seine Freigebigkeit, nimmt am geistigen Ringen seiner Zeit lebhaften Anteil. Eines Tages findet an seinem Hofe ein großes Redeturnier unter den Brahmanen von weit und breit statt. Der weise Yajnavalkya, Janakas besonderer Schützling, dem Indien tiefe Einsichten in das Schicksal des Menschen nach dem Tode, über die Identität des eigenen Ichs mit dem Weltprinzip usw. verdankt, siegt als Vertreter des Ostens über die Brahmanen des Westens, aus dem Lande der Kuru-Panchalas, wo die großen Autoritäten der Opferwissenschaft zu Hause sind.

Etwas südlich der Reiche von Kosala und Videha liegt das Land Kashi (Benares), das zu Videha und Kosala enge politische Beziehungen gehabt zu haben scheint. Auch hier hören wir zur Zeit der älteren Upanishads von einem geistig bedeutenden Herrscher, der den stolzen Brahmanen Gargya, der nicht in der Lage ist, ihm das Brahman zur Zufriedenheit zu erklären, durch überlegenes Wissen demütigt. Derartigen Beispielen ist zu entnehmen, daß der Osten des damaligen brahmanischen Kulturbereichs fortschrittlicher

gesinnt war als der konservative Westen mit den orthodoxen Kreisen der brahmanischen Ritualisten.

Das solchermaßen aus der jungvedischen religiösen Literatur in Umrissen hervortretende Geschichtsbild findet durch die in den indischen Epen — mehr dem Mahabharata als dem viel sagenhafteren Ramayana — enthaltene Tradition der Bardens eine Art Ausmalung. Das Zeitalter des Ritualismus und der allmählichen Auflehnung dagegen erscheint vom Epos her gesehen gleichzeitig als ein indisches Heldenzeitalter, dem homerischen der Griechen vergleichbar. Im Mahabharata tobt ein Kampf zwischen zwei großen Geschlechtern um das Reich der Kurus im Westen der vedischen Zivilisation. Man setzt ihn wohl zwischen 1000 und 800 v. Chr. an. In seiner Schilderung steckt zweifellos ein geschichtlicher Kern, wenngleich im einzelnen kaum entschieden werden kann, was man als historische Reminiszenz und was man als reine Sage und Erfindung werten soll, da die heutige Textform des Epos, selbst in ihren ältesten Teilen, über ein halbes Jahrtausend jünger und priesterlich überarbeitet ist. Trotz dieser Einschränkung muß der geschilderte Krieg als einer der entscheidenden Wendepunkte der indischen Geschichte angesehen werden, und er hat das indische Denken ebenso nachhaltig wie der trojanische Krieg das mittelalterliche Europa beschäftigt. Der schicksalhafte Kampf geht um die Herrschaft im „Mittellande“, die das alte Geschlecht der Abkömmlinge des Kuru, die Kauravas, zum Schluß an die Pandavas, die Söhne Pandus, verliert. Das Epos in seiner heutigen Form läßt den Konflikt als einen unter Verwandten erscheinen. Die fünf Pandavas sind die echten Vettern der Kauravas und haben einen legitimen Herrschaftsanspruch. Ihre Residenz ist Indraprastha nahe Delhi, während die Kauravas in Hastinapura, etwa 100 km nördlich davon, ihren Sitz haben. Die Kauravas sind das ältere Geschlecht mit einer stolzen Tradition, und ihr Führer Duryodhana verträgt es nicht, von den Pandavas, seinen Vettern, bei einem Besuch in Indraprastha wegen seiner Schwerfälligkeit lächerlich gemacht zu werden. Es kommen aber viele andere Dinge dazu, die die Kauravas zu dem Versuch veranlassen, sich ihrer Beleidiger und Konkurrenten zu entledigen. Gegen den Wunsch des alten, blinden Kurukönigs Dhritarashtra, der sich seinen Söhnen gegenüber nicht durchsetzen kann, werden die Pandavas zu einem Besuch nach Hastinapura eingeladen, wo man sie in dem damaligen Gesellschaftsspiel des Adels, dem Würfeln, überlistet. Nach zwei verlorenen Spielen müssen die Pandavas für dreizehn Jahre in den Wald in die Verbannung ziehen. Während

dieser Zeit annektieren die Kauravas den Besitz der Pandavas und festigen ihre Herrschaft. Nach Ablauf der dreizehn Jahre treten beide Parteien in Friedensverhandlungen ein, suchen sich aber gleichzeitig für den Fall kriegerischer Auseinandersetzung nah und fern Bundesgenossen zu sichern. Der Gesichtskreis des Epos, der bei dieser Werbung von Verbündeten in Erscheinung tritt, ist bedeutend weiter als der der jungvedischen Periode. Auf seiten der Pandavas stehen die Völker des Ostens: Magadha, Kosala, Kashi, die des südlichen Teiles von Madhyadesha, darunter die Panchalas, denen die Pandavas durch Heirat verbunden sind, ferner die Matsyas, Yadus und Chedis westlich, südlich und südöstlich von Mathura. Die Kauravas dagegen haben das Fünfstromgebiet, überhaupt den ganzen Nordwesten und auch Sind auf ihrer Seite, und sie finden außerdem Bundesgenossen in weiter Ferne, wie den König des Dekkhans im Süden und die Andhras im Südwesten, deren Gebiete außerhalb des jungvedischen Gesichtskreises liegen. Ungefähr alle Völker des alten Indien werden in den Streit verwickelt. Als sich die Verhandlungen zerschlagen, weil die Kauravas das Land, das sie sich angeeignet haben, nicht herausgeben wollen, kommt es zu einer großen, achtzehntägigen Schlacht auf dem Kurufelde, wo die Heere einander gegenüberstehen und, wie einst Griechen und Trojaner, mit Tapferkeit und List um den Sieg kämpfen, der schließlich von den Pandavas errungen wird.

Das Epos enthält in seiner heutigen Form zahlreiche Ungereimtheiten. Auffällig ist z. B., daß die Pandavas ihre Erfolge größtenteils durch Verrat und auf unritterliche Weise erringen, angestiftet durch ihren Freund und Berater, den später vergöttlichten Krishna, einen Häuptling aus dem Stamme der Yadus. Pandu bedeutet „weißlich-gelb“, den Ton der mongolischen Hautfarbe, und merkwürdig unarisch mutet auch das Zusammenleben der fünf Brüder in einem polyandrischen Verhältnis mit ihrer Frau, der Panchala-Prinzessin Krishna oder Draupadi, an. Es gemahnt daran, daß die Sitte der Polyandrie bis heute bei den Tibetern und anderen mongolischen Himalaya-völkern verbreitet ist. Man vermutet daher, daß die Pandu-Söhne eigentlich ein aus dem Norden gekommenes landfremdes Geschlecht waren, deren verwandtschaftliche Beziehung zu den Kuru-Abkömmlingen erst spätere Zweckerfindung gewesen wäre. Sie hätten mit den Völkern des Ostens und ihrem verschlagenen westlichen Verbündeten Krishna, dem „Schwarzen“, gegen die Kurus, die Vertreter der reinsten vedischen Kultur, gekämpft und den Sieg für sich errungen. Dies sind natürlich reine Vermutungen. Festzustehen

scheint allerdings, daß die Sympathie des ursprünglichen epischen Dichters dem tragischen Untergang des alten Heldengeschlechts der Kurus gegolten hat, auf deren Seite Recht und Tugend war, die jedoch vom Unglück verfolgt wurden. Spätere Überarbeiter haben die Pandavas dann reinzuwaschen und als die wahren Helden hinzustellen gesucht. Die Vergöttlichung Krishnas gehört nach allgemeinem Urteil einer jüngeren Schicht des Epos an.

Man könnte den großen Kampf, der das Kerngeschehen des Mahabharata bildet, also als eine Reaktion der nur oberflächlich arisierten Teile Indiens gegen die Vertreter des reinen Ariertums, nämlich die aus den Bharatas hervorgegangenen Kurus, auffassen. Der Ausgang der Schlacht auf dem Kurufelde hätte dann das Schicksal der altvedischen Kultur besiegelt, die nun entschiedener als zuvor unter den Einfluß vorarischer Vorstellungen geraten sein könnte.

3. Das Zeitalter des Buddha und Mahaviras

Beurteilt man die Kulturverhältnisse im alten Indien nach der vedischen Literatur allein, die als rein priesterliches Erzeugnis einen engen Gesichtskreis hat, so ergibt sich notwendig ein einseitiges und falsches Bild, das einer Korrektur vom Epos her dringend bedurfte. Vielgestaltiger werden unsere Quellen im 6. Jahrhundert v. Chr. durch das Aufkommen neuer Religionen mit eigener literarischer Überlieferung, die andere Seiten des indischen Kulturlebens ans Licht treten lassen. Der starre, veräußerlichende Ritualismus des Priestertums, der für die Brahmana-Periode charakteristisch ist, wird nun völlig überwunden.

Zwar regen sich Gegenkräfte gegen die Überheblichkeit des Priestertums, wie wir festgestellt haben, bereits in der Zeit der älteren Upanishads, vor allem im jungkolonisierten Osten: Sprecher aus den Kreisen des Adels, die von dem Wunsche erfüllt sind, die Rätsel des Daseins auf neuen Wegen zu lösen, setzen in lebhaften Diskussionen hier und da die Brahmanen in Verlegenheit oder übertreffen sie gar im Wissen um das Wesen der letzten Dinge. Die Gedankenwelt der Upanishads kündigt damit bereits eine geistige Krise an, in welcher man der Ansprüche der allmächtigen Priesterschaft überdrüssig wird und die Beschränktheit ihrer Ansichten empfindet. Im 6. Jahrhundert gerät Indiens Geistesleben vollends in Gärung. Im Osten des Landes entstehen zwei bis auf den heutigen Tag bedeutsame religiöse Reformbewegungen: die Weltreligion des Buddhismus, der Lehre des Buddha, des „Erleuchteten“, und der Jai-

nismus, die Religion des Jina, d. h. des „Siegers“, so benannt nach dem ehrenden Beinamen seines Religionsstifters oder Erneuerers Mahavira. Beide Religionsstifter setzen sich in ihren Lehren kühn über die Offenbarungen des Veda und die herkömmlichen religiös-sozialen Bindungen hinweg, so daß sie den Brahmanen für ketzerisch gelten. In beiden Religionen steht der Adel, die Kriegerkaste, in sozialer Hinsicht an der Spitze. Noch andere, weniger berühmte Denker und Sektenstifter treten in der gleichen Zeit auf. Überwiegend sind die damaligen Weisen der Meinung, daß das Leben etwas Unvollkommenes und Fragwürdiges ist, und suchen den endlosen Qualen der Wiederverkörperung, dem stets erneuerten Dasein, zu entkommen, indem sie Gelübde, wie Keuschheit, Fasten usw., auf sich nehmen oder durch selbstquälerische Praktiken um Steigerung ihrer spirituellen Kräfte ringen. Ihre Methoden heißen Tapas, „Erhitzung“, „Kasteiung“, und Yoga, „Anspannung“ oder „geistige Konzentration“. Durch besonderes Sitzen, Atemregulierung, Zurücknehmen der Sinne von der Außenwelt, durch innere Sammlung und Konzentration der Gedanken erheben sie sich über das Alltagsleben und wünschen für die Erlösung reif zu werden. Aus solchen Bestrebungen gehen auch der Buddhismus und der Jainismus hervor.

„Alles Dasein ist Leiden, alle Dinge sind wesenlos, ohne ‚Ich‘ und ohne Bestand“, heißt die in ergreifenden Tönen vorgetragene Botschaft des Buddha. Man soll sich von der Welt abwenden, das Verlangen nach Dasein unterdrücken, den Durst nach irdischen Freuden auslöschen, alle notwendig mit Leid und Sünde verbundenen Triebe abtöten und dem Dasein zu entfliehen streben. Leuchtendes Ziel ist die Erreichung einer Stätte jenseits dieses Weltgetriebes, einer Stätte der ewigen Ruhe im „Verwehen“, im Nirvana. Nur Auserwählten, Heiligen, die ein mönchisches Dasein führen, ist es erlangbar. Zu seiner Gewinnung lehrte der Buddha seinen „edlen achtgliedrigen Pfad“, der sich auf sittliches Verhalten gründet und in der Versenkung, der Abwendung von den verwirrenden Erscheinungen der Außenwelt, dem stillen Mit-sich-Alleinsein, gipfelt. Mahaviras Lehre hat es nicht wie die des Buddha zur Bedeutung einer Weltreligion gebracht, lebt jedoch bis auf den heutigen Tag in Indien fort und zählt dort gut eine Million einflußreicher Anhänger. Beiden Religionen gemeinsam ist die Organisation in einem Orden von Mönchen und Nonnen, neben denen es einen locker verbundenen Kreis von Laienanhängern gibt, und die Zielrichtung auf ein Nirvana. Grundsätzlich verwandt ist bei beiden auch die Vorstellung vom Fortwirken der Tat im künftigen Leben, die ja auch andere indische

Religionen teilen. Wie völlig verschieden sind in diesem Punkt aber die theoretischen Grundlagen! Im Jainismus stellt man sich eine feine Karman-Materie vor, die bestrebt ist, in die Seele einzudringen, um ihre guten Anlagen zu vernichten. Nur hoher sittlicher Lebenswandel kann sie daran verhindern oder sie nach dem Eindringen wieder abstoßen. Anders der Buddhismus, der das Vorhandensein einer Seele leugnet, für den die Wiedergeburt keine Seelenwanderung, sondern ein Umgeborenwerden zu etwas anderem ist. Solche Unterschiede zeigen sich ständig, doch fällt bei beiden Religionen die starke Hinwendung zu ethischen Problemen auf, die einer Zeitstimmung entsprochen haben dürfte. Der mystisch gefärbte Intellektualismus der älteren Upanishads, dem es allein auf geistige Schau und intuitives Erfassen der Einheit von Mikrokosmos und Makrokosmos ankommt, stellte den Menschen, der das Wissen verwirklicht, jenseits von Gut und Böse. In den Reformbewegungen dagegen wird dem Wohlverhalten gegen den Mitmenschen, der Liebe zum Nächsten und ähnlichen Tugenden nun erhöhte Bedeutung beigemessen, ja diese geradezu zur religiösen Pflicht gemacht.

Mit dem Auftreten des Buddhismus und Jainismus hebt sich der Schleier, welcher bis dahin über vielen Bereichen des indischen Kulturlebens liegt, an einigen weiteren Stellen, und gleichzeitig ergeben sich erste feste Datierungsmöglichkeiten, da die Genealogien und Zeitansätze der Puranas in sich zuverlässiger werden und an der Tradition der beiden Reformbewegungen zu überprüfen sind.

Bei der fortschreitenden Kolonisierung der östlichen Gangesebene muß der Strom der arischen Einwanderer ständig dünner geworden sein, worauf u. a. einige Angaben im Gesetzbuch des Manu schließen lassen, eines Werkes, das in seiner heutigen Form zwar in klassische Zeit gehört, aber ältere Tradition mit den Ansichten der Repräsentanten reinen Ariertums enthält. Dort sind große östliche Bevölkerungsteile wie die Magadhas und Videhas unter den minderberechtigten Mischkasten genannt, die nicht in den Kreis echten Ariertums einbezogen werden. Desgleichen werden die zur Zeit des Buddha höchst einflußreichen Adelsgeschlechter der Lichchhavis und der Mallas als Krieger eingestuft, welche sich Verstöße gegen ihre Standespflichten haben zuschulden kommen lassen. Nicht mit Unrecht hat man daher vermutet, daß wir in ihnen Adelsgeschlechter der alteingesessenen Bevölkerungsschicht zu sehen haben. Alles weist darauf hin, daß herrschende Geschlechter der vorarischen Landesbewohner sich zu behaupten gewußt und gleichberechtigt neben den Adel der Einwanderer gestellt haben.

In diese dem Volkstum nach überwiegend vorarische Bevölkerung des Ostens verlagert sich Indiens geistiges und machtpolitisches Zentrum in unserer Zeitperiode, indem in den dortigen, der arischen Kultur assimilierten Adelskreisen die Stifter der beiden großen Reformbewegungen geboren werden. Der Buddha (563—483 v. Chr.) stammt aus dem Kriegergeschlecht der Shakyas, das in der Stadt Kapilavastu am Fuße des Himalaya, im nepalesischen Grenzgebiet, beheimatet ist. Mahavira (540—468 v. Chr.) wurde etwas weiter südlich, in Vaishali (heute Basarh am Unterlauf der Gandaki), geboren. Die auf uns gekommene buddhistische Literatur versetzt uns in die Zeit des Religionsstifters, läßt den Buddha handelnd und redend im Verkehr mit seinen Zeitgenossen auftreten und dürfte darum manches von den gesellschaftlichen Zuständen reflektieren, wie sie zur Zeit des Meisters tatsächlich geherrscht haben. Man gewinnt den Eindruck, daß der politische Einfluß der Brahmanen hier völlig zurücktritt gegenüber dem des Adels, der an Ansehen weit über den Priestern steht und ihnen auch auf geistigem Gebiet den Rang streitig macht. Charakteristisch dafür ist die Stelle in einer Lehrschrift, wo sich der Brahmane Ambattha über die eingebildeten Shakyas beklagt, die ihm keinen Sitz anboten, als er in ihre Versammlung trat, sondern sich über ihn lustig machten. Die Bedeutung des Adels erhellt nicht zuletzt aus dem nicht seltenen Vorkommen oligarchischer Regierungsformen neben der absoluten Monarchie. Auch die beiden Religionsstifter wachsen als Fürstensöhne in solchen kleinen Adelsfreistaaten auf, in denen die Entscheidungen in Gesetzgebung und Verwaltung nicht im Königspalast, sondern in öffentlicher Beratungshalle (*saṃsthāgāra*) und von den Vertretern der führenden adligen Schichten getroffen werden. Der für eine bestimmte Periode gewählte Rats- und Staatspräsident mit dem Titel Rajan (König) stellt die zu beratende Angelegenheit dar und schlägt nach Diskussion eine Entscheidung vor, die von der Versammlung gewöhnlich einmütig gebilligt wird. Dies Verfahren hat der Buddha für seine Gemeinde übernommen. Über Aufnahmege-suche in den Orden und andere Gemeindeangelegenheiten wird von der Mönchsversammlung in ähnlicher, festgelegter Form Beschluß gefaßt.

Eine führende Stelle unter den damaligen Freistaaten hat Mahaviras Heimat Vaishali innegehabt. Die Stadt liegt im heutigen Nordbihar, dem Gebiet östlich der Sadanira (Gandaki), das uns in der jungvedischen Periode in Verbindung mit König Janaka unter dem Namen Videha begegnet ist. Videha im engeren Sinne mit seiner

Hauptstadt Mithila, einem wichtigen Handelsplatz, tritt in dieser Zeit weniger hervor als die genannte Stadt Vaishali, welche an der Spitze der Konföderation der Vrijis (Pali: Vajji), einer Gruppe von Freistaaten der bezeichneten Art, steht. Hier übt das Adelsgeschlecht der Lichchhavis — Mahaviras Mutter war eine Lichchhavi-Prinzessin — maßgeblichen Einfluß aus. Die Jainas haben eine große Anhängerschaft. Aber auch der Buddha hält sich gern bei der Stadt auf, die ihn durch geistige Regsamkeit und landschaftliche Reize angezogen zu haben scheint. Er nimmt Einfluß auf den Adel, die Lichchhavis, die in Vaishali herrliche Paläste und schattige Haine besitzen. Der Prunk, mit dem sie sich umgeben, ist so groß, daß der Buddha sie bei ihrer Auffahrt in prächtig geschmückten Wagen einst, höchst beeindruckt, mit den 33 Göttern vergleicht. Er bekehrt hier auch die weitbekannte und alle Welt durch ihre Schönheit und Klugheit entzückende Hetäre Amrapali zur Laienanhängerin und zur Aufgabe ihres Lebenswandels.

Westlich und südlich der genannten Adelsfreistaaten liegen die absolutistisch regierten Königreiche von Magadha und Kosala. Für die Dichter des Atharvaveda ist M a g a d h a noch ein barbarisches Grenzland; zur Zeit des Buddha beginnt es sich — wie die religiösen Texte klarmachen — zu einem starken Reiche zu entwickeln. Seine Könige Bimbisara und Ajatashatru sind die mächtigen Zeitgenossen des Buddha, die ihm durch persönliche Beziehungen verbunden sind. B i m b i s a r a (ca. 550—490 v. Chr.), der vierte Nachfolger eines Königs namens Shishunaga, der um 600 v. Chr. eine nach ihm benannte Dynastie gründet, besteigt schon mit 15 Jahren den Thron und regiert etwa 50 Jahre lang. Er baut eine neue Hauptstadt namens Rajagriha und erweitert als erster Magadhas Machtbereich über seine natürlichen Grenzen — die Ganga im Norden, den Son und die Champa im Westen und Osten — durch Annexion des östlich gelegenen Reichs der Angas. In den buddhistischen Quellen erscheint Bimbisara als ein wohlwollender, friedliebender Charakter. Der Buddha kommt mit ihm mehrfach in Berührung und erfreut sich seiner Gunst. Ein altertümlicher Text schildert die erste Bekanntschaft der beiden, die noch vor Gautamas Buddhaschaft erfolgt. Der weltlichen Genüsse überdrüssig, hat der Shakya-Prinz den väterlichen Palast verlassen und eine asketische Lebensweise begonnen. Um Speise bettelnd zieht er in Rajagriha umher und wird dabei von Bimbisara beobachtet. Beeindruckt durch das adlige Wesen und die vornehme Erscheinung des Bettelasketen sucht ihn der König auf und gibt seiner Verwunderung darüber Ausdruck, einen Jüng-

ling aus offenbar höchst vornehmem Kriegergeschlecht in solcher Lebenslage zu sehen. Er möge doch eine ihm angemessene hohe Stellung bei Hof (einige Versionen sprechen von Mitregentschaft) annehmen. Gautama berichtet dem König stolz von seiner Herkunft aus der Familie der Shakyas und seiner Heimat an den Hängen des Himalaya, im Machtbereich von Kosala. Er habe den Herrschaftsansprüchen entsagt, alle Glücksgüter aufgegeben, um sich allein dem Ringen um geistige Vervollkommenheit hinzugeben.

Weniger Erbauliches hören wir über Bimbisaras Nachfolger König Ajatashatru, auch Kunika oder Kaniya genannt, der in seiner Jugend ein Anhänger eines intriganten Vetters des Buddha, Devadattas, gewesen sein soll. Devadatta, der nach der Legende eine Spaltung im buddhistischen Orden hervorrief und dem Buddha persönlich mehrfach nach dem Leben trachtete, soll Ajatashatru auch zur Beseitigung seines in der Herrschaft ergrauten Vaters Bimbisara angestiftet haben, in der Hoffnung, seinen Vetter und Konkurrenten dadurch ausschalten zu können. Der Tod Bimbisaras, den sein Sohn ermorden oder verhungern ließ, ereignete sich acht Jahre vor dem Nirvana des Buddha. Nach Bimbisaras Tode scheint Ajatashatru sich von Devadatta abgewandt und dem Buddha gegenüber eine freundlichere Haltung eingenommen zu haben. Es gibt einen Bericht über einen Besuch Ajatashatrus beim Buddha, bei dem er sich selbst seiner Übeltat zeihet und Besserung verspricht. Einige Texte stellen es denn auch so dar, als ob er dem Buddha in dessen letzten Lebensjahren ein ergebener Anhänger gewesen sei. Die politische Laufbahn des Königs erscheint jedoch auch nach dem Vatermord nicht frei von Makel. Zuerst führt er einen Krieg mit seinem Oheim Prasenajit von Kosala, der ihn nach seiner Untat unfreundlich behandelt hat. Prasenajit gerät in harte Bedrängnis, vermag jedoch schließlich, Ajatashatru in einen Hinterhalt zu locken und mit seiner ganzen Streitmacht gefangenzunehmen. Großmütig versöhnt er sich später mit dem Gegner und gibt ihm seine Tochter zur Frau.

Mehr Erfolg hat Ajatashatru mit einem Feldzug nach Norden. Einige Monate vor dem Tode des Buddha schickt der König seinen Minister Varshakara zu dem greisen Meister, um dessen Meinung über die Aussichten eines Feldzuges gegen die Konföderation der Vrijis zu erfragen. Der Buddha weist auf die innere Festigkeit des Landes und die Rechtschaffenheit seiner Bewohner hin; der Zusammenbruch eines solchen Staates könne nur durch inneren Zwist oder Naturkatastrophen herbeigeführt werden. Trotz dieser nicht gerade ermutigenden Auskunft muß Ajatashatru seine Pläne weiter

verfolgt haben, denn kurze Zeit darauf trifft der Buddha den Minister am Ufer der Ganga, wo er das Dorf Pataligrama (heute Patna; als Pataliputra Residenz des ersten indischen Großreiches) zu einem befestigten Platz ausbaut. Der Buddha bewundert Varshakaras guten Blick für den richtigen Ort zu solch einer Neugründung und sagt die große Zukunft Pataliputras voraus. Einige Jahre nach dem Tode des Buddha zieht Ajatashatru, welcher der Sohn einer Prinzessin aus Videha ist, dann gen Norden und bekriegt die Heimat seiner Mutter. Nach Berichten, deren Zuverlässigkeit allerdings unsicher ist, hat der genannte Minister dabei eine unerfreuliche Rolle gespielt. Unter Vortäuschung einer Vertreibung aus Magadha flüchtet er zu den Lichchhavis nach Vaishali und erschleicht sich deren Vertrauen. Er benützt dies aber nur, um den Zusammenhalt ihrer Konföderation zu unterminieren: Als er das Land für genügend geschwächt ansieht, gibt er Ajatashatru einen Wink; Vaishali wird überfallen und unterworfen. Magadha, das durch Bimbisara bereits um das Gebiet der Angas im Osten erweitert war, dehnt sich damit auch nach Norden aus.

Kosala, das zweite große Reich im östlichen Indien der damaligen Zeit, wird von der sogenannten Sonnen-Dynastie beherrscht, der die Puranas einen ungeheuerlichen Stammbaum beilegen. Schon vor dem Mahabharata-Kriege nennen sie 93 Generationen von Herrschern, unter denen Rama, König von Ayodhya und Held des Ramayana, als 65. erwähnt ist. Zur Zeit des Buddha ist Kosala, das vor Videha der jungvedischen Zivilisation erschlossen wurde, durch Annexion angrenzender Gebiete ein bedeutender Machtfaktor geworden. Das im Süden benachbarte Reich von Kashi (Benares), das unter König Brahmadatta, der Herrschergestalt vieler buddhistischer Erzählungen (Jatakas), seine Blüte erlebt hatte und für ein paar Generationen Kosala an Macht und Ansehen übertraf, ist ihm einverleibt, und auch nach Norden hat es sich bis an den Himalaya ausgedehnt, wo die Shakyas von Kapilavastu, die Angehörigen des Buddha, seine Vasallen geworden sind. Um 500 v. Chr. ist Shravasti (heute Sahet-Mahet) die Hauptstadt von Kosala, in welcher der bereits erwähnte König Prasenajit, ein Schwager Bimbisaras von Magadha, residiert. Er steht ungefähr in gleichem Alter mit diesem und dem Buddha und scheint dem letzteren, als sein Landesvater, von allen Herrschern der Zeit am meisten zugeneigt gewesen zu sein. Die Verwicklungen, welche sein bitteres Ende herbeiführen und zugleich über Kapilavastu und die Verwandten des Buddha noch zu dessen Lebzeiten tiefes Leid bringen, sind cha-

rakteristisch für die Art der Zwigigkeiten in den indischen Reichen jener Zeit. Anlaß zu den dramatischen Geschehnissen ist Prasenajits Werbung um die Hand einer Shakya-Prinzessin. Den auf ihr blaues Blut stolzen Shakyas erscheint ihr Schirmherr nicht ebenbürtig, andererseits aber möchten sie seinen Zorn nicht herausfordern, und so finden sie den Ausweg, ihm eine durch Schönheit ausgezeichnete außereheliche Tochter eines der Shakya-Häupter als vollwertig unterzuschieben. Aus dieser Verbindung geht der Thronfolger Virudhaka (Pali: Vidudabha) hervor. Der entdeckt eines Tages, als die Shakyas eine Bank, auf der er gegessen hatte, als von ihm verunreinigt abwaschen, diesen Betrug und schwört Rache. Er beschließt, zuerst seinen Vater zu beseitigen, um die Macht in die Hand zu bekommen, und verbündet sich dazu mit dem von Prasenajit gekränkten Oberkommandierenden des Heeres. Als der König einst auf einem Kriegszug den Buddha in einem Kloster besucht, eignet sich der treulose Oberbefehlshaber die im Lager zurückgebliebenen königlichen Insignien an, zieht heimlich mit dem Heere ab, begibt sich nach Shravasti — und erhebt Virudhaka zum König. Der alte, betrogene und völlig mittellose Prasenajit schlägt sich nach Rajagriha durch, um die Unterstützung seines Neffen und Schwiegersohnes Ajatashatru gegen seinen verräterischen Sohn zu erhalten, stirbt aber völlig erschöpft vor den Toren der Stadt in einer Pilgerunterkunft. Ajatashatru bereitet ihm ein pomphaftes Leichenbegängnis, unternimmt jedoch nichts gegen Virudhaka, der seinen Rachegehlüsten alsbald freien Lauf läßt und unter den Shakyas ein furchtbares Blutbad anrichtet.

Solche tragischen politischen Ereignisse mußte der Buddha noch kurz vor seinem Tode erleben, nachdem er sich gleich Mahavira und anderen Zeitgenossen ein langes Leben hindurch um die Hebung der sittlichen Haltung seiner Mitmenschen bemüht hatte.

Glücklicherweise zeigt die altbuddhistische Literatur, die uns in viel stärkerem Maße als die älteren brahmanischen Schriften Einblicke in die Tagesereignisse gewährt, nicht nur Schattenseiten der hohen Politik. Auch manche liebenswürdige und humorvolle Schilderung außerhalb der rein religiösen Sphäre findet sich an, vor allem in den umfangreichen Erzählungswerken. Allerlei Licht fällt auf die damaligen gesellschaftlichen Zustände. Neben den Mönchen, den Königen und dem Adel wird auch das Bürgertum in seinen verschiedenen Schichten beleuchtet. Da sind die vielerwähnten „Hausherren“ (*grhapati*), worunter Grund- und Gebäudebesitzer von einigem Reichtum zu verstehen sind, den Patriziern unseres Mittelalters

vergleichbar. Ihre Abkömmlinge werden gern als „Söhne aus gutem Hause“ (*kulaputra*) bezeichnet. An der Spitze der begüterten Bürger stehen die Bankiers und großen Handelsherren, deren Interessen gelegentlich bis nach Übersee reichen. Vor allem werden wir Zeugen eines lebhaften Überlandverkehrs. Der Karawanenführer, der mit „500 Wagenladungen“ das Land auf den großen Handelsstraßen von West nach Ost durchzieht, ist eine häufige Figur. Sein Beruf ist gewinnbringend, aber nicht ungefährlich, da organisierte Räuberbanden ihm hier und da auflauern. Die Kaufmannschaft ist in Gilden, das Handwerk in Innungen zusammengeschlossen. Vom Handwerk gibt es viele Verzweigungen. Schmiede, Töpfer, Wagenbauer, Tischler und Zimmerleute, Weber, Korbmacher, Kranzbinder, Flötenmacher u. a. werden genannt. An den Höfen der Könige finden Künstler jeder Art Beschäftigung: Sänger, Tänzer, Trommler, Muschelbläser und andere Musiker, Schlangenbeschwörer, Elefantenbändiger, Springer, Läufer, Akrobaten und Bogenschützen. Auch die Vertreter der unterdrückten Volksschichten und die in den Häusern gehaltenen, zur Familie gezählten Sklaven fehlen in dem Bilde eines reich entwickelten, schon Keime des Verfalls enthaltenden Kulturlebens nicht. Eine Welt tut sich auf, die in ganz anderem Lichte als dem der brahmanischen Literaturwerke liegt.

4. Das Aufkommen des Hinduismus

Die wachsenden Erfolge des Buddhismus und anderer Reformbewegungen nach der Mitte des 1. Jahrtausends zwingen die Brahmanen, ihre erschütterte Vorherrschaft mit allen Mitteln zu sichern. Willig werden die sich anbietenden Kräfte der Volksreligion dazu ausgenutzt; ja, eine weitgehende Kompromißbereitschaft bewirkt geradezu eine religiöse Gärung im Brahmanentum selbst, durch welche in den alten Schläuchen ein gänzlich neuer Wein entsteht.

Es scheint, als ob ungefähr zur gleichen Zeit, da der Buddha im Osten Indiens auftrat, im Westen eine Religion entstand, die, gleich dem Buddhismus, in bewußtem Gegensatz zu dem in Äußerlichkeiten erstarrten Ritualismus der Brahmanen, den Nachdruck auf ethische Werte legte, aber, im Gegensatz zum Buddhismus, einen höchsten Gott als letzten Urgrund annahm. Krishna, der Sohn des Vasudeva, der Führer des Hirtenvolkes der Yadavas, ist der Held und vielleicht auch der Stifter dieser Religion. Er ist ein

Stammesheros, der später von seinen Anhängern unter dem Namen Bhagavat „Erhabener“ oder „Herr“ für eine Inkarnation des höchsten Gottes erklärt wurde. Im Mahabharata ist der Yadava-Häuptling Krishna, wie erwähnt, ein Verbündeter der Pandavas und als ein zweiter Odysseus der Urheber vieler Listen und Tücken, mit deren Hilfe die Pandavas ihrer Gegner endlich Herr werden. Wenig zu diesem nicht sehr gottähnlichen Wesen Krishnas stimmt, daß er an anderen Stellen des gleichen Epos — so in der berühmten Bhagavadgita — zum höchsten Gott und Kündler erhabener Weisheit aufrückt. Noch bunter erscheint das Bild des Gottes durch seine Verbindung mit einem großen Legendenkreis, in dem er als Hirtenknabe in der Umgebung von Mathura an der Yamuna außergewöhnliche Krafttaten und allerlei Spitzbübereien begeht, um später als Jüngling mit seinem Scharm das zarte Geschlecht zu bezaubern. Offenbar sind in Krishna-Vasudeva zwei ursprünglich selbständige Sagengestalten: Krishna, der epische Held, und Krishna, der Knabengott eines Hirtenstammes, früh verschmolzen worden.

Die B h a g a v a t a - R e l i g i o n, deren Existenz um 300 v. Chr. sicher bezeugt ist — ihr ältestes Textbuch ist die genannte Bhagavadgita —, verkündet einen neuen Weg zur Erlösung, der leichter zu beschreiten ist und sicherer zum Ziele führt als die beiden alten Wege der Vollziehung von Werken (Bhagavadgita: Pflichterfüllung) und der Erkenntnis der Wesenseinheit des eigenen Ichs und des Absoluten. Es ist der Weg der B h a k t i, der rückhaltlosen, gläubigen Hingabe an einen Gott, der selbst voll Erbarmens ist und dessen einziges Streben dahin geht, seinen Verehrern zu helfen. Wer ihn von ganzem Herzen liebt, wird von ihm erhört und erreicht die erlösende Vereinigung mit ihm, sei es in Fortdauer seiner Individualität in der beglückenden Gegenwart seines persönlich vorgestellten Gottes oder in völliger Verschmelzung und Aufgehen in ihm.

Das Aufkommen der neuen Religion fällt in eine Zeit, da die altvedischen Götter längst zu Nebenfiguren herabgesunken sind und eine weitgehende Umbildung ihres Charakters erfahren haben. Bei Indra und Varuna, den Hauptgöttern des Rigveda, ist dies sehr auffällig. Der Ruhm Indras, des Recken und Raufboldes der alten Lieder, als des Anführers der Götter, überdauert das vedische Zeitalter zwar beträchtlich, doch muß auch er sich allmählich damit begnügen, Hüter einer Himmelsgegend zu sein. Aus dem kriegsgewohnten, abenteuerlustigen und trinkfesten Kraftkerl wird ein orientalischer, von Märchenpracht und Luxus umgebener Fürst der Genien. Einst den ganzen Himmel nach Lust durchstürmend, lebt

er jetzt im östlichen Himmelsstrich in seinem Palast Vaijayanta, im Nandana-Park, in dem Wunderbäume aller Art wachsen. Lenkt er in altvedischer Zeit, auf dem Streitwagen stehend, seine mutig dahinbrausenden Rosse, so reitet er später, ganz indisiert, wie ein Maharaja auf dem himmlischen Elefanten Airavata, zu dessen Lenkung er neben seiner alten Waffe, dem Vajra oder Schlagkeil, den Elefantenhaken (*aṅkuṣa*) trägt. König Varuna, in altvedischer Zeit der Wahrer des Rita und Hüter des Eides, der Trug und Lüge verfolgt, ist gleich Indra und anderen einst hohen Göttern zum Regenten einer Himmelsgegend geworden. Ursprünglich in den himmlischen Wassern der Milchstraße vorgestellt, sinkt er jetzt zum Gott der irdischen Gewässer und des Ozeans ab, der bei Seereisen um Schutz angerufen wird. Er reitet auf einem Seeungeheuer und ist häufig von den beiden Göttinnen Ganga und Yamuna, den Gottheiten der beiden großen nordindischen Ströme, begleitet. Die hohe sittliche Funktion hat er eingebüßt.

Der Hirtengott Krishna, der wie schon angedeutet indessen aufsteigt, ist von den Brahmanen anerkannt und sehr findig mit Vishnu, einem der alten vedischen Götter, identifiziert worden. Als solcher wird er zum höchsten Gott. Im Veda ist Vishnu noch Nebengestalt, in einigen Hymnen erscheint er als Helfer Indras. Seine mehrfach erwähnte große Heldentat sind drei Riesenschritte, mit denen er die Welträume: Erde, Luft und Himmel, durchmessen haben soll. Festzustehen scheint, daß er nach alter Vorstellung im allerhöchsten Himmelsraum wohnt, und das mag dazu beigetragen haben, ihn auch zum ranghöchsten Gott aufsteigen zu lassen. Der entscheidende Schritt zu seiner Erhebung liegt aber darin, daß man in ihm eine ganze Anzahl volkstümlicher Gottheiten und Helden gestalten aufgehen ließ, indem man sie als seine Verkörperungen oder „Herabstiege“ (*avatāra*) erklärte. Auf diese Weise war es möglich, einen üppigen Legendenkranz um die Gestalt des Gottes zu schlingen, welcher der Phantasie des Volkes reiche Nahrung bot und Vishnu zum populärsten Gott des Hindu-Pantheons machte. Obenan steht die behandelte Identifizierung Vishnus mit Krishna-Vasudeva, dem vergöttlichten Helden des westlichen Indiens, und mit Rama, dem Träger der Heldensage des Ostens.

Rama, der Held des Ramayana, die zweite gefeierte Gestalt des indischen Epos, ist wie Krishna ursprünglich ein volkstümlicher irdischer Held, der dann ins Übermenschliche erhoben und von seinen Verehrern als höchster Gott gefeiert wird. Beide Erscheinungsformen Vishnus, Krishna und Rama, stehen im Dienste der Erhaltung der

Welt bei den fortgesetzten Machtkämpfen zwischen Göttern und Götterfeinden (*asura*). Von Zeit zu Zeit erscheinen nämlich furchtbare Dämonen, welche die Götter bedrängen und die Welt mit Gewaltherrschaft und Vernichtung bedrohen. Mehr als einmal kommen die Götter in Gefahr, ihre Machtbereiche an die Asuras zu verlieren. Dann flüchten sie zu Vishnu und bitten ihn um Rettung aus ihrer Not und um Wiederherstellung der gestörten Weltordnung. Viele Male errettet Vishnu so die Götter vor dem sicheren Untergang, indem er die Gestalt eines menschlichen oder tierischen Wesens annimmt, ins Weltgetriebe hinabsteigt, den Bedränger oder Räuber erschlägt und die Ordnung wiederherstellt. Heute werden im allgemeinen zehn derartige Inkarnationen Gott Vishnus genannt, um die sich ein entsprechender Legendenkranz rankt. Eine Stufenleiter der Entwicklung ist unverkennbar. Die ersten Inkarnationen geschehen in der Frühzeit erdgeschichtlichen Daseins, im weiten Raum des Kosmos, im Bereich des Wassers, in Gestalt eines Fisches und einer Schildkröte. In der nächsten Inkarnation ist Vishnu ein Eber, ein Tier des Sumpfes, und gehört bereits mehr in den festen Bereich der Erde. Es folgt eine Verkörperung als raubtierhaftes Monstrum, als Mannlöwe, d. h. eine Zwitterbildung aus einem Mann und einem Löwen. Es scheint nicht unmöglich, daß diese Inkarnationen Vishnus in Gestalt Rettung bringender Tiere auf totemistische Anschauungen vorarischer Volksgruppen zurückgehen. Diesen Frühstufen schließen sich vertrautere Erscheinungen der menschlichen Sphäre an, darunter die als Krishna und Rama. Die letzte, zehnte Inkarnation Vishnus wird erst in Zukunft erwartet. Wenn das gegenwärtige böse Zeitalter, das Kali-Yuga, seinem Ende zugeht, wird Vishnu sich noch einmal als der Messias und Heilbringer der Menschheit verkörpern. Die Puranas prophezeien für diese Zeit einen Weltuntergang. Alles, die belebte und unbelebte Natur, ist in Auflösung begriffen. Naturkatastrophen, Erdbeben, Überschwemmungen, Dürrejahre werden das Land verheeren. Die Menschen werden allmählich zwergwüchsig, kraftlos und kurzlebig; Krankheit und Entartung nehmen überhand. Gleichzeitig lockern sich alle Bande der menschlichen Ordnung. Sitten- und Kastengesetze werden mißachtet: Unglaube und unmoralische Lehren kommen auf. Das Leben ist nur eine Jagd nach Besitz und Profit. Dabei nehmen Bettelei und Betrug, Lügen und Eidbruch unvorstellbare Maße an. Das patriarchalische Verhältnis des altindischen Familienlebens löst sich auf. Frauentreue und Opferwille, die unerschütterlichen Grundbedingungen der indischen Ehe, verschwinden. Die Frau gehorcht nicht mehr dem Gatten, ja, das

Verhältnis der Geschlechter kehrt sich um, die Männer werden Weiberknechte. Wenn so alles Böse losgebunden ist und Naturgewalten sinnlos rasen, erfolgt in der Abenddämmerung des Kaliyuga der allgemeine Weltuntergang. Damit ist aber gleichzeitig der Anbruch eines neuen Weltalters, einer neuen goldenen Zeit gegeben. Die noch übrigen Menschen werden des Bösen müde und hängen wieder der Tugend an. In dieser Zeit des Sturzes und Neuaufbaus inkarniert sich Vishnu aufs neue und erscheint als streitbarer Held, um die altbrahmanische Rechtsordnung wieder einzuführen.

Die Vorstellung von Vishnus Inkarnationen scheint wie gemacht, alles, was an Heldensagen und Religionskulten unter arischen und nichtarischen Indern vorhanden war, aufzusaugen und zu verschmelzen. Was davon im einzelnen arisches, was vorarisches Erbgut ist, läßt sich schwer analysieren.

Vishnu steht als höchster Gott nicht unbestritten da. Der Grieche Megasthenes (um 300 v. Chr.) berichtet von z w e i großen indischen Göttern, Dionysos und Herakles, worunter zweifellos die noch heute im Vordergrund stehenden hinduistischen Hauptgötter Shiva und Vishnu (bzw. dessen Inkarnation Krishna) zu verstehen sind. Die Angaben über Herakles-Krishna sind ganz eindeutig. Megasthenes sagt, er werde besonders bei den Shurasenas verehrt, als deren Hauptstädte er Methora (Mathura) und Klisobora (Krishnapura) an einem schiffbaren Fluß namens Jobanes (Yamuna) erwähnt. Mathura und Umgebung, das Land der Shurasenas, ist nun aber die Heimat Krishna-Vishnus, wo er seine Jugend verlebt und Heldentaten vollbringt, die einen Vergleich mit denen des Herakles durchaus nahelegen. Beide Götter nehmen für ihre Verehrer die Stellung des Absoluten ein, und man hat in ihnen die großen Komponenten und Sinnbilder der indischen Kultur sehen wollen — in Shiva den Fruchtbarkeitsgott der autochthonen Bauern, in Vishnu den Sonnengott der eindringenden Jäger, Hirten und Krieger.

Auch S h i v a ist in vedischer Zeit nicht unbekannt. Er gehört zu den wenigen gefürchteten Gestalten des alten Pantheons. Sein Name „der Gütige“ ist eine spät aufgekommene euphemistische Bezeichnung. Als Rudra „der Schreckliche“ erscheint er im Rigveda an noch verhältnismäßig untergeordneter Stelle. Man charakterisiert ihn als furchtbar anzusehen, als „des Himmels roten Eber“, der das Haar in Muschelform aufgebunden trägt; er gilt als der übelwollende Bogenschütze, der mit seinen todbringenden Pfeilen den Menschen wie den Tieren Krankheiten, Seuchen und Fieber zuschleudert, diese aber als Arzt auch wieder zu heilen vermag. In

jüngeren vedischen Texten kommen starke Beziehungen zur Wildnis und zu den Bergen zum Ausdruck; man nennt ihn den Bergbewohner, Bergbeschützer und Bergwandler und denkt sich seine Heimat im Himalaya. Sehr eigentümlich ist Rudras Stellung im Opferritual. Nicht am Opferplatz der anderen Götter, sondern an einer Wegkreuzung wird ihm sein Anteil bereitet. Er hat keine innere Beziehung zum übrigen vedischen Pantheon. Alle diese Züge deuten auf eine volkstümliche Gestalt vorarischer Herkunft hin, die man als eine gefährliche Macht dem vedischen Götterhimmel angegliedert hat. Furcht hat diesen Gott geboren, und Furcht hat ihn wachsen und groß werden lassen.

Charakteristisch für den Shiva des Hinduismus ist seine Maßlosigkeit, seine ungeheure, unfassbare Energie. Er ist die zeugende und schaffende Kraft, die sich zu höchstem Sinnesrausch steigert. Sein Symbol ist das Linga, der Phallus, heute in zahllosen Exemplaren über ganz Indien verbreitet. Ein Attribut seines Aspektes als Lebenserzeuger ist die sanduhrförmige Trommel (*damaru*, *udukai*), von der es heißt, ihr Rühren wecke die Natur und bringe alles Werden hervor. Andererseits personifiziert Shiva die zerstörende Macht der Zeit. Tod und Schrecken gehen von ihm aus. Seine furchtbaren Waffen sind Dreizack (*triśūla*), Wurfaxt, Pfeil und Bogen. Seine Wirksamkeit stellt man sich in großen, das kosmische Geschehen symbolisierenden Tänzen vor, die in der Kunst eindrucksvolle Wiedergabe gefunden haben. Seine ekstatischen Tänze können die Weltzerstörung, aber auch die Harmonie des Weltgeschehens versinnbildlichen. Diese Vorstellung von einem Gott als Tänzer, von einem Gott, dessen kosmische Wirksamkeit sich im Tanze ausdrückt, ist eine Eigenart indischer Religiosität, die in den Tanzstatuetten der Induskultur, speziell in dem wahrscheinlich einst mit drei Köpfen versehenen Torso einer Tänzerfigur, ihre Vorstufe hat.

Ein zweiter, kaum minder auffallender Wesenszug Shivas ist sein Asketentum. Er ist der Yogin, der durch geistige Konzentration und Versenkung die Kraft zur Welterschöpfung und Weltenordnung gewinnt. In die Wald- und Bergeinsamkeit des Himalaya zieht er sich zurück und lebt dort, nur mit einem Tigerfell bekleidet, das Haar zur Schneckenfrisur geringelt und eine Schlange um den Hals gelegt, als Yogin, umgeben von den Tieren des Waldes. Zwei Gazellen zu seinen Füßen gehören zu seiner Verkörperung als Herr der Tierwelt (*paśupati*): eine kaum zufällige Verwandtschaft mit jenem Siegelbild der Induskultur, das einen dreigesichtigen, gehörnten Gott in Asketenhaltung zeigt, dem zwei Gazellen zu Füßen liegen. Wie

der tanzende Gott, so ist auch der gesamte Komplex des Asketengottes eine uralte indische Schöpfung, die sich von Shiva über den meditierenden Buddha und Jina bis in die vorarische Zeit verfolgen läßt. Der Yoga, die Selbstbeherrschung durch Konzentration, durch die man überlegene Geisteskräfte zu erlangen sucht, erweist sich damit ebenfalls als in der vorarischen Vorstellungswelt verwurzelt.

Mit Shiva eng verbunden ist eine weibliche Gottheit, seine Gattin oder weibliche Energie (*śakti*), die bedeutendste weibliche Göttergestalt des Hinduismus, der zahlreiche Tempel geweiht sind. Eine große Anhängerschaft, Shaktas genannt, ist ihr so ergeben, daß in ihren Kreisen Shiva seiner Gattin gegenüber zurückstehen muß. Die Göttin ist von ähnlichem Wesen und Temperament wie Shiva selbst und tritt in gütigen und schrecklichen Aspekten auf. Namen wie Durga „die Schwerzugängliche“, Kali „die Schwarze“, Chandi „die Wilde“, charakterisieren sie als blutdürstige, schwarze Göttin. Wie Shiva umrankt sie ein Kranz von Legenden, in denen sie schwere Kämpfe besteht und göttliche Heldentaten verrichtet. Unter den Namen Uma, Devi, Parvati ist sie *magna mater*, die gütige Allmutter und Schützerin aller Wesen, die personifizierte Fruchtbarkeit und Spenderin des Lebens. Deutlich scheint auch diese weibliche Hauptfigur des Hindu-Pantheons aus der vorarischen Vorstellung von einer Muttergöttin, wie sie zur Zeit der Induskultur lebendig war, hervorgegangen zu sein. Der Veda kennt keine annähernd ähnliche Gestalt. Bezeichnend ist, daß die heutige Volksreligion, speziell in Südindien, wie die Induskultur Muttergottheiten besitzt, die einer niederen Form des Hinduismus angehören. Ihre Verehrung wird von den Brahmanen nicht eigentlich anerkannt. Diese Kulte haben ihre eigenen Priester. Am Namen, der als letzten Bestandteil das Wort *amma* = Mutter enthält, sind die Muttergottheiten leicht zu erkennen. Elamma, Mariamma, Kaliaamma sind nur einige von ihnen. Man sieht in der Muttergöttin die Hervorbringerin aller Wesen der Erde, die große Gebärerin, die den Acker des Bauern Frucht tragen läßt und sein Leben ermöglicht, die Dorfgöttin (*grāmadevatā*) schlechthin. Dabei sind diese Dorfgottheiten von schwankendem Temperament und keine selbstlos helfenden Persönlichkeiten. Sie lieben rohe, sinnliche Genüsse, verlangen nach Fleisch und Opferblut, geraten in Zorn und beschwören furchtbare Gefahren herauf, wenn sie vernachlässigt werden. Einige dieser Muttergöttinnen sieht man geradezu als Seuchengöttinnen an.

Der Wandel der Göttervorstellung von der vedischen Zeit bis zum Hinduismus spiegelt sich in den Kultformen gleichfalls deutlich wider,

Auch hier setzt sich das vorarische Erbe erneut durch. Neben und an die Stelle des an keinen Ort gebundenen vedischen Feueropfers (*yajña*) (oben S. 14) tritt die an Babylonien erinnernde Verehrung (*pūjā*) einer persönlich vorgestellten Gottheit, der man wie einem Menschen edler Geburt, etwa einem König, dient und Ehren erweist. Der Gott ist durch ein Kultbild oder Symbol dabei gewissermaßen persönlich vertreten, und alle Handlungen der Verehrung vollziehen sich vor dem Idol und mit dem Idol. So hat der Gott eine Wohnung, den Tempel, in dem er, umgeben von Dienerschaft und ihm aufwartenden Priestern, gewissermaßen seinen Höflingen, residiert. Sein nach dem Muster eines irdischen Potentaten gestalteter Tageslauf beginnt bei Sonnenaufgang mit dem Wecken durch das Läuten einer Glocke. Dann folgt ein umständlicher Toilettendienst, bei dem das Kultbild gewaschen, gekämmt und gekleidet wird. Mahlzeiten, an denen sich später die Priesterschaft stärkt, und endlich der zeremonielle Empfang von gabenbringenden Verehrern folgen. Wie im babylonischen Götterkult werden bei Tempelfesten auch Lustfahrten für das Kultbild veranstaltet.

Das Aufkommen der Puja verdrängt das vedische Ritual nicht völlig; es lebt, etwas in den Hintergrund tretend, weiter; dem entspricht es, daß vedische Götter im Hinduismus ebenfalls noch eine Stelle haben. Solches Nebeneinander wesensverschiedener Züge im Bilde der altindischen Kultur scheint dem abendländischen Beobachter ungereimt, ja widerspruchsvoll. Der Inder fühlt da anders. Er hält so zäh am Herkömmlichen fest, daß er die Widersprüche nicht empfindet. Altes steht gleichberechtigt neben Neuem, selbst da, wo das eine das andere auszuschließen scheint. Formen, die seinen Vorfahren zu irgendeinem Zeitpunkt heilig gewesen sind, bleiben bestehen, auch wenn ihr Sinn verblaßt ist.

B. DIE ALTEN REICHE

1. Die Achämeniden und Alexander im indischen Nordwesten

Mit der Ausbreitung der arischen Kultur über die weiten Räume Nordindiens und dem Auftreten der Reformbewegungen des Buddha und Mahaviras hat sich das politische und geistige Schwergewicht Indiens vom Fünfstromland im Nordwesten in die Gangesebene verlagert. Das große Reich von Magadha steht im Vordergrund der Ereignisse. Leider fließen die Quellen zur Geschichte des Landes nach dem Tode Ajatashatrus um das Jahr 459 v. Chr. nur trübe. Die Puranas und die Schriften der Buddhisten und Jainas überliefern außer Königsnamen nur wenig historisch Verwertbares. Sicher ist, daß einer der Nachfolger Ajatashatrus die Hauptstadt Magadhas von Rajagriha nach Pataliputra, am Südufer der Ganga, verlegt. Die Herrschaft des Geschlechtes der Shishunagas dauert bis in die zweite Hälfte des 4. Jahrhunderts v. Chr. an.

Bleiben uns die Geschehnisse des 5. und 4. Jahrhunderts auch verschleiert, so dürfen wir doch annehmen, daß das Gangestal weiterhin Schauplatz der großen Entscheidungen ist. Der Blick der dortigen Mächte scheint nach Osten und Süden gerichtet gewesen zu sein, während der Nordwesten an Bedeutung zurücktritt. — Solche Zeitperioden, in denen die indischen Hauptmächte, von internen Problemen und Streitigkeiten in Anspruch genommen, dem Nordwesten — dem ewigen Wetterwinkel des Subkontinents — keine Beachtung schenken, ergeben sich mehrfach im Laufe der Geschichte, und fast gesetzmäßig greift dann die Ostiran beherrschende Macht nach Indien über und reißt die berühmten Einfallstore, den Khaiber-Paß bei Peshawar, das Tal des Kabulflusses und den Bolan-Paß bei Quetta an sich. Gleichzeitig damit gehen meist das Fünfstromland und Sind, die man Indiens Vorfeld nennen kann, verloren. Wenn ein Eroberer von dort in das Kerngebiet Indiens, in die reiche Gangesebene, gelangen will, muß er den natürlichen Schutzwall des Landes, die indische Wüste, im Norden oder Süden umgehen. Gewöhnlich geschieht das durch die sogenannte „Pforte von Delhi“: eine Ebene von kaum 200 km Weite nördlich und westlich von Delhi, die im Norden vom Himalaya, im Süden von der indischen Wüste und den Gebirgsausläufern Zentralindiens begrenzt wird. Hier, auf dem Kampffelde schon des großen Epos, sind auch später zu

den verschiedensten Zeiten entscheidende Schlachten um den Besitz Indiens ausgefochten worden.

Schon Arrian hat die Beobachtung einer langdauernden Fremdherrschaft im indischen Vorfeld gemacht, indem er feststellt, daß die Inder aus dem Gebiet zwischen dem Indus und dem Kabulfluß „in alten Zeiten den Assyren unterworfen waren, später den Medern und schließlich den Persern, und daß sie Kyros, dem Sohn des Kambyses, den auferlegten Tribut bezahlten“. Für die Alten bedeutete das Industal — noch für Herodot ist bei der großen Wüste das Ende der Welt erreicht — Indien. Die großen vorderasiatischen Reiche haben darum auch keine Vorstöße in das Innere Indiens unternommen, sondern sind dem Lande ein wirksamer Flankenschutz gewesen. Die Durchdringung Nordindiens durch die Arier und die damit Hand in Hand gehende Angleichung der arischen und vorarischen Kultur konnte also von außen ungestört vollzogen werden.

Darius I. (reg. 522—486 v. Chr.), ein Zeitgenosse des Buddha, befestigte und erweiterte, wie seine Inschriften zeigen, die schon unter Kyros bestehende iranische Herrschaft im indischen Nordwesten. Während er in der großen Inschrift am Felsen von Bisutun (Bahistan, 520—518 v. Chr.) unter den 23 ihm tributpflichtigen Provinzen neben Baktrien, Sogdiana, Skythien und Arachosien nur Gandhara (*Gafnjdāra* = Kabul-Peshawar) als indische Provinz aufzählt, tritt in den etwas jüngeren Inschriften von Persepolis und Naksh-i-Rustam neben Gandhara als neue Provinz Sind (*Hi[n]duš*), das untere Industal, auf, das Darius um 518 v. Chr. hinzugewonnen haben dürfte. Zur Erkundung des neuen Gebiets und seiner Verbindungswege rüstet Darius damals eine Flottenexpedition unter dem Griechen Skylax aus, die den Indus hinabfährt, den Indischen Ozean durchsegelt und nach zweieinhalbjähriger Fahrt Ägypten erreicht.

Gandhara und Sind bleiben bis zur Alexanderzeit fest unter achämenidischer Herrschaft. Unter Xerxes (486—465 v. Chr.) nimmt ein indisches Truppenkontingent, das von einem Perser befehligt wird, am Einfall in Griechenland (479 v. Chr.) teil. Herodot erwähnt, daß die indische Infanterie in Baumwollgewänder gekleidet war und daß die Bewaffnung in Bambusbogen und -pfeilen mit Eisenspitzen bestand. Vor die mitgeführten Streitwagen habe man Pferde oder wilde Esel gespannt. Noch in der Schlacht bei Gaugamela (Arbela, 331 v. Chr.), dem letzten Versuch Darius' III., Alexander dem Großen standzuhalten und den Zusammenbruch des

Perserreiches abzuwenden, fechten indische Truppen neben Baktriern und Sogdiern auf persischer Seite.

Als Erbe der Achämeniden pocht bald darauf Alexander an die Pforte Indiens. Ihm war der Weg in die indischen Provinzen des Perserreiches gleichsam vorgezeichnet; auch mag ihn der sagenhafte Reichtum des Wunderlandes gelockt haben. Seine Aufgabe ist leicht; denn er trifft das nordwestliche Grenzgebiet in einem Zustand der Zerrissenheit. Sowohl im Fünfstromland wie im unteren Indus stehen eine Reihe kleiner, teils monarchisch regierter Fürstentümer, teils aristokratischer Freistaaten nebeneinander, deren Machthaber verfeindet und aufeinander neidisch sind. Kaum einer der maßgeblichen Fürsten sieht die Gefahr, die allen gemeinsam droht; an vereinigten Widerstand wird nicht gedacht; eher glaubt man, den Eindringling gegen alte Widersacher ausspielen zu können und schließt Bündnisse nach Zweckmäßigkeit des Augenblicks.

Das gilt für das im nördlichen Teil des Panjab gelegene Fürstentum Taxila (*Takṣa ilā*) zwischen Indus und Jhelam (*Vitastā*, Hydaspes der Griechen), in der Gegend des heutigen Rawalpindi. Im Nachbarstaat jenseits des Jhelam herrscht ein König aus dem altberühmten Geschlecht der Purus oder Pauravas (bei den Griechen Poros), ein Mann von riesenhaftem Wuchs, besessen von großem Ehrgeiz und voll Eroberungslust, der sich bereits einige kleinere, früher unabhängige Stämme zu Vasallen gemacht hat, Grund genug für den Raja von Taxila, Besorgnisse zu hegen. Ambhi (Omphis), ein Sohn des letzteren, schlägt auf die Kunde vom Sturz der Achämenidenherrschaft in Persien und den Erfolgen Alexanders dem Vater die unverzügliche Anerkennung des Griechen als Oberherren vor und beginnt bereits 328—27, zu einer Zeit, da Alexander noch mit der Unterwerfung Baktriens und Sogdianas beschäftigt ist, entsprechende Verhandlungen. Im Sommer 327 läßt Alexander, nachdem in Iran jeder Widerstand gebrochen und die Verbindungslinien durch Anlage befestigter Städte gesichert sind, Botschaften nach Taxila und an alle Fürsten am oberen Indus ergehen, sich im Kabul-Tal bei ihm zur Huldigung einzufinden. Kein Hindernis scheint sich dem Makedonen in den unmittelbaren Weg zu stellen, als er Ende des Jahres 327 durch das Kabul-Tal nach Indien aufbricht, da der Raja von Taxila und andere kleine Potentaten an der Einfallsstraße ihre Unterwerfung angezeigt haben. Nur die kriegerischen Bewohner der nördlich der Straße gelegenen Gebirgstäler, die keine Macht über sich anzuerkennen gewohnt sind, und deren Nachfahren bis auf den heutigen Tag ziemliche Unabhängigkeit gewahrt haben

(vgl. S. 275), bedeuten einen Unsicherheitsfaktor, durch den die Verbindungen nach Persien bedroht werden könnten. Alexander teilt deshalb sein mindestens 30 000 Mann starkes Heer in zwei Gruppen. Die eine Gruppe schickt er unter Hephaistion und Perdikkas auf direktem Wege, vielleicht am Südufer des Kabulflusses entlang, an den Indus, in das Tal von Peshawar, um dort Vorbereitungen zum Überqueren des Indusstromes zu treffen. Er selbst wendet sich nach Norden und erreicht das Swat-Tal, das Land der Assakenoi (*Aśvakas*), wo er die Hauptstadt Massaga, eine starke Festung, und die Städte Ora (*Uḍe-Grām*) und Bazira (*Bīr-Kōt*) nimmt. Nach der Einnahme von Ora — heißt es bei Arrian — „räumten die Barbaren alle ihre Städte und flohen nach dem Felsen, der Aornos genannt wird“. Die Eroberung dieser Felsenfestung, eines nach den Berichten Arrians, Diodors und Curtius' sehr hohen, mehr als 2000 m über dem Indus liegender Bergrückens, geschützt durch tief eingeschnittene Schluchten und steile Felswände*), gelingt Alexander, nachdem er mit Gebirgstruppen unter großen Beschwerden andere Teile des umliegenden Bergmassivs erklommen und sich dort eine beherrschende Position gesichert hat. Nach diesem Hauptereignis des Winterfeldzuges 327—26 hat Alexander seine Flanke frei und überschreitet im Frühjahr 326 v. Chr. den Indus, von Ambhi, der jetzt seinem Vater als Raja von Taxila gefolgt ist, unterwürfig als Herr und Gebieter begrüßt.

Poros, der schon erwähnte östliche Nachbar und Gegner des Raja von Taxila, dessen Territorium der Landstrich zwischen Jhelam (Hydaspes) und Chenab (Akesines) ist, antwortet auf eine Aufforderung Alexanders zu einer Begegnung in Taxila stolz, er werde ihn in Waffen an den Grenzen seines Reiches treffen. Der Zusammenstoß erfolgt bei dem heutigen Jalalpur (so Sir Aurel Stein; nach V. Smith bei der Stadt Jhelam) am Hydaspes, wo Poros mit seiner Armee und seinen Elefanten auf der anderen Seite des Flusses drohend aufmarschiert ist. Der griechische Feldherr verbringt einige Zeit mit Scheinunternehmungen, die den Feind ermüden sollen, und verläßt schließlich in einer regnerischen Nacht unbeobachtet mit den Hauptkräften das bezogene Lager, um etwa 30 km stromaufwärts überraschend den Fluß zu überschreiten. Eine indische Vorausabteilung, die die Landung verhindern soll, kommt zu spät und wird ohne Mühe geschlagen; ihre Streitwagen bleiben im aufgeweichten Gelände

*) Sir Aurel Stein hat um 1927 Aornos mit der Höhe von Ūṇa oder Ūṇra (= *Avarṇa*) in der großen Indusschleife nordöstlich des Tales von Chakesar identifiziert.

stecken. Darauf zieht Poros mit seiner gesamten Macht, 4000 Mann Kavallerie, 300 Streitwagen, 200 Elefanten und 30 000 Mann Infanterie gegen Alexander heran; in der Mitte steht das Fußvolk, davor ein Schleier von Elefanten, auf beiden Flügeln die Reiterei hinter je einer Abteilung von 150 Streitwagen. Der Kampf wird durch die Reiterei zugunsten der Griechen entschieden, indem Koinos mit zwei Regimentern Kavallerie den Rücken des Feindes umfaßt. Die makedonische Phalanx erleidet beim Zusammenstoß mit dem Gros der Inder durch die Elefanten zwar noch schwere Verluste, hält aber stand, während die griechische Reiterei den Feind auf allen Seiten umklammert. Poros, auf einem riesigen Elefanten, leitet die Seinen unermüdlich und flößt ihnen immer wieder neuen Mut ein. Die Aufforderung Ambhis von Taxila, sich zu ergeben, beantwortet er mit einem Speerwurf. Als er später, gefangen, zu dem Makedonen geleitet wird, erwidert er auf die Frage Alexanders, wie er behandelt zu werden wünsche: „Behandle mich wie ein König!“, und meint auf erneute Fragen, darin sei alles enthalten.

Poros hat sich in Alexander nicht getäuscht, der Edelmut des Siegers ist groß. Der Paurava wird gegen Anerkennung des „Königs der Könige“ als seines Schutzherrn in seinem Besitze bestätigt; ja bald darauf wird ihm noch das Gebiet der benachbarten, bisher unabhängigen Glausai und eines zweiten Paurava weiter östlich, der vor Alexander die Flucht ergriffen hat, zugeschlagen. Alexander seinerseits hat einen verlässlichen Freund und Statthalter gewonnen.

Nach der Schlacht am Hydaspes setzt Alexander den Vormarsch nach Osten fort. Zwei weitere Flüsse des Fünfstromlandes, Akesines (Chenab) und Hydraotes (Ravi), werden überschritten. Die Armee hält sich ziemlich weit nach Norden, zieht an den Vorbergen des Himalaya entlang und passiert die Gebiete nördlich des heutigen Amritsar. Hier wird die Stadt Sangala im Sturm genommen. Ein weiterer Strom namens Hyphasis (Beas) wird erreicht; jetzt liegt von dem nach Westen orientierten Flußsystem des Indus nur noch der Zweigarm des Satlej vor dem Eroberer. Als das Heer das Ende der Welt nahe wähnt, kommt Kunde von der Gangesebene und einem reichen, großen Lande im Osten. Alexander steht nahe der Pforte von Delhi und ist sofort zu weiterem Vordringen entschlossen. Eine Gehorsamsverweigerung der eigenen Truppe vereitelt jedoch seine Absichten. In der Heeresversammlung versagt seine Überredungskunst; eisiges Schweigen beantwortet alle seine Argumente, während die Gegen Gründe des Koinos großen Beifall finden. Das Heer ist der Eroberungen müde, nachdem sich uferlose Fernen

seinem Blick neu aufgetan haben; auch daß der erzürnte König drei Tage lang sein Zelt nicht verläßt, macht keinen Eindruck. Alexander muß nachgeben; sein Indientraum nimmt ein Ende. Im Spätsommer 326 wird der Befehl zum Rückmarsch erteilt. Zwölf große Altäre, die das Heer am Flußufer errichtet, sollen kommenden Geschlechtern verkünden, wie weit nach Osten der makedonische Weltherrscher vorzudringen vermocht hat. Nichts davon ist auf uns gekommen.

Den Herbst 326 verbringt Alexander in den Städten Bukephala und Nikaia, zwei Neugründungen zu beiden Seiten des Hydaspes. Sein Plan ist, nach Süden zum Ozean vorzustößen und auch die alte persische Provinz Hindush zurückzugewinnen. Eine Flotte wird gebaut, über die der Kreter Nearchos das Kommando führt. Ein Teil des Heeres schifft sich ein, ein anderer soll die Flotte auf beiden Ufern des Flusses begleiten. Im November 326 geht der Aufbruch vor sich. Der Vorstoß richtet sich in ein Gebiet, das gleich dem Norden von zahlreichen kleinen, unabhängigen Stämmen und Fürstentümern eingenommen wird, die sich bald unterwerfen müssen. An der Einmündung der Chenab (Akesines) in den Indus, dem „Sammelplatz der Wasser“ der frühen arabischen Schriftsteller, macht Alexander im Frühjahr 325 Halt und gründet eine Stadt, welche fortan die Grenze der Satrapie Ober-Indus bilden soll. Um diese Zeit wird ein erster Schritt zur Rückkehr in die Heimat getan. Ein Drittel der Infanterie, sämtliche in Indien erbeuteten Elefanten und andere Formationen ziehen unter Krateros durch Arachosien (heute Kandahar) und Sistan nach Persien ab. Immer weiter nach Süden vorrückend, erreicht Alexander im Juli 325 den Scheitelpunkt des Indusdeltas, wo er eine große Stadt namens Pattala vorfindet. Beeindruckt von ihrer günstigen Lage, die für ein Handelszentrum naturbestimmt zu sein scheint, läßt Alexander Zitadelle, Kais und Docks ausbauen. Er selbst unternimmt eine Erkundungsfahrt auf dem westlichen Arm des Indus und erreicht auf ihm das offene Meer, wo die Griechen das ihnen vom Mittelmeer her nicht bekannte Phänomen von Ebbe und Flut kennenlernen. Doch die Zeit für den Rückmarsch ist nun auch für Alexander festgelegt. Etwa im September 325 verlassen die griechischen Truppen, soweit sie nicht als Besatzung im Lande zurückbleiben müssen, Pattala, um den Marsch durch Gedrosien (Makran) in die Heimat anzutreten. Die Flotte unter Nearchos bleibt noch bis Ende Oktober, um das Umschlagen der Monsunwinde abzuwarten. Heer und Flotte sollen sich nach Alexanders Plan in möglichster Fühlung miteinander in der Nähe

der Küste bewegen, was sich jedoch als kaum durchführbar erweist. Beide Teile der Streitmacht haben ungeahnte Beschwerden durchzuhalten und erleiden empfindliche Verluste. Das Heer hat das Schlimmste überstanden, als seine Reste glücklich in Karmanien eintreffen. Nearchos mit der Flotte erreicht etwas später Ormuz. Die Indienexpedition ist damit abgeschlossen.

Alexander läßt bei seinem Abzug eine straffe Organisation zurück, die sich auf eine Besatzungstruppe von Makedonen, griechischen Söldnern und Hilfstruppen stützen kann. Zwei Satrapien, Ober- und Unterindus, sind gebildet. Die nördliche umfaßt das Indusgebiet bis zur Einmündung der fünf Ströme und untersteht Philippos, dem Sohn des Machatas. Er residiert in Taxila, der Hauptstadt des Königs Ambhi, der Philippos in gewissem Grade untergeordnet gewesen zu sein scheint. An die Spitze der südlichen Satrapie am Unterlauf des Indus (heute Sind) hat Alexander Peithon, den Sohn des Agenor, gestellt. Außerdem regiert Poros unter griechischem Protektorat den östlichen Teil des Fünfstromlandes zwischen Jhelam (Hydaspes) und Beas (Hyphasis), dessen kleine Freistaaten ihre Unabhängigkeit durch den Alexanderzug eingebüßt haben.

Im Norden tritt kurze Zeit nach Alexanders Abzug eine unerwartete Veränderung ein, indem die griechischen Söldner, die zum großen Teil ungern im Lande zurückgeblieben sind, den Satrapen Philippos ermorden. Alexander ernennt nicht gleich einen neuen Satrapen, sondern teilt die Machtbefugnisse vorerst zwischen dem Raja von Taxila und Eudamos, dem Befehlshaber der Thraker, auf, von denen der erste vermutlich die Verwaltung übertragen erhält, der zweite die Befehlsgewalt über die griechischen Garnisonen. Diese Zwischenregelung ist offenbar noch in Kraft, als im Sommer 323 v. Chr. die Nachricht von dem unerwartet frühen Tode Alexanders eintrifft.

Der Zerfall des Alexanderreiches und die einsetzenden Nachfolgekämpfe unter den Diadochen bleiben nicht ohne Wirkung auf Indien, da die dortigen einheimischen Machthaber das Ende der griechischen Herrschaft herannahen spüren. Diodors Bericht über die zweite Teilung des Alexanderreiches in Triparadeisos (321 v. Chr.) läßt bedeutende Veränderungen der Lage in Indien erkennen. In Sind muß ein erfolgreicher Aufstand bald nach dem Abzug Alexanders stattgefunden haben. Die dortige Position ist von den Griechen abgegeben und samt der wichtigen Stadt Pattala auf Poros übertragen worden, dessen Machtbereich damit eine gewaltige Ausdehnung auf Kosten der bisher von den Griechen direkt verwalteten Gebiete er-

fahren hat. Peithon, der Sohn des Agenor, der bei Alexanders Abzug die Satrapie Unter-Indus innehatte, befehligt jetzt im Norden. Der Raja von Taxila ist selbständig in seinem angestammten Gebiet zwischen Indus und Hydaspes. Von Eudamos hören wir in Verbindung mit der Neuverteilung der Satrapien nichts; er muß aber als Kommandeur der griechischen Streitkräfte und Stützpunkte im Panjab weiter von Bedeutung gewesen sein. Dieses Nebeneinander läßt Konflikte zwischen den Griechen und Einheimischen erwarten. Von griechischer Seite erfahren wir davon nicht viel, bis die Reibungen im Herbst 318 v. Chr. einen dramatischen Höhe- und Schlußpunkt in der Ermordung des Poros durch Eudamos finden, der sich nach dieser Tat der Kriegselefanten des Ermordeten bemächtigt, Indien verläßt und auf der Seite des Eumenes in die Diadochenkämpfe in Vorderasien eingreift, wobei er schließlich von Eumenes' Widersacher Antigonos ergriffen und hingerichtet wird. Peithon, der bisherige Satrap am oberen Indus, schlägt sich auf die Seite des erfolgreichen Antigonos und wird zur Belohnung Satrap von Babylonien. So verlassen beide Führer der Griechen Indien etwa 6 Jahre nach dem Tode Alexanders und geben dessen Eroberungen damit praktisch auf.

2. Das Maurya-Reich von Chandragupta bis Ashoka und die Nachfolgestaaten bis ins 1. Jahrhundert v. Chr.

In Magadha, jenem Lande im Osten Indiens, dessen Aufstieg zur Zeit des Buddha unter den Königen Bimbisara und Ajatashatru aus dem Geschlecht der Shishunagas wir kennengelernt haben, ergreift im 4. Jahrhundert v. Chr. ein Usurpator, der bisherige Minister Nanda, die Macht. Nach griechischen Quellen war er ein Mann wertlosen Charakters, Sohn eines Barbiers, der den Thron durch Ermordung seines Vorgängers und durch eine Liebschaft mit dessen Hauptgemahlin erlangte. Trotz dieser absprechenden Beurteilung muß Nanda es verstanden haben, das Reich zu stärken; er war den Brahmanen freundlich gesinnt und hatte gute Beziehungen zu Gelehrten. Als sein erster Minister wird Vararuchi (Katyayana), ein bedeutender Schriftsteller, genannt, und als sein Freund der Brahmane Panini, die größte Autorität auf dem Gebiet der indischen Grammatik. Nanda erreichte ein Alter von 67 Jahren. Um 320 v. Chr. wird einer seiner Söhne, der letzte regierende Nanda-

Herrscher, durch *Chandragupta*, den Begründer der Maurya-Dynastie — die Griechen nennen ihn Sandrakottos —, beseitigt. Mit ihm betritt eine Persönlichkeit größten Formats die indische Geschichtsbühne.

Über die Abkunft und Jugend Chandraguptas besitzen wir widersprechende Angaben. Nach Justin wäre er von niederer Geburt gewesen; es ist jedoch nicht ausgeschlossen, daß er ein Sohn des letzten Shishunaga-Königs von einer unebenbürtigen Frau oder Konkubine namens Mura war, nach welcher er Maurya genannt worden wäre. Eine buddhistische Quelle dagegen bringt den Namen der Dynastie mit den Moriyas der Pali-Texte zusammen, Verwandten der Shakyas, der Familie des Buddha. Unsicher sind auch die Nachrichten von einem hohen militärischen Rang, den Chandragupta unter dem letzten Nanda bekleidet habe und von einer durch ihn angezettelten Verschwörung, die ihn zur Flucht in die Grenzlande nötigte. Zweifellos sind die Nordwestgebiete der Ausgangspunkt seiner Macht gewesen. Plutarch erwähnt, Sandrakottos sei in seiner Jugend mit Alexander zusammengetroffen und habe diesem geraten, den Vormarsch in die Gangesebene anzutreten. Zu den Berichten von einem mächtigen König im Osten, der über 20 000 Reiter, 200 000 Fußsoldaten, 2000 Streitwagen und 4000 Kriegselefanten verfüge, habe er erklärt, es sei trotz dieser äußeren Macht eine Kleinigkeit, sich des Landes zu bemächtigen, da der dortige indische Herrscher seiner schlechten Eigenschaften und seiner niederen Herkunft wegen bei seinen Untertanen verhaßt sei. Demnach war Chandragupta damals (326) gewillt, den verhaßten Usurpator mit ausländischer Hilfe zu stürzen, und scheint seine Ziele auch nach ersten Mißerfolgen weiter verfolgt zu haben. Möglicherweise ist er in Sind nach dem Tode Alexanders die führende Persönlichkeit bei der so schnellen Wiederherstellung der indischen Selbständigkeit gewesen, die in der Aufgabe der Satrapie Unter-Indus im Teilungsvertrag von Triparadeisos zum Ausdruck kommt.

Der große Mitspieler und Ratgeber Chandraguptas bei seinem Aufstieg zur Macht über ganz Indien ist der Brahmane Vishnugupta, bekannter unter dem Familiennamen Chanakya und seinem Beinamen Kautilya „der Verschlagene“, der als einer der größten Staatsmänner Indiens angesehen werden muß. Ihm scheint die geistige Urheberschaft der vor sich gehenden blutigen Umwälzung zuzukommen. Nach dem Dramatiker Vishakhadatta soll er, vom Usurpator Nanda in seiner Brahmanenwürde beleidigt, mit dem jungen Chandragupta, den er zum König machen will, Magadha

verlassen und eine Konföderation zusammengebracht haben, deren wichtigstes Mitglied neben Chandragupta ein König Parvata war, ein Gebirgsfürst im Nordwesten, den man mit dem Poros der griechischen Schriftsteller identifiziert hat. Der Vertrag zwischen Chandragupta und dem Parvata ging nach Vishakhadattas Darstellung dahin, das Reich des Nanda nach der Eroberung brüderlich zu teilen, und man kann vermuten, daß Parvata den Westen, Chandragupta den Osten erhalten sollte. Das Drama zeigt nun, wie es Chanakya fertig bringt, seinen Kronprätendenten in dem Augenblick zum Alleinherrscher zu machen, da der Sieg über Nanda errungen ist. Alle Rivalen werden durch List oder Gewalt aus dem Wege geräumt.

Als Seleukos Nikator, der aus den Nachfolgekämpfen im Alexanderreich allmählich als Herr Asiens hervorgeht, um das Jahr 305 v. Chr. einen Zug nach Indien unternimmt, um die dort verlorengegangenen Gebiete des Alexanderreiches zurückzugewinnen, erfahren wir wieder aus griechischen Quellen von Chandragupta. Dieser ist inzwischen so an Macht erstarkt — Plutarch erwähnt, Sandrakottos habe bei der Besitzergreifung von Indien ein Heer von 600 000 Mann zur Verfügung gehabt —, daß Seleukos, am Indus eingetroffen, eine neue Eroberung der verlorengegangenen Satrapien nicht unternehmen kann. Er tritt die einstigen indischen Besitzungen Alexanders bis über den Hindukush und die afghanischen Grenzgebirge an Chandragupta ab und erhält dafür ein Geschenk von 500 Elefanten, die in der Schlacht von Ipsos (301) wesentlich zu seinem Sieg über Antigonos beigetragen haben sollen. Zwischen Seleukos und Chandragupta bestehen künftig freundschaftliche Beziehungen. Geschenke werden gewechselt, und am Hofe Chandraguptas lebt einige Zeit vor dessen Tode (etwa 297) als Gesandter des Seleukos der Grieche Megasthenes, der überaus wertvolle Aufzeichnungen über die damaligen Verhältnisse in Indien gemacht hat. Justin überliefert, die Herrschaft Chandraguptas habe die Inder schwer bedrückt, doch charakterisiert ein buddhistischer Text den König als „zu seinem Wort stehend“ und nennt ihn eine „rechtliche Persönlichkeit“. Seine Regierungsdauer wird in den Puranas und bei den Buddhisten übereinstimmend mit 24 Jahren angegeben. Nach den Jainas hat er auf den Thron verzichtet und sich als ihr Anhänger zu Tode gefastet. Er ist nur etwa 45 Jahre alt geworden. Seine Krönung — sie erfolgte vielleicht in Sind — mag um 321 v. Chr. vollzogen worden sein. Ganz Nordindien bis an den Vindhya ist in Chandraguptas Reich eingeschlossen gewesen.

Chandraguptas Sohn und Nachfolger heißt in der buddhistischen Literatur *Bindusara*, während die Puranas ihn *Nandasara* oder *Bhadrasara* nennen. Er soll noch unmündig gewesen sein, als ihn sein Vater „um Mitternacht, unter Tränen“ auf den Thron hob. Die Griechen kennen Bindusara nur unter seinem Beinamen *Amित्रोचतः* = *Amitraghata* „Feindestöter“. Dieser Name läßt darauf schließen, daß seine Regierungszeit nicht ganz friedlich verlief. Bedeutsam ist seine Regierung dadurch, daß er der Maurya-Herrschaft wahrscheinlich den großen Teil Südindiens angegliedert hat, in dem sein Sohn Ashoka später, ohne daß wir von einer Eroberung des Südens durch ihn hören, die Herrschaft ausübt. Damit gelingt zum erstenmal die Erfüllung des alten Wunschtraums indischer Herrscher, *Jambudvipa*, den gesamten „Kontinent des Rosenapfelbaumes“, wie Indien in den einheimischen Quellen genannt wird, zu einem Großreich zusammenzufassen. Wir besitzen keine Überlieferung über eine triumphale Feier dieses Erfolges, aber den Mauryas hätte niemand das Recht auf den *Ashvamedha*, das große Pferdeopfer, ein Glanzstück vedischen Rituals, streitig machen können, dessen Vorbedingung es war, ein so großes Reich zu besitzen, daß sich das auserwählte Opferroß vor der Hinschlachtung und symbolischen Vermählung mit der Königin von Feinden unbehindert ein Jahr lang darin nach Lust tummeln konnte.

Über Bindusaras Persönlichkeit und Regierungsführung ist wenig bekannt. Unruhen gab es im Nordwesten in Taxila, wohin er seinen Sohn Ashoka mit einem großen Heere zur Befriedung sandte. Mit den griechischen Herrschern unterhielt der zweite Maurya gleich seinem Vater freundschaftliche Beziehungen. Seleukos Nikator schickte ihm *Daimachos* als Gesandten, und auch *Ptolemaios Philadelphos* hatte einen Vertreter, *Dionysios*, an seinem Hof. Als Kuriosität berichten die griechischen Schriftsteller, Bindusara habe sich von Seleukos beim Austausch von Geschenken außer Wein und Feigen auch einen „redegewandten Sophisten“ erbeten, worauf geantwortet wurde, daß ein Verkauf von Philosophen in Griechenland gegen die Landessitte verstieße. Die Angaben über die Regierungsdauer Bindusaras schwanken zwischen 25 und 28 Jahren.

Bindusaras Sohn *Ashokavardhana* oder einfach *Ashoka* ist die unbestritten gewaltigste Persönlichkeit der altindischen Geschichte, auch ein Ausnahmemensch in der Reihe der indischen Könige, insofern er nicht so sehr als Eroberer und Machtpolitiker denn durch sittliche Haltung hervorragt. Lebendig und greifbar wie kaum ein anderer indischer Herrscher steht der König vor uns, dank der Re-

gierungserlasse, die er in den verschiedensten Teilen seines Reiches in Felsblöcke und Steinsäulen meißeln ließ und in denen er höchst persönlich von sich redet. Es sind die ältesten historischen Inschriften — in zwei Alphabeten geschrieben —, die auf uns gekommen sind. „Seine Majestät König Priyadarshin spricht so“, ist ihre übliche Eröffnungsformel, die sich an die der Achämenideninschriften: „Es spricht Darius, der König“ usw. anzulehnen scheint. Nur in einer Inschrift (Maski) wird der Name Ashoka gebraucht, in allen übrigen erscheint der König mit seinem Beinamen Priyadarshin „der Gnadenvolle“ oder „der gnädig Blickende“. Felsenedikt VI ist charakteristisch für seine Regierungsgrundsätze, wo er erklärt: „Berichterstatte sollen die Angelegenheiten des Volkes jederzeit und an jedem Ort zu meiner Kenntnis bringen, (gleichgültig,) ob ich esse, im Frauenhause, im Schlafgemach, im Stall, in einer Sänfte (oder) im Lustpark weile.“ Anderswo sagt er: „Alle Menschen sind meine Kinder. Wie ich meinen eigenen Kindern alles Heil und Glück in dieser (irdischen) und in jener (himmlischen) Welt zuteil werden lassen möchte, genau so wünsche ich dies für alle Menschen.“

Aus der Jugend des Königs wissen wir nicht viel. Die buddhistische Tradition, die Ashoka als einen der Ihren in Anspruch nimmt, unterscheidet zwei Phasen seines Lebens: „Ashoka den Wüterich“ (*Caṇḍaśoka*) und „Ashoka den Frommen“ (*Dharmāśoka*), worunter Ashoka vor und nach seiner Bekehrung zum Buddhismus zu verstehen ist. Da er den Buddhisten als Exempel für die heilsame Wirkung ihrer Lehre auf den Lebenswandel eines Menschen und Königs dient, haben sie sein Bild vor und nach der Bekehrung sehr stark in Schwarz-Weiß gemalt. Sie berichten z. B., daß Ashoka gleich, als er sich der Herrschaft bemächtigte, seine sämtlichen Halbbrüder — Bindusara werden 16 Frauen und 101 Söhne zugeschrieben — umbringen ließ und nur Tishya, einen jüngeren Sohn seiner eigenen Mutter, verschonte. Richtig ist daran wohl, daß er, wie der Mahavansa, eine alte ceylonesische Kirchenchronik, berichtet, seinen älteren Bruder Susima, der der Liebling seines Vaters gewesen sein soll, als gefährlichen Konkurrenten aus dem Wege räumen ließ. Ashoka hat mehrere Frauen besessen. Eine davon, Devi, ist die Mutter des Mahendra (Mahinda) und der Sanghamitra, der Missionare Ceylons, berühmter Gestalten in der dortigen Kirchengeschichte.

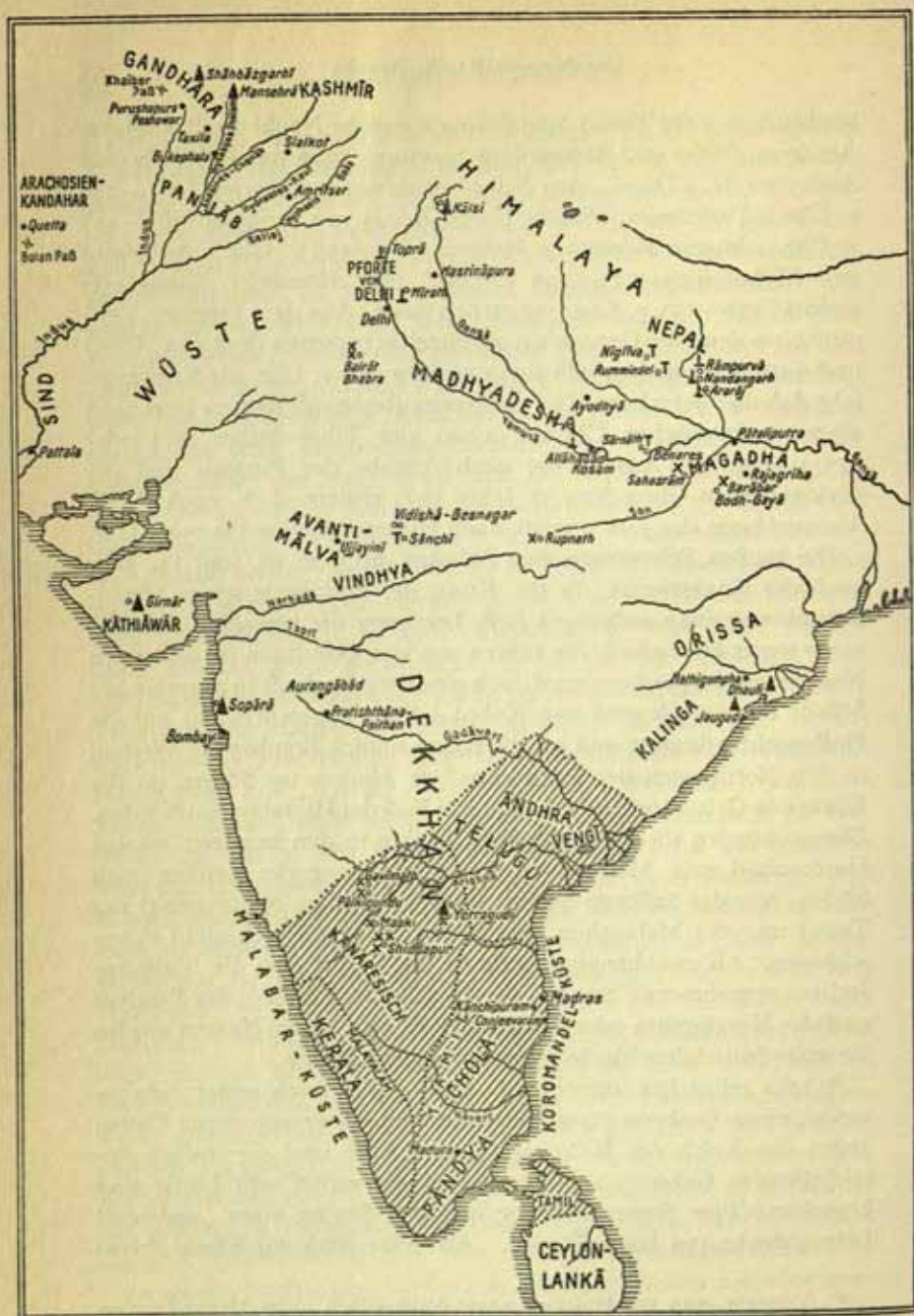
In seinen Inschriften bezieht sich Ashoka zuweilen auf seine griechischen Nachbarn im Westen, womit wir feste Anhaltspunkte für die Datierung seiner Herrschaft gewinnen. Im XIII. Felsenedikt erwähnt er eine Reihe zeitgenössischer griechischer Herrscher: An-

tiyaka, König der Yonas, und dessen westliche Nachbarn Tulamaya, Antekina, Maka und Alikasudara, worunter man mit F. W. Thomas Antiochos II. (Theos), den Seleukidenkönig von Syrien (261—246 v. Chr.), Ptolemaios (Philadelphos), König von Ägypten (285—247 v. Chr.), Magas, König von Kyrene (283—259 v. Chr.), Antigonos von Makedonien (275—239 v. Chr.) und Alexander, König von Epirus (272—255 v. Chr.) verstehen kann. Aus dem jüngsten Zeitpunkt, an dem alle Genannten gleichzeitig regierten (258/57 v. Chr.) und anderen Angaben läßt sich das Jahr 270 v. Chr. als Krönungsjahr Ashokas berechnen. Der praktische Regierungsbeginn liegt nach einer singhalesischen Chronik schon vier Jahre früher (274 oder 273 v. Chr.)*). Ashoka hat nach Angabe der Puranas und der ceylonesischen Chroniken 37 Jahre lang regiert, d. h. nach F. W. Thomas bis in das Jahr 237/36, nach Hultzsch-Geiger bis 232 v. Chr.

Die großen Felseninschriften Ashokas aus dem 13. und 14. Jahr nach der Königsweihe, die der König der Peripherie seines Machtbereiches entlang anbringen ließ, bezeugen die gewaltige Ausdehnung seiner Herrschaft. Sie führen uns von Gandhara im äußersten Nordwesten (neuerdings wird auch eine Steininschrift in aramäischer Schrift aus der Gegend von Kabul Ashoka zugeschrieben) auf die Halbinsel Kathiawar und an die Küste südlich Bombay im Westen, in den Nordwesten der Präsidentschaft Madras im Süden, an die Küste von Orissa im Osten und an den Fuß des Himalaya im Norden. Ebenso künden die kleineren Felsenedikte in den heutigen Staaten Haidarabad und Maisur von der Ausdehnung des Reiches nach Süden. Nur der äußerste Süden, etwa das heutige Sprachgebiet des Tamil und des Malayalam, war in das Maurya-Reich nicht eingeschlossen. Als unabhängig erwähnen die Edikte drei die Südspitze Indiens einnehmende Staaten, die der Chodas (Cholas), der Pandyas und des Keralaputra oder Königs der Kerala, deren Namen uns bis ins späte Mittelalter hinein wiederbegegnen werden.

Ashoka selbst hat nur einmal, im 9. Jahre nach seiner Königsweihe, einen Eroberungszug unternommen, als er sich gegen Osten, gegen das Reich der Kalingas (heute Orissa und die südlich anschließenden Gebiete) wandte. Der Krieg verlief sehr blutig und bewirkte völlige Sinnesänderung und den Beginn eines „anderen“ Lebensabschnittes beim König. „Als Seine Majestät König Priya-

*) Versteht man mit Hultzsch unter Alikasudara nicht Alexander von Epirus, sondern Alexander von Korinth (252—244 v. Chr.), so ergibt sich 264 v. Chr. als Jahr der Königsweihe und 268/67 als Jahr des Regierungsantritts.



Indien zur Maurya-Zeit. (3. Jahrh. v. Chr.)

▲ Große Felsenedikte Ashokas. × Kleinere Felsenedikte Ashokas. T und I Säulenedikte Ashokas. ■ Heutiges Verbreitungsgebiet der dravidischen Sprachen.

darshin acht Jahre geweiht war“, verkündet das XIII. Felsenedikt, „wurde das Reich der Kalingas von ihm erobert. 150 000 Menschen wurden von da verschleppt, 100 000 wurden dort erschlagen und vielmal so viele starben. Späterhin, nachdem das Reich der Kalingas gewonnen war, (erwachte) in Seiner Majestät heftiges Streben nach dem Sittengesetz, Liebe zum Sittengesetz und (der Wunsch), das Sittengesetz zu lehren. Und Seine Majestät reut die Eroberung des Kalinga-Reiches. Denn Seine Majestät findet es tief schmerzlich und sehr schwerwiegend, daß bei der Eroberung eines vorher nicht eroberten Landes Mord, Tod und Fortschleppen von Leuten stattfindet.“ Zum Schluß der Inschrift empfiehlt der König seinen Söhnen und Enkeln, von kriegerischen Eroberungen abzusehen; sie sollen statt dessen „die Eroberung durch das Sittengesetz als die wahre Eroberung ansehen“.

Ashokas Gesinnungswandel, sein zunehmendes Interesse für die Hebung der Moral und seine wachsende Zuneigung zum Buddhismus sind mit Hilfe der datierbaren Inschriften in den einzelnen Stadien ziemlich gut zu verfolgen. Zehn Jahre nach seiner Königsweihe macht Ashoka einen Besuch in Bodh-Gaya, an der Stätte, wo der Buddha die Erleuchtung erlangt hat. Er wird buddhistischer Laienanhänger, bekennt in den „kleineren Felsenedikten“ jedoch, daß er als solcher zunächst keinen besonderen Tugendeifer entwickelt habe, bis er ungefähr ein Jahr später zeitweilig in ein Kloster eintrat und dort, ohne die weltlichen Bindungen völlig aufzugeben, ähnlich wie ein Mönch lebte. Von da an — sagt Ashoka — habe er sehr nach der Tugend gestrebt. Er entschließt sich, Proklamationen über Moral zu erlassen und denselben durch Einmeißelung in Stein Dauer zu verleihen. Ashoka wird darin nicht müde, in immer neuen Abwandlungen zu verkünden, was er unter Sittlichkeit versteht. Mitleid, Milde, Freigebigkeit und Wahrhaftigkeit sind die Tugenden, welche ständig eingeprägt werden: Mitleid gegenüber den Lebewesen, insbesondere den Tieren, die man nicht töten oder verletzen soll; Milde in der Form von Gehorsam und Ehrerbietung gegenüber den Eltern, Lehrern und Greisen, in der Form von Freundlichkeit gegenüber Dienern und Sklaven, die man anständig behandeln soll; Freigebigkeit gegenüber Religiosen, Bettlern, Verwandten und Freunden. Zu der Wahrhaftigkeit soll Selbstbeherrschung, das Vermeiden von Grausamkeit, Zorn, Hochmut und Eifersucht treten.

Zum Wohl seiner Untertanen läßt der König die Landstraßen bepflanzen und Mangohaine anlegen, um Mensch und Tier er-

quickenden Schatten zu spenden. In regelmäßigen Abständen werden an den Straßen Schöpfbrunnen erbaut, zu denen Treppenstufen hinabführen. Der König rühmt sich auch, ärztliche Hilfe für Mensch und Tier vorgesehen zu haben. Heilkräuter werden auf seinen Befehl von weither importiert und angepflanzt. Ausgedehnte Bestimmungen sorgen für Tierschutz. Über zwanzig Tierarten werden für überhaupt unverletzlich erklärt, für andere Schonzeiten festgelegt. An bestimmten Tagen, besonders an Festtagen, ist es verboten, Stiere, Ziegenböcke, Schafböcke und andere männliche Tiere zu kastrieren oder Pferde und Ochsen mit Brandmarken zu versehen. Sich selbst seinen sittlichen Grundsätzen unterwerfend, verbietet der König im I. Felsenedikt die Tötung und Opferung von Tieren und erwähnt dabei, in früherer Zeit seien täglich Tausende von Tieren in seinem Haushalt geschlachtet worden, um zu einer Fleischtunke (Curry) verarbeitet zu werden. Jetzt, bei Erlaß des Ediktes, verwende man nur noch drei Tiere täglich, zwei Pfauen und eine Gazelle, und letztere nicht einmal regelmäßig. Aber auch diese wenigen Schlachtungen würden in Zukunft aufhören.

Die allgemein menschliche, auf das Praktische gerichtete Ethik, welche Ashoka in seinen Inschriften verkündet, lehrt buddhistische Laien-, nicht Mönchsmoral, welche beiden in der Botschaft des Buddha wohl unterschieden sind. Mönche und Nonnen sollen nach dem Nirvana streben, Laien dagegen ermahnt auch der Buddha nur zu Sittlichkeit und Selbstlosigkeit und stellt ihnen Himmelsfreuden und Höllenstrafen, Geburt als Gott, Mensch oder Tier als Folgen moralischen oder unmoralischen Verhaltens in Aussicht; genau das gleiche tut Ashoka.

Bestimmte Inschriften machen klar, wie sehr Ashokas Anteilnahme dem Buddhismus gegolten hat. Das Edikt von Bhabra (Calcutta — Bairat), das in der Zeit unmittelbar nach seinem Aufenthalt im Kloster verfaßt sein dürfte und an den buddhistischen Klerus gerichtet ist, erweist, daß Ashoka sich damals eingehend mit dem buddhistischen Schrifttum befaßt hat; denn er hebt darin sieben, im überlieferten Kanon nachweisbare Lehrtexte hervor, die er vor allen anderen schätzt, und bringt seinen Wunsch zum Ausdruck, daß diese von Ordensmitgliedern und Laien eifrig studiert würden.

Nach der buddhistischen Kirchenüberlieferung hat Ashoka in Begleitung des Patriarchen Upagupta Pilgerfahrten zu den heiligen Stätten des Buddhismus, wie dem Geburtsort des Religionsstifters im heutigen Nepal, unternommen und dort größere Schenkungen

gemacht, was Inschriften und Funde bestätigen. Die Legende schreibt ihm die Errichtung von nicht weniger als 84 000 Gedenkbauten (Stupa) zur Verherrlichung des Buddha in allen Teilen Indiens zu. Mit großer Wärme tritt Ashoka für Einigkeit innerhalb der buddhistischen Kirche ein. In den kleineren Säuleninschriften ermahnt er die Gemeinde, einig zu bleiben, solange Sonne und Mond schienen. Dies spricht für die Treue der Überlieferung der ceylonesischen Chroniken von einer großen buddhistischen Kirchenversammlung, die auf Veranlassung Ashokas 17 Jahre nach seiner Weihe in der Hauptstadt Pataliputra zusammengetreten sei, wenn auch dieses Konzil, an dem 1000 Mönche unter dem Vorsitz des gelehrten Tissa Moggaliputta teilgenommen haben sollen, in den Inschriften nicht erwähnt wird. Die Versammlung dürfte von entscheidender Wichtigkeit für die Ausbildung des Buddhismus zur Weltreligion gewesen sein; denn auf ihr wurde eine buddhistische Missionstätigkeit in größtem Umfange, bis in außerindische Länder, beschlossen und gleich ins Werk gesetzt. Angesehene Mönche wurden nach Kashmir, in die Länder des heutigen Afghanistan, nach Südindien und Ceylon entsandt. Nach Ceylon ging Tissas Schüler, Prinz Mahinda (Skt. Mahendra), ein Sohn Ashokas, der die Insel höchst erfolgreich missionierte und die buddhistischen Texte dorthin brachte (s. S. 148).

In hohem Alter scheint der einst staatsmännisch klare Blick König Ashokas getrübt gewesen zu sein; seine Spendefreudigkeit muß Ausmaße angenommen haben, die sie zu einer Gefahr für das Staatswohl werden ließ und das Eingreifen seiner Minister und des Thronfolgers herbeiführte, die eine Art Entmündigung vornahmen, wie aus der rührenden Geschichte von „Ashokas letzter Gabe“ in der Legenden-sammlung Divyavadana zu entnehmen ist. Ashoka hat — heißt es dort — bei sich beschlossen, bis zu seinem Lebensende der buddhistischen Kirche 1000 Millionen Goldstücke zu schenken. Bis auf 40 Millionen ist die Summe voll, und der greise König, der sein Ende herannahen fühlt und sein Gelübde erfüllen will, schickt täglich Kostbarkeiten aus Gold und Silber in ein Kloster der Hauptstadt. Die Minister sehen die Staatsmittel dahinschwinden und wenden sich an den Thronfolger, Ashokas Enkel Sampadi (Samprati), mit der Warnung, durch die extravaganten Geschenke des Königs werde der Ruin des Landes herbeigeführt. Der Prinz verbietet dem Schatzmeister alsdann, den Befehlen des Königs nachzukommen. Ashoka verschenkt nun sein goldenes Tafelgeschirr, das durch silbernes, später durch eisernes und schließlich durch irdenes ersetzt wird, als er es immer wieder verschenkt. Der Herrscher läßt, aller Mittel beraubt, die Minister

kommen und fragt, ob er noch König sei. Als ihm dies bestätigt wird, bricht er in Tränen aus und stellt fest, daß er in Wirklichkeit nur noch über die halbe Amalakafrucht — einem halben Apfel vergleichbar — verfügt, die von seiner Mahlzeit übrig ist. Er sendet dieselbe mit dem Grube eines machtberaubten Königs, der Kraft und Gesundheit eingebüßt habe, als letzte Gabe an die Mönchsgemeinde. Dann läßt er seinen ersten Minister kommen und stellt an ihn die Frage, wer der Herr der Erde sei. Auf die Antwort, er, Ashoka, sei es, vermacht er die Erde mit allen ihren Schätzen feierlich der buddhistischen Gemeinde und stirbt.

Beim Tode Ashokas (237 bzw. 232 v. Chr.) löst sich das Riesereich in einzelne, selbständig werdende Teile auf. Die südindischen Besitzungen gehen offenbar sogleich verloren. Die genealogischen Listen der Puranas und die buddhistische und jainistische Tradition bieten uns verschiedene Namen von Königen, die als Ashokas Nachfolger nur sehr kurz und teilweise nebeneinander regiert haben. In Magadha tritt Ashokas Enkel Sampadi oder Samprati die Herrschaft an. In Kashmir macht sich sein Sohn Jalauka selbständig, und im Jahre 206 v. Chr., als Antiochos III. „der Große“ nach Indien zieht, gebietet ihm König Subhagasena (Sophagasenus), Herr eines mächtigen, unabhängigen Reiches im Panjab, im Kabultale Halt. Um das Jahr 185 v. Chr. nimmt die Dynastie der Mauryas ein Ende. Pushyamitra, der Heerführer des letzten Maurya namens Brihadratha, ermordet seinen Souverän bei einer Truppenparade und besteigt selber den Thron als Begründer der Dynastie der Shungas, eines brahmanischen Geschlechts, das im alten Vaidisha, dem heutigen Besnagar, seinen Stammsitz hatte. Pataliputra bleibt jedoch Hauptstadt des Reiches. Der Usurpator des Mauryathrones hat über 30 Jahre geherrscht und muß ein bedeutender König gewesen sein, dem die Restauration des Brahmanismus am Herzen lag. Seine großen Gegner sind die Griechen Demetrios und Menander, die ein mächtiges hellenisches Reich in Baktrien und Nordwestindien beherrschen und das Shunga-Reich zeitweilig in starke Bedrängnis bringen (s. S. 75 ff.). Kalidasa überliefert in einem seiner Dramen, das einen geschichtlichen Hintergrund hat, Pushyamitra habe, um seine Erfolge zu feiern, das berühmte Pferdeopfer dargebracht, nachdem das umherschweifende Roß mit seiner Begleitmannschaft unter dem Befehl eines Enkels des Königs von einer griechischen Reiterschar erfolglos angegriffen worden war.

In der buddhistischen Tradition spielt Pushyamitra als Buddhistenverfolger eine üble Rolle. Die Legende berichtet, er habe auf

Empfehlung eines Brahmanen die von Ashoka errichteten 84 000 Stupas und alle Klöster zerstören lassen und Preise auf die Köpfe erschlagener Mönche ausgesetzt, um sich dadurch einen Namen zu schaffen. Die Shunga-Dynastie hält sich gut 100 Jahre an der Macht. Zehn ihrer Könige sollen nach den Puranas für 112 Jahre, d. h. in der Zeit von 184/85—72 v. Chr., regiert haben. In der Zeit Pushyamisras oder eines seiner unmittelbaren Nachfolger unternimmt Khavela, der Beherrscher des Reiches der Kalingas an der Ostküste, Einfälle nach Magadha und an die Ganga, wovon die berühmte Inschrift von Hathigumpha (Khandagiri) handelt.

Der letzte der Shunga-Herrscher, Devabhuti (Devabhumi), endet, gleich dem letzten Maurya, durch Verrat. Sein Minister Vasudeva läßt ihn durch eine Sklavin, die sich als seine Gemahlin verkleidet hat, umbringen. Damit tritt eine neue Dynastie, die der Kanvas, auf, die jedoch nur durch vier Königsnamen repräsentiert wird. Sie verschwindet bereits nach 45 Jahren, um das Jahr 28 v. Chr., unter den Schlägen einer neuen Großmacht, der Andhras, aus der Geschichte.

Mit den Andhras nimmt zum erstenmal eine südindische Macht Einfluß auf den Norden und steigt zur indischen Vormacht auf. Die Andhras tragen einen altberühmten, seit jungvedischer Zeit in Indien geläufigen Namen. Das Aitareya-Brahmana erwähnt sie schon als ein Volk noch außerhalb der arischen Einflußsphäre. Unter Ashoka gehören sie zu den Volksstämmen, die innerhalb seines Reiches leben, aber offenbar größere Selbständigkeit bewahrt haben. Plinius der Ältere, der sich möglicherweise auf Megasthenes stützt, spricht von den Andarae als einem mächtigen Volk, das 30 befestigte Städte besitze und über eine Armee von 100 000 Mann Infanterie, 2 000 Mann Kavallerie und 1000 Elefanten verfüge. Ihre Heimat ist das Telugu-Gebiet im Mündungsbereich der Krishna und der Godavari, das spätere Vengi. Die Puranas berichten von der Vormachtstellung der Andhras nach Beseitigung der Shungas und Kanvas und geben auch Listen von Andhra-Königen, doch zeigen sich innerhalb der einzelnen Puranas erhebliche Abweichungen in der Zahl der Regenten und der Lebensdauer der Dynastie.

Für identisch mit den Andhras hält man das Geschlecht der Satavahana oder Satakarni, das nach inschriftlichen Zeugnissen im 2./1. Jahrhundert die Oberherrschaft im Dekkhan gewinnt. Die Satavahanas könnten das Tal der Godavari entlang quer durch den Dekkhan nach Westen vorgestoßen sein, wo Pratishthana, das heutige Paithan, am Oberlauf der Godavari (Distrikt Aurangabad im Staate

Haidarabad), ihre Hauptstadt wird; nicht weit davon, in den Höhlentempeln von Nanaghat, sind Stifterbilder aus der Herrscherfamilie gefunden worden. Die Angaben der Puranas über Konflikte der Andhras mit den Shungas und Kanvas weisen auf einen Vorstoß der Satavahanas über den Vindhya hinaus nach Norden hin, der mit der erwähnten Vernichtung der Kanvas endet. Münzfunde im Gebiet von Ujjayini, der Hauptstadt von Avanti (Malva) mit dem Namen eines Königs „Sata“ legen den Schluß nahe, daß Avanti in das Dekkhanreich einbeschlossen werden konnte, womit dieses im 1. Jahrhundert v. Chr. zur ersten Macht Indiens wird.

3. Die Kulturzustände in der Maurya-Zeit

Die Verbreitung der arischen Kultur über Indien geht in einem langen Zeitraum und in deutlich wahrnehmbaren Abschnitten vor sich. Sie führt vom Nordwesten zuerst in das obere Tal der Ganga und Yamuna und von da allmählich weiter nach Osten, wo um 500 v. Chr. bereits das politische Schwergewicht liegt. Das alte arische Geistesgut ist um diese Zeit mit dem der Vorbewohner zu neuen Formen verschmolzen, das vorwiegende Viehzüchtertum in der älteren Ackerbaukultur aufgegangen. Der arische Impuls wirkt aber fort, er stellt einen wesentlichen Bestandteil der nunmehrigen altindischen Hochkultur, die sich auch nach Süden auszubreiten beginnt. In der Maurya-Zeit folgt ein in dieser Beziehung entscheidender Schritt, indem sich eine nordindische politische Macht zum erstenmal über den Dekkhan ausdehnt, nachdem kühne Einzelvorstöße von Kolonisatoren und Abenteurern vorausgegangen sind. Erinnerungen an eine sehr frühe, vom mittleren Osten Nordindiens ausgehende Erforschung und Kolonisation Südindiens durch arisierte Geschlechter bewahrt das Ramayana, Indiens zweites, mit dem Mahabharata oft in einem Atem genanntes großes Epos. Es erzählt in sagenhafter Form die Schicksale Ramas, eines Königssohnes aus Ayodhya (Audh), dem sein Weib mit dem bedeutsamen Namen Sita „Ackerfurche“ durch einen Fürsten der „Dämonen“ auf die ferne Insel Lanka (Ceylon) entführt wird. Um sie zurückzugewinnen, durchzieht Rama unter mannigfachen Abenteuern ganz Indien, erhält Unterstützung von Affen- und Bärenstämmen und setzt endlich mit seinem Heer von der Südspitze Indiens aus über die Rama-Brücke (heute Adam's bridge) nach Ceylon über, wo er Sita aus der Gewalt der Unholde befreit.

Man hat Rama wohl nicht mit Unrecht als das Symbol der unter

arischer Führung schon in vorbuddhistischer Zeit nach Süden vor-
dringenden Ackerbaukultur bezeichnet und deutet die mit ihm ver-
bündeten „Affien“ und „Bären“ als totemistische Volksgruppen, An-
gehörige weddider Jägerstämme im zentralen und sonstigen Indien,
bei deren Nachfahren noch heute Tiere wie Affe und Bär als Stam-
messymbole vorkommen. Rama gewinnt auf seinem Zuge die
Freundschaft des großen Weisen Agastya, der südlich des Vindhya
als erster Sendbote des Ariertums in einer Einsiedelei haust und sein
Ratgeber und Beschützer wird.

Das waren die ersten, nur durch das verschleierte Gewand der
Sagen durchschimmernden Ansätze zur Erschließung Südindiens,
auf die in der Maurya-Zeit mit der Einbeziehung des Dekkhan in
ein nordindisches Reich eine geschichtlich greifbare Phase in der
Verbreitung der indoarischen Kultur über den gesamten Sub-
kontinent folgt.

Wir dürfen annehmen, daß die überlegene Geisteswelt des Nordens
nach den starken Wandlungen, die sie erfahren hat, von den Indiden
willig aufgenommen wird. Ins Land eindringende oder hineinge-
rufene nordindische Kriegergeschlechter gewinnen Macht und Ein-
fluß in südlichen Reichen. Priester und Gelehrte, die im Besitz der
heiligen Überlieferung und Repräsentanten der Sanskrit-Kultur
sind, bringen ihre geistigen Errungenschaften südwärts. So sehr sich
der Süden aber auch den nordindischen Einflüssen öffnet, der Strom
der arisch sprechenden Kolonisatoren ist gegenüber der eingessenen
indiden und melaniden Bevölkerung zu schwach, um sich voll durch-
zusetzen. Davon zeugt schon die Bewahrung des Dravidischen. Nur
der nördliche Teil des Dekkhan, wo der politische Einfluß indo-
arischer Reiche besonders nachhaltig wirkt, nimmt arische Sprachen
an. In weiten Räumen des übrigen Südens herrschen jedoch noch
heute dravidische Zungen: *K a n a r e s i s c h* oder Kanada im Süden
der Präsidentschaft Bombay und in Maisur, *T e l u g u* in Haidara-
bad und im Norden der Präsidentschaft Madras, *T a m i l* im äußer-
sten Süden. Einheimische Geschichtswerke sprechen häufig von den
„drei“ Tamilreichen (Tamilakam), weil seit früher Zeit im äußersten
Süden drei Reiche bestehen, in denen einst einheitlich Tamil ge-
sprochen wurde. Erst seit dem 9. Jahrhundert n. Chr. hat sich im
westlich gelegenen, durch hohe Gebirge isolierten Küstenstreifen
von Malabar (Kerala oder Chera) eine eigene Sprache, das Malaya-
lam, entwickelt. Die beiden anschließenden östlichen Tamil-Reiche
sind das der Pandyas (im *Pāṇḍya-maṇḍala*) im Süden, etwa die heuti-
gen Distrikte Ramnad, Tinneveli und Madura umfassend, und

nördlich davon das Reich der Cholas mit seinem Stammland um den Unterlauf der Kaveri (*Coṣa-maṇḍala*, daraus „Koromandel“) und dem nördlich anschließenden Gebiet (*Toṇḍa-maṇḍala*) um Kanchipur (Conjeeveram, südwestlich Madras). Hier, in der Heimat der „Schwarzinder“, die zu einer Hochburg des Dravidischen geworden ist, herrscht ein starker kultureller Behauptungswille und großer Stolz auf das Alter einer frühen Sanskrit-Mischkultur, die durch Tamil-Werke, die sog. Shāṅgam-Literatur, bezeugt wird. Die Bezeichnung rührt von einer Akademie gleichen Namens zu Madura her, deren Begutachtung in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung jede Tamil-Dichtung zu durchlaufen hatte, um Anerkennung zu finden. Diese akademischen Ansprüchen genügende Literatur von poetischem Schwung und angeborener Kraft hat durch Sanskritvorbilder eine gesteigerte Ausdrucksfähigkeit und Eleganz erhalten und repräsentiert auch kulturgeschichtlich eine südindische Mischkultur aus arischen und dravidischen Elementen, deren Herausbildung in der Maurya-Zeit eingeleitet sein dürfte.

Auf das Ganze gesehen ist das für Indien wichtigste Ergebnis der Synthese der Kulturen von Nord und Süd das System des Hinduismus, dessen religiöse Seite schon oben S. 33ff. Gegenstand unserer Betrachtung gewesen ist. In ihm haben wir die große geistige Macht, welche in langsamer Herausbildung und unter allmählicher Zurückdrängung der Reformbewegungen vom ganzen Lande Besitz ergriffen und die verschiedenen Landes- und Bevölkerungsteile zusammengeschweißt hat. Seine Kennzeichen sind die Anerkennung der Heiligkeit des Veda und seiner Offenbarung und der Besitz gewisser gemeinsamer Grundanschauungen. Hauptträger und -bewahrer dieser Bildungsgüter ist eine geistige Elite oder Adelsschicht, die Brahmanen, welche der Menschheit die großen Erkenntnisse ihres scharfen, grübelnden Denkens in Religion und Wissenschaft geschenkt haben. Im ganzen ist das System ein völlig originales Produkt indischen Geistes, das nirgendwo auf Erden auch nur annähernd eine Entsprechung hat.

In der sozialen Sphäre bedingt die Zugehörigkeit zum Hinduismus die Anerkennung einer festen Rangordnung der Gesellschaftsklassen. Jeder Hindu gehört durch seine Geburt einer bestimmten Kaste mehr oder minder hoher sozialer Schätzung an, deren Bindung er niemals ablegen kann. Die Kaste greift tief in das Leben eines jeden ein, legt z. B. fest, mit wem er gemeinsam speisen und mit wem er die Ehe eingehen darf. Vergeht sich jemand in grober Weise gegen die Kastengesetze, so kann er aus der Kaste ausgestoßen werden, was

ihn früher zu einem völlig geächteten Mann machte. Einer der Ursprünge des Kastensystems ist wohl darin zu suchen, daß die eingewanderte arische Herrschicht die Gefahr ihrer Aufsaugung durch die ältere Bevölkerung erkannte und die Reinheit ihres Blutes zu hüten begann. In vedischer Zeit hat das Kastenwesen seine berühmt gewordene Schroffheit noch nicht erreicht. Der Seite 18 bereits erwähnte Hymnus vom Urmenschen (RV. X, 90) nennt zwar die Namen der traditionellen Hauptkasten und nimmt dabei eine gewisse Wertung vor, ohne jedoch etwas von der späteren rituellen Distanzierung der Kasten voneinander, ihrer Behaftung mit einer festen Rangstufe, ihrer Erbllichkeit und von dem Verbot einer Heirat außerhalb der Gemeinschaft ahnen zu lassen. Im Gesetzbuch des Manu dagegen, das in seiner heutigen Form dem 4. Jahrhundert n. Chr. zugeschrieben wird, aber ältere Tradition enthält, finden wir die Theorie voll ausgebildet. Manu unterscheidet ebenfalls vier Hauptkasten, denen er nun — und das ist ein entscheidender Punkt — eine bestimmte feste Berufspflicht (*dharmā*) zuweist. Die Brahmanen sollen den Veda studieren, lehren, opfern, die Krieger das Volk beschützen, die Vaishyas Viehzucht, Ackerbau und Handel treiben. Alle drei genannten Kasten — sie tragen den bezeichnenden Namen *varṇa* = „Farbe“ — haben als Abkömmlinge der alten Erobererschicht das Recht, den Veda zu studieren und sind „Zweimalgeborene“, die außer der leiblichen Geburt noch eine geistige durch eine feierliche Einweihung in den Veda erfahren. Den drei oberen Kasten gegenüber steht die vierte, die der Shudras, ursprünglich die unterworfenen, nichtarische Bevölkerung, deren einzige Pflicht es ist, den übrigen Kasten zu dienen. Manu setzt in seiner Theorie das Gebot der Heirat innerhalb der Kaste voraus; denn aus an sich verbotenen Mischungen von Ehegatten aus verschiedenen der genannten vier Kasten läßt er eine große Zahl geringwertiger Mischkasten hervorgehen. Je höher die Kaste der Mutter und je niedriger die Kaste des Vaters war, um so niedriger ist der Rang der Mischkaste. Allen Mischkasten werden, genau wie den Hauptkasten, feste Berufe oder Verrichtungen zugewiesen. Neben diese Kasten treten noch solche, in denen rechtmäßige Abkömmlinge der drei oberen Kasten zusammengeschlossen sind, die infolge der Versäumnis religiöser Pflichten die Zugehörigkeit zu ihrer Kaste verloren haben. Die Künstlichkeit der Theorie, die in keiner Weise zur Erklärung des Kastensystems ausreicht, liegt auf der Hand. Einige europäische Betrachter glauben daher in der Berufsgliederung das wahre Fundament des Kastensystems gefunden zu haben. Man kann nämlich noch in neuerer Zeit beobach-

ten, daß das gleiche Gewerbe mit der Zeit Menschen zu einer Kaste zusammenschließt, und daß es durch Abweichungen in den Gebräuchen und in der Beschäftigung zur Spaltung von Kasten und zur Bildung neuer Kasten oder Unterkasten kommt, ja auch die Zugehörigkeit zum gleichen Stamm oder zur gleichen religiösen Gemeinschaft kann zur Bildung einer Kaste führen. Es erscheint darum sicher, daß verschiedene Ursachen zur Herausbildung der ausgeklügelten Rangordnung der indischen Stände und Volksschichten beigetragen haben. Ihr beklagenswerter Auswuchs, daß die in ihr zuunterst stehenden sogenannten „Unberührbaren“, wie Kehrer, Abdecker, Leichenwäscher usw., bis vor kurzem für so gemein und rituell unrein galten, daß Mitglieder höherer Kasten sie nicht einmal berühren durften, verliert seine Unerträglichkeit nur, wenn man bedenkt, daß der soziale Status des einzelnen als durch seine guten oder bösen Taten in einer früheren Geburt, also durch ihn selbst, bedingt gilt. Der „Unberührbare“ hat die Aussicht, durch sittliches Wohlverhalten in der nächsten Geburt ein besseres Los zu erlangen.

Die aus der Wiedergeburtstheorie erwachsende Möglichkeit, sein künftiges Dasein durch moralische Handlungen und Läuterung seines Ichs zu beeinflussen, ist auch eine der Wurzeln des Asketentums, jenes von ausländischen Besuchern früh beachteten, charakteristisch indischen Phänomens. Griechische Schriftsteller schildern, wie Alexander im Jahre 326 in Taxila die erste Bekanntschaft mit indischen Asketen macht. Auf die Kunde von nackten Weisen, die Selbstquälereien verübten und vom Volke sehr verehrt würden, schickt er voll Neugier den Kapitän Onesikritos, einen Schüler des Kynikers Diogenes, aus, sich näher nach diesen seltsamen Heiligen zu erkundigen. Onesikritos findet einige Meilen vor der Stadt Taxila fünfzehn Asketen, die dort in der Sonnenglut bewegungslos auf Steinen sitzen. Als er den Weisen den Zweck seines Kommens zu erklären sucht, meint der erste, er möge seine Kleider ausziehen und sich neben ihm auf die heißen Steine setzen, dann könne er von seiner Weisheit lernen. Ein anderer läßt sich von den griechischen Philosophen, von Sokrates und Diogenes, erzählen und ist über das, was er hört, sehr erfreut; nur wundert ihn, daß diese aufgeklärten Leute an so überflüssigen Dingen wie Kleidung festgehalten hätten. Einer der Asketen, den die Griechen nach dem von ihm gebrauchten Grußwort „Heil“ (skt. *kalyāṇa*) Kalanos nennen, läßt sich bewegen, Alexander zu folgen und begleitet den König bis nach Persien. Dort unheilbar erkrankt, wird er des Lebens überdrüssig und erklärt eines Tages, dem Brauche seiner

Heimat folgend, freiwillig durch den Flammentod aus dem Leben scheiden zu wollen. Nach vergeblichen Versuchen, seinen Freund von diesem Entschluß abzubringen, läßt Alexander einen riesigen Scheiterhaufen für ihn errichten, und die Verbrennung geht angesichts des ganzen Heeres vor sich. Kalanos besteigt, nach der Schilderung bei Plutarch, furchtlos wie ein stoischer Weiser den Holzstoß und rührt sich auch nicht, als das Feuer ihn ergreift. Diese in aller Öffentlichkeit vollzogene Tat hat die Zuschauer mit solchem Staunen erfüllt, daß Kalanos darob bei den Schriftstellern der Alexanderzeit der am meisten behandelte Inder ist, wobei es nicht an Stimmen fehlt, die in ihm eher einen Schmarotzer als einen weltabgewandten Asketen sehen wollen.

Durch derartige Berichte von Seltsamkeiten bei den antiken Schriftstellern fallen gelegentlich Schlaglichter auf indische Gebräuche und Einrichtungen, doch haben wir auch einige umfassendere Quellen für die allgemeinen Kulturzustände in der Maurya-Zeit: An erster Stelle steht ein Augenzeugenbericht des griechischen Gesandten Megasthenes vom Hofe Chandraguptas. Dazu treten die Ashoka-Inschriften und ein 1905 wiederentdeckter Sanskrittext, das berühmte Arthashastra oder „Lehrbuch der Staatskunst“, als dessen Verfasser Chanakya oder Kautilya, der „Verschlagene“, der Minister Chandraguptas, angegeben wird.

Megasthenes, dessen Aufzeichnungen nur auszugsweise in den Werken griechischer und lateinischer Schriftsteller wie Arrian, Quintus Curtius, Plutarch, Justin, Plinius, Strabo, Appian und Athenaios erhalten sind, beschreibt die Residenz Pataliputra oder Palibothra, wie er sagt, als eine wohlbefestigte Stadt mit stolzen Bauten. Sie habe die Gestalt eines Parallelogramms von 14 km (80 Stadien) Länge und über 2 km (15 Stadien) Breite und sei von einer Palisade aus Holz mit Schießscharten für Bogenschützen umgeben, die durch 570 Türme verstärkt werde. 64 Tore ermöglichten den Zugang zur Stadt. Von diesen Befestigungen, insbesondere einer doppelten Palisadenwand mit Laufgang, ist einiges wieder ausgegraben worden. Bereits 1912/13 wurden auch Reste einer an Bauten in Persepolis erinnernden großen Palasthalle der Mauryas bloßgelegt, deren glänzend polierte Steinsäulen einst auf hölzernen Basen standen und einen Oberbau aus Holz trugen. Die indischen Paläste und Tempel scheinen danach, genau wie im ältesten Griechenland, im wesentlichen aus Holz errichtet worden zu sein und die Benutzung von Steinblöcken gerade in Aufnahme zu kommen. Megasthenes erwähnt

allgemein, die indischen Städte seien, soweit sie an Flüssen oder Seen lägen, aus Holz gebaut, während luftgetrocknete Ziegel das Baumaterial der vor Überschwemmungen gesicherten, hochliegenden Städte bildeten. Der Grieche, der den königlichen Palast nicht weniger großartig als die Paläste von Susa und Ekbatana nennt, rühmt den nahe dabei gelegenen Park, in dem es von zahmen Pfauen und Papageien wimmelt. Die Bäume grünen das ganze Jahr hindurch, und künstliche Teiche enthalten viele Fische. Nur königlichen Prinzen stehen die Anlagen und Teiche zum Spielen, Fischen und Schwimmen zur Verfügung. Die Kleidung der Inder besteht meist aus Baumwolle von leuchtender Weiße. Neben einem Gewand um den Unterkörper trägt man ein Tuch, das über die Schulter geworfen wird, und einen Turban. Die Schmuckfreudigkeit von Mann und Weib wird hervorgehoben; Ohrringe aus Elfenbein sind eigens erwähnt. Männer färben ihre Bärte in den verschiedensten Farben.

Unter der Bevölkerung beobachtet Megasthenes zwei Klassen von königlichen Bediensteten: die der oberen Beamten, zu denen Minister, königliche Räte, Schatzmeister, Heeresinspektoren, Admirale usw. zählen, und die Agenten, welche dem König über alle Vorgänge im Volk Bericht zu erstatten haben. Die übrige Bevölkerung zerfällt in fünf Hauptklassen. Die kleinste, aber angesehenste ist die der „Philosophen“, worunter sowohl die Brahmanen wie Asketen verstanden werden. Sie ist von Arbeit und Besteuerung frei. Neben dem Opfern ist es ihre Pflicht, die Zukunft zu deuten; nach ihren Aussagen am Neujahrstage richten sich Bodenbestellung und Politik im Verlauf des Jahres. Die zweite, volkreichste Klasse bilden die Bauern. Dem Griechen wird erzählt, daß sie sich — der totale Krieg ist unbekannt — niemals an Kriegen beteiligen und selbst in der Nähe kämpfender Truppen, ohne belästigt zu werden, ihren Acker weiter bestellen. Alles Land ist Eigentum des Königs; die Bauern haben Pacht und ein Viertel des Ertrages abzuliefern. Die Angehörigen der dritten Klasse, die Jäger und Hirten, führen in Bergen und Waldungen ein nomadisches Leben, schicken einen bestimmten Teil ihres Viehs in die Städte und erhalten Korn dafür. Eine vierte Klasse sind die Händler, Handwerker und Schiffer. Sie zahlen Steuern, die von ihren Produkten erhoben werden. Die Hersteller von Waffen und Schiffen jedoch werden aus der königlichen Kasse entlohnt. Die fünfte Klasse, die der Krieger, ist nächst den Bauern die zahlreichste. Ihre einzige Aufgabe ist der Kampf; ein hoher Sold ermöglicht ihnen in friedlichen Zeiten ein müßiges Leben und den Unterhalt zahlreicher Bedienter. Fußsoldaten führen nach Nearchos

einen Bogen von Manneslänge, den sie beim Schießen auf den Boden stützen. Ein schmaler, fellüberzogener Schild in der Linken ist lang genug, um fast den ganzen Körper zu decken. Ein Teil der Fußsoldaten hat Lanzen an Stelle der Bogen; alle bedienen sich langer zweihändiger Schwerter mit breiter Klinge. Die Reiter sind mit zwei Lanzen und einem kleineren Schild ausgerüstet.

König Chandragupta erscheint in den Berichten des Megasthenes als ein Mann von Format, der im Grunde aber doch ein echt orientalischer Despot und blutiger Tyrann ist. Wie könnten wir anderes erwarten, nachdem er sich durch Intrige und Gewalt zum Alleinherrscher über ein Riesenreich aufgeschwungen hat! Kein Wunder auch, daß ein solcher Mann voll Mißtrauen sich stets von Feinden und Rachedurstigen umgeben fühlt. Innere Unruhe treibt ihn zu rastloser Tätigkeit. Wenn er nicht bei der Armee im Felde ist, schreibt Megasthenes, zeigt er sich bei Gerichtssitzungen und beim Vollzug der Opfer täglich in der Öffentlichkeit. Richterliche Entscheidungen nehmen ihn so sehr in Anspruch, daß er keine Muße für Körperpflege findet. Man sehe ihn daher Verhandlungen führen, während gleichzeitig Masseure mit Rollen aus Elfenbein seinen Körper bearbeiteten. Lieblingsvergnügen des Königs ist die Jagd, bei der er das Wild von einer Plattform oder von dem Rücken eines Elefanten aus erlegt. Die Hofgesellschaft zerstreut sich bei Kämpfen zwischen Ziegenböcken, wilden Stieren, Rhinozerosen oder Elefanten; auch Wagenrennen, bei denen ein Pferd zwischen zwei Ochsen gespannt ist, sind eine beliebte Unterhaltung. Die Zuschauer pflegen bei solchen Rennen hohe Wetten abzuschließen. Wo der König erscheint, ist man auf seine Sicherheit bedacht. Wenn er auf die Jagd zieht, umschließt ihn eine Bedeckung bewaffneter Frauen; Musikanten mit Trommeln und Glocken marschieren voraus, Würdenträger zu Pferde oder auf Elefanten folgen, während alle Wege, die der königliche Zug nimmt, gegen Zuschauer abgesperrt sind, um Anschläge gegen das Leben des Herrschers zu erschweren. Zum persönlichen Schutz hat Chandragupta eine ständige Palastwache, zu der 24 Elefanten gehören; der erste davon ist dahin dressiert, dem König beim Vorbeischreiten einen militärischen Gruß zu erweisen. Die schon erwähnte, für besonders zuverlässig gehaltene Amazonengarde bewacht den König innerhalb seiner Gemächer. Um der ständigen Bedrohung durch Dolch und Gift zu entgehen, wählt er von Nacht zu Nacht einen anderen Schlafplatz.

Ihre vollendete Ausprägung erfahren die düsteren, einem absolutistischen Staatswesen eigenen Züge, die schon bei

Megasthenes spürbar sind, in unserer dritten Informationsquelle, dem *Arthashastra*, das die Aufzeichnungen des Megasthenes an Bedeutung noch überragt. Das stark theoretisierende Werk kann allerdings nur mit Einschränkung als ein Dokument der Maurya-Zeit angesehen werden, da es dem Minister Chandraguptas kaum gerechtfertigt zugeschrieben wird. Eher mag es einer Schule von Politikern und Staatsrechtlern zugehören, deren Vorbild der Staatsmann Kautilya war. Die darin vorgetragenen Lehren sind reiner Macchiavellismus, frei von aller Moral. Jedes Mittel zur Behauptung und Ausdehnung der Macht des Herrschers erscheint dem Verfasser erlaubt und geheiligt. Charakteristisch dafür sind schon die Grundsätze der äußeren Politik mit der obersten Richtlinie, den unmittelbaren Nachbarn als den naturgegebenen Feind anzusehen und dessen rückwärtigen Nachbarn als den naturgegebenen Freund. Die eigene Macht richtig zu beurteilen, ist der Inbegriff politischer Weisheit. Bei eigener Unterlegenheit wird dem Staatsmann Friedensschluß empfohlen, bei Erstarkung soll er sogleich einen Krieg vom Zaune brechen. Solange die Kräfte auf beiden Seiten gleichmäßig verteilt sind, wartet er ab, um vorzurücken, sobald er das Übergewicht auf seiner Seite sieht. Kann er allein nichts ausrichten, sucht er Hilfe bei Bundesgenossen; wird er von seinen Bundesgenossen abhängig, so beginnt er ein „Doppelspiel“; denn Bindung an einen Stärkeren ist von Übel, es sei denn, daß man gerade vom Feind gepackt ist.

Ebenso bedenkenlos wie nach außen geht der Machtpolitiker nach innen vor. Maßnahmen für seine persönliche Sicherheit gehen allem anderen voran. Um seine Person soll der König nur Leute dulden, deren Väter und Großväter bereits ein Amt am Königshofe innegehabt haben und die dem Herrscher auch persönlich genau bekannt sind. Vor dem Genuß von Speisen wird eine Giftprobe vorgenommen. Von allen Heilmitteln muß der Arzt kosten, von Getränken der Mundschenk. Salben und Pulver, die für den König bestimmt sind, versuchen Dienerinnen zunächst am eigenen Körper. Personen und Dinge, die mit dem König in Berührung kommen, haben eigene Überwachungsbüros zu passieren, wo Kleider usw. Siegelabdrücke erhalten, zum Zeichen, daß sie als einwandfrei befunden wurden. Im Verkehr mit den Haremsdamen ist große Vorsicht geboten. Niemals sucht der König eine Dame in ihren Gemächern auf, da das zu Mordanschlägen verleiten könnte. Das eigene Schlafgemach des Herrschers, in dem er seine Frauen empfängt, ist wie ein Schatzhaus mit geheimen Wänden und verwirrenden Gängen versehen; es liegt entweder unter der Erde und hat dann verschiedene Tunnel nach

außen, oder in einem oberen Stockwerk, in das Geheimtreppe hinaufführen. Wenn der König den Palastbereich verläßt, benützt er möglichst die breite Hauptstraße, läßt, wie auch Megasthenes berichtet, auf beiden Seiten Wachen aufstellen und durch stockbewehrte Männer alle Bewaffneten, ja sogar Büßer und Krüppel verjagen, da sich Mörder gern als solche verkleidet ihrem Opfer nähern.

Bei der Wahl der höchsten Beamten sind, wenn die persönliche Tüchtigkeit und Amtseignung feststeht, Charakterproben durchzuführen. Der König mag z. B. seinen Hauspriester oder seinen Heerführer unter kränkenden Umständen zum Schein aus dem Amt entfernen. Die Entlassenen versuchen nun, der eine unter Berufung auf Sitte und Recht, der andere unter Anbietung materieller Vorteile, in aller Heimlichkeit den auf die Probe zu Stellenden für einen Umsturz zu gewinnen und seine Neigung zur Untreue zu erforschen. Je nachdem solche Charakterproben, bei denen sich der König persönlich möglichst im Hintergrunde hält, bestanden werden, kann er die Betreffenden mit diesem oder jenem Amt betrauen.

In dem empfohlenen ausgedehnten Geheimdienst sind fahrende Schüler, ihrem Gelübde untreu gewordene Bettelmönche und Bettelnonnen, angebliche Büßer, Händler, Haushalter, Mörder und Giftmischer stehende Figuren. Durch solche Agenten überwacht der König seine gesamte Umgebung, vom Hauspriester, Heerführer, Thronfolger ab bis zu den mittleren Verwaltungsbeamten. Überall finden die Spitzel in irgendeiner Verkleidung Eingang, erschleichen sich Vertrauen und suchen die schwachen Stellen und Intimitäten der Überwachten zu ergründen. Wenn drei Agenten unabhängig voneinander eine übereinstimmende Aussage machen, gilt sie für erwiesen. Die Volksstimmung erkundet der König durch Provokateure, die an öffentlichen Badeplätzen, bei Versammlungen oder in Werkstätten Zänkereien miteinander beginnen und zwei Parteien bilden.

Mächtige Leute, deren öffentliche strafrechtliche Verfolgung unzweckmäßig ist, werden, wenn wünschenswert, durch Anwendung der „geheimen Strafgewalt“ erledigt: Agenten des Königs verleiten einen Bruder oder Sohn des Unbeliebten durch Verdächtigungen oder Versprechungen dazu, diesen zu töten, worauf der König den Täter sogleich als Vater- oder Brudermörder hinrichten läßt. Ebenso gewissenloser Mittel bedient sich der König, wenn es notwendig oder zweckmäßig erscheint, den Schatz aufzufüllen. Genügen drakonische Steuern nicht, so läßt er Besitzende in den Verdacht eines Verbrechens bringen, sie hinrichten und ihr Vermögen einziehen. Selbst großangelegte Diebstähle organisieren seine Beauftragten.

So spiegelt das Arthashastra einen skrupellosen Machtwillen wider, gepaart mit Menschenverachtung, die moralische Qualitäten kaum anerkennt. Es geht davon aus, dem Menschen alle erdenklichen Schlechtigkeiten zuzutrauen und empfiehlt dementsprechende Gegenmaßnahmen. Oberster Leitsatz ist die Erringung und Behauptung der Macht mit allen Mitteln, auch sehr verworfenen. Eine gewisse moralische Voraussetzung ist dabei nur, daß der König das allgemeine Wohl seines Reiches nicht aus dem Auge verliert und seine eigene Person in dessen Dienst stellt.

Der wohlorganisierte Verwaltungsapparat des Maurya-Reiches umfaßt nach Megasthenes drei Hauptämter: Landbezirksamt, Stadtbezirksamt und Kriegsamt. Dem Landbezirksamt untersteht die Landwirtschaft, bis auf den heutigen Tag die wichtigste Erwerbsquelle des Landes; dazu gehören Landvermessung, Jagd, Bodenbearbeitung, Forstwesen, Gießereien, Bergwerke, Straßennetz und die für Indien so wichtigen Bewässerungsanlagen (Flüsse, Kanäle, Schleusen), durch deren Kontrolle eine möglichst gleichmäßige und nützliche Verteilung der zur Verfügung stehenden Wassermenge erzielt werden soll. Die Instandhaltung der Straßen umschließt die Aufstellung von Meilensteinen mit Entfernungsangaben, was auf stärkere Verbreitung der Lesefertigkeit schließen läßt.

Aufgabe des Stadtbezirksamtes ist die Durchführung öffentlicher Arbeiten, Preiskontrolle, Hafen- und Tempelaufsicht. Ein Fünferausschuß steht an der Spitze eines jeden seiner sechs Bereiche, nämlich 1. der staatseigenen Betriebe, 2. des Fremdenverkehrsamtes, 3. des Urkundenamtes zur Führung der für die Besteuerung notwendigen Geburts- und Sterberegister, 4. des Handels- und Gewerbeamtes zur Beaufsichtigung des Marktwesens und der Kontrolle von Maßen und Gewichten, 5. des Preisfestsetzungsamtes und 6. des Umsatzsteueramtes.

Das Kriegsamt ist ebenfalls in sechs Bereiche unter je einem Fünferausschuß gegliedert. Vertreten sind die vier traditionellen Waffengattungen: Infanterie, Kavallerie, Streitwagen und Elefanten, dazu die Schifffahrt und der Train, der die Beförderung der Belagerungsmaschinen und das gesamte Verpflegungswesen zu besorgen hat.

Wertvolle Ergänzungen zu den Mitteilungen des Megasthenes über die Verwaltung des Maurya-Reiches können wir aus den Ashoka-Inschriften entnehmen. Die Kerngebiete des Reiches, Magadha und Madhyadesha, werden von der Residenz Pataliputra aus

durch den König direkt verwaltet. Um das Kerngebiet herum lagern sich vier Vizekönigtümer, an deren Spitze Prinzen aus königlichem Geblüt stehen: 1. das Fünfstromland im Nordwesten mit der Hauptstadt Taxila, 2. Avanti im Westen mit der Hauptstadt Ujjayini, 3. der Dekkhan im Süden mit der Residenz Suvarnagiri, die vielleicht mit dem heutigen Kanakagiri in Haidarabad identisch ist, und 4. das von Ashoka neugewonnene Gebiet der Kalingas im Osten mit der Hauptstadt Tosali. Zwischen die Vizekönigtümer und die unabhängigen Reiche im äußersten Süden und Nordwesten schieben sich an einigen Stellen dem König direkt untergeordnete Feudalstaaten (*rājaviṣaya*), in denen Ashoka seine Residenten hat; diese Staaten stehen in einem loseren Verhältnis zum Reich.

Die nächst den Vizekönigen wichtigsten Beamten sind die Provinzgouverneure (*rājāka, lajjāka*), denen nach Säulenedikt 4 die Sorge für viele Hunderttausende von Seelen anvertraut ist. Sie unterstehen dem König unmittelbar und empfangen Befehle nur von diesem selbst oder von den höchsten Beamten der Zentralregierung, „die um des Königs Willen wissen“. Mit hohen richterlichen Befugnissen ausgestattet, können sie Todesurteile und Strafen jeder Art verhängen, aber auch begnadigen und belohnen. An Rang scheinen ihnen die „Distriktsgouverneure“ (*prādeśika*) nahezukommen. Außerdem werden „Beauftragte“ oder „Delegierte“ (*yukta, yuta*) von Räten oder Körperschaften, „Gesandte“ (*dūta*) und „Berichter“ oder „Agenten“ (*prativedaka*) erwähnt.

Die höchsten Beamten in der Zentral- wie in den Provinzregierungen führen den Titel „Hoher Rat“ (*mahāmātra*, wörtl. „von großem Maß“). Wir hören von einer Körperschaft (*paṇṣad*) von Hohen Räten in den Vizekönigtümern, die ihre Befehle unmittelbar vom König empfängt. Eine besondere Klasse von Hohen Räten sind die der Grenzbezirke (*antamahāmātra*), die möglicherweise auch militärische Funktionen gehabt haben. Ein Hoher Rat ist auch mit der Kontrolle des Hetärenwesens beauftragt. Eine Neueinführung Ashokas sind die Hohen Räte für Moral (*dharmamahāmātra*), die für Zucht und Sitte sorgen sollen und denen die Aufsicht über die verschiedenen Religionsgemeinschaften und Orden obliegt.

Das Arthashastra überliefert weitere Einzelheiten über die Verwaltung. Danach ist der Hauptsteuereinnahmer einer der wichtigsten Männer im Reiche, der nach einem raffiniert ausgedachten System die Schröpfung und Besteuerung der Bewohner in allen nur erdenklichen Lebenssphären vornimmt. Städte, Landbezirke, Grubenbetriebe, Gärten, Wälder, Viehherden und der Handel sind die

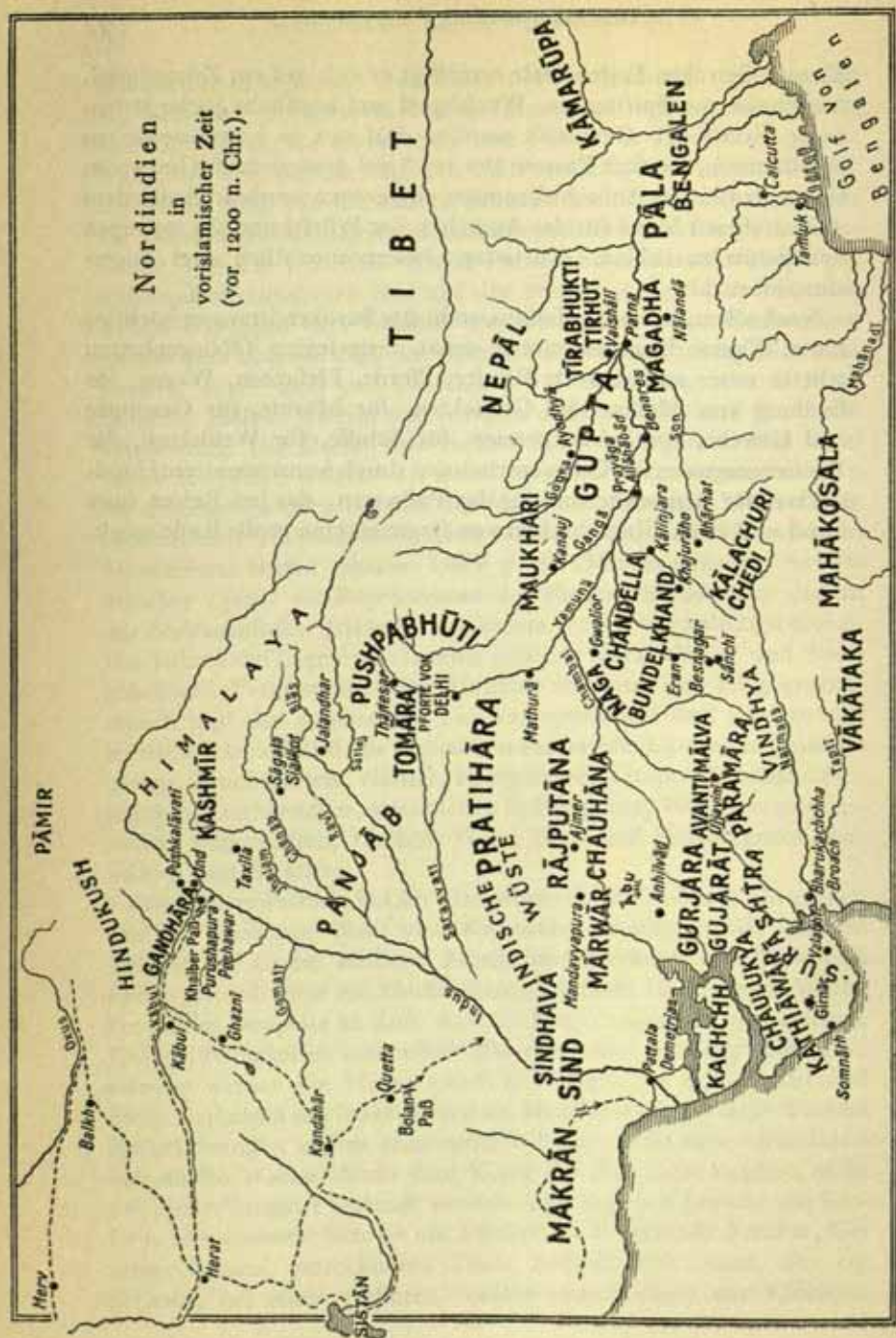
Haupteinnahmequellen. Städtische Steuereinnahmen ergeben sich aus Zoll und Geldstrafen, aus Gebühren für Eichung von Maßen und Gewichten, für Stempelung und Pässe, aus der Währungskontrolle, aus der Besteuerung des Likörverkaufs, der Schlachtungen, der Herstellung von Öl, Butter, Schmalz und Zucker, aus Lizenzen für Handwerkerinnungen, für Bauunternehmer und für gewisse Gewerbe, wie das Unterhalten von Freudenhäusern und Spielhöllen, aus Stadttoreinnahmen und aus der Fremdensteuer. Ländliche Distrikte erbringen den Gewinn der Krongüter, Naturallieferungen gemäß dem Bodenertrag, eine Spende für fromme Zwecke (Kirchensteuer), einen Zoll auf Flußfahrt, auf Benutzung von Fähren, Schiffen, Häfen, Weiden und Straßen und aus Gebühren für Landvermessung. Die Dörfer sind in drei Klassen eingeteilt, und es ist genau festgelegt, welche von ihnen steuerfrei sind, welche Soldaten zu unterhalten oder Steuern in Form von Getreide, Vich, Gold, Rohmaterial zu bezahlen haben, welche Fronarbeit oder anderen Steuerersatz leisten müssen. Über 5—10 Dörfern steht ein Revieraufseher (*gopa*) als Repräsentant der Steuerbehörde, über diesem der Bezirksaufseher (*sthānika*) mit einem großen Verwaltungsbereich. Für jedes Dorf liegen ins einzelne gehende Verzeichnisse und Statistiken vor. Festgestellt ist der Umfang des unter den Pflug genommenen und des unbestellten Landes; spezifiziert sind das hochgelegene trockene Land, die berieselten Felder, die Lusthaine, Gemüsegärten, Fruchtgärten, Wälder, Heiligtümer, Tempel, Bewässerungsanlagen, Leichenäcker, öffentlichen Speisehäuser, Wasserverteilstellen, Pilgerstätten, Weiden, Wege, Dorf- und Privatgrenzen, Urwälder und Straßen.

Die Zollverwaltung hat ihr Hauptquartier im Zollhaus am großen Tor der Residenz. Naht eine Karawane, so stürzen vier bis fünf Zöllner auf sie zu, notieren Menge und Herkunft der Ware und stellen fest, ob diese ein Herkunftssiegel haben. Ungesiegelte Waren kosten das Doppelte an Zoll. Sind die Siegel erbrochen oder sonstige Unregelmäßigkeiten erkennbar, gibt es schwere Strafen; unter Umständen werden die Waren gleich beschlagnahmt und an Ort und Stelle zugunsten des Staatssäckels an Meistbietende verkauft. Falsche Zollerklärungen ziehen empfindliche Bußen nach sich. Grundsätzlich dürfen Waren, damit dem König der Zoll nicht entgeht, nicht am Herstellungsort verkauft werden. Zoll liegt auf Ausfuhr wie Einfuhr. Der normale Satz ist ein Fünftel des Preises; für Früchte, Gemüse, Samen, getrockneten Fisch, getrocknetes Fleisch nur ein Sechstel, bei einer größeren Anzahl von Artikeln wie Kleidern,

Tieren, Getreide, Fetten, Salz ermäßigt er sich auf ein Zwanzigstel. Ausschank von Spirituosen, Würfelspiel und käufliche Liebe stehen unter Kontrolle. Gewürfelt werden darf nur in konzessionierten Spielhäusern, wo fünf Prozent des im Spiel gewonnenen Gutes von einem staatlichen Aufsichtsbeamten eingezogen werden. Außerdem sind an diesen Miete für das Ausleihen der Würfel und des sonstigen Spielgeräts zu zahlen. Kurtisanen liefern monatlich zwei Tageseinnahmen ab.

Nach allem, was wir erfahren, steht der Bürokratismus in höchster Blüte. Eigene Inspektoren mit genau festgelegten Obliegenheiten gibt es unter anderem für Rinder, Pferde, Elefanten, Wagen, für Eichung von Maßen und Gewichten, für Märkte, für Gespinste und Gewebe, für Schlächtereien, für Schiffe, für Weideland, für Walderzeugnisse, für Goldverarbeitung durch konzessionierte Handwerker, für Bergwerke und für das Paßwesen, das bei Reisen über Land und beim Überschreiten von Grenzen eine große Rolle spielt.

Nordindien
in
vorislamischer Zeit
(vor 1200 n. Chr.).



C. FREMDVÖLKISCHE EINBRÜCHE UND GUPTA-ZEIT- ALTER

1. Griechen, Saken und Kushan im indischen Nordwesten

Der an sich episodenhafte Einfall Alexanders des Großen hat für Indien nicht unbeträchtliche mittelbare Folgen gehabt, die sich allerdings erst anderthalb Jahrhunderte später, beim Untergang der Maurya-Dynastie (184 v. Chr.) zeigen. Damals kommt es zu einer erneuten, höchst erfolgreichen griechischen Invasion nach Indien, die von Baktrien ausgeht, einer Satrapie des Seleukidenreiches, die sich seit der Mitte des 3. Jahrhunderts mehr und mehr selbständig macht. 206 v. Chr. wird Euthydemos, griechischer Machthaber und König von eigenen Gnaden in Baktrien, von dem Seleukidenherrscher Antiochos III. nach längerer kriegerischer Auseinandersetzung als selbständiger Regent in den östlichen Provinzen anerkannt. Unter ihm entwickelt sich das baktrische Reich zu einem kraftvollen Staatswesen, das, als ein östliches Bollwerk antiker Kultur in Asien, außer Baktrien (Nordafghanistan) auch Sogdiana, Fergana und Teile Parthiens umschließt. Um 190 v. Chr. dehnt Demetrios, Euthydemos' Sohn, eine Eroberergestalt, die man nicht zu Unrecht mit Darius und Alexander verglichen hat, die neue Staatenbildung mit ungeahnter Kraft und Schnelligkeit aus. Ein Blick auf sein kühnes und männlich entschlossenes Gesicht auf den prachtvoll modellierten baktrischen Münzen lehrt verstehen, daß dieser Mann die Gunst der Stunde bedenkenlos zu nutzen gewußt hat. Eine erste Gelegenheit bietet sich ihm nach der Schlacht von Magnesia (189 v. Chr.), als die Macht des Seleukiden Antiochos' III. so entscheidend geschwächt ist, daß er dessen Intervention im Osten nicht mehr zu fürchten braucht. Er bricht in die östlichen Teile des Seleukidenreiches ein und eignet sich um 185 v. Chr. Gebiete an, die etwa dem heutigen Südafghanistan und Beluchistan entsprechen. Kaum ist die Herrschaft dort konsolidiert, da eröffnet der Untergang der Maurya-Dynastie in Indien (vgl. S. 58) neue, unerwartete Möglichkeiten. Schon 183 v. Chr. dringt Demetrios, nachdem er die Herrschaft in Baktrien seinem ältesten Sohn anvertraut hat, in das Kabultal und nach Gandhara ein und besetzt Taxila, die frühere Residenz eines Maurya-Vizekönigs. Hier mögen, nachdem er die aus der verräterischen Ermordung des letzten Maurya und der Buddhistenverfolgung durch den Shunga-Usurpator Pushyamitra sich ergebende Lage überschaut hat, seine weiteren Pläne gereift sein. Nach dem nicht

unwidersprochen gebliebenen Bilde, das sich der englische Historiker Tarn von den Ereignissen macht, faßt er in der stark buddhistisch bestimmten Umgebung den Entschluß, als Retter und Befreier vom Joch des Übeltäters nach Indien hinein vorzudringen und sich durch sein Eintreten für die Maurya-Anhänger die Sympathien weiter Teile der Bevölkerung zu sichern. Anders als zur Zeit Alexanders besitzen die Griechen jetzt ausreichende Vorstellungen von Indiens Größe; das Reich von Magadha ist ihnen durch Gesandte wie Megasthenes und seine Nachfolger wohl vertraut. So reizt es den kühnen Abenteurer, seine Hand nach der Krone von Magadha auszustrecken, ebenso wie es Alexander gelüstete, den Thron der Achämeniden zu besteigen. Begeistert von der Idee eines Weltreiches wie der Makedone, aber gezügelt durch die richtige Einschätzung der für sich allein unzureichenden hellenischen Volkskraft, soll er eine weitsichtige Politik der Freundschaft und des Ausgleichs in dem in der Bildung begriffenen Riesenreich griechisch-indisch-iranischer Prägung begonnen haben. In diesem Geiste legt er die neue Stadt Sirkap bei Taxila nicht als griechische Polis, sondern im wesentlichen nach indischem Vorbild an. Die Einsetzung von Unterkönigen, denen er die iranischen Stammgebiete anvertraut und eigene Münzgerechtsame verleiht, nimmt sich vielleicht an den Vizekönigtümern der Reichsverwaltung der Mauryas ein Beispiel. Sein Sohn Demetrios II., der als Unterkönig im Kabul-Gebiet und in Gandhara eingesetzt ist, läßt zweisprachige Münzen prägen, die auf der Vorderseite griechische, rückwärtig die in Nordwestindien gebräuchlichen Kharoshthi-Lettern zeigen.

Bei seinem Einmarsch in das eigentliche Indien folgt Demetrios den Spuren Alexanders, zieht den Indus abwärts und erreicht Pattala am Eingang zum Indusdelta, das er in Demetrias umtauft. Von da stößt er am Südrand der indischen Wüste entlang nach Kathiawar, Gujarat und Malva vor. Ujjayini, eine zweite vizekönigliche Residenz der Maurya-Zeit, und der berühmte Hafen von Bharukachchha (Broach) fallen in griechische Hand. In einem Marsch durch Zentralindien wird Pataliputra erreicht. Nach Ansicht von W. W. Tarn hat Demetrios' Bruder Apollodotos die Eroberungen in Gujarat und Malva gemacht, während Demetrios selbst in Sind zurückblieb. Gleichzeitig hätte Menander, ein General des Demetrios, eine zweite Bewegung geleitet, die durch das Panjab und die Pforte von Delhi auf das Herz Indiens zielte und die Einnahme der Städte Sagala (Sialkot), Mathura und Saketa in Audh erbrachte. Mit dem Erscheinen der Griechen vor der alten Maurya-Hauptstadt Patali-

putra hat ihre Macht den Höhepunkt erreicht. Zwei vizekönigliche Residenzen sind in Demetrios' Hand, und die Hauptstadt des Maurya-Reiches wird belagert. Wie zwei gewaltige Zangenarme legen sich die griechischen Machtbereiche um Pushyamitras Besitzungen in Malva und Zentralindien. Die Lage des Shunga scheint aufs höchste gefährdet. Demetrios beherrscht ein Reich, das sich vom Ostrande der persischen Wüste über Ostiran bis an den Ganges und von Russisch-Turkistan bis zur Halbinsel Kathiawar erstreckt. Justin nennt ihn „*rex Indorum*“.

In diesem Augenblick höchster Machtfülle entbrennt ein Bruderkrieg. Die eigenen griechischen Landsleute im Westen fügen dem Reich des Demetrios einen tödlichen Stoß in den Rücken zu, welcher der Sache der Hellenen in Ostiran und Indien unheilbaren Schaden tut. Die Verlegung der Reichsmacht nach Indien trägt böse Früchte. Der Satrap Eukratides, ein Verwandter und Beauftragter des Seleukiden Antiochos IV., rächt die Seleukiden an dem Rebellen-Abkömmling. Er dringt in die iranischen Besitzungen des Demetrios ein und schlägt dessen Unterkönige Agathokles in Arachosien-Sistan und Antimachos in Herat. Alarmierende Nachrichten erreichen Demetrios in Indien. In einer indischen Quelle (*Gārgī-Saṃhitā*) wird berichtet, daß ein wilder Bürgerkrieg in ihrer Heimat die Griechen zur Aufgabe ihrer Eroberungen in Madhyadesha genötigt habe. Demetrios zieht sein Heer von Pataliputra ab und gibt alle Gebiete jenseits von Mathura auf. Dann eilt er 168 oder 167 v. Chr. zur Wiederherstellung der Lage nach Baktrien. Es ist jedoch zu spät. Der König selbst und mehrere Mitglieder seiner Familie kommen im Kampf um, und dem erfolgreichen Eukratides gelingt es, die iranischen Besitzungen der Euthydemiden in kurzer Zeit in seine Hand zu bekommen. 165 oder 164 v. Chr. marschiert er auch nach Indien ein, wo Demetrios seinen Bruder Apollodotos als Unterkönig von Gandhara, Unter-Indus und dem Küstenstreifen am Arabischen Meer bis Ujjayini und Broach zurückgelassen hat. Apollodotos vermag nicht zu widerstehen und fällt. Eukratides erobert das Kabul-Gebiet und Gandhara, dann wird ihm von Menander, der die östliche Grenzmark vom Jhelam im Panjab bis nach Mathura befehligt, Halt geboten, ja er wird allmählich sogar aus Gandhara zurückgedrängt. Als nach dem Tode des Seleukiden Antiochos' IV. die Bande reißen, die Eukratides mit dem Seleukidenreiche verknüpften, ist Baktrien wieder auf sich selbst gestellt. Von nun an bezeichnet sich Eukratides auf den Münzen als erster Grieche mit dem aus Persien übernommenen, ins Indische übersetzten Titel eines

„Oberkönigs der Könige“ (*rājātirāja*). 159 v. Chr. fällt er im Kampf gegen den Partherkönig Mithridates I., an den ein Teil der baktrischen Besitzungen im Westen und Süden verlorengeht.

Menander, der eine Tochter des Demetrios geheiratet hat, führt nach dem Tode seines Herrn den Königstitel, und fortan sind zwei griechische Reiche zu unterscheiden, ein westliches unter Königen aus dem Hause des Eukratides und ein östliches unter Menander und seinen Nachfolgern. Menander, der die Konzeption des Demetrios von einem griechisch-indischen Gemeinschaftsreich in die Tat umzusetzen suchte, hat es als einziger griechischer König auch zu Ruhm in der altindischen Literatur gebracht. Der Milindapanha (die Fragen Milindas = Menanders), ein bekanntes buddhistisches Werk, ist nach ihm benannt. Der griechische König tritt darin mit einem Gefolge von 500 Yonakas (Joniern) als Gesprächspartner eines buddhistischen Weisen auf und befragt diesen — eine recht ungewöhnliche Situation — über schwierige Punkte der buddhistischen Lehre.

Nach dem Tode Menanders (zwischen 150 und 145 v. Chr.) dehnt Heliokles, der älteste Sohn des Eukratides, seine Herrschaft nach Osten über Gandhara und Taxila aus. Die Erben Menanders sind auf die Gebiete östlich des Jhelam beschränkt.

Einige Jahre später bricht der Untergang über die griechischen Reiche in Baktrien und Indien herein. Die Sicherung der baktrischen Nordgrenze, die sich vielleicht auf einen Limes am Jaxartes gestützt hat, versagt: die griechische Grenzwehr gegen die sich bereits seit Jahrzehnten dort stauende Flut der Barbarenvölker wird überrannt. Im Rücken getroffen, bricht das westliche der beiden griechischen Reiche um 130 v. Chr. zuerst zusammen, fortgefeßt durch den barbarischen Ansturm der S a k e n (Skythen), der die Griechen in den Hindukush und auf Indien zurückwirft. Eine Anzahl griechischer Könige und Unterkönige herrscht im Restgebiet des einstigen Großreiches weiter. Der bekannteste darunter ist Antialkidas (um 120 v. Chr.), dessen Name in einer zentralindischen Säuleninschrift aufgetaucht ist. Sein Gesandter am Hofe des Shunga-Herrschers Kashi-putra Bhagabhadra, namens Heliodor, Sohn des Dion, stiftete die Säule „zu Ehren des Vasudeva“, d. h. des Gottes Krishna. Heliodor, ein vornehmer Grieche aus Taxila, nennt sich in der Inschrift auch ausdrücklich einen Anhänger dieses Gottes, war also für den indischen Glauben gewonnen: Ein denkwürdiges Gegenstück zu dem für den Buddhismus begeisterten Menander und ein schlagender Beweis für die weitgehende Assimilation der östlichen Griechen an die indische Kultur!

Die Saken setzen den aus Baktrien vertriebenen Griechen allmählich weiter zu, nachdem ihre Versuche, nach Westen vorzudringen, bei den Parthern auf erhebliche Widerstände gestoßen sind. Der Partherkönig Mithridates II. mit dem Beinamen „der Große“ (123 bis 88 v. Chr.) zwingt die in Südafghanistan und Beluchistan ansässig gewordenen Saken sogar, die Oberherrschaft Parthiens anzuerkennen und treibt einen großen Teil von ihnen weiter nach Osten, so daß sie über den Bolan-Paß und andere südlich gelegene Einfallstore nach Indien hineinströmen. Sie breiten sich dort zuerst im Gebiet des unteren Indus aus und nehmen von da aus die bisherigen griechischen Besitzungen südlich der großen Wüste bis nach Surashtra in ihre Gewalt. Um 80 v. Chr. segeln sie unter ihrem Anführer Maues oder Moga den Indus hinauf zum Angriff auf die Griechen im Hindukush und Panjab. Es gelingt Maues, sich der Landschaft Gandhara und des westlichen Panjabs zu bemächtigen und so einen Keil zwischen die beiden hellenistischen Reiche im West- und Ostpanjab zu treiben. Um 70 v. Chr., nach der Inbesitznahme von Taxila, schlägt er Münzen mit dem Titel „Oberkönig der Könige“. Die griechischen Herrscher im westlichen Panjab, nun auf das Kabultal beschränkt, vermögen sich, von allen Seiten eingekreist, noch einige Jahrzehnte zu halten, während das östliche der griechischen Reiche unter Azes, Maues' Nachfolger, den sakischen Besitzungen einverleibt wird. Mathura fällt um 60 v. Chr.

Die Geschichte der Saken in Indien ist eng verflochten mit der der Parther (ind. Pahlava), welche unter Mithridates II. die Oberherrschaft über die Saken in Sistan und Arachosien gewonnen haben und nun die Saken in Indien als ihre Vasallen ansehen. Parther treten darum oft zusammen mit den Saken oder als deren Oberherren auf, so daß man von der Periode der „Skythen und Parther“ oder der „Saken und Pahlavas“ spricht. Ein parthischer Machthaber, der seinen Regierungssitz von Ostiran nach Indien verlegt hat, ist Gondophares (= altpersisch *Vindapharna* „Gewinner des Glanzes“), etwa 20–50 n. Chr. Sein Name, der in den apokryphen Akten des heiligen Thomas, des Indien-Apostels, Gudnaphar lautet, ist über die armenische Namensform Gathaspar zu Kaspar geworden, dem Namen eines der Heiligen Drei Könige.

Die Eroberung der indischen Grenzgebiete und des Panjab durch Eindringlinge aus Afghanistan wiederholt sich im ersten Jahrhundert n. Chr. noch ein drittes Mal innerhalb eines kurzen Zeitraums. Auf die Vorherrschaft der Griechen, die wir von rund 180–75 v. Chr. ansetzen können, und die skythisch-parthische Periode von etwa

75 v. Chr. bis um 50 oder 60 n. Chr. folgt die der Kushan. Über die Vorgeschichte dieses neuen Szenenwechsels auf der Geschichtsbühne Nordwestindiens geben uns die chinesischen Historiographen einige Aufschlüsse. Sie berichten uns von einem Volke der Yüe-chi, dessen Besiegung durch die Hunnen im Jahre 165 v. Chr. eine folgenreiche Völkerbewegung in Zentralasien auslöst. Die Saken überrennen, wie wir gehört haben, Baktrien, um dann ihrerseits um 100 n. Chr. von den Yüe-chi wieder aus Baktrien verjagt zu werden, die das damals sehr reiche Land nun selbst in Besitz nehmen und unter ihre fünf großen Stammesverbände aufteilen. Um 20—30 n. Chr., nachdem die Yüe-chi im Lande sesshaft geworden sind, soll Kujula Kadphises (Kadphises I.), der Führer der Kushan, eines der fünf Stämme der Yüe-chi, die Häupter der übrigen Stämme beseitigt und sich zum Könige des Gesamtvolkes erhoben haben. Diese Zusammenfassung der Volkskräfte leitet eine Periode der Machtausweitung nach Westen und Süden ein. Das südliche Afghanistan wird gewonnen und der Eintritt in das Kabultal erreicht. Unter Kujula Kadphises' Sohn Vima Kadphises (Kadphises II.) wird die Macht der Kushan auf Nordwestindien östlich des Indus erweitert. Dieser Herrscher führt auf den Münzen eine Reihe hochtrabender, Indien, Persien und China entlehnter Titel: „Großkönig“, „König der Könige“, „Göttersohn“ (vgl. chines. „Himmelssohn“), „Herr der Erde“ (*mahiśvara*). Es kommt zu einem Konflikt mit China, als der chinesische General Pan-chao über Ostturkistan bis in die Gebiete nördlich des Kushan-Reiches vordringt und der Kushan-König durch eine Gesandtschaft um die Hand einer kaiserlichen Prinzessin anhält. Als die Gesandtschaft verächtlich behandelt wird, schickt Kadphises ein Heer von 70 000 Reitern aus, die Beleidigung zu rächen. Seine durch die Überquerung des Pamir erschöpfte und stark geschwächte Armee wird von den Chinesen jedoch ohne Mühe geworfen, und der Kushanfürst sendet fortan Tribute an den chinesischen Hof. Unter beiden Kadphises bleibt das Reichszentrum auf iranischem Gebiet. In Indien scheint sich Vima Kadphises mit der Anerkennung seiner Oberhoheit durch die an der Macht befindlichen Satrapen skythischen oder parthischen Geblüts und Einsetzung eines Vizekönigs begnügt zu haben.

Auf die beiden Kadphises folgt eine zweite Gruppe von Kushan-Königen, geführt von Kanishka, dem bedeutendsten Herrscher dieser Jahrhunderte (Regierungsantritt nach Konow 128/29, nach anderen 78 n. Chr.). Zwei Inschriften aus dem Jahre 3 seiner Regierung, die in Sarnath bei Benares, also weit nach Osten, gefunden sind, be-

stätigen die literarische Überlieferung, Kanishka habe das östliche Indien erobert. Neben Ost-Iran und dem westlichen Turkistan (Kashgar, Yarkand, Khotan) muß schon zu Beginn seiner Regierung ein großer Teil Nordindiens mit Einschluß von Bihar und Malva zu seinen Besitzungen gehört haben. Kanishka züchtigt ein Land in Ostturkistan, das China unterworfen ist, und stellt die dem Kadphises aufgezwungenen Tributsendungen nach China ein. Auch Kashmir hat er seinem Reiche einverleibt. Zur Residenz erhebt er Purushapura, das heutige Peshawar, zentral zwischen seinen Besitzungen in Ostiran und Indien gelegen. Die Buddhisten nehmen Kanishka als einen der Ihren in Anspruch und sehen in ihm einen zweiten großen Förderer nächst Ashoka. Sie schreiben Kanishka auch, gleich Ashoka, dessen Legende auf ihn abfärbt, Grausamkeit in der Jugend, vor der Bekehrung zum Buddhismus, und Frömmigkeit im Alter zu. Fest steht, daß Kanishka in der Nähe seiner Hauptstadt einen in den Fundamenten erhaltenen gewaltigen Stupa von dreizehn Stockwerken errichtet hat, der eine Höhe von über hundert Metern erreicht haben soll. Nach nordbuddhistischen Quellen hat Kanishka ein Konzil in Kuvana bei Jalandhar oder Kundalavana in Kashmir veranstaltet, da ihn beim Studium buddhistischer Schriften die widerstreitenden Lehren der Schulen irritierten. Er berief, um die richtige Ansicht festzulegen, eine Versammlung von Theologen unter dem Vorsitz des Vasumitra. Als Vizepräsident dieses Konzils wird der berühmte Dichter Ashvaghosha genannt, Verfasser von Kunstgedichten und Dramen buddhistischen Inhalts. Das Konzil, an dem die Schule der Sarvastivadins maßgeblich beteiligt gewesen sein muß, scheint besonderen Nachdruck auf die Festlegung und Interpretation der scholastischen Texte (*abhidharma*) gelegt zu haben. Es wird berichtet, daß man zu Ende des Konzils die gebilligten Texte, um sie für die Zukunft unveränderlich festzuhalten, auf Kupfertafeln eingraben ließ und diese in einem von Kanishka erbauten Stupa verwahrte. Sehr bedeutsam ist, daß sich auf dem Konzil unter Kanishka das Sanskrit als Sprache der nordbuddhistischen Kirche, speziell der Schule der Sarvastivadins, durchgesetzt hat.

Die Missionstätigkeit scheint durch das Konzil einen neuen Auftrieb erhalten zu haben. Der Buddhismus und seine Kultur breiten sich nun über Baktrien, Sogdiana und über Ostturkistan in unaufhaltsamem Siegeszug bis nach Ostasien aus. Kanishka ist in seinem Alter wohl nicht wie Ashoka das Musterbeispiel eines schenkungsfreudigen buddhistischen Königs gewesen. Eine Legende führt sein

Ende sogar auf einen Volksaufstand zurück. Man soll den zu einem Kriegszug entschlossenen König, als er auf dem Krankenbette lag, mit einem Polster erstickt haben. Dies Ereignis muß, je nach der angenommenen Chronologie, bald nach dem Jahre 100 oder 150 n. Chr. eingetreten sein.

Die weiteren Schicksale der Kushan sind uns nur in Umrissen bekannt. Kanishkas jüngerer Sohn Huvishka muß nach der weiten Verbreitung seiner Münzen ein sehr mächtiger König gewesen sein, dessen Regierungszeit in die zweite Hälfte des 2. Jahrhunderts n. Chr. fällt. Der nächste Kushan-Herrscher, Vasudeva, regierte möglicherweise bis in die ersten Jahrzehnte des 3. Jahrhunderts n. Chr. hinein und führte einen indisierten Namen. Iranische Gottheiten kommen auf den Rückseiten seiner Münzen kaum noch vor, was darauf schließen läßt, daß ein großer Teil der iranischen Besitzungen den Kushan damals verlorengegangen ist. Nach seinem Tode muß das Kushan-Reich in eine Anzahl kleinerer Staaten unter Kushan-Fürsten auseinandergebrochen sein, die bis ins 4. Jahrhundert n. Chr. fortleben und von Iran abhängig werden.

2. Der Handelsverkehr mit dem Westen

Während vom Wetterwinkel im Nordwesten her Stürme von Eindringlingen über das Land brausen, unterhalten andere Teile Indiens, von kriegesischen Berührungen verschont, einen regen friedlichen Verkehr mit dem Westen. Die Häfen der Halbinsel, vor allem im äußersten Süden, pflegen lebhaft Handelsbeziehungen mit Ägypten und Mesopotamien. Zwei Seewege werden benutzt. Der eine, in Mesopotamien endend, geht von Broach an der Mündung der Narbada aus, einem großen Umschlagplatz, wohin hauptsächlich Waren aus dem Norden gebracht werden, führt über Pattala in Sind durch den Persischen Golf zur Euphratmündung und flußaufwärts nach Babylon. Eine buddhistische Erzählung zeugt von den Handelsgeschäften indischer Kaufleute mit den Bewohnern von Baveru (Babylon). Es gelingt den Indern, einen Pfau für einen hohen Preis an den Mann zu bringen. Der andere Weg erreicht von den Häfen Südindiens, speziell denen der Malabar-Küste aus, durch den Indischen Ozean Sokotra, die „Insel der Seligen“ (skt. *sukhadhara-dvīpa*, griech. Dioskorida), dann Aden und das Gebiet des heutigen Yemen (griech. Eudaimon, lat. Arabia felix) am Roten Meer. In der älteren Zeit scheint dieser Überseeverkehr in den Händen indischer und arabischer Seefahrer und Kaufleute gelegen

zu haben; jedenfalls bleibt der Handel für den Abendländer bis zum Ende der Ptolemäer und der Erklärung Ägyptens zur römischen Provinz ein indirekter.

In der römischen Kaiserzeit ändern sich die Verhältnisse. Das Abendland wird aktiv. Wir wissen, daß Augustus um 20 v. Chr. mehrfach indische Gesandtschaften empfing, und nach einer Notiz bei Strabo stachen um 21 n. Chr. 120 Schiffe von Myos Hormos am Roten Meer nach Indien in See. Der „Periplus des Erythräischen Meeres“ (60—100 n. Chr.) und der Geograph Ptolemaios (um 150 n. Chr.) erwähnen Handelsniederlassungen (empōria) auf indischem Boden, die, gleich den Faktoreien europäischer Handelskompanien im 17./18. Jahrhundert, im Einvernehmen mit den örtlichen indischen Machthabern begründet sein dürften und in regelmäßigen Abständen Besuche römischer Schiffe empfingen. In einer dieser Niederlassungen zu Muziris (heute Cranganore im Staate Cochin) verzeichnet die Straßenkarte des Römischen Reiches (die sogenannte „Peutinger-Karte“, 2./3. Jahrhundert) einen Tempel des Augustus. Indiens Ausfuhrartikel waren Pfeffer, Perlen, Edelsteine, Musselin, Elfenbein, Schildpatt, Seide, Öle und Kosmetika. Eingetauscht wurden Blei, Kupfer, Zinn, Glas, Vasen, Lampen; vor allem war gemünztes Gold begehrt. In einer frühen Tamil-Dichtung werden die schön gebauten Schiffe der Jonier (Yavanas) erwähnt, die Gold brachten und mit Pfeffer heimkehrten, und wir hören von einem Pandya-Fürsten, der ermuntert wird, von dem kühlen und duftenden Wein zu trinken, welchen die Jonier ihren Schiffen entluden. Auch von den schenswerten Wohnstätten der begüterten Jonier in einer Hafenstadt ist die Rede. Griechische Mädchen (Yavanis) bilden die Leibwache der indischen Fürsten. Ein um 1900 in Oxyrhynchos entdeckter Papyrus aus dem 2. Jahrhundert n. Chr. mit einer Parodie auf „Iphigenie in Tauris“ beleuchtet die Verhältnisse von der humoristischen Seite her. Eine griechische Dame hat an der indischen Westküste Schiffbruch erlitten und ist in die Hand eines dortigen Königs geraten. Später trifft eine Gesellschaft von Griechen zu Schiff ein, macht den indischen König und seine Leute trunken und entflieht mit der Dame. Der König und seine Leute reden in dieser griechisch geschriebenen Posse in einer altertümlichen dravidischen Sprache, nach Hultzsch kanaresisch. Andererseits wissen wir, daß Inder in den Basaren Alexandriens nicht selten waren.

Die Einrichtung von römischen Faktoreien in Indien setzt die Bekanntschaft der westlichen Seefahrer mit der Beständigkeit des südwestlichen Monsunwindes voraus, die früher erfolgt ist, als man bisher

angenommen hat. Die Ausgrabung der antiken Handelsniederlassung Poduke in Arikamedu südlich Pondicherry an der Koromandelküste im Jahre 1945 hat wahrscheinlich gemacht, daß der regelmäßige Handelsverkehr mit Indien bereits kurz vor dem Tode des Augustus (14 n. Chr.), keinesfalls aber später als 30 n. Chr., aufgenommen war. Gefäßscherben aus hochroter Terra sigillata von der Provenienz Arretium lassen eine ziemlich genaue Datierung der Begründung der Faktorei zu, die das ganze erste und zweite Jahrhundert n. Chr. in Benutzung gewesen ist.

Sehr anschaulich berichtet der ältere Plinius über die Intensität des Handels mit Indien. Er beklagt den verschwenderischen Gebrauch indischer Luxusgüter durch die römischen Imperatoren und ihren Anhang wegen des dadurch verursachten Goldabflusses und weist warnend auf die gefährlich werdende passive Handelsbilanz Roms hin. Plinius' Angaben werden durch die zahlreichen Funde von Goldmünzen der römischen Kaiserzeit auf südindischem und ceylonesischem Boden bestätigt. Die meisten Münzen — ihre Zahl geht in die Tausende — wurden im Distrikt Coimbatore entdeckt und gehören in das 1. und 2. Jahrhundert n. Chr. In Ceylon dagegen gibt es nur solche aus dem 3./4. Jahrhundert. Das massenhafte Vorkommen an der Nahtstelle zwischen den Gebirgen der indischen Westküste weist auf einen regen Warenverkehr aus den mittleren und östlichen Teilen Südindiens nach der Handelsniederlassung Muziris in Malabar hin. In den dreißiger Jahren wurde bei Ausgrabungen in Pompeji eine indische Elfenbeinfigur gefunden, die wahrscheinlich als Spiegelgriff diente: ein seltenes Zeugnis für den Import indischer Güter nach Italien vor dem Jahre 79 n. Chr., der Verschüttung der Stadt.

3. Die frühe Gupta-Zeit

Mit der Schwächung der Kushan-Macht im 3. Jahrhundert n. Chr. rückt der Schwerpunkt der politischen Ereignisse aus dem Nordwesten wieder in den Osten Indiens, wo die Gupta-Dynastie von Magadha im 4. Jahrhundert eine neue Konzentration und eine damit verbundene Hochblüte der indischen Kultur herbeiführt. Bei ihrem Aufkommen im Osten Nordindiens hat sich folgende Lage entwickelt:

Die Kushan selbst sind auf das Fünfstromland beschränkt und geraten allmählich in die Abhängigkeit der iranischen Großmacht der Sasaniden. Die Verhältnisse im Zweistromgebiet zwischen Ganga und Yamuna und im zentralen Nordindien lassen sich schlecht

durchschauen. Die Puranas nennen ein Geschlecht der Nagas, das dort die Macht in Händen gehabt haben soll. Münzfunde weisen auf eine Vorherrschaft der Nagas insbesondere in dem Gebiet zwischen den Flüssen Betwa und Chambal im westlichen Zentralindien hin. Aus einer Naga-Familie, den Bharashivas, sind nach inschriftlichem Zeugnis die Befreier des Ganga-Yamuna-Gebietes vom Joch der Kushan hervorgegangen.

Unmittelbar vor dem Aufkommen der Guptas scheint das Reich der Vakatakas im zentralen Indien und im nördlichen Dekkhan die Nagas zu überflügeln. Ihr erster König Vindhyashakti (etwa 248 bis 284 n. Chr.), ein Brahmane, hat sich, seinem Namen nach, vor allem auf das Vindhya-Gebiet gestützt. Unter seinem Sohn Pravarasena I., der nicht weniger als 60 Jahre lang (284—344 n. Chr.) regiert und sich den Titel „Allherrscher“ (*samrāt*) beilegt, ist das Reich auf der Höhe der Macht. Der König gewinnt einen Großteil des nördlichen Dekkhan und dehnt auch im Norden seine Herrschaft weithin aus.

Im Westen Indiens erweist sich eine Reichsgründung aus der Periode der Skythen und Parther, die Herrschaft der sogenannten westlichen Satrapen oder Kshatrapas in Surashtra und Malva, als langlebiger als die Herrschaft der Kushanselbst. Nachdem die Saken (Shaka) unter Maues (Moga) um das Jahr 65—60 v. Chr. Ujjayini, die Hauptstadt von Malva, ein erstes Mal für wenige Jahre erobert haben, schüttelt ein indischer König mit dem Beinamen Vikramaditya ihre Herrschaft 58 v. Chr. ab und führt zur Erinnerung an diese Tat die Vikrama-Ära ein, eine von Malva ausgehende, bis in die Neuzeit hinein benutzte Zeitrechnung. Im Jahre 78 n. Chr. dürfte es den Saken von neuem gelungen sein, Ujjayini zu nehmen und ihre Herrschaft nunmehr für längere Zeit fest zu begründen. Die Shaka-Ära vom Jahre 78 n. Chr., die sich vor allem im Dekkhan ausgebreitet hat — sie wird von manchen mit Kanishka zusammengebracht —, wurde damals vermutlich von ihnen eingeführt.

Zwei Geschlechter von Satrapen treten im ersten nachchristlichen Jahrhundert im westlichen Indien nebeneinander oder bald nacheinander auf, von denen das eine vermutlich in Surashtra, das andere in Malva beheimatet ist. Beide geraten in Konflikt mit der Dekkhanvormacht dieser Zeit, den Andhras oder Satavahanas, deren ältere Geschichte oben S. 59 f. behandelt ist. Nahapana, der Repräsentant des ersten Kshatrapa-Geschlechtes, führt tiefe Vorstöße in die nordwestlichen Teile des Dekkhan, wo in den Höhlentempeln bei Nasik Stifterinschriften seiner Verwandten zu finden sind. Es gelingt dem

Dekkhan-Reich jedoch, eine Wende herbeizuführen. Sein großer König Gautamiputra (Shri-Satakarni, Anfang 2. Jahrhundert n. Chr.) wird in einer Inschrift seiner Mutter als der Vernichter der Skythen, Griechen und Parther gerühmt, und in einer Aufzählung von etwa 20 Ländern als seinen Besitzungen werden außer den Reichen im Dekkhan das Vindhya-Gebirge, das östliche und westliche Malva und Surashtra genannt. Von Dauer sind die Eroberungen Gautamiputras in Surashtra und Malva nicht gewesen.

Das zweite Kshatrapa-Geschlecht leitet sich von dem Saken Ysamotika ab, dessen Sohn, der große Satrap Chashtana, dem griechischen Geographen Ptolemaios (150 n. Chr.) als Tiasitanes bekannt ist. Er residiert um 130 n. Chr. in Ujjayini (Ptolemaios: Ozene), der Hauptstadt des westlichen Malva. Sein Enkel Rudradaman, der die Besitzungen der Shakas in seiner Hand vereinigt, trägt bereits einen Sanskritnamen und muß sich ganz als Inder gefühlt haben. In seine Regierungszeit fällt eine bedeutsame Weihinschrift aus dem Jahre 72 der Shaka-Ära (= 150 n. Chr.), wonach seine Besitzungen das östliche und westliche Malva mit anschließenden Teilen von Zentralindien, ferner Surashtra und Kathiawar, Kach, das untere Indusdal und die verbindenden Landstriche der indischen Wüste umfaßt haben. Dem Satrapen wird das Studium der Grammatik, der Politik, der Musik und der Logik nachgerühmt, und die in Form eines Kunstgedichtes gehaltene Inschrift zeigt, daß er ein Kenner der gehobenen Dichtung war. Auch Rudradamans Nachfolger, bis um 400 n. Chr., bedienen sich in ihren Inschriften des Sanskrit.

Das Verhältnis der Kshatrapas zu der Dekkhan-Vormacht, der bereits früher behandelten, langlebigen Dynastie der Andhras oder Satavahanas, bleibt zunächst gespannt. In Rudradamans Inschrift wird dem Satrapen nachgerühmt, er habe den „Herren des Dekkhan“ zweimal besiegt, und habe ihn nur enger verwandschaftlicher Beziehungen wegen nicht völlig vernichtet. Unter dem hier genannten „Herren des Dekkhan“ ist Gautamiputras Sohn Vasishtiputra (Shri Pulumayi, ca. 130—155) zu verstehen, der nach einer Inschrift zu Kanheri mit einer Tochter Rudradamans verheiratet war. Die verwandschaftlichen Beziehungen scheinen das Verhältnis der „westlichen Satrapen“ in Ujjayini zum Dekkhan-Reich allmählich auch freundschaftlicher gestaltet zu haben. Die „Herren des Dekkhan“ finden sich mit den Kshatrapas ab und wenden ihre Aufmerksamkeit jetzt dem Osten zu. Ihre dortige Hauptstadt heißt Dhanyakataka (Dharanikota, dicht bei Amaravati an der Krishna). Nach dem Tode Yajñashris (166—195), des letzten großen Vertreters der

Dynastie, bricht das Dekkhan-Reich in drei oder mehr Teile auseinander. In der östlichen Provinz am Unterlauf der Krishna finden wir im 3. Jahrhundert n. Chr. eine Dynastie, die den altberühmten Namen der Ikshvaku trägt und die Tradition der Satavahanas fortführt. Inschriften in Nagarjunikonda (rund 100 km südwestlich des buddhistischen Kunstzentrums Amaravati), der 1925—1930 ausgegrabenen Lehrstätte Nagarjunas, eines berühmten Lehrers des Mahayana-Buddhismus, erwähnen die Namen mehrerer Herrscher und weiterer Mitglieder aus dem genannten Königshause. Auf die Ikshvakus folgen noch im 3. Jahrhundert n. Chr. die Pallavas (vgl. S. 124), welche zu einer Großmacht des äußersten Südens werden.

Dies ist die allgemeine Situation, als die Guptas im indischen Nordosten ein neues Großreich aufzubauen beginnen. Die ersten Mitglieder des Geschlechts, an der Spitze der Stammvater Gupta selbst, sind uns nur aus den nicht sehr aufschlußreichen Angaben in den Inschriften ihrer Nachfolger bekannt. Sicher ist Gupta nur ein Lehensfürst von begrenzter Macht und regionaler Bedeutung gewesen, denn er führt in den Inschriften den nicht sehr viel bedeutenden Titel Maharaja, wie zahlreiche andere Fürsten, welche die Oberhoheit eines Oberkönigs anerkennen müssen. Seine Regierungszeit läßt sich nach den Daten seiner Nachfolger schätzungsweise auf die Jahre 280—300 n. Chr. festlegen. Auch von seinem Sohn Ghatotkacha (ca. 300—319) wissen wir nicht viel mehr. Der dritte in der Reihe, der Enkel Guptas, heißt wie der Begründer des Maurya-Geschlechts Chandragupta. Ihm wird in den Inschriften der aus dem Nordwesten übernommene Titel „Oberkönig der Könige“ (*mahārājādhirāja*) beigelegt. Mit seinem Regierungsantritt im Jahre 320 n. Chr. beginnt eine neue Zeitrechnung, welche seine Nachkommen benutzen, die Gupta-Ära. Der plötzliche Aufstieg der bisher zweitrangigen Dynastie zu einer völlig unabhängigen Macht und zur Oberherrschaft über Vasallenstaaten scheint durch die Heirat Chandraguptas mit der Lichchhavi-Prinzessin Kumaradevi begünstigt worden zu sein, durch die er seine Herrschaft in dem Stammesfürstentum in Süd-Bihar, dem alten Magadha, nach Norden und Nordwesten erweitern konnte. Sie umfaßte die Gebiete von Magadha, Videha und Kosala und wurde dann längs der Ganga bis nach Allahabad ausgedehnt.

Mit Chandraguptas Nachfolger Samudragupta (etwa 340 bis 380 n. Chr.) betreten wir festen geschichtlichen Boden. Ein grundlegendes Dokument zur Geschichte seiner Zeit, die Inschrift seines Ministers und Feldmarschalls Harishena auf einer Ashoka-Säule zu

Allahabad, berichtet uns in vier großen Abschnitten über des Königs Taten in Krieg und Frieden. Zeitlich an erster Stelle muß die Eroberung Nordindiens (Aryavartas) gestanden haben. Neun Könige werden von Samudragupta besiegt, darunter Rudradeva, nach dem indischen Historiker Jayaswal identisch mit Rudrasena I., dem Sohne des S. 85 erwähnten großen Königs aus der Dynastie der Vakatakas. Weitere besiegte Fürsten sind Mitglieder des großen Geschlechts der Nagas.

Nach der Erweiterung und Festigung seiner Herrschaft im Norden dürfte Samudragupta seinen Siegeszug nach Südindien angetreten haben, der dem König den größten Kriegeruhm und das höchste Ansehen eingetragen hat. Der Zug ist einigermaßen zu verfolgen, da bei der Aufzählung der geschlagenen Könige auch ihre Länder oder Residenzen angegeben sind. Er führt über das Reich des „südlichen“ oder „großen“ Kosala (Mahakosala) an der Mahanadi („großer Strom“) an den Meerbusen von Bengalen in Orissa und wendet sich von da nach Süden zur Godavari und Krishna. Einer der im Süden besiegten Könige ist Vishnugopa von Kanchi (Conjeeveram nahe bei Madras), ein aus der südindischen Überlieferung bekannter König aus der damals zur Großmacht heranwachsenden Dynastie der Pallavas. Nach Ansicht des französischen Historikers Jouveau-Dubreuil ist Vishnugopa an der Spitze einer Konföderation südindischer Fürsten dem Samudragupta bereits an der Krishna entgegengetreten und hat ihn durch die gemeinsame Machtentfaltung bewogen, den südindischen Eroberungszug abubrechen. Wie dem auch sei, der König muß reich mit Beute beladen nach Nordindien zurückgekehrt sein.

Der dritte Abschnitt der Inschrift zählt die dem Reiche Samudraguptas tributpflichtigen Grenzstaaten und Grenzstämme auf: im Osten das Gangesdelta und Assam (Kamarupa), im Norden Nepal (Nepala) und die östlich davon gelegenen Himalayavorberge (Karttripura), im Westen Grenzstämme im Panjab, in Rajputana und Malva. Unabhängig sind: im Süden die „Inselreiche“, von denen Ceylon besonders genannt ist, im Nordwesten der „Göttersohn, König und König der Könige“, d. i. der Kushan-Herrscher, im Westen die „Gebieten der Shakas“ (*Śaka-Murunda*), d. s. die westlichen Satrapen oder Kshatrapas von Ujjayini und Surashtra.

Auf der Höhe seiner Macht angelangt, scheint Samudragupta mit Milde und Großmut regiert zu haben. Die Inschrift preist sein weiches Herz, das durch „Hingabe und fußfällige Verehrung“ zu gewinnen war. Er sei ständig damit beschäftigt gewesen, entthronte

Fürsten, die ihn um Gnade anflehten, wieder in ihre Herrschaft einzusetzen. Viele Hunderttausende von Kühen habe er an die Brahmanen verschenkt und sich stets bemüht, den Elenden, Armen, Waisen und Kranken zu helfen. Zur Erinnerung an ein von ihm dargebrachtes Pferdeopfer ließ der König Gedenkmünzen prägen.

Auf Samudragupta folgt sein Sohn *C h a n d r a g u p t a* II. (ca. 380—414 n. Chr.), unter dem das Gupta-Reich auf der Höhe der Macht bleibt, ja sich noch zunehmend entfaltet. Dieser Gupta-Herrscher führt den Beinamen *Vikramaditya* „Sonne der Kraft“ oder „des Mutes“ und ist wahrscheinlich das Urbild jener berühmten Königsgestalt der indischen Erzählliteratur, des Königs *Vikramaditya*, einer legendären Herrscherpersönlichkeit, in der sich der ganze Glanz des Gupta-Zeitalters verkörpert. An *Vikramaditya*s Hof sollen die „neun Edelsteine“, d. h. die größten Dichter und Gelehrten des Zeitalters, darunter der indische Dichterstark *Kalidasa*, vereint gewesen sein. *)

Zur Festigung und Ausdehnung der Gupta-Macht hat *Chandragupta* II. zwei weittragende Schritte unternommen. Einmal führt er die endgültige Versöhnung mit der in ein Vasallenverhältnis geratenen, einst mächtigen Dynastie der *Vakatakas* herbei, indem er seine Tochter *Prabhavatigupta* mit dem *Vakataka*-König *Rudrasena* II. verheiratet. Das zweite, noch wichtigere Ereignis ist die zwischen 395 und 400 erfolgende Unterwerfung und Einverleibung des Reiches der „westlichen Satrapen“. Der letzte *Kshatrapa* *Rudrasinha* III. nimmt ein unrühmliches Ende. Nach dem Dichter *Bana* hat er bei einem Aufenthalt in der Gupta-Hauptstadt eine Liebschaft mit einer verheirateten Frau angeknüpft, offenbar mit einer sehr vornehmen Dame aus dem königlichen Harem; denn *Chandragupta* selbst soll die Gewänder dieser Frau angelegt und den *Shaka* bei einem vermeintlichen Stelldichein erschlagen haben. Nach Eroberung des *Kshatrapa*-Reichs verschiebt sich das Zentrum der Gupta-Macht stark nach Westen. *Ujjayini* rückt neben und an die Stelle von *Pataliputra*.

K u m a r a g u p t a I., der nächste Herrscher, ein Sohn *Chandragupta*s II. und einer Gemahlin namens *Dhruvadevi*, hat über 40 Jahre regiert und das Schiff des Staates lange Zeit mit ruhiger

*) Gegen Ende seiner Regierung bereist der Chinese *Fa-hsien* Indien, der uns einen Augenzeugenbericht über die damaligen Zustände im Lande hinterlassen hat. Er rühmt die Friedfertigkeit und Wohlhabenheit der Bewohner, vermerkt aber auch, daß die verachteten Kasten außerhalb der Stadtmauer leben und durch eigene Signale ihre Mitbürger vor Berührung warnen müssen.

Hand gesteuert. Von kriegerischen Taten hören wir kaum etwas, obgleich verhältnismäßig viele Inschriften aus seiner Regierungszeit bekannt sind. Münzen künden davon, daß Kumaragupta gleich seinem Großvater Samudragupta das Pferdeopfer dargebracht hat. Die Buddhisten verdanken ihm, obwohl er ein orthodoxer Hindu war, die Anfänge ihrer, die folgenden Jahrhunderte hindurch hochberühmten geistlichen Hochschule in Nalanda (Südbihar).

4. Von den Hunneneinbrüchen bis zum Tode Harshas

In den letzten Jahren der Regierung Kumaraguptas wird das Gupta-Reich durch äußere Gefahren bedroht. Skandagupta (455—470 n. Chr.), der Sohn und Nachfolger Kumaraguptas I., rühmt sich in einer Inschrift, „das ins Schwanken geratene Glück seines Geschlechtes“ gefestigt zu haben, nachdem er vorher so in Bedrängnis gekommen war, daß er eine Nacht auf der bloßen Erde kampieren mußte. Sein Vater Kumaragupta scheint im Kampfe gefallen zu sein. Ein Vers der Inschrift berichtet nämlich, Skandagupta habe, „als der Vater in den Himmel gegangen war“, dem „dahintreibenden Glück seines Geschlechtes“ wieder festen Halt verschafft. In einem späteren Vers erwähnt die Inschrift von neuem eine Schlacht Skandaguptas, aus welcher er unter Anrichtung eines furchtbaren Blutbades unter seinen Feinden als Sieger hervorgeht. Hier sind die Hunnen erstmalig als Gegner des Königs genannt. Darunter sind die weißen Hunnen oder Hephthaliten der byzantinischen Geschichtsschreiber zu verstehen, ein Zweig jenes vielgenannten wilden Kriegervolkes, das nach seiner Zurücktreibung von den Grenzen Chinas in gleicher Weise Asien und Europa beunruhigte. Sie erreichen etwa zur Zeit Attilas (445—453) vom Oxus-tal her die indische Nordwestgrenze, wo ihnen die Reste des Kushan-Reiches und die Denkmäler der Gandhara-Kunst zum Opfer fallen. Nachdem Skandagupta die Gefahr noch einmal gebannt hat, erzielen sie bald neue Erfolge. Im Jahre 484 n. Chr. fällt der sasani-dische König Firoz (Peros) im Kampf mit ihnen, und als um 500 n. Chr., beim Tode Budhaguptas (ca. 476—500), das Gupta-Reich in Nachfolgestreitigkeiten gerät und in einen westlichen und östlichen Teil auseinanderbricht, ergreifen die hunnischen Anführer sogleich die günstige Gelegenheit zu abermaligem Ansturm auf Indien, den diesmal nichts aufzuhalten vermag. Um 510 zwingt der Hunne Toramana einen großen Teil Nordindiens unter sein

Joch. Im genannten Jahr fällt nach einer Gedenkinschrift ein Fürst namens Goparaja auf seiten des Gupta-Königs Bhanugupta (ca. 503—530), eines Nachfolgers Budhaguptas, zu Eran in Zentralindien, offenbar im Kampf gegen die Hunnen. Eine weitere Inschrift, abgefaßt — wie es heißt — „während der weitberühmte, weithin leuchtende Oberkönig der Großkönige, der erlauchte Toramana im ersten Jahr die Erde regiert“, zeigt, daß das Gupta-Reich zerschlagen, die Gupta-Ära abgeschafft und das Gebiet von Eran unter die Herrschaft der Hunnen geraten ist. Toramana dringt unmittelbar darauf, während Bhanugupta vor ihm nach Bengalen zurückweicht, tief nach Magadha ein. Als er darauf in Benares überraschend stirbt, tritt sein Sohn Mihirakula oder *M i h i r a k u l a* (ca. 512—528) an seine Stelle. Die Weiheinschrift eines Sonnentempels in dem Gebiet von Gwalior aus dem 15. Regierungsjahr Mihirakulas rühmt Toramana und seinen Sohn, wobei es von dem letzteren heißt, er sei ein Verehrer des Gottes Shiva. Die hunnischen Fürsten sind also, wie so viele Eindringlinge vor ihnen, bald für eine indische Religion gewonnen worden. Trotz der tiefen Vorstöße in das Ganges-Tal bleibt der Schwerpunkt des Hunnenreiches im Nordwesten; die Ausdehnung ihrer Besitzungen erinnert an das frühe Kushan-Reich.

Um 527 erleidet die Macht der Hunnen im östlichen Indien einen entscheidenden Rückschlag. Der chinesische Indienpilger Hsüan-tsang spricht in seiner historisch höchst wertvollen Reiseschilderung aus der ersten Hälfte des 7. Jahrhunderts von einer Vertreibung der Hunnen und erwähnt, Mihirakula sei von *B a l a d i t y a*, worunter wohl Bhanugupta zu verstehen ist, gefangen genommen worden. Auf Fürsprache hin freigelassen, habe sich der Hunnenfürst dann in Kashmir und Gandhara festgesetzt und dort böse Untaten, vor allem gegen Buddhisten, begangen. Ein Zeugnis für den Zusammenbruch der Hunnenherrschaft auch im westlichen Indien sind zwei Inschriften — eine davon ist in das Jahr 533 datiert — eines Königs Vishnuvardhana, besser bekannt unter seinem Beinamen *Y a s h o - d h a r m a n*, dessen Ruhm in den stärksten Tönen verkündigt wird. Es heißt, er beherrsche Länder, die weder die Guptas noch die Hunnen zur Unterwerfung hätten bringen können, und die Grenzen seines Machtbereiches erstreckten sich vom Brahmaputra im Osten bis zum Himalaya im Norden und im Westen bis zum Gestade des Meeres, sogar Mihirakula habe als sein Vasall das Haupt vor ihm beugen müssen.

Nachdem die Hunnengefahr um die Mitte des 6. Jahrhunderts

gebannt ist, konsolidieren sich die Verhältnisse in Nordindien. Drei bemerkenswerte Geschlechter im Herzen des Landes konkurrieren im Streben nach der Macht: 1. die auf Malva beschränkten Abkömmlinge der Guptas, 2. die Maukharis oder Varmans von Kanauj und Magadha, und 3. die Pushpabhutis oder Vardhanas von Thanesvar. Daneben spielt Bengalen eine Rolle. Um 600 n. Chr. bildet sich eine Vorherrschaft des Geschlechts der Vardhanas heraus, das einen Glanzpunkt unter der Regierung König Harshavardhanas (606—647), gewöhnlich einfach Harsha genannt, erreicht.

Die Vardhanas haben von dem mythischen Ahnherrn ihres Geschlechts namens Pushpabhuti ein Königtum im nordwestlichen Indien, unmittelbar an der Pforte von Delhi geerbt mit der Hauptstadt Sthanvishvara (heute Thanesvar) nahe der heiligen Sarasvati. Prabhakaravardhana, Harshas Vater, führt als erster aus ihrer Reihe in den Inschriften sowohl wie in einem historischen Roman des Hofpoeten Bana (7. Jahrhundert), dem Harshacharita („Harshas Taten“), den Titel eines souveränen Herrschers („Oberkönig der Könige“) und muß den Aufstieg des Geschlechtes zur Großmacht bewirkt haben.

Der Dichter, dem wir hier ein Stück folgen wollen, schildert uns voll Pathos und mit Anschaulichkeit, wie Prabhakaravardhanas Hauptgemahlin Yashovati nach längerer Kinderlosigkeit zwei Söhne gebiert, den älteren Rajyavardhana und den jüngeren Harshavardhana. Einige Jahre später kommt noch eine Tochter zur Welt, welche den Namen Rajyashri erhält. Als sie das heiratsfähige Alter erreicht hat, wird sie mit dem König Grahavarman aus dem hochangesehenen Geschlecht der Mukharas oder Maukharis vermählt. Zweifellos hat diese Heirat, deren Verlauf der Roman ausführlich darlegt, einen hochpolitischen Hintergrund. Die Maukharis, deren Adel Bana außerordentlich stark hervorhebt, sind um diese Zeit eine nordindische Großmacht. Ursprünglich wahrscheinlich Vasallen der Guptas, dann ihre Konkurrenten geworden, schwingen sie sich im 6. Jahrhundert zu Herren von Magadha auf und residieren in Kanyakubja, dem heutigen Kanauj. Ihr Besitz greift somit über das eigentliche Magadha oder Bihar weit hinaus in das Zweistromland hinein, und man kann der Dichtung entnehmen, daß Prabhakaravardhana sie braucht, um für seine fortgesetzten Konflikte im Westen und Nordwesten, wo die Hunnen und andere seiner Feinde sitzen, den Rücken frei zu haben.

Die durch die Heirat eingeleitete freundschaftliche Zusammen-

arbeit der Geschlechter der Pushpabhutis und Maukharis nimmt durch tragische Ereignisse, die der Dichter ergreifend darzustellen weiß, ein jähes Ende. König Prabhakaravardhana erkrankt schwer, während Prinz Rajyavardhana, der Thronfolger von Thaneshvar, sich auf einem Kriegszug gegen die Hunnen befindet und Harsha im Himalaya jagt. Sogleich eilt Harsha, Tag und Nacht im Sattel zubringend, in die Hauptstadt zurück. Als er eintrifft, herrscht tiefe Stille in den Palastanlagen; Günstlinge und Hofbeamte umlagern mit besorgten Mienen das Zimmer des Herrschers; Ärzte, Apotheker und Köche sind mit der Zubereitung von Arzneien und Erfrischungen beschäftigt. Des Königs Antlitz aber trägt bereits die Kennzeichen des herannahenden Todes. In den Frauengemächern trifft Harsha seine Mutter, die, entschlossen, noch vor dem Hinscheiden ihres Gatten ihr Leben zu enden, die safranfarbigen Todesgewänder angezogen hat. Vergebens versucht Harsha, sie zum Widerruf ihrer Absichten zu bewegen. In feierlichem Zuge schreitet die stolze Königin, das Porträt des Gatten an ihr Herz drückend, an das Ufer der heiligen Sarasvati, wo ein Scheiterhaufen errichtet ist, und stürzt sich in die Flammen. Das Klagegeschrei des verzweifelt zurückkehrenden Sohnes weckt den König aus einer tiefen Bewußtlosigkeit; er richtet einige ergreifende Abschiedsworte an Harsha und verschiedet. Dies geschieht im Jahre 605 n. Chr.

Bald darauf — die Bestattung des Königs hat schon stattgefunden — trifft der Thronfolger Rajyavardhana, der seinen Kriegszug abgebrochen hat, in der Hauptstadt ein. Weinend sinken sich die beiden Brüder in die Arme. Rajya ist untröstlich und beschließt, zu Gunsten Harshas dem Thron zu entsagen und Einsiedler zu werden. Gerade ist er im Begriff, seinen Entschluß vor versammeltem Hof kundzutun, da ändert ein unerwartetes Ereignis seine Stimmung von Grund auf. Ein Diener seiner Schwester Rajyashri, der nunmehrigen Königin von Magadha, stürzt in die Versammlung und meldet aufgeregt, der heimtückische König von Malva habe, auf die Nachricht vom Tode Prabhakaravardhanas, Kanauj überfallen, König Grahavarman getötet und die Königin Rajyashri, wie eine Verbrecherin gefesselt, ins dortige Gefängnis geworfen. In höchster Wut über diese Frechheit bricht Rajyavardhana in die Worte aus: „Malvas wagen es, das Geschlecht der Pushpabhutis verächtlich zu behandeln! Das ist, wie wenn eine Gazelle den Löwen bei der Mähne packt, wie wenn ein Frosch der Kobra einen Klaps versetzt, wie wenn ein Kalb den Tiger gefangen nimmt.“ Noch am gleichen Tag läßt er die Marschtrommeln rühren und bricht, ohne auf die Mobili-

sierung der Elefantentruppe und des Fußvolks zu warten, mit 10 000 Mann Reiterei unter dem Befehl seines Vetters Bhandi zum Rachefeldzug auf. Er schlägt das Heer von Malva mit „lachhafter“ Leichtigkeit, folgt dann aber vertrauensselig der Einladung zu einer Unterredung unter vier Augen mit dem König von Bengalen, einem Verbündeten des Malvakönigs, und wird, unbewaffnet wie er ist, von diesem ermordet. Harsha schwört auf die Kunde davon einen feierlichen Eid, diese Schandtat blutig zu rächen. Durch Proklamation ruft er die Vasallen im ganzen Reich zu den Waffen, schließt ein Bündnis mit dem Herrscher von Assam, der eben eine Gesandtschaft schickt, und rückt darauf in Eilmärschen gegen den Feind vor. Unterwegs stößt Bhandi mit der Streitmacht, die unter Rajyavardhana den Sieg über den König von Malva errungen hat, zu ihm und führt ihm die davongetragene riesige Beute vor. Die Königin Rajyashri, meldet er, habe er bei der Befreiung von Kanauj jedoch nicht mehr aufgefunden, da es ihr gelungen war, vorher aus der Gefangenschaft nach Süden, in die Waldungen des Vindhya, zu entfliehen. Sofort ist Harsha entschlossen, sich persönlich auf die Suche nach der Schwester zu begeben. Bhandi erhält den Oberbefehl über die Armee; der König selbst bricht mit einer Reitertruppe zum Vindhyagebirge auf, wo er nach langem Suchen die Schwester findet, die eben dabei ist, aus Verzweiflung über das Geschick des Gatten und des Bruders ihr Leben auf dem Scheiterhaufen zu enden. Mit der glücklichen Wiedervereinigung der Geschwister und ihrer gemeinsamen Rückkehr nimmt der Roman ein Ende, ohne daß wir mehr von „Harshas Taten“ erfahren.

Der politische Hintergrund der Dichtung ist klar: die Thanesvar benachbarten Reiche halten sich, nachdem das Einvernehmen der Reiche von Thanesvar und Kanauj zum Ausdruck gekommen ist, für bedroht und schließen sich ebenfalls zusammen. Der Gupta-König von Malva, der den Thron von Malva wahrscheinlich als Usurpator innehat — zwei Söhne seines Vorgängers, die Prinzen Kumaragupta und Madhavagupta, sind an den Hof von Thanesvar geflüchtet und werden dort gemeinsam mit Harsha und seinem Bruder erzogen —, findet einen erwünschten Bundesgenossen in Shashanka von Bengalen, einem alten Gegner der Maukharis von Magadha. So gestärkt, nutzt der Malva-König den Tod Prabhakaravardhanas und die gleichzeitige Abwesenheit des Thronfolgers infolge des Feldzuges gegen die Hunnen zu einem Überfall auf einen seiner Gegner aus, besetzt Kanauj und tötet Grahavarman. Nachdem er von Rajyavardhana geschlagen worden ist, eröffnet der mit

ihm verbündete König von Bengalen Scheinverhandlungen mit dem siegreichen Rajyavardhana und ermordet denselben heimtückisch. Harsha hat nun die Aufgabe, gegen den Bengalen, einen mächtigen Herrscher aus brahmanischem Geschlecht, der vorher offenbar noch nicht am Kampf teilgenommen hatte, vorzugehen, wobei sich ihm der König von Assam als Verbündeter anbietet, so daß Harsha nun den Bengalen in die Zange zu nehmen vermag.

Da unmittelbare Erben Grahavarmans nicht vorhanden sind, steht Harsha bei Beginn seines Rachezuges vor der Versuchung, sich unter Verdrängung seiner Schwester des Thrones von Kanauj zu bemächtigen und dadurch seine Herrschaft außerordentlich zu erweitern. Nach Hsüan-tsang (s. S. 91) soll er in Gewissensqualen vor einer wunderwirkenden buddhistischen Statue am Ufer der Ganga gefastet und gebetet haben, bis ihm die Antwort wurde: da er zum König bestimmt sei, möge er die angebotene Würde nur annehmen und seine Macht zum Segen des Buddhismus benutzen, jedoch vermeiden, sich den offiziellen Titel „Großkönig“ beizulegen. Mit anderen Worten: Harsha entschließt sich, seine Schwester als Königin auf den Thron zu setzen, selbst aber als eigentlicher Regent neben ihr zu stehen und dadurch beide Reiche in Personalunion zu vereinigen. Mit der Zeit übernimmt er die volle königliche Würde und verlegt auch seine Residenz von Thaneshvar nach der zentraler gelegenen Kanauj. Von da an umgibt diese Stadt für viele Jahrhunderte der Nimbus der vornehmsten nordindischen Residenz, wie unter den Muhammedanern die Kaiserstadt Delhi.

Zur Festigung seiner Herrschaft braucht Harsha längere Zeit. Sechs Jahre, heißt es bei Hsüan-tsang, seien „die Krieger nicht aus der Rüstung gekommen und die Elefanten nicht aus dem Geschirr“. Der Straffeldzug gegen Bengalen ist kein einfaches Unternehmen und hat für Shashanka ein viel glimpflicheres Ende gefunden, als man es nach dem bei Bana gegebenen fürchterlichen Racheschwur erwarten sollte. Eine buddhistische Quelle berichtet uns, Harsha sei mit einer großen Armee gegen Shashankas Hauptstadt Pundravardhana gezogen und habe starke Verwüstungen im Lande angerichtet. Der Bengale wurde zur Unterwerfung gezwungen und verpflichtet, keine Kriegszüge außerhalb des Landes zu unternehmen. Doch konnte er, wie eine Inschrift von ihm aus dem Jahre 619 n. Chr. bezeugt, sein Reich behalten, vielleicht etwas geschmälert durch Gebietsabtretungen an den mit Harsha verbündeten König von Assam. Er starb eines natürlichen Todes an einer Erkrankung nach 17jähriger, noch immer machtvoller Regierung.

Durch die kriegerischen und diplomatischen Erfolge, die Harsha bei seiner Machtübernahme und auf seinem Rachefeldzug gegen Bengalen erzielt, gerät Nordindien, von Malva und dem Kurukshetra im Westen bis nach Bengalen im Osten, in seine Hand. Im Westen greift seine Macht später bis auf die Halbinsel Kathiawar über. Der dort herrschende König von Valabhi, Dhruvasena II., wird von Harsha geschlagen, erreicht aber seine Wiedereinsetzung in die Herrschaft als Vasall Harshas. Durch Hsüan-tsang erfahren wir ferner von einem Feldzug Harshas zur Unterdrückung von Aufständischen in Orissa und Ganjam in seinen letzten Regierungsjahren, woraus sich zeigt, wie weit umspannend Nordindien in Harshas Gewalt ist. Auch nach Südindien streckt Harsha seine Hand aus, doch tritt ihm an der Nabada der Dekkhan-Herrscher Pulakeshin II. entgegen und gebietet seinem Vordringen Halt (vgl. S. 119).

Nach Verlauf der sechs unruhigen Jahre zu Anfang seiner Regierung war nach dem chinesischen Pilger ganz Nordindien Harsha unterworfen und die zunächst viel bescheidenere Streitmacht seines Reiches auf 60 000 Kriegselefanten und 100 000 Mann Reiterei angewachsen. Noch dreißig Jahre hindurch — bemerkt der Chineser weiter — sei es zu Kämpfen gekommen. Dann habe allgemeiner Friede geherrscht, und Harsha habe sich ganz der Förderung des Landes, der moralischen Hebung der Bewohner und frommen Stiftungen hingegen.

Harsha hat, wie Hsüan-tsang weiter berichtet, den buddhistischen Ehrentitel „Sonne der Zucht“ (*śīlāditya*) geführt und ist im Alter den Buddhisten besonders gewogen gewesen, wie unten in anderem Zusammenhang noch weiter ausgeführt werden wird. Doch bleibt er wie die meisten Herrscher dieser Zeit anderen Religionen gegenüber tolerant und zeigt sich z. B. als ein allen Glaubensrichtungen gleich geneigter Landesvater bei einer großen Almosenverteilung am Zusammenfluß von Ganga und Yamuna in Prayaga, dem heutigen Allahabad, wo die Könige Indiens nach einer alten Sitte ihre Spenden an die Armen des Landes darzubringen pflegen. Eine halbe Million Menschen ist versammelt. Am ersten Tage des Festes wird ein Buddhahild inmitten des Almosenverteilungsplatzes aufgestellt, am zweiten Tage ein Bild Vishnus als Sonnengott und am dritten Tage ein solches des Gottes Shiva. 75 Tage nimmt die Verteilung in Anspruch. Zum Schluß, als die gesamten aufgestapelten Reichtümer erschöpft sind, verschenkt Harsha sein Diadem, seine Halsbänder und Armringe, all seinen kostbaren Schmuck und sogar das Gewand, welches er am Leibe trägt.

Harshas Auftreten und Feste zeugen von einer Vorliebe des Königs für Schaustellungen und Prachtentfaltung, und man kann wohl annehmen, daß sich darin das Künstlerblut des Königs bemerkbar macht, der, wie wir noch hören werden, ein nicht unbedeutender Dramatiker war. Auch zwei buddhistische Hymnen von ihm, die eine ein Morgenhymnus auf den Buddha, haben sich erhalten, und eine Kupferplattenurkunde trägt seine Signatur: „Dies ist der eigenhändige Namenszug von mir, dem Oberkönig der Großkönige, dem erlauchten Harsha“, und davor steht ein Vers: „Durch Tun, Denken und Worte soll man den Lebewesen Gutes erweisen. Dies, erklärt Harsha, ist die beste Weise, den Lohn der Frömmigkeit davonzutragen.“

5. Die Kultur des klassischen Zeitalters

Ein Rückblick auf das Schicksal der drei Fremdvölker, der Griechen, Saken und Kushan, die in den Jahrhunderten um Christi Geburt nacheinander in Indien eindringen, zeigt, daß sie ohne Unterschied sehr bald der Indisierung anheimgefallen und völkisch und kulturell aufgesogen worden sind. Die Griechen allein haben merkbare Spuren im indischen Kulturleben hinterlassen, indem sie Indien durch künstlerische und wissenschaftliche Impulse zu erhöhten eigenen Leistungen anspornten. In der indischen Astronomie und Medizin vermutet man griechische Einflüsse, und um die Frage, ob griechische Vorbilder, sei es die attische Komödie oder der Mimos, auf die Ausbildung des regelrechten, in Akte eingeteilten indischen Bühnendramas, wie wir es in klassischer Zeit vorfinden, eingewirkt haben, ist seit Albrecht Weber viel gestritten worden. Die Auffindung von Fragmenten indischer Dramenhandschriften aus der Zeit Kanishkas stellt außer Zweifel, daß das ausgebildete indische Drama älter ist als früher angenommen wurde. Es kann ohne weiteres bis in das erste oder zweite Jahrhundert v. Chr. zurückgehen, in eine Zeit also, in der Theateraufführungen an den Höfen des Demetrios oder Menanders sehr wohl auf seine Ausgestaltung hingewirkt haben könnten, wenngleich gewisse Vorstufen der dramatischen Kunst sehr alt und bis in die Dialog-Hymnen des Rigveda zurückzuverfolgen sind.

Am deutlichsten wird die Übernahme griechischer Kulturelemente in der bildenden Kunst. Schon bei den ältesten uns erhaltenen monumentalen Werken, den Gedenksäulen Ashokas, vermutet man Griechen beteiligt, da diese Arbeiten ganz unvermittelt als reife

Meisterwerke vor uns treten. Die bis zu zwanzig Meter hohen, schlanken Säulen, in die Inschriften eingemeißelt sind, bestehen aus feinkörnigem Sandstein. Auf ihrem monolithen Schaft ruht ein Kapitell von der Form einer leichtgeschweiften Glocke, die mit den Blättern einer Lotosblüte dekoriert ist. Die Bekrönung bilden freistehende Tierfiguren, vielfach Löwen voll geballter, aber gebändigter Kraft. Diese Säulen und die früher erwähnten Reste von Palastanlagen in der Residenz Pataliputra spricht man als Erzeugnisse einer Hofkunst Ashokas an, und denkt sie sich, der mangelnden Vorstufen wegen, unter Mitwirkung persischer oder griechisch-baktrischer Künstler entstanden. Beim Zusammenbruch des Achämenidenreiches nach Indien emigrierte Perser sollen die Steinbearbeitung mit Hochglanzpolitur, den Felsenhöhlenbau und die Sitte, königliche Inschriften in den Fels zu meißeln, in Indien heimisch gemacht haben. Aus späterer Zeit rühren vereinzelte Bauten griechischer oder nahezu griechischer Prägung her, wie der Tempel von Jandial bei Taxila, der ins 1. Jahrhundert v. Chr. (skytho-parthische Periode) datiert wird. Die Planung der Anlage mit Umgang, Halle und Heiligtum entspricht ganz der eines griechischen Tempels. Zwei jonische Säulen am Eingang der Vorhalle sind Zeichen relativ hohen Alters, da in nachchristlicher Zeit in Nordwestindien durchgehend korinthisierende Kapitelle verwendet werden. Die auffallend massive Bauweise und die Reste einer Treppenanlage im rückwärtigen Teil des Tempels ließen jedoch auf einen dort einst vorhandenen Turm und eine Verwendung des Baues als Feuertempel schließen. Wir hätten damit ein zoroastrisches Heiligtum in hellenistischem Gewande auf indischem Boden!

Neben den erwähnten Erzeugnissen der Hofkunst Ashokas gibt es auch Arbeiten, die stärker im Volksempfinden verwurzelt sind: Statuen von Halbgöttern sehr großen Formats, die sich durch eine urwüchsige Darstellungsweise auszeichnen. Diese Arbeiten wirken in der frühbuddhistischen Kunst des 2.—1. vorchristlichen Jahrhunderts nach, die in der Plastik von Bharhut und Sanchi zur vollen Blüte kommt. Die reich dekorierten Steinzäune der Stupas (Reliquiendenkmäler) an den genannten Orten sind deutliche Beispiele dafür, wie die Künstler um diese Zeit die Holzbauweise und eine an der Holz- und Elfenbeinschnitzerei entwickelte Reliefkunst in die Steinbearbeitung und -architektur übernehmen. Ein reicher Schatz von Legenden aus dem Leben des Buddha und über dessen frühere Geburten gibt den Stoff zu den oft entzückend naiven Darstellungen ab. Der Stein, zu einem wahren Geschichtenerzähler geworden,

plaudert dabei auch manches über die Lebensformen und die materielle Kultur seiner Zeit aus. Eigentümlicherweise vermeidet die frühbuddhistische Kunst es ängstlich, den Religionsstifter persönlich darzustellen. In frommer Scheu deutet man die Gegenwart des Buddha nur durch Symbole an, seien es seine Fußstapfen oder sein Schirm oder Thron. Erst um Christi Geburt sind durch die allgemeine Hinwendung zur Gottesliebe und Gottesverehrung die Voraussetzungen für die Schaffung eines Buddhabildes gegeben, und es spricht alles dafür, daß griechisch inspirierte Künstler im Nordwesten (Gandhara) den entscheidenden Schritt zur persönlichen Wiedergabe des Buddha getan haben. In den Händen eines Griechen entsteht ein Buddhabild nach dem Muster des Apollon, hellenistisch in Gewandung, Haar- und Lockenbehandlung, ja der ganzen Formensprache nach, indisch jedoch in seiner Inspiration; man denke an die halbgeschlossenen, weltabgewandt-träumerischen Augen, das feine entsagende Lächeln, die Passivität und Ruhe, die durch die Haltung im Asketensitz unterstützt wird! Das Buddhabild ist aber nur ein Beispiel für die Vermählung buddhistischer Themen und hellenistischer Formen, die für die Erzeugnisse der Kunstprovinz von Gandhara charakteristisch ist. Seltsamerweise erlebt diese Kunst ihre Blütezeit unter den Kushan. Die älteren Werke oder Vorstufen dieser Schule harren im Boden Baktriens, besonders in der noch unausgegrabenen alten Hauptstadt, der Wiederentdeckung. Was verlorengegang, lassen die baktrischen Münzen ahnen; in Pushkalavati, einer griechischen Polis, oder an anderen Plätzen in Nordwestindien müssen bis in nachchristliche Zeit griechische oder mischblütige Künstler von einer großen Tradition gezehrt haben, die sie befähigte, beachtliche Leistungen zu vollbringen, wenn auch ihre Massenprodukte nicht über das Niveau einer Kolonialkunst hinausgehen. Der gräzisierungstypus von Gandhara ist für Indien wie für Ostasien das Vorbild geworden, durch das größere eigene Schöpfungen angeregt worden sind.

Die Saken und Kushan kamen, im Gegensatz zu den Griechen, als halbe Barbaren ins Land, haben Indien also wohl kaum durch eigene Werte bereichert, sich aber der vorgefundenen Kultur aufgeschlossen gezeigt. Nach einigen erhaltenen Porträtstatuen und Münzbildern kann man sich die Kushan als rauhe Männer vorstellen, die ihre Rosse zu tummeln wußten und zu streiten gewohnt waren. In langen, enganliegenden Waffenröcken, in Reithosen und Stiefeln treten ihre Könige uns entgegen, Krieger durch und durch. In ihrer staatlichen Organisation übernehmen sie manches von ihren

griechischen und parthischen Vorgängern und setzen deren Bestrebungen auch auf künstlerischem Gebiet fort. Das Münzwesen ist dafür ein Beispiel. Die alte indische Stempelmünze kommt außer Gebrauch; statt dessen werden griechische Vorbilder nachgeahmt, genau wie schon unter den Saken. Doch ein ungeheurer qualitativer Abstand scheidet diese Münzen von den baktrischen. Die Stelle der griechischen Münzmeister, wahrer Künstler in ihrem Fach, nehmen jetzt halbbarbarische Nachfolger ein, deren Porträtierungskunst und Prägetechnik sich neben den alten Leistungen kläglich ausnehmen. Auf religiösem Gebiet scheint die Kushan-Zeit eher schöpferisch zu sein. Kanishka ist bei aller Zuneigung zum Buddhismus tolerant, und die völkische Mannigfaltigkeit und die Verschiedenheit der Religionen seiner Untertanen in Iran, Zentralasien und Indien kommt in den Darstellungen auf der Rückseite seiner Münzen zum Ausdruck, wo man bald griechische Gottheiten wie Herakles, Helios und Selene, bald iranische wie Mithra (Sonne), Mao (Mond), Pharro (Feuer), bald indische Götter findet. Unter den indischen kommt auch der Buddha vor, ein Beweis für dessen Vergöttlichung spätestens im 2. Jahrhundert n. Chr. Die Nationalitätenmischung im Reiche Kanishkas und seiner Vorgänger scheint eine Beeinflussung des Buddhismus durch iranische Vorstellungen gebracht zu haben, wodurch sich einige Züge des um diese Zeit sich herausbildenden Mahayana-Buddhismus erklären mögen.

Das „große Fahrzeug“, die neue Richtung des Buddhismus, hat manche Berührungspunkte mit der Wendung zur Gottesliebe bei den Bhagavatas (s. S. 34). Es erwartet die Erlösung nicht so sehr, wie der daneben fortlebende ältere Buddhismus, das „kleine Fahrzeug“ (Hinayana) genannt, als Ergebnis des eigenen Ringens nach der Erleuchtung, denn als Gnadengeschenk von Erlösergestalten, Bodhisattvas oder potentiellen Buddhas, die dem gläubig Vertrauenden hilfreich zur Seite treten. Solche Bodhisattvas, von denen der Gnadenherr Avalokiteshvara, Manjushri, „der von lieblicher Schöne“, und Samantabhadra, „der nach allen Seiten Wohltätige“, die bekanntesten sind, thronen in überirdischen, paradiesisch ausgemalten Welten und sind die Nothelfer, an welche sich der Gläubige in Bedrängnis wenden mag. Jeder soll danach trachten, in allmählicher Aufwärtsentwicklung zu einem Bodhisattva dieser Art zu werden, d. h. sich zur Buddhaschaft reif zu machen, dann aber auf die eigensüchtig erscheinende Selbsterlösung zu verzichten, um als Heiland zum Wohle seiner Mitgeschöpfe zu wirken. Die veränderte ethische Zielsetzung hat eine Umwälzung in Mythologie und Kultus des

Buddhismus zur Folge. In der Buddha-Auffassung entwickelt sich die Theorie von den drei Körpern des Buddha. Der eine ist der Buddha als das Absolute, das, über alle Beschreibung erhaben, eine transzendente Wesenheit (*dharmakāya* „Gesetzeskörper“) ist. Diese transzendente Wesenheit nimmt in überirdischen Sphären gemeinsam mit den hohen Bodhisattvas einen fein-materiellen Körper (*sambhogakāya* „Körper des Genusses“) an und genießt dort himmlische Seligkeit. Eine bloße Widerspiegelung oder Ausstrahlung dieser verklärten Körper sind die irdischen Buddhas, die eine menschliche Leibeshülle, einen Erscheinungskörper (*nirmāṇakāya*) annehmen, nur zum Schein unter den Menschen geboren werden, wirken und sterben. Auch die metaphysischen Grundansichten der alten Zeit erfahren einen Wandel. Hatte der Buddha bereits die Existenz eines Ichs, einer beharrenden Seele, geleugnet und die empirische Persönlichkeit als eine in steter Veränderung begriffene Zusammensetzung körperlicher und geistiger Faktoren, sog. Dharmas, erklärt, so entwickelt sich nun die Lehre von der Nichtrealität und Wesenlosigkeit auch dieser Daseinsträger. Alles ist leer (*śūnya*), alles Illusion, alles ist Trug; selbst der Heilige, ja der vollkommen erleuchtete Buddha und das Nirvana sind einem Trugbild oder Traume gleich. Nagarjuna (2. Jahrhundert n. Chr.), einer der großen Meister des Mahayana, lehrt einen Relativismus, der jede positive Bestimmung des Absoluten ablehnt und nur Aussagen über Komplexe von Beziehungen und Abhängigkeiten für möglich erklärt. Das Welttreiben existiert nur für eine niedere Stufe der Erkenntnis, hat keine wahre Wirklichkeit. Aus der Erkenntnis der Leere, der Irrealität aller Dinge entspringt die Erlösung.

Der große Gärungsprozeß, den griechische und iranische Einwirkungen auf Kunst und Wissenschaft und religiöse Umwälzungen einleiten, führt unter den Guptas von Magadha im 4. Jahrhundert n. Chr. zu einer Hochblüte der indischen Kultur. An den Namen der ruhmgekrönten Dynastie knüpft sich, wie in Griechenland an den Namen des Perikles, die Vorstellung einer glanzvollen klassischen Epoche, in welcher Plastik und Malerei wie die Dichtkunst eine ungeheure und nie wieder erreichte Höhe erklimmen. Der Kulturhistoriker begreift unter „Gupta“ allerdings mehr als das, was im unmittelbaren Bereich der Guptas und zur Zeit ihrer Größe im 4.—5. Jahrhundert gewachsen ist; er verallgemeinert den Namen auf die Kulturepoche vom 4.—7. Jahrhundert bis auf die Zeit Harshas und schließt darin z. B. die Kunst von Ajanta im Staate Haidarabad ein, die außerhalb des Machtbereiches der Guptas ge-

legen ist und keinerlei direkte Beziehungen zu ihrer Dynastie hat. Hier im Dekkhan sind die oben S. 85 hervorgehobenen Vakatakas die Exponenten der klassischen Kultur. Von älterem Geschlecht als die Guptas, mögen sie die jenen zugeschriebene kulturelle Blüte vorbereitet haben. Jahrhunderte hindurch stehen sie mit eindrucksvollen künstlerischen Leistungen neben den Guptas. Die Malereien der Höhlen XVI und XVII in Ajanta, die technisch wie künstlerisch gleich vollendet sind — man hat sie mit den Werken florentinischer Meister verglichen —, erweisen sich durch Inschriften als Stiftungen aus der Regierungszeit eines Vakataka-Königs namens Harisena (um 500 n. Chr.). Trotz solcher Einschränkungen verdankt Indien den Guptas viel. Sie schenken dem Lande eine Reihe ungewöhnlich begabter Herrscher und verstehen mit bewunderungswürdiger Kraft, den Glanz einer klassischen Kulturblüte um sich zu verbreiten.

Die Jahrhunderte hindurch ins Land getragenen fremden Kulturinflüsse, die auf dem Gebiet der bildenden Kunst (Gandhara) besonders augenfällig sind, werden assimiliert, die nationalen Wurzeln erstarken. Das Fremde wird entweder abgestoßen oder restlos mit indischem Geist durchdrungen und zum Ausdruck eigenen Empfindens gemacht. Das Buddha-Bild ist dafür ein Beispiel. Von griechischen Künstlern zuerst gestaltet, dann von der nationalen Schule Mathuras übernommen, wird es in den Werken der Kunstschule von Sarnath bei Benares im 5.—6. Jahrhundert n. Chr. zu einem überpersönlichen Idealbild, zu einer unübertroffenen Sichtbarmachung sublimer Vergeistigung und jenseitiger Erhabenheit, die von einer zur Tatsache gewordenen Weltüberwindung kündet.

Auf religiösem Gebiet gelten die Sympathien der Gupta-Herrscher und vieler gleichzeitiger Geschlechter dem Hinduismus, der durch fürstliche Unterstützung auf Kosten des Buddhismus eine Renaissance erlebt. Unter Harsha schlägt — wenn wir Hsüan-tsang glauben dürfen — das Pendel allerdings noch einmal nach der anderen Seite aus. Der Chinese berichtet uns allerlei Erlebnisse, die für die Glaubenskämpfe der Zeit und für das gegenseitige Verhältnis der Religionen in Harshas Reich höchst aufschlußreich sind. Zum Ruhme der indischen Wissenschaft wird er während seines Aufenthaltes in der buddhistischen Universität Nalanda von dem Großabte Shilahadra in der idealistischen Schulrichtung des Mahayana, welche das Bewußtsein als einzige Realität verkündet (s. S. 134), unterwiesen. Bald gewinnt er selbst einen solchen Ruf, daß König Bhaskaravarman von Assam ihn zu sich in sein Reich einladet. Als Harsha dann den großen chinesischen Lehrer, zu dem er schon Beziehungen hatte,

an seinen Hof ziehen will, kommt es zwischen beiden Königen fast zu einem Zerwürfnis. Bhaskaravarman muß nachgeben und begleitet den Pilger zu Harsha, der von einer Schrift Hsüan-tsangs zur Widerlegung der Ansichten des Hinayana ganz begeistert ist und ihm Gelegenheit geben will, die Überlegenheit des Mahayana über alle anderen Religionsformen an Hand seiner Schrift darzulegen. Aus allen zwanzig ihm unterstellten Ländern läßt er die Könige, Beamten, Offiziere, Geistlichen, Gelehrten, kurz die geistige Elite des Reiches, zu sich in die Hauptstadt Kanauj einladen. Auf einem Festplatz nahe der Ganga hat der König zur festgelegten Zeit einen Turm und zwei Hallen, in denen je 1000 Personen Platz nehmen können, errichten lassen; er selbst residiert in der Nähe in einem transportablen Palast, den er auf seinen ständigen Reisen benutzt. Den Weg von Harshas Lager zum Turm säumen Pavillons, in denen Musikkapellen spielen. Täglich wird eine fast lebensgroße goldene Buddhastatue aus dem Palast des Königs auf dem Rücken eines kostbar geschmückten Elefanten in feierlicher Prozession zum Festplatz gebracht. Rechts und links von dem Hauptelefanten mit der Statue reiten Harsha und der König von Assam, die beiden vornehmsten Könige. Vor ihnen schreiten prächtig geschmückte Dickhäuter, die mit Musikanten besetzt sind; dahinter folgen in Zweierreihe Hunderte von Elefanten, welche die Fürsten, Minister und vornehmen Priester herbeibringen. Bei den Hallen angelangt, eröffnet Hsüan-tsang die Sitzung und stellt eine These für die auf achtzehn Tage veranschlagte Diskussion auf. Es wagt jedoch niemand — dafür sorgt Harsha anscheinend —, in den Wettkampf einzutreten. Zum Schluß muß der chinesische Gelehrte, den keiner zu schlagen vermochte, nach alter Sitte und sehr gegen seinen Wunsch einen Elefanten besteigen und wird auf einem Umzug nach allen Seiten als Sieger ausgerufen.

Die Gegner des Buddhismus, die Hsüan-tsang in offener Diskussion nicht entgegentreten, scheinen im Geheimen überaus rührig gewesen zu sein. Am letzten Tage der Veranstaltung entsteht in dem Turm der Buddhastatue Feuer, und bald darauf stürzt ein Bravo mit dem Dolch in der Hand auf König Harsha zu. Nach ihrer Entlarvung werden die Anstifter der Zwischenfälle, 500 Brahmanen, an die Grenze des Reiches verbannt.

Man könnte Harsha in mancher Beziehung mit Ashoka vergleichen, doch zieht ihn, anders als diesen, nicht die Laienethik des Buddhismus an, sondern ihn fesseln die metaphysischen und erkenntnistheoretischen Probleme, welche damals die verschiedenen Sekten

beschäftigen, vor allem hat es ihm der Mahayana-Buddhismus angetan, über den er sich durch Hsüan-tsang belehren läßt.

Im Gegensatz zu Harsha sind die Könige der klassischen und vor-klassischen Epoche, die Nagas, Vakatakas und die frühen Guptas, dem Brahmanismus zugetan und vollziehen die großen Opferhandlungen nach altem Ritus. Anders als Ashoka und Kanishka, die großen Förderer des Buddhismus, spenden sie, obwohl sie im allgemeinen wie jene tolerant sind, weniger Stupas und Klöster als Hindutempel und Götterbilder. Die religiöse Kunst bekommt damit neue Aufgaben; sie schreitet zur Verkörperung ewiger Urgewalt in den Göttern des Brahmanismus, Shiva, Vishnu und ihren weiblichen Gegenstücken, fort. Der indische Künstler vermag, indem er die Allmacht eines Gottes etwa durch eine Vielzahl von Organen ausdrückt, innerem Erleben, ekstatischer Schau unmittelbar sichtbare Gestalt zu geben, im Gegensatz zum antiken, der in der Idealisierung der Menschengestalt seine Grenze findet. So entstehen Symbolgebilde von tiefbedeutsamer Innerlichkeit, wahre Spiegelungen göttlicher Vollkommenheit, Majestät und Ruhe, neben packenden Offenbarungen eines Überschwanges göttlicher Macht, göttlicher Wildheit und göttlichen Rausches. Stets aber kennzeichnen Durchgeistigung, selbstsichere Kraft, Harmonie und Maßhalten, selbst bei der Darstellung des Titanenhaften und Wilderschreckenden, die Kunst der klassischen Zeit. Ihr Schaffen ist Ausdruckskunst. Haltung und Gebärde reden dabei eine eigene Sprache. Hand- und Fingerstellungen vermögen den ganzen Reichtum der Seelenregungen wiederzugeben. Eine Geste, die erhobene Hand, welche Schutzgewährung verheißt, kann die Atmosphäre tiefen Seelenfriedens und der Andacht verbreiten. Der Geist des Rhythmus und des Tanzes schwebt über allen Schöpfungen.

Die Verfeinerung der Kultur zeigt sich selbst beim Studium der Inschriften. Die Edikte Ashokas, in mittelindischen Volkssprachen abgefaßt, sind in kurze, einfache Sätze gegliedert; ihre Sprache beeindruckt wohl durch ihren sittlichen Ernst, kaum jedoch durch eine gehobene Form. Anders in klassischer Zeit. Nach einigen Vorläufern, wie der Inschrift des Satrapen Rudradaman, treten unter den Guptas ausschließlich Inschriften in elegantem Sanskrit auf, die zum Teil beachtenswerte literarische Leistungen darstellen. Mit am Anfang steht die bereits hervorgehobene, historisch bedeutsame Inschrift des Ministers Harishena, der die Kriegstaten König Samudraguptas rühmt. Sie hat die Form einer Kunstdichtung, setzt mit acht, in komplizierten Metren gehaltenen Versen ein und geht sodann in

Kunstprosa über, in welcher Komposita von vielen Dutzend Silben vorkommen. Die Sprache ist trotzdem verhältnismäßig durchsichtig, und ein Kenner rechnet einen Vers der Inschrift, in dem anschaulich geschildert wird, wie der Vater Samudraguptas seinen Sohn zum Nachfolger erhebt und ihm unter Tränen der Rührung das Wohl des Landes anvertraut, zum Besten, was die Inder in der poetischen Miniaturmalerei, ihrer dichterischen Hauptstärke, geleistet haben. Die inschriftliche Dichtung kündigt von kriegerischem Geschehen und den Siegeszügen des Herrschers, feiert den König aber auch als einen durch Klugheit, Bildung und Freigebigkeit gleich hervorragenden Menschen, der sogar ein Dichter und Künstler gewesen sei. Es heißt von ihm, er habe an Schärfe des Verstandes Brihaspati, den Lehrer der Götter, an Kunstfertigkeit in Musik und Gesang selbst himmlische Musikanten wie Tumburu und Narada übertroffen, und darüber hinaus durch Abfassung zahlreicher Kunstgedichte von Einfallsfülle und beachtenswertem Stil den Ruf eines Dichtersfürsten errungen. Leider ist uns kein Werk Samudraguptas erhalten, das uns die Berechtigung dieser starken Worte beweisen könnte. Dichtende Könige sind in Indien aber nicht ungewöhnlich. Hala (2./3. Jahrhundert n. Chr.), ein König aus der Dekkhan-Dynastie der Satavahanas, lauschte den Mädchen und Burschen der Dörfer ihre Sprüche und Weisen, ihre Liebesfreuden und ihren Trennungskummer ab und hinterließ uns in Maharashtri, dem Volksdialekt des nördlichen Dekkhan, die Sattasai, eine Sammlung von 700 Strophen, der er die kunstvolle literarische Form gegeben hat. Im 7. Jahrhundert ragt König Harsha hervor. Nicht weniger als drei Dramen sind uns unter seinem Namen überliefert, *Ratnāvalī*, *Priyadarśikā* und *Nāgānanda*, nicht gerade Schöpfungen höchsten Genies, sondern mit etwas Routine gemacht und sich in der Technik an Kalidasas Malavikāgnimitra anlehnend. Sie verraten aber doch Geschmack und hohes Können. Das Drama Nagananda ragt in mancher Beziehung über die beiden anderen, die reine Gesellschaftsstücke sind, hinaus, indem es sich in die religiöse Sphäre erhebt und die hohen Gefühle der Selbstaufopferung und Hingabe verherrlicht. Samudraguptas Auftreten als Musiker bezeugen elegant ausgeführte Münzen, auf denen er mit der Harfe in der Hand dargestellt ist.

Das Königsideal dieser Zeit, dem einige der hochbegabten Gultas wohl nahegekommen sein mögen, ist ein ins Universale gerichteter Mensch. In der Jugend für Jagd und sportliche Übungen im Waffenh Handwerk begeistert, erweist sich der König im Mannesalter als kühner Soldat und kluger Strategie, vor dem die Feinde zittern. Um

vollkommen zu werden, hat er einen „Sieg in allen Himmelsrichtungen“ (*dig-vijaya*) zu erringen, indem er seine Gegner überrennt und zur Huldigung und Tributzahlung veranlaßt. Bei der Ausdehnung seiner Macht hält er aber einen Ehrenkodex der Kriegführung inne, der im Gesetzbuch des Manu (VII, 96 ff.) seinen Niederschlag gefunden hat. Nach diesem, die unverrückbaren Ordnungen des Lebens in Recht und Sitte enthaltenden indischen „Bürgerlichen Gesetzbuch“, das auf den indischen Volksgeist in klassischer Zeit bestimmenden Einfluß gewonnen hat, ist die gewaltsame Ausrottung gegenrömischer Dynastien unstatthaft, was in der Praxis dem um 850 n. Chr. in Indien reisenden arabischen Kaufmann Sulaiman aufgefallen ist. Er berichtet, daß ein indischer König, nachdem er einen Nachbarstaat unterworfen hat, einen Verwandten des Besiegten auf den Thron erhebt, der die Regierung im Namen des Eroberers weiterführt. Die Bevölkerung dulde kein anderes Verfahren. Eine Erklärung dafür geben die Vorschriften Manus, die dem Sieger zwar als gutes Recht zubilligen, einem geschlagenen Gegner seine Wagen, Pferde und Elefanten, seine königlichen Insignien, sein Geld, Korn, Vieh, seine Weiber und anderes als Beute fortzunehmen und mit seinen Soldaten zu teilen; das Land jedoch soll im Besitz der regierenden Familie gelassen werden. Dem Sieger wird aufgegeben, unter Berücksichtigung der Wünsche der Bevölkerung des unterworfenen Landes einen ihm genehmen Sproß der Dynastie als Vasallen auf den Thron zu setzen. — Von diesem Verfahren des „rechtlichen Siegers“ (*dharmavijayī*) wird das ehrenrührige Benehmen des „habgierigen Siegers“ (*lobhavijayī*) unterschieden, der das Land des Gegners ebenfalls annektiert, und das des „teuflischen Siegers“ (*asuravijayī*), der dem Besiegten sogar das Leben raubt. Die indischen Könige haben, wie die Bemerkung des Arabers lehrt, im allgemeinen in Wahrung ihrer Ehre als „rechtliche Sieger“ gehandelt, indem sie wie König Raghu in Kalidasas Epos *Raghuvansha* dem Besiegten seine Glücksgüter und die Souveränität nahmen, ihm aber Freiheit und Land wiedergaben.

Seinen Untertanen gegenüber erweist sich der Idealkönig als unermüdlicher Regent und unparteiischer Richter. Für alles Schöne und Gute begeistert, ein Mäzen der Kunst und möglichst selbst Künstler, entwickelt er sich zu einer allseits gebildeten, hochkultivierten Persönlichkeit. Gebefreudig für fromme Zwecke versäumt er keine der Pflichten eines orthodoxen Hindu, ist aber anderen Glaubensformen gegenüber tolerant und weitherzig. Der indische Dichterkönig Kalidasa und andere zeitgenössische Poeten zeigen uns in ihren Königsgestalten die vielseitigen und stark künstlerischen Interessen

der Fürsten und das Leben an ihren Höfen auf. Theatervorführungen verschiedener Art werden veranstaltet und vom König und seiner Begleitung besucht. Konzerte und Tanzdarbietungen sind an der Tagesordnung. Hervorragendes Interesse bringt man der Malerei entgegen. Auf uns gekommen sind nur religiöse Gemälde in Tempelanlagen, doch muß die Malerei auch als weltliche Kunst gepflegt worden sein. Wiederholt wird von Besuchen der Könige in Bildersälen und Gemäldegalerien in den Palästen und von der kritischen Betrachtung einzelner Gemälde geredet. Ja, Kalidasa läßt in der Shakuntala seinen Helden und König in einer Szene selbst als Maler bei der Herstellung eines Porträts seiner Geliebten auftreten, wobei derselbe König ein kunstkritisches Gespräch mit seinem Hofnarren führt.

Diese künstlerisch interessierte, weltmännische Bildung der Könige und die kultivierte Atmosphäre ihrer Höfe beeinflußt aufs stärkste das Bildungsniveau ihrer Untertanen. Die gehobene Schicht des Bürgertums hat an der verfeinerten Lebensweise vollen Anteil. Aus dem Kamasutra, dem Handbuch der Liebeskunst des Vatsyayana, einer pedantischen Darstellung eines pikanten Stoffes, wissen wir, welche allgemeinen Interessen ein Mann von Stand und Ansehen zu pflegen hat und mit welchen unerläßlichen Requisiten er z. B. sein Schlafgemach ausstattet. Salben, Kränze und Parfüms liegen beim Lager. Groß sind also die Toilettensorgen des feinen Mannes, man sieht aber andererseits, daß musikalische und sonstige künstlerische Betätigung zu seinem täglichen Brot gehört. Unmittelbar neben dem Bett hängt eine Laute zum Musizieren, Farbkasten und Palette stehen bereit, und auf dem Nachttisch findet sich ein Buch: eins jener schmalen Palmblattbündel, das — sorgfältig geschnürt und in kostbare Seidenstoffe gehüllt — eine zierlich mit eisernem Griffel eingeritzte Schrift zeigt. Was mag — in dieser Zeit lebhafter literarischer Produktion — den Mann von Welt gerade fesseln? Wahrscheinlich ist es eine neue Dichtung, ein Werk, über das der Elegant in schönggeistigen Zirkeln zu konversieren weiß. Oder haben es ihm ein paar religiös-philosophische Stellen aus einem Heldenepos angetan, über die er mit Freunden zu diskutieren wünscht? Erfreut ihn Schelmerei und Weisheit einer Fabel des Panchatantra? Oder wünscht er — aus dem Theater kommend — ein soeben aufgeführtes Drama — ein Werk des Bhasa, König Shudrakas „Tonwägelchen“ oder die Shakuntala des großen Kalidasa — rückerinnernd in seinem komplizierten Aufbau, seinen melodiosen Versen und rhythmischen Feinheiten — die diese Kunstgattung oft zu fast opernhafter Wirkung führen — erneut zu genießen? Bei Trennungsschmerz und

Liebeskummer vertieft sich unser Held wohl in eine der zahlreichen Strophensammlungen empfindsamer Liebeslyrik oder greift zu Kalidasas Wolkenboten, jenem formvollendeten elegischen Gedicht, das wie kein anderes vom „Geschmack der Liebe“ durchdrungen ist und „Gefühl“, „Duft“ und „Stimmung“ des sehnüchtig Liebenden und seiner Umgebung dem Leser in Bildern und Gleichnissen nahebringt, genau wie es die Poetiken, die Lehrbücher der Kunstdichtung empfehlen. Vielleicht benutzt unser Liebhaber vor dem Einschlafen auch selbst die Ratschläge eines dieser Lehrbücher vom Schmück der poetischen Rede, um seine eigene Stimmung in modischer Form als feingeschliffene Einzelstrophe, einer charakteristischen Kunstgattung seiner Zeit, niederzulegen. Sinn und Gehalt werden dabei durch ausgeklügelte Figuren und bildhafte Ausdrucksweise zur Wirkung gebracht. Lautmalerei und Rhythmus dienen der klanglichen Steigerung. Wird ihm ein Werk gelingen, das in Gehalt, Ausdruck und Form einigermaßen der Reife und Vollendung dieser Zeit entspricht?

Um hochkultivierten Männern eine angeregte Unterhaltung bieten zu können, genießen die Kurtisanen eine sorgfältige Ausbildung in den 64 Schönen Künsten, unter denen Gesang, Instrumentalmusik, Tanz und Malerei den Vorrang einnehmen. Erst so sind sie in der Lage, Zirkel zu halten.

Die überfeinerte Lebensart läßt in der Begleitung reicher Leute die Gestalt eines „Gesellschafters“ oder „Schmarotzers“ (*vita*) aufkommen, einer stehenden Figur der indischen Dramen. Er ist ein Lebemann und *arbiter elegantiae*, der — weil finanziell ohne jeden Rückhalt — sich an einen Gönner anschließt und sich diesem durch seine gesellschaftlichen Gaben als Schögeist oder Poet unentbehrlich macht. Geschickt alle Lebenslagen meisternd, bewegt er sich ebenso sicher unter Kurtisanen und Abenteurern wie in höfischen Kreisen, bleibt stets ein Gentleman und ist, manchmal im Gegensatz zu seinem Gönner, ein ehrenwerter Charakter.

Schattenseiten fehlen im Bilde der klassischen Kultur natürlich nicht. In der Dramen-Figur des Vidushaka oder „Schimpfers“, eines rasonierenden Begleiters des Helden aus brahmanischer Kaste, wird den Brahmanen der Spiegel vorgehalten. Dieser karikierte Vertreter seines Standes spricht nicht das ihm zukommende gebildete Sanskrit, sondern einen lässigen Volksdialekt. Seiner gefühlsseligen, ästhetisierenden Umgebung steht er als Realist gegenüber, dem ein bequemes Leben und leibliche Genüsse über alles gehen. Auch die Könige werden nicht immer Idealgestalten gewesen sein, wie die Charakterfigur eines „Schwagers des Königs“ ahnen läßt, eines auf-

geblasenen, feigen und habgierigen Gesellen, der wie ein einfältiger und eigenwilliger Despot in Kleinformat wirkt; man hat ihn mit dem *miles gloriosus* verglichen. Obwohl der König seine Schwester nicht zur offiziellen Gemahlin gemacht hat, tut er sich auf seine verwandtschaftlichen Beziehungen zum königlichen Harem viel zugute, drangsaliert seine Umgebung und glaubt, sich auf Grund seiner Stellung alle Scheußlichkeiten erlauben zu dürfen.

Häufig werden in den Dramen Polizei und Gerichtswesen beleuchtet, und manche Korruption des Zeugen- und Richterstandes wird angeprangert. Selbst die sich aus der Kastenordnung und der Forderung nach möglichst vollkommener Erfüllung der Berufspflicht ergebenden eigenartigen Ehrbegriffe der Verbrecher kommen zur Sprache. So tritt in Shudrakas „Tonwägelchen“ ein Einbrecher auf, der seine Tätigkeit mit einem fachwissenschaftlichen Monolog einleitet, um sich vor den Bürgern als Meister seiner Zunft und Kenner des Lehrbuches der Diebeskunst (*cauryavidyā*) — das es gleicherweise wie das schon erwähnte der Liebeskunst gibt — zu erweisen. Auch Räuber haben ihr Berufsethos und üben ihr Handwerk mit der gleichen Hingabe und Kunstfertigkeit aus wie Gelehrte oder Priester. Selbst vor dem Grausigen macht die Dichtung nicht halt. So läßt uns Bhavabhuti in einem Drama Zeuge eines Menschenopfers werden. Ein Liebespaar, Malati und Madhava, wird auseinandergerissen, da das Mädchen einem Günstling des Königs zur Frau bestimmt worden ist. Der Jüngling, der nicht verzichten und um jeden Preis die Geliebte erringen will, sucht sich die Hilfe der nächtlichen Gespenster und Unholde zu sichern und begibt sich darum auf den Leichenacker, zur Wohnstätte der bösen Geister, wo er ihnen frisches Menschenfleisch darbringt, sie zum grausigen Mahle hervorlockt und bei ihrem wüsten Treiben belauscht. Damit nicht genug, vernimmt er plötzlich den Klageruf einer Frau aus dem nahen Kali-Tempel und erkennt die Stimme seiner Geliebten. Sie ist — wie er bald hört — von den Tempel-Priestern ihrer Schönheit wegen als ein wohlgefalliges Opfer für die nach Blut verlangende Göttin Kali entführt worden. In rote Gewänder gehüllt, wie ein Opfertier bekränzt und mit Opfermarken an der Stirn steht das Mädchen vor dem Altar, wo der Priester eben die Schlußgebete vor der Opferung spricht, die der Jüngling darauf verhindert.

Solche Auswüchse erinnern daran, daß sich rücksichtsloser Despotismus ehrgeiziger Gewaltherrscher unter mancher glänzenden Maske verbergen mag. Sicherlich sind die machtpolitischen Lehren des Arthashastra in der klassischen Zeit nicht vergessen.

D. DAS VORISLAMISCHE MITTELALTER

1. Nordindien von Harsha bis zum Einbruch des Islam

Als Harshavardhana im Jahre 647 n. Chr. stirbt, ohne einen Thronerben zu hinterlassen, löst sich sein Reich, des Zusammenhalts durch den Herrscher beraubt, in eine Reihe von Einzelstaaten auf. In Magadha herrscht Verwirrung, die sich noch vergrößert, als China, durch eine Beleidigung gereizt, einen Rachefeldzug in Indien führt. Chinesische Quellen berichten darüber etwa folgendes: Der große Kaiser T'ai-tsung (627—649) unterhält, nachdem er seine Interessensphäre bis nach Tibet und Nepal ausgedehnt hat, freundschaftliche Beziehungen zu dem bedeutenden tibetischen König Srong-btsan sgam-po, dem er eine kaiserliche Prinzessin zur Frau gegeben hat. Er nimmt schon im Jahre 643 eine erste Verbindung auch mit Harsha auf und schickt um 647 eine neue Mission, die aber erst nach dem Tode Harshas eintrifft und mit ihrer militärischen Eskorte von König Arjuna von Tirabhukti (Tirhut, Nord-Bihar) feindselig empfangen wird. Der chinesische Gesandte zieht sich darauf nach Tibet zurück, sammelt ein hauptsächlich aus Tibetern und Nepalesen bestehendes Heer und bricht mit ihm in Tirabhukti ein. Arjuna wird besiegt, seine Städte werden gestürmt; er selbst gerät mit 12 000 Mann, von denen der Chineser sofort 1000 enthaupten läßt, in Gefangenschaft nach China.

Nach Eintritt einer gewissen Beruhigung herrschen von der zweiten Hälfte des 7. Jahrhunderts ab in Magadha und Bengalen die sogenannten Späteren Guptas. Der erste von ihnen ist Madhava-gupta, ein Prinz aus dem Hause der Guptas von Malva, der von Harsha mit Magadha belehnt worden war. Der letzte Angehörige der Dynastie fällt Anfang des 8. Jahrhunderts dem Versuch zur Begründung einer neuen Oberherrschaft in Nordindien durch Yashovarman von Kanauj zum Opfer. Ein Hofdichter dieses Königs namens Vakpatiraja hat ein den „Welteroberungszug“ seines Souveräns verherrlichendes Epos geschrieben mit dem Titel „Die Erschlagung des Gauda-Königs“, worunter der letzte Gupta-Herrscher zu verstehen ist. Nachdem dieser beseitigt ist, führt der Marsch nach Ost und West durch ganz Nordindien, wobei sich der Dichter in poetischen Schilderungen ohne historischen Wert erschöpft. Der Glanz des wiederaufblühenden Reiches von Kanauj ist jedoch nicht von Dauer. Aus der kashmirischen Königschronik des Dichters Kalhana erfahren wir, daß König Lalitaditya (Muktapida)

von Kashmir um 736 in das Reich von Kanauj einfällt, Yashovarman entthront und seiner kaum errungenen Vormachtstellung ein Ende macht. Auch der kashmirische König vermag sich nicht lange zu behaupten und läßt den Nordosten Indiens, nachdem er seine Truppen bis an den Golf von Bengalen geführt hat, in einem Kampf aller gegen alle zurück. Um diesem unerträglichen Zustand ein Ende zu machen, soll um die Mitte des 8. Jahrhunderts in Bengalen ein Mann niederer Kaste vom Volk zum Einiger des Landes gewählt worden sein: Gopala, der Begründer der dann bis ins 12. Jahrhundert bestehenden Dynastie der Palas von Bengalen. Sein Sohn Dharmapala (etwa 769—815 n. Chr.) bringt es zu großer Macht und ist eine der führenden Gestalten in dem nun beginnenden Kampf um die Vorherrschaft in Nordindien. Er ist Buddhist, nennt sich in Inschriften „dem Sugata (= Buddha) ganz ergeben“, und das Siegel der Dynastie ist mit einem buddhistischen Symbol, dem Rad der Lehre zwischen zwei Gazellen, geziert. Somit bildet sich hier im Osten unter ihm und seinen Nachfolgern ein Hort des Buddhismus, in dessen Obhut auch die heiligen Stätten dieser Religion in Magadha liegen, während sonst fast überall in Indien das Hindutum im Vordringen ist.

Die gleichzeitige Entwicklung im Westen ist von größerem Gewicht, da an den dortigen Grenzen Gefahren heraufziehen, die Indien später von Grund auf erschüttern sollen. Vorerst läßt ihre Abwehr noch neue, das indische Mittelalter in hohem Grade bestimmende Volkskräfte in Erscheinung treten. Als Auftakt kommt es im indischen Vorfeld zu ersten Veränderungen. 712 n. Chr. verliert der letzte Hindu-Herrscher von Sind Thron und Leben im Kampf mit den Arabern, die um diese Zeit das Banner des Propheten durch Mekran bis an den Indus und darüber hinaus tragen; doch gelingt es unter Führung junger indischer Adelshäuser, eine ernstere Bedrohung Indiens noch für Jahrhunderte auszuschalten und den Islam auf Sind zu beschränken. Die bei der Verteidigung Indiens in den Vordergrund rückenden Kräfte sind die Rittergeschlechter der Rajputen oder „Königssöhne“, eines neuen Adels, als dessen Geburtsstunde das 7. Jahrhundert n. Chr. gilt; die Landschaft Rajputana trägt ihren Namen. Die „Königssöhne“ sind typische Vertreter des Feudalismus. Sie verkörpern trotz ihres Adelsstolzes und der Zurückführung ihres Ursprungs auf die Sonnen-, Mond- oder Feuer-Dynastie weniger das alt-arische Kriegertum aus der Zeit des Heldenepos, als den sich damit mischenden Adel der Fremdvölker, welche das westliche Indien überschwemmt. Darin liegt der große

Volkstumswandel dieser Jahrhunderte. Nach den Saken, Parthern und Kushan gehen nun auch die Hunnen und ihre Helfer — sie werden als hellhäutige, stattliche Menschen, ganz anders als ihre Namensvettern in Europa beschrieben — im Hindutum auf. Bei der Eingliederung in das Kastensystem wird der Adel als Kriegerstand anerkannt; ähnlich geschah es schon gegenüber der vorarischen Bevölkerung.

Von den vier bekannten rajputischen Geschlechtern, den Pawar (Paramara), Parihar (Pratihara), Chauhan (Chahamana) und Solanki oder Chaulukya, die am Berge Abu im südlichen Rajputana ihren Ursprung genommen haben wollen, gehört das der Pratiharas zu dem großen Volksstamm der Gurjara, dessen Geschichte seit dem 6. Jahrhundert n. Chr. einigermaßen bekannt ist. In Banas Harshacharita und in anderen Quellen werden die Gurjaras in enger Verbindung mit den Hunnen genannt. Man hat darum allen Grund anzunehmen, daß sie in deren Gefolge in Indien eingewandert sind und sich zuerst im Panjab festgesetzt haben. Zu ihren Abkömmlingen gehört der noch heute mehrere Millionen Seelen umfassende Viehzüchterstamm der Gujar im Panjab und im Tale der Yamuna. Weiter südlich weist der Name der Landschaft Gujarat auf ein einst dort bestehendes Reich der Gurjaras hin. Der Stamm breitet sich im 6. Jahrhundert vom Panjab über Rajputana nach Surashtra und Malva aus und wird dabei Indien schnell assimiliert. Um die Mitte des Jahrhunderts bildet sich in Rajputana ein Gurjara-Staat, als dessen Begründer in den Inschriften der Brahmane Harichandra genannt wird. Spätestens zu seiner Zeit dürfte die Masse der Gurjaras der Kultur des Hinduismus eingegliedert worden sein. Harichandra ehelicht neben einer Brahmanin eine Frau aus Kriegergeschlecht, vielleicht eine Gurjari, welche die Stammutter von zwei Gurjara-Dynastien wird: der Hauptdynastie in Marwar (Rajputana) am Ostrand der indischen Wüste mit der Hauptstadt Mandavyapura (Mandor, nahe Jodhpur) und einer Abzweigung im südlichen Gujarat, im Gebiet von Bharukachchha (Broach).

Von der Mitte des 8. Jahrhunderts ab steht das Gurjara-Haus von Rajputana im Schatten einer neu aufkommenden dritten Gurjara-Dynastie in Avanti (West-Malva), der sogenannten Gurjara-Pratiharas von Avanti und Kanauj, welche die große Zeit des Geschlechtes heraufführen. König Nagabhata, die erste historische Persönlichkeit der Dynastie, hat bei der Zurückwerfung der Araber eine führende Rolle gespielt. Er zwingt die Eindringlinge, welche unter der Statthalterschaft Jumaidis um 725 von Sind aus weit in das

westliche Indien bis Broach (Barus), Malva (Maliba) und Ujjayini (Uzain) vorstoßen, zum Rückzug und zur Aufgabe ihrer vorgeschobenen Positionen (740¹). Einige Jahrzehnte danach gelingt es Vatsaraja (etwa 775—800), das Stammland der Gurjaras in Rajputana in die Hand zu bekommen und die Kräfte der beiden Gurjara-Dynastien in einem Großreich zusammenzufassen. Damit beginnt zwischen den beiden nordindischen Großmächten, den Pala-Königen von Bengalen im Osten und den Gurjara-Pratiharas im Westen, ein spannender Kampf um die Vorherrschaft in Nordindien und den Besitz von Kanauj. Konkurrent und dritte Partei im Ringen ist eine Dekkhanmacht, das Geschlecht der Rashtrakutas, das mit zeitweiligem Erfolg die Herrschaft über ganz Indien, vom Himalaya bis zur Südspitze, beansprucht.

Über die Kräfteverteilung im Indien dieser Zeit machen uns frühe arabische Schriftsteller einige beachtenswerte Angaben. Der Kaufmann Sulaiman konstatiert zunächst, neben dem Kalifen in Bagdad, dem Kaiser von China und dem Kaiser der Griechen (Ostrom) stehe als vierter der anerkannt größten Könige der Welt ein Inder, der Balhara, d. h. der Vallabha-Raja, der Rashtrakuta-König im Dekkhan. Die Macht dieses Reiches muß Ausländer im 9. Jahrhundert also mehr als die irgendeines anderen indischen Landes beeindruckt haben. Sulaiman betont auch mehrfach, jeder Fürst in Indien sei Herr in seinem eigenen Staat, aber alle erkannten den Balhara als ihren Oberherren an. Dieser große Fürst sei unter allen indischen Königen der Sache der Araber am meisten gewogen. Der Balhara habe mehrere Feinde, mit denen er Krieg führe, die er aber alle überrage. Darunter sei der König von Jurz, d. h. der Gurjaras, welcher ein schlimmer Feind der Araber und ein großer Gegner des muhammedanischen Glaubens sei. Bengalen (Ruhmi), das dritte große Reich, nennt er mit den Gurjaras verfeindet und sowohl mit diesen wie mit dem Balhara im Kampfe liegend. Der König sei, obwohl er mehr Truppen als die anderen beiden habe und 50 000 Elefanten aufzubieten vermöge, nicht sehr angesehen. Im Lande gebe es Nashörner, und es werde ein Baumwollstoff hergestellt, der so zart sei, daß man ein Gewand daraus durch einen Fingerring ziehen könne.

Diesem Umriß der Kräftegruppierung in Indien, der vom Ende des 8. bis ins 10. Jahrhundert gültig ist, sei hinzugefügt, daß die Balharas, d. h. die Könige aus der Dynastie der Rashtrakutas (757 bis 973 n. Chr.) Herren eines Militärstaates im Dekkhan mit der Hauptstadt Malkhed (Manyakheta) sind, der an Macht und Ein-

fluß alle übrigen Staatsgründungen auf südindischem Boden, von denen wir in historischer Zeit Kenntnis haben, überragt. Mehrfach im Lauf seiner Geschichte dringen, wie sich bald zeigen wird, seine Heere in stürmischem Siegeszug nach Nordindien vor und setzen sich mit den stärksten dortigen Mächten auseinander, während kein Feind ihr Gebiet, weder vom Norden noch vom äußersten Süden her, antastet.

Der Kampf um Nordindien beginnt damit, daß Vatsaraja, nachdem die Großmachtstellung der Gurjaras verwirklicht ist, seine Truppen ins Zweistromland von Ganga und Yamuna vorrücken läßt, worauf es mit Dharmapala von Bengalen, dem östlichen Anwärter auf den Thron von Kanauj, zu einem ersten Zusammenstoß kommt, bei dem Vatsaraja einen leichten Sieg davonträgt. Unmittelbar darauf, um 789 n. Chr. mischt sich die Südmacht, der Balhara, in Gestalt des Rashtrakuta-Königs Dhruva, in den Streit ein. In einem raschen Siegeslauf dringen die Dekkhan-Heere nach Norden vor. Vatsaraja wie Dharmapala werden geschlagen. Doch Dhruva verläßt, schnell wie er gekommen ist, den Schauplatz seiner Erfolge, und die beiden nordindischen Gegner sind wieder unter sich.

Dharmapala, leichter getroffen als Vatsaraja, schreitet von neuem an die Verwirklichung seiner Vorherrschaftspläne. Er nimmt Kanauj um 800 n. Chr. und setzt dort einen ihm hörigen Fürsten ein. Die damit erzielte Lösung ist aber nur eine einstweilige; denn Nagabhata II. (ca. 805—833), Vatsarajas bedeutender Sohn und Nachfolger, besiegt ihn bald, und Chakrayudha, der von Dharmapala eingesetzte König von Kanauj, fleht um des Siegers Gnade. Wieder wird der Gurjara-Pratihara alsbald durch den Balhara um die Früchte des Sieges gebracht. Dhruvas Sohn, Govinda III. (794—813) tritt 806 oder 807 in die Fußstapfen seines Vaters und unternimmt einen Feldzug nach Norden mit verheerenden Folgen für die Pratiharas. In zwei Heeresäulen dringen die Rashtrakutas blitzartig in Nordindien ein. Die erste, unter Govindas Bruder Indra, greift die Gurjara-Pratiharas in ihrer westlichen Heimatprovinz an, während Govinda III. selbst durch Zentralindien unmittelbar auf Kanauj marschiert. Beide Dekkhan-Heere sind siegreich. Der geschlagene Nagabhata II. flieht nach Westen und findet in seinen Besitzungen am Rande der Wüste Zuflucht. Govinda seinerseits stößt bis an den Fuß des Himalaya vor. Dharmapala von Bengalen erkennt Govinda kampflos als Herren Nordindiens an. Nach kurzer Zeit (808) rufen Unruhen im Süden den Rashtrakuta aber in den Dekkhan zurück, ohne daß er in Nordindien wesentliche Gebietsveränderungen vorgenommen hätte. Das

Pratihara-Reich erholt sich und erringt für etwa ein Jahrhundert die Vorherrschaft in Nordindien.

Unter Mihira, besser bekannt unter seinem Beinamen Bhoja, Nagabhata II. Enkel (ca. 836—890), erreicht das Pratihara-Reich den Gipfel seiner Macht. Seine erste Aufgabe sieht Bhoja darin, die Stammlande der Gurjaras fest zusammenzuschließen und dadurch ein Bollwerk gegen die Araber, seine Todfeinde, zu errichten. Nachdem das erreicht und der Rücken gesichert ist, kann er gegen Ende seiner rund fünfzigjährigen Regierung seine Macht von Kanauj aus auch nach Osten, über das Pala-Reich in Bengalen, ausdehnen, diesmal ohne Intervention seitens der Rashtrakutas, die um diese Zeit in innere Streitigkeiten verwickelt sind. Er gewinnt damit ein Reich, in dem ganz Nordindien mit Ausnahme von Sind und Kashmir vereinigt ist, größer als das der Guptas oder Harshavardhanas.

Die Glanzzeit des Gurjara-Pratihara-Reiches dauert unter Bhojas Sohn und Nachfolger Mahendrapala I. (ca. 890—910) an. Während seiner friedlichen Regierung entfaltet sich die Kultur zur schönsten Blüte. Unter Mahipala (ca. 914—943 n. Chr.), dem großen Ba'urah (Pratihara) von Kanauj, der nach Al Masudi, einem arabischen Schriftsteller des 10. Jahrhunderts, über vier Armeen von je 700 000 bis 900 000 Mann verfügt, wird das Reich noch einmal (um 916) durch die Südmacht schwer erschüttert. Der Rashtrakuta Indra III. unternimmt einen Feldzug nach Norden und erobert die Residenz Kanauj selbst. Sein General Narasinha verfolgt den Pratihara-König, der nach einer Inschrift „wie vom Donner getroffen“, ohne zu essen oder zu ruhen, flieht, und badet seine Rosse an dem berühmten Zusammenfluß von Yamuna und Ganga bei dem heutigen Allahabad. Nach dem baldigen Abzug der Rashtrakutas in ihre Heimat im Dekkhan gelingt es Mahipala zwar, nach Kanauj zurückzukehren und sich seines Thrones wieder zu bemächtigen, doch ersteht das Reich nie wieder in alter Größe. Die Hegemonie der Pratiharas in Nordindien ist gebrochen. Die gewonnenen Kräfte reichen nicht mehr aus, die sich regenden Selbstständigkeitsbestrebungen in den verschiedenen Provinzen zu unterdrücken. Nordindien fällt im Laufe des 10. Jahrhunderts in eine Anzahl von Einzelreichen auseinander.

Die Lage gleicht der nach dem Tode Harshas. Fast ein Dutzend verschiedener Reiche ringt miteinander um die Macht, ohne daß eines das Übergewicht gewinnt und ohne daß eine Entwicklung auf ein Ziel von mehr als landesgeschichtlichem Interesse erkennbar wird. Dabei kündigen sich neue Stürme aus dem Nordwesten dadurch an, daß nach dem Verlust von Sind an die Araber nun auch die Grenz-

pässe im Nordwesten und das Fünfstromland in die Hand einer auswärtigen Macht gelangen. Um das Jahr 1000 n. Chr. gerät König Jaipal (Jayapala) von Udabhandapura (Und) am Oberlauf des Indus in Streitigkeiten mit seinem Nachbarn Sabuktigin, dem Sultan von Ghazni im heutigen Afghanistan. 1001 wird er von dessen Nachfolger Mahmud vernichtend geschlagen, seiner Schätze beraubt und gibt sich selbst den Tod. Mahmud macht sich darauf unter Kämpfen mit Jaipals Nachfolgern zum Herren des Panjab und kann in den ersten Jahrzehnten des 11. Jahrhunderts von dort aus ungestraft seine berüchtigten Raubzüge in verschiedene Teile Nordindiens unternehmen (s. S. 166). Ohne dieses Warnungssignal zu beachten, tragen die indischen Potentaten, auch nachdem das Fünfstromland in das afghanische Reich einbezogen geblieben ist, weiter ihre Streitigkeiten untereinander aus und nutzen die fast zweihundertjährige Pause, welche ihnen bis zur endgültigen islamischen Durchdringung Nordindiens noch gegeben ist, nicht zur Sammlung gegen den auswärtigen Gegner.

Es ist nicht möglich, an dieser Stelle die Schicksale der sich befindenden nordindischen Provinzialreiche im einzelnen zu verfolgen. Verweilt sei nur kurz bei einigen Dynastien und Königen, die sich durch besondere Leistungen einen Namen in der Kunst- und Literaturgeschichte des Landes gesichert haben. Manchen werden wir bei Betrachtung der Kultur der Zeit noch wieder begegnen.

Von Bengalen aus nimmt die seit der Mitte des 8. Jahrhunderts herrschende Pala-Dynastie vier Jahrhunderte hindurch die heiligen Stätten des Buddhismus in Bihar (Magadha) und Benares in ihren Schutz und fördert diese Religion durch Stiftung der großen Klosterschulen zu Uddandapura und Vikramashila. Um die Mitte des 12. Jahrhunderts werden die Palas verdrängt, und die Herrschaft über Bengalen fällt an die Senas, ein Geschlecht von Dekkhan-Ursprung, dessen bekannteste Vertreter der Literat Ballalasena und der Dichterfreund Lakshmanasena sind. Der muhammedanische Ansturm beraubt die Dynastie bald ihrer Macht.

Im zentralen Indien zwischen den Flüssen Chambal im Westen und Son im Osten bringen es die Chandellas (sanskritisiert *Candratreyas*) in Konkurrenz mit den Kalachuris oder Haihayas von Chedi, ihren südlichen Nachbarn, fast zur Begründung einer neuen Vorherrschaft über den Norden. Ihre größten Könige und große Bauherren sind Dhanga (ca. 954—1008) und sein Enkel Vidyalyaya, den islamische Schriftsteller als den mächtigsten indischen Fürsten seiner Zeit beschreiben. Trotzdem muß er 1023 den Abzug

Mahmuds von Ghazni von der Festung Kalanjara (Kalinjar) durch die Auslieferung von 300 Elefanten erkaufen.

In Malva ragen aus der rajputischen Dynastie der Paramaras die Könige Vakpati Munja (ca. 974—995) und Bhoja (1010—1055) hervor, beide fähige Staatslenker und begabte Dichter (s. S. 130). Ihre westlichen Nachbarn in Gujarat und Kathiawar sind die Chaulukyas, die für gut dreieinhalb Jahrhunderte, von ca. 950—1304, herrschen, uns wohlbekannt durch zahlreiche Inschriften und einige sorgfältig registrierende Jaina-Chroniken. In der Hauptstadt Anhilvad zählte man 84 Basare, getrennt nach Waren, Handwerken und Künsten. Echt indisch ist, daß der 1024/5 überraschend durch die Wüste vorgetragene Raubzug Mahmuds von Ghazni nach Gujarat und die Plünderung des Tempels von Somnath in Kathiawar (s. S. 166) in den einheimischen Quellen in keiner Weise erwähnt wird.

Um die Mitte des 12. Jahrhunderts gewinnt in Rajputana die Dynastie der Chahamanas (Chauhan) Bedeutung, nachdem es ihr gelungen ist, dem rajputischen Geschlecht der Tomara das Gebiet von Delhi zu entreißen. Auf eine kurze Glanzzeit folgt aber schon zu Ende des Jahrhunderts ein jäher Sturz. König Prithviraj III. (ca. 1179—1192) — die Muhammedaner nennen ihn Rai Pithaura — steht nach vielbesungenen Siegen und Abenteuern in Nordindien damals an der Spitze der Fürsten und hält vor Delhi Wache für Indien. Jäh sinkt die Hoffnung des Landes dahin, als er, nach einem glorreichen Sieg in der ersten Schlacht von Taraori, in der zweiten Schlacht dortselbst 1192 geschlagen, gefangen und schimpflich hingerichtet wird. Das Tor Indiens steht nun weit und ohne Schutz offen; die muhammedanische Okkupation Indiens beginnt. Das Jahr 1193 sieht die Muhammedaner in Delhi; 1194 sind sie in Kanauj und Benares, 1196 in Gwalior, 1197 ein erstes Mal in Anhilvad, der Hauptstadt Gujarats, und 1203 in Kalinjar und in Mahoba im zentralen Indien.

2. Der Dekkhan unter den Chalukyas und Rashtrakutas

Zwei Großmächte, die Chalukyas und die Rashtrakutas, bestimmen das Geschick des Dekkhans in der Nach-Gupta-Zeit. Beide haben ihren Schwerpunkt in den westlichen und zentralen Landstrichen. Hier sitzt, besonders in Maharashtra, eine kriegerische Bevölkerung,

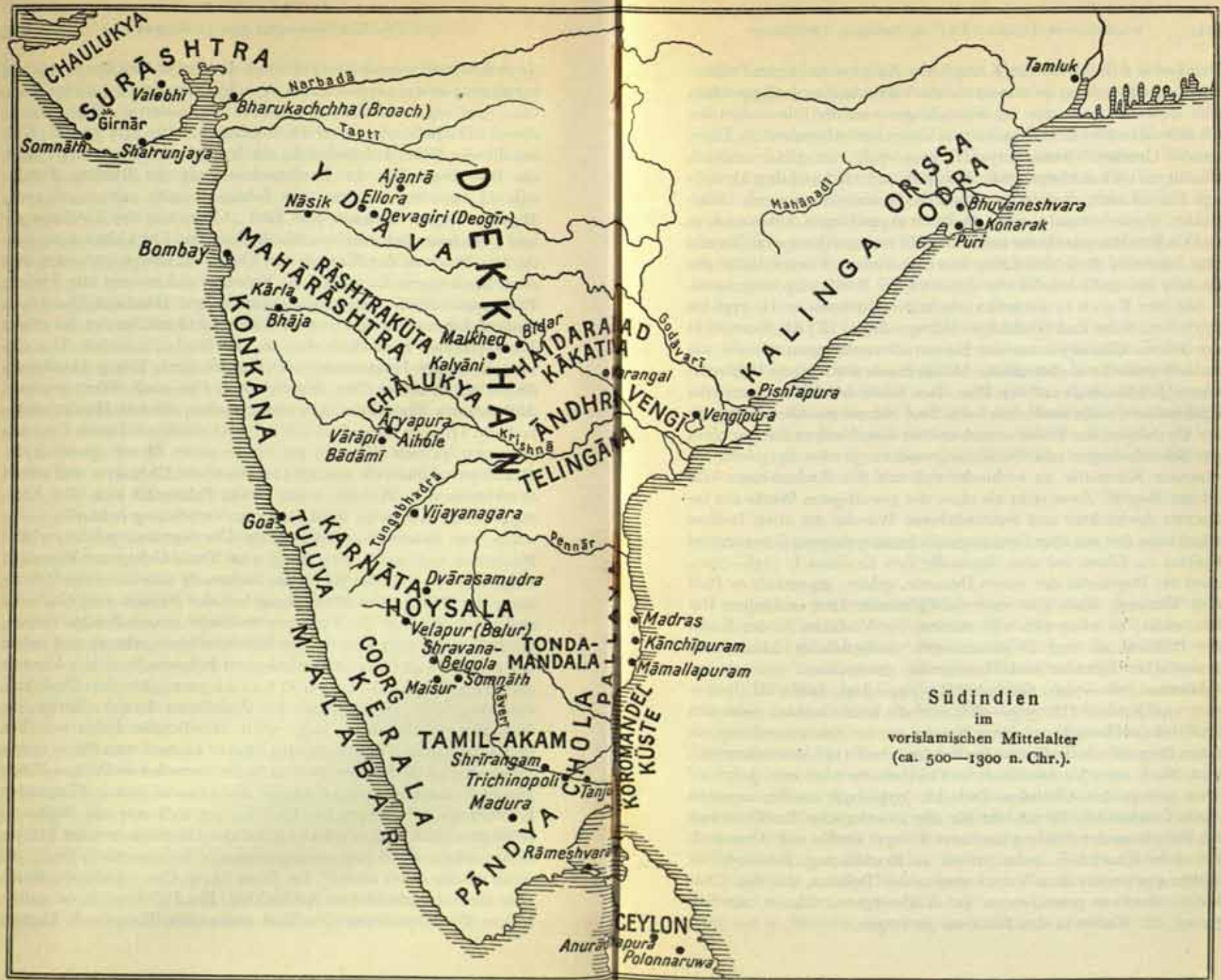
die Vorfahren der Marathen (s. S. 214). Hsüan-tsang schildert sie uns als groß von Gestalt, ehrlich, hilfsbereit und geradeaus in ihrem Wesen, dabei aber stolz und leidenschaftlich. Wer sie beleidige, entkomme ihrer Rache nicht. Ehre und Pflicht gehe ihnen über alles. Wenn einer ihrer Generale geschlagen worden sei, werde ihm keine körperliche Strafe zuteil, man zwingt ihn aber, Frauenkleider anzulegen, und, um dieser Entehrung zu entgehen, gebe sich der Betroffene meist selbst den Tod. Die Truppen seien sorgfältig ausgerüstet, und die Regeln der Kriegskunst würden genau studiert und beobachtet. Einige hundert oder tausend starke Männer würden als Vorkämpfer verwendet. Vor einer Schlacht pflegten sich diese zu betrinken, und dadurch gerate jeder einzelne in die Stimmung, mit der Lanze in der Hand allein zehntausend Gegner herauszufordern. Unter Trommelschlag stürzten sich die trunkenen Helden in den Kampf, mit ihnen einige hundert Kriegselefanten, die man gleichfalls durch Berausung mit Branntwein in höchste Wut versetzt habe. Unwiderstehlich wie ein Katarakt breche solch ein Ansturm über den Feind herein.

Auf diesem Boden stolzen Kriegertums erwächst in der zweiten Hälfte des ersten Jahrtausends n. Chr. das Großreich der Chälukyas, eines langlebigen Geschlechtes, das zweimal zur Macht gelangt, das erste Mal für 200 Jahre von 550—757 n. Chr., das zweite Mal für wiederum zweihundert Jahre von 973—1190 n. Chr. Dazwischen liegen reichlich 200 Jahre (757—973), in denen sich die Rashtrakutas der Herrschaft bemächtigen: jene unwiderstehliche Dekkhan-Macht, welche das unbestrittene Übergewicht im ganzen Süden und starken Einfluß im Norden gewinnt. Die Chalukyas dagegen ringen, weniger glücklich, rund 400 Jahre hindurch schwer mit den beiden aufeinanderfolgenden Großreichen des äußersten Südens, den Pallavas und den Cholas, ohne daß die eine oder andere Seite ein entscheidendes Übergewicht bekommt. Um 1200 n. Chr. sind beide Seiten tödlich geschwächt und brechen fast gleichzeitig zusammen. Zur Unterscheidung der beiden durch die Rashtrakutas unterbrochenen Abschnitte der Chalukya-Herrschaft spricht man von den frühen und den späteren Chalukyas oder, nach den jeweiligen Hauptstädten, von den Chalukyas von Vatapi (Badami im Süden der Präsidentschaft Bombay) und Kalyani (Distrikt Bidar im Staate Haidarabad, im ungefähren geographischen Mittelpunkt des Dekkhans).

Das Reich der frühen Chälukyas geht aus den Dekkhan-Besitzungen der Vakatakas hervor. Der Stammvater der Dynastie,

Jayasinha, soll einem nordindischen Kshatriya-Geschlecht aus der berühmten Sonnendynastie von Ayodhya entstammen. Seine Residenz war wahrscheinlich Aryapura, das moderne Aihole, dessen älteste Tempel man für seine Stiftungen hält. Um 550 n. Chr. schafft sein Enkel Pulakeshin I., der Vatapi zur Hauptstadt erhebt, die Grundlagen für die Großmachtstellung des Reiches. Pulakeshin II., um 609 n. Chr. zum König geweiht, nimmt als erster Herrscher seiner Dynastie die Titel „Oberkönig der Großkönige“ und „Höchster Gebieter“ an. Nach Nord und Ost ziehen seine siegreichen Heere in den Kampf; von Ozean zu Ozean erstrecken sich seine Besitzungen. Er schlägt die Kalingas und erobert ihre Festung Pishtapura. Auch mit seinem Zeitgenossen Harshavardhana von Kanauj kommt der König in Berührung und schlägt ihn bei einem Einfallsversuch nach Südindien an der Narbada zurück. Der chinesische Pilger Hsüan-tsang berichtet darüber, König Harshavardhana sei in seiner Zeit siegreich von Ost nach West gewesen, Maharashtra allein habe ihm widerstanden, obwohl Harsha mehrfach die Truppen aller „fünf Indien“ gesammelt, die besten Generale eingesetzt, ja sich selbst an die Spitze seines Heeres gestellt habe. Hsüan-tsang rühmt die militärische Stärke der Chalukyas und meint, es sei daher kein Wunder, wenn König Pulakeshin sich allen überlegen dünke und seine Nachbarn mit Verachtung behandle.

Das von Hsüan-tsang konstatierte Überlegenheitsgefühl verführt Pulakeshin wohl auch dazu, mit den im Tamil-Gebiet zur Vormacht aufgestiegenen Pallavas Handel zu suchen. Er annektiert die Stammlande der Pallavas im Mündungsgebiet der Krishna und Godavari und begründet dort ein Vizekönigtum unter seinem Bruder Vishnavardhana, das aber von 630 an Selbständigkeit erlangt und neben das in Aihole und Badami verankerte Chalukya-Reich des Westens als Reich der östlichen Chalukyas oder der Chalukyas von Vengi tritt. Dies bedeutet den Auftakt zu dem erwähnten, die folgenden Jahrhunderte nicht mehr abreißenden Streit zwischen dem Dekkhan und dem äußersten Süden. In der ersten Phase erzielt Pulakeshin große Erfolge. Der im Süden herrschende Pallava-König Mahendravarman I. wird hinter die Mauern seiner Hauptstadt Kanchipura zurückgetrieben und vermag sich nur mit Mühe zu behaupten. Mit Ruhm gekrönt kehrt der Chalukya in seine Hauptstadt zurück, wo er seine weitgespannten Besitzungen regiert, „als wenn sie eine Stadt wären“. Im Jahre 642 n. Chr. erleidet das Reich aber einen empfindlichen Rückschlag. Ein Pallava-General dringt in das Chalukya-Gebiet ein und nimmt die Hauptstadt Vatapi.



Pulakeshin selbst kommt im Kampfe um. Nach einem kurzen Pallava-Interregnum gelingt es seinem Sohne Vikramaditya I. (654—680), sich seines Erbes wieder zu bemächtigen und die Oberhoheit der Chalukyas in allen Besitzungen seines Vaters wiederherzustellen. Unter seinem Urenkel Vikramaditya II. (733—746), der gleich anderen Chalukyas ein kunstbegeisterter König ist und sein Land durch prächtige Bauten ziert, erreicht der Glanz des Reiches einen neuen Höhepunkt. Wieder einmal werden die Pallavas geschlagen. Vikramaditya zieht in ihre Hauptstadt ein und hinterläßt in einem Tempel zu Kanchi eine Inschrift, die seinen Erfolg feiert. Auf einem Vorstoß bis an die Gestade des südlichen Meeres errichtet der König eine Siegestsäule.

Mit den *Rashtrakutas*, die unter Kirtivarman II. (746 bis 757), dem Sohn und Nachfolger Vikramadityas II., das Geschlecht der älteren Chalukyas aus der Herrschaft verdrängen, tritt die am meisten gefürchtete südindische Militärmacht der zweiten Hälfte des ersten Jahrtausends auf den Plan. Den bildenden Künsten sind die *Rashtrakutas* nicht sonderlich hold. Sind Namen wie die der Guptas, der Chalukyas, der Pallavas und anderer Geschlechter für uns nicht nur Bezeichnungen von Dynastien, sondern gleichzeitig solche bestimmter Kunststile, so verbindet sich mit den *Rashtrakutas* kein solcher Begriff. Zwar steht als eines der gewaltigsten Werke der indischen Architektur und erstaunlichsten Wunder des alten Indiens überhaupt der aus dem Gebirgsmassiv herausgehauene Felsentempel Kailasa zu Ellora vor uns, der in die Zeit Krishnas I. (756—772), eines der Begründer der neuen Dynastie, gehört, gigantisch in Plan und Umfang, aber eine neue schöpferische Idee verkörpert der Bau nicht; er lehnt sich aufs stärkste an Vorbilder in der Kunst der Pallavas an und ist sicher unter maßgeblicher Mitwirkung dravidischer Künstler und Handwerker entstanden.

Dhruva (780—793), Govinda III. (794—813), Indra III. (914—917) und Krishna III. (939—968) sind die bedeutendsten unter den *Rashtrakuta*-Herrschern, deren Namen uns im Zusammenhang mit ihrem Eingreifen in die Geschichte Nordindiens S. 114 f. bereits begegnet sind. Nach einer Vorherrschaft im Dekkhan für über zwei Jahrhunderte gelingt dem Chalukya Taila II. (973—997) die Restauration seines Geschlechts. Damit lebt die alte künstlerische Tradition und die Freude an der Stiftung kostbarer Tempel wieder auf. Aber auch die alten Rivalitäten treten wieder in Erscheinung. Erbfeinde im Süden sind, nach dem Verschwinden der Pallavas, die den Chalukyas durchaus gewachsenen, ja oft überlegenen Cholas, mächtig genug, die Waffen in den Dekkhan zu tragen.

Die bedeutendsten Herrscher der späteren Chalukyas sind Someshvara I. (Ahavamalla, 1040—1068) und sein Sohn Vikramaditya VI. (Tribhuvanamalla „Ringer der drei Welten“; 1076—1125), besungen von dem brahmanischen Dichter Bilhana aus Kashmir in seinem Kunstepos Vikramankadevacharita. Someshvara I. gründet die neue Residenz Kalyanapura, die bis um die Mitte des 12. Jahrhunderts Hauptstadt des Reiches bleibt. Sein ältester Sohn Someshvara II. wird nach einigen Jahren der Regierung von dem jüngeren Vikramaditya verdrängt, der 1076 offiziell den Chalukya-Thron besteigt und eine nach ihm benannte neue Zeitrechnung einführt. Zahlreiche inschriftliche Zeugnisse aus der Regierungszeit des Königs sind uns erhalten.

Unter Taila III. (nach 1150) zeichnet sich ein Verfall des Reiches ab. Vasallen empören sich und gründen selbständige Teilreiche, und um 1190 löst sich das Reich endgültig auf. Die Erbschaft übernehmen im Norden die Yadavas (1187—1312) von Devagiri (Deogir), im Osten die Kakatiyas von Warangal (bis um 1425), und im Süden, im Gebiet des heutigen Maisur, die Hoysalas (1191—1317) von Dvarasamudra (Halebid), von deren Kulturleistungen noch die Rede sein wird.

3. Der äußerste Süden unter den Pallavas und Cholas

Tamilakam, der äußerste Süden Indiens (vgl. S. 61), mit dem Reiche von Kerala an der Küste von Malabar und den Reichen der Pandyas und Cholas an der Koromandelküste, ist die Heimat einer seeliebenden Bevölkerung, die stets lebhaften Anteil am Handelsverkehr mit West und Ost genommen hat (vgl. S. 82f.). Für den schmalen, durch Gebirge abgetrennten Küstenstreifen von Kerala (heute Travancore-Cochin), ohne eigentliches Hinterland, ist dieses Zugewandtsein zur See nicht verwunderlich. Dort bestehen nach Verschwinden der römischen Faktoreien Beziehungen zu Syrern und Arabern. Sehr früh bilden sich christliche Gemeinden, die vom Apostel Thomas begründet sein wollen und durch Cosmas Indicopleustes, einen Mönch aus Alexandria, der Indien bereiste, für das 6. Jahrhundert n. Chr. sicher bezeugt sind. Im 11. Jahrhundert zählt Malabar zu den Kirchenprovinzen der Nestorianer, und die Portugiesen waren bekanntlich höchst erstaunt, als sie bei ihrer Landung in Malabar dort auf diese Christen stießen.

Die Bevölkerung an der Südostküste ist nicht weniger seetüchtig als die des Südwestens, ihre Unternehmungen über See haben sich aber mehr nach Süden und Osten gerichtet. Ceylon ist die nächstgelegene und am meisten begehrte Beute. Die Reiche der Pandyas und Cholas sind jedoch infolge ihrer offenen Lage stärker als das Bruderreich von Kerala in die Machtkämpfe zu Lande mit nördlichen Gegnern verwickelt gewesen und haben sich dabei durch viele Jahrhunderte als lebenskräftig erwiesen. Zweimal in nachchristlicher Zeit, zuerst im 6.—8. Jahrhundert unter nördlichen Usurpatoren, den *Pallavas*, und dann wieder im 10.—12. Jahrhundert unter den *Cholas* selbst, haben sich im Süden auch *Großreiche* herausgebildet, die in scharfe Konkurrenz zu den Dekkhan-Mächten traten. Die Namen Pallava und Chola sind uns, infolge der engen Verflechtung mit der Geschichte des Dekkhans, schon im vorigen Abschnitt vertraut geworden. Die Pallavas sind die Gegner der frühen, die Cholas die der späteren Chalukyas.

Wie schon angedeutet, erscheinen die *Pallavas* als Kolonisatoren aus dem Norden. Sie werden im Telugu-Gebiet, an der Mündung von Krishna und Godavari groß und verschaffen sich von da gewaltsam Eingang in den Kreis der Tamil-Reiche. Im Norden verwurzelt, verbreiten sie die Kenntnis des Sanskrit und der in dieser Sprache niedergelegten religiösen, wissenschaftlichen und künstlerischen Werte im Süden, so daß ihre kulturelle Rolle etwa der der Vakatakas im Dekkhan und der der Guptas in Nordindien entspricht. Insbesondere rufen sie im Süden eine monumentale Architektur und Plastik ins Leben, welche die Grundlage der gesamten dortigen Kunstentwicklung bildet und nach Indonesien und Hinterindien verpflanzt wurde.

Die auffallende Wortgleichung Pallava = Pahlava (Parthava) hat frühere Gelehrte dazu verführt, die Pallavas für parthischen Ursprungs zu halten. Ihr Vorstoß in den Süden soll sich aus den Heiratsbeziehungen des Satrapen Rudradaman zu dem älteren Dekkhan-Reich der Satavahanas (S. 86) erklären. Andere sehen in ihnen einen Zweig (*pallava*) der Vakatakas. Die älteste uns greifbare Periode der Pallava-Geschichte ist durch einige Stiftungsurkunden aus dem 3./4. Jahrhundert n. Chr. repräsentiert, die in Prakrit, also einem indo-arischen Idiom, geschrieben sind. Danach hat das Pallava-Reich in seiner Frühzeit eine erhebliche Ausdehnung und umfaßt einen nördlichen Teil im Telugu-Gebiet (Andhrapatha), das durch einen Vizekönig regiert wird, und einen südlichen Teil mit der Residenz Kanchipura im sogenannten Tondamandala (vgl.

S. 62). Weitere, in Sanskrit abgefaßte Urkunden zeigen, daß die Pallavas dem von den Vakatakas und Guptas gegebenen Beispiel der Abkehr vom Gebrauch der Volkssprache und des Übergangs zur Hoch- und Literatursprache des Sanskrit folgen, und lassen uns über ein Dutzend Namen von Pallava-Königen gewinnen. Die Hauptepoche der Pallava-Geschichte beginnt in der zweiten Hälfte des 6. Jahrhunderts mit der Regierung des Königs Sinhavishnu, als es ihnen gelingt, den Cholas ihr Stammland, das Flußgebiet der Kaveri, zu entreißen und das alte Geschlecht in ein Vasallenverhältnis zu zwingen. Die Macht der Pallavas nimmt damit einen erheblichen Aufschwung, und der von Sinhavishnu und seinen Nachfolgern ausgeübte, vom Norden bestimmte Kultureinfluß durchdringt das Tamil-Land weiter als je zuvor.

Unter Mahendravarman I. (ca. 600—630 n. Chr.), einem Zeitgenossen Harshavardhanas, beginnen die bereits berührten langwierigen Konflikte mit den Chalukyas, nachdem letztere sich des Nordens des Pallava-Reiches bemächtigt haben. Mahendravarman, ursprünglich ein Jaina, dann für den Shivaismus gewonnen, ist der erste große Bauherr der Pallava-Periode, wird aber noch überragt durch seinen Nachfolger Narasinhavarman I. (630—660) mit dem Beinamen Mahamalla („Großer Athlet“), den Gründer der nach ihm benannten Stadt Mamallapuram und Inspirator der dortigen großartigen Bauten („Seven Pagodas“). Ein Rachefeldzug gegen die Chalukyas, auf dem die Hauptstadt Vatapi (Badami) genommen wird (s. S. 119), und eine Invasion Ceylons zugunsten eines an den Pallava-Hof geflüchteten singhalesischen Prinzen sind seine außenpolitischen Haupttaten.

Neue Kämpfe mit dem Dekkhan-Reich und kräfteverzehrende Auseinandersetzungen im Süden mit den Pandyas charakterisieren die Regierungen der späteren Pallavas. Das Reich von Kanchipur steht im 8. und 9. Jahrhundert fast stets zwischen zwei ihm feindlichen Mächten im Norden und Süden und verliert mehr und mehr an Kraft, bis es gegen Ende des 9. Jahrhunderts endgültig zusammenbricht.

In der folgenden Periode übernimmt das altberühmte Geschlecht der Cholas wieder die Führung. Die Macht der dravidischen Lande steigert sich. Die Bauten werden stolzer und höher; die alte Seegeltung Südindiens wird durch weite Flottenexpeditionen wiederhergestellt, das Beispiel der Rashtrakutas durch einen Einfall in Nordindien nachgeahmt. Zwar erleidet das Chola-Reich nach einem ersten steilen Aufstieg unter Vijayalaya (Mitte 9. Jahrhundert) und

Parantaka I. (907—953) im Kampf gegen den letzten der großen Rashtrakuta-Könige, Krishna III., einen empfindlichen Rückschlag durch die Niederlage bei Takkolam (949), in der Parantakas Sohn und Mitregent Rajaditya fällt. Gut dreißig Jahre vergehen, bis der Untergang der Rashtrakuta-Dynastie die Bedingungen zu einem neuen Aufstieg schafft. König R a j a r a j a (985—1014), dem man den Beinamen „d e r G r o ß e“ gibt, baut das Reich jetzt neu auf, organisiert Verwaltung, Heerwesen und Flotte, inspiriert Kunst und Wissenschaft und führt ein Jahrhundert des höchsten Glanzes der Dynastie herbei. Seine Laufbahn beginnt mit der Eroberung des Südens. Nach dem Reich der Pandyas wird auch Chera (Malabar) unterworfen. Die Westküste hinauf bis nach Tuluva und Konkana ziehen die Heere des Königs, an deren Spitze sich der Thronfolger Rajendra früh auszeichnet. Eine Flottenexpedition nach Ceylon endet mit der Einverleibung des nördlichen Teiles der Insel in das Chola-Reich. Eine weitere Expedition über See bringt die Annexion der Inselgruppe der Malediven. Auch nach Norden werden Eroberungen gemacht. Die Gangas in Maisur müssen sich unterwerfen. Der Machtbereich des Königs wird bis an die Tungabhadra vorgeschoben. Ähnliche Machtausdehnungen geschehen im Raum der Ostküste. Vengi wird Protektorat. So ist Rajaraja der größte Reichsgründer, den das Tamilland hervorgebracht hat. Als Denkmal seiner Herrschaft ragt der von ihm errichtete und seinen Namen (*Rājarāṣeṣvara*) tragende mächtige Shiva-Tempel von Tanjore noch heute fast 70 m hoch in die Lüfte, gleich hervorragend durch seine Größe, seine wohlabgewogenen Proportionen und die hohe Qualität seines Schmucks.

Rajarajas Sohn R a j e n d r a (1012—1044) festigt die Großmachstellung des Reiches und gewinnt ihm ein Ansehen, wie es ein Land des äußersten Südens nie zuvor erreicht hatte. Im fünften Jahr seiner Regierung unterwirft er das südliche und östliche Ceylon, das bisher in der Hand der Singhalesen geblieben war. Der geflohene singhalesische König Mahinda V. wird in den Waldgebieten gefaßt und samt seinen Schätzen ins Chola-Reich gebracht, wo er nach zwölfjähriger Gefangenschaft stirbt. In entgegengesetzter Richtung dringt ein Chola-Heer unter Rajendras Generalissimus siegreich die Ostküste entlang nach Norden bis an die Ganga vor. Mahipala, der damalige König Bengalens, und mehrere andere, ihm untergeordnete Herrscher im Gangesdelta werden geschlagen. Kühner noch ist eine um 1025 unternommene Expedition über See, eine gewaltige Flottenunternehmung zum Schutze des Ostasienhandels, die sich

nach der heute allgemein gebilligten Meinung des französischen Gelehrten Coedès gegen die malaiische Halbinsel und Indonesien gerichtet hat. Das in den Inschriften zuerst als bezwungen erwähnte Kadaram entspricht wohl dem heutigen Kedah auf der malaiischen Halbinsel. Es gehörte damals zu dem großen sumatranischen Reich von Shrivijaya (s. S. 157).

Mit Kulottunga I. (1070—1120) aus dem Königshaus von Vengi beginnt eine neue Dynastie. In Wirren zur Macht gekommen, führt der vorsichtige Herrscher eine lange, verhältnismäßig friedliche Regierung zum Wohle seiner Untertanen. Weise Selbstbeschränkung läßt ihn auch den Verlust einiger vorgeschobener Positionen des Reiches in Kauf nehmen. Schon in den ersten Jahren geht Ceylon verloren, und gegen Ende seiner Regierung verliert Kulottunga auch seine nordwestliche Provinz (Teile des heutigen Maisur) an die Hoysalas, ein aufstrebendes Dekkhan-Geschlecht, das um diese Zeit zum ersten Male als selbständige Macht hervortritt.

Unter den Nachfolgern Kulottungas verfällt das Reich. Die Vasallen in den Provinzen gewinnen zum Nachteil der Zentralgewalt an Macht und Einfluß. Der Verwaltungsapparat funktioniert nicht mehr, da sich die Beamten zu kleinen Fürsten mit erblichem Besitz und Sonderinteressen entwickeln. Zu großen Unruhen und langwierigen Kriegen kommt es im Pandyagebiet. In einen dort entstehenden Nachfolgestreit mischt sich der Chola-Herrscher zugunsten der einen Seite ein, während eine andere Partei von dem mächtigen singhalesischen König Parakramabahu I. (1153—1186) gestützt wird. Sieben oder acht Jahre lang zieht sich der Krieg hin, der singhalesische Armeen auf südindischem Boden sieht und unter wechselnden Erfolgen bald dieser, bald jener Seite viele Verwüstungen herbeiführt. Die Kräfte des Chola-Reiches werden bis zur Erschöpfung in Anspruch genommen.

Kulottunga III. (ca. 1180—1216) ist der letzte Chola-König von Bedeutung. Es bedarf seiner ganzen Energie und zahlreicher Feldzüge, die auseinanderstrebenden Glieder des Reiches zusammenzuhalten und seine Vasallen zum Gehorsam zu zwingen. Unter ihm erreichen die Pandyas nicht nur ihre Unabhängigkeit, sondern streben schon offen nach Vergrößerung ihrer Einflußsphäre auf Kosten der Cholas. Bald sind sie in den Augen fremder Beobachter, wie der Chinesen oder Araber, zur ersten Macht Südindiens aufgestiegen. Mit Sundara Pandya I. kommt 1251 ihr tatkräftigster Herrscher zur Regierung. Er annektiert die Malabarküste (Chera), erobert die Insel Ceylon, macht nun seinerseits die Cholas tribut-

pflichtig und schlägt die Hoysalas von Maisur zurück. Zu einem dauernden Übergewicht bringt es das Pandya-Reich aber nicht, denn schon 1310 durchbraust ein gewaltiger fremder Sturmwind, alles entwurzelnd, Südindien. Malik Kafur, der General des Sultans Ala-ud-din Khalji, erscheint im Dekkhan, und damit zieht auch hier ein neues Zeitalter herauf. Nachdem die großen mittelalterlichen Reiche im Norden wie im Süden in Machtkämpfen miteinander ihre Kräfte aufgezehrt haben, das Land in kleinere Staaten ohne Kristallisationszentrum zerfallen und innerlich uneins ist, wird dem äußeren Feind das Vordringen leicht. Ahnungslos um die Bedeutung der Kämpfe für die gesamtindische Zukunft treten die indischen Herrscher, die ihre Kriege nach ritterlichem Ehrenkodex führen, den Eindringlingen meist einzeln gegenüber. Ein Teilreich nach dem anderen fällt einem kriegstechnisch überlegenen, fanatisch kämpfenden Gegner als verhältnismäßig leichte Beute zu. Indien erlebt die seit der arischen Einwanderung folgenschwerste Überfremdung.

4. Die Kulturzustände im vorislamischen Mittelalter

Das schnelle Erliegen des stolzen nordindischen Adels vor dem Ansturm der muhammedanischen Heere um 1200 n. Chr. ist sicher nicht auf fehlenden Mut oder mangelnde Kriegstüchtigkeit zurückzuführen. Eher dürften die indischen Fürsten ihre Gegner unterschätzt haben und in der Kriegstechnik zu konservativ geblieben sein. Alberuni (s. S. 19), dem wir wertvolle Aufzeichnungen über das mittelalterliche Indien verdanken, erwähnt als eine Grundtorheit der Inder, daß sie von der Unüberbietbarkeit ihrer Weisheit und Einrichtungen unerschütterlich überzeugt seien: *extra Indiam non sapientia*. Kein Land, keine Nation, keine Könige, keine Wissenschaft gebe es, die der ihren gleichkomme. Das mache sie überheblich und unduldsam. Auf ihre Gegner sähen sie als Barbaren hinab. Diese Engstirnigkeit erklärt vielleicht ihr Versagen. An kriegesischem Geist hat es in Nordindien jedenfalls nicht gefehlt; Kampf und Streit war das Lebenselement der Rajputen, und an den damaligen Fürstenhöfen waren Barden, welche die Heldentaten der Ahnherrn ihrer Patrone besangen und die Enkel nicht auf errungenen Lorbeeren ausruhen hießen, zahlreich und standen in hohem Ansehen. Auch die Rezitation der alten Epen war beliebt, und ständig wurden der Edel-

mut und die Heldentaten Ramas den Jünglingen vorgehalten. Nach der feierlichen Schwertweihe ging ihnen die Wahrung der Ehre über alles. Aufrichtigkeit und Großmut gegenüber Schutzflehenden galten als hohe Tugend. In müßigen Stunden erfreute man sich an Jagd und Waffenübung; Rezitationen, Tanzmädchen und Trunk sorgten für sonstige Zerstreuung. Ein poetisches Bild von dem Leben des Chalukya Vikramaditya VI. entwirft uns der Hofdichter Bilhana. Wir erleben, wie sein Mäzen die Hand der holden Prinzessin Chandaladevi gewinnt, im Honigmond mit ihr zusammen Blumen pflückt, schaukelt, badet und Trinkgelage veranstaltet, sich später aber mehr der Verwaltung seines Reiches und den Freuden der Jagd, wie der Bärenhatz mit Hunden und dem Erlegen von Antilopen mit Pfeil und Bogen, hingibt. Der fahrende Ritter ist Indien nicht unbekannt. Gern zogen jüngere Söhne aus Adelsfamilien an fremde Höfe, um in Krieg und Abenteuern ihr Glück zu machen und irgendwo ein Lehen zu gewinnen. Die Frau genoß große Freiheit; erst das Beispiel der muhammedanischen Abschließung hat hier Wandel geschaffen. Sie begleitete den Mann wohl auf die Jagd oder in den Krieg, um ihm, falls er im Kampf sein Leben ließ, als treue Frau (*sati*) stolz und freiwillig auf den Scheiterhaufen zu folgen. Steindenkmäler für gefallene Helden und ihre Frauen, weit über Nordindien verstreut, künden von Kriegertum und Selbstaufopferung. Die Geschichte überliefert Beispiele dafür, wie sich die rajputischen Krieger in aussichtsloser Lage in den Tod stürzten und wie sich ihre Frauen durch Massenselbstverbrennung (*jauhar*) der Entehrung durch barbarische Sieger entzogen (s. S. 171. 198). Die Zerreißung in Kasten brachte es aber mit sich, daß kriegerischer Geist im wesentlichen auf den Adel beschränkt war. Andere Volksklassen führten ihr eigenes Leben und nahmen am Streit und Hader der Machthaber nur gezwungen oder als Opfer Anteil. Das Leben der Intellektuellen verlief in friedlichen Bahnen. Die Wissenschaften hatten großen Zulauf, und an den Königshöfen buhlten Priester, Künstler und Gelehrte um die Gunst freigebiger und kunstbegeisterter Fürsten. Wie die der klassischen Zeit nehmen auch die Könige des indischen Mittelalters lebhaften Anteil an künstlerischen und religiösen Fragen. Sie umgeben sich gern mit Dichtern und Gelehrten, wie etwa König Lakshmanasena (2. Hälfte des 12. Jahrhunderts), der als Patron zahlreicher Dichter bekannt ist. Der bedeutendste unter diesen war Jayadeva, der Verfasser des Gitagovinda, jenes sehnsuchtsvollen Gedichts von den Liebesschmerzen und -freuden des jugendlichen Krishna und seiner Geliebten, der Hirtin Radha — des Gottes und der

ihn suchenden Seele, wie die Theologen später erklären —, das durch die Kunst Friedrich Rückerts dem deutschen Leser erschlossen worden ist. Wie hoch die Lebensansprüche der Dichter sind und welche Schätzung Bildung und Kunst an damaligen Königshöfen erfahren, erhellt aus einer Schrift Rajashekharas, eines Dichters und Kunsttheoretikers am Hofe Mahendrapalas von Kanauj. Ein prächtiges Haus, so meint er, gut ausgestattet mit geeigneten Aufenthaltsräumen für jede der verschiedenen Jahreszeiten, soll dem Dichter zur Verfügung stehen, umgeben von einem schattigen Park mit Teichen, Pavillon, Badeplatz und zahmen Vögeln. Als eleganter Mann, die Fingernägel gestutzt, gesalbt und in ein kostbares, aber nicht aufdringliches Gewand gekleidet, bewegt er sich inmitten eines Gefolges, das die gleiche Eleganz wie er selbst an den Tag zu legen hat. Die Dienerschaft in seinem Hause redet die für sie charakteristische Sprache: die männlichen Arbeitskräfte sprechen den etwas verachteten Apabhramsha, die Mägde Magadhi, die Damen des Harems ein gehobenes Prakrit oder Sanskrit, genau wie es die Kunsttheorie vorschreibt und die Dramen zeigen.

Wie in klassischer Zeit gibt es auch dichtende Könige. Bedeutend sind die Paramara-Könige Vakpati Munja und Bhoja. Vor allem Bhoja hat einen sagenhaften Ruf davongetragen. Eine Inschrift nennt ihn einen „Dichterkönig“ (*kavirāja*) und konstatiert, daß er die Welt durch den ausgedehnten Bau von Tempeln erst ihres Namens würdig gemacht habe. Er gilt als Verfasser von uns überlieferten literarischen Werken aller Art: von Dichtungen, astronomischen, medizinischen, grammatischen, lexikographischen, philosophischen und stilgeschichtlichen Abhandlungen, die jedoch überwiegend auf die an seinem Hof versammelten Künstler und Gelehrten zurückgehen dürften. Auch in Südindien fehlen dichtende Könige nicht. Der Pallava Mahendravarman I. ist eine Künstlernatur, mehr der kulturellen Entwicklung seines Landes als kriegerischen Unternehmungen hingegeben. Ein Dramatiker gleich Harsha, aber von geringerem Talent, hat er uns eine zwar poetisch nicht sehr bedeutende Posse mit dem Titel *Mattavilasa* hinterlassen, die jedoch von hohem kulturgeschichtlichen Interesse ist. Sie geißelt Verfallserscheinungen im damaligen religiösen Bettlertum, indem die Lehrmeinungen der verschiedenen asketischen Schulen gegeneinander ausgespielt und ins Komische gezogen werden. Gleich zu Beginn taumelt der Hauptakteur, ein shivaitischer Bettelmönch von der Sekte der „Schädelträger“ (*kapālin*), erheblich angetrunken mit seiner Freundin, der Tänzerin *Devasoma*, auf die Bühne und preist

Shiva als den wahren Gott, der den Menschen das Branntwein-trinken, den Genuß von Liebesfreuden und Kleiderluxus als Weg zur Erlösung empfohlen habe (vgl. unten S. 138).

Die im Mittelalter fast ausschließliche Form der Staatslenkung ist das erbliche Königtum. Größere Reiche sind Feudalstaaten mit zahlreichen Vasallen, beherrscht von einem „Oberkönig der Großkönige“ oder „Höchsten Herrn“, neben dem sich die Vasallen einer mehr oder minder großen Autonomie erfreuen. Wie uns die Stiftungs-urkunden, Sieges- oder Weiheinschriften und ähnliche Dokumente zeigen, herrschen die mächtigsten unter ihnen, die Großlehensträger (*mahāsāmanta*), bei Ablieferung eines bestimmten Tributs über große Gebiete in nahezu vollständiger Unabhängigkeit. Sie besitzen eigene Steuerhoheit, können ohne Befragen des Oberherrn über Einkünfte aus Dörfern und über Ländereien verfügen und sogar von sich aus Lehen an Aftervasallen vergeben. Solche Vasallen führen den Titel „Großkönig“ oder „König“ und nehmen bei offiziellen Anlässen ihren eigenen Thron ein. Sie haben ein Anrecht auf Begrüßung durch die Klänge der „fünf großen Musikinstrumente“ (*pañcamahāśabda*), vergleichbar den Salutschüssen der jüngsten Vergangenheit, und hinter ihnen stehen Träger von Sonnenschirm und Fliegenwedel zum Zeichen ihrer königlichen Würde. Sie unterhalten Truppen zur Verfügung ihres Oberherren und nehmen an seiner Seite an den Kriegen des Reiches teil. Zur ersten Pflicht der Vasallen gehört es, in bestimmten Abständen am Hof des Lehnsherren zu erscheinen und ihn dadurch öffentlich als ihren Oberherrn anzuerkennen. Überdies treten sie bei zeremoniellen Anlässen hervor, um die Macht des Reiches zu demonstrieren. Hsüan-tsang entwirft uns ein anschauliches Bild von einer offiziellen Festlichkeit, die König Harsha durchführt. Zu einer großen Wohltätigkeitsveranstaltung in Prayaga, am Zusammenfluß von Ganga und Yamuna, wird ein umfangreiches Gelände für die Unterbringung der Festteilnehmer bereitgestellt, unter genauer Berücksichtigung von Rang und Würden der einzelnen. Harsha selbst bezieht ein Lager am nördlichen Ufer der Ganga. Die beiden vornehmsten seiner Vasallen, der König von Valabhi und der König von Assam, residieren inmitten eines eigenen Gefolges von Aftervasallen, hohen Beamten und Bediensteten auf gesonderten Lagerplätzen; der eine westlich des Zusammenflusses der beiden Ströme, der andere südlich der Yamuna.

Kleine Vasallen haben weniger Rechte; Schenkungen von Ländereien bedürfen der Bestätigung durch die Zentralgewalt, ja, wir haben Beispiele dafür, daß der Oberherr oder sogar sein Minister

in die unmittelbaren Belange solcher Vasallen zweiter oder dritter Ordnung eingreifen und ihnen bestimmte Verpflichtungen, wie die Anweisung der Einkünfte von Dörfern oder von Geldbeträgen zu frommen Stiftungen, auferlegt. Zur Kontrolle der Vasallenstaaten durch den Lehnsherrn befindet sich ein Repräsentant desselben am Hofe des Lehnsträgers, der, von der Autorität des Souveräns umgeben, mit dem höchsten Respekt behandelt wird. Er übermittelt Wünsche der Zentralregierung und sammelt Informationen über alle Vorkommnisse, die für seinen Herrn von Bedeutung sein können. Spione, darunter auch Kurtisanen, die als Geschenke seines Gebieters an die Höfe der Vasallen gesandt werden, stehen in seinen Diensten. Untreue der Vasallen (Felonie) wird durch Entwürdigung und hohe Strafen geahndet. Die Rajputen sind sprichwörtlich für Gefolgschaftstreue. Die mittelalterliche Geschichte bietet jedoch zahlreiche Beispiele für die ungestrafte Widersetzlichkeit von Vasallen, da sich jedes Erlahmen der Zentralregierung auf die Vasallen überträgt, die alsbald praktisch unabhängig werden, ja unter Umständen danach streben, sich selbst zur Stellung des Oberherren aufzuschwingen. Vor allem sind Nachfolgestreitigkeiten nach dem Tode eines großen Herrschers dazu angetan, die Bedeutung der Vasallen zu heben und sie zum Zünglein an der Waage werden zu lassen.

Die innere Organisation eines mittelalterlichen Reiches läßt sich am Beispiel der sehr militaristischen Rashtrakutas studieren. Ihre zahlreichen Siege in Nord und Süd gelingen ihnen durch systematische Konzentration auf militärische Stärke. Hauptmachtfaktor ist die Armee, deren Stärke auf 1—1 ¼ Millionen Mann geschätzt wird, zusammengesetzt aus einer Art Garde (*maulabala*), steuerlich privilegierten Berufssoldaten, in deren Familien das Waffenhandwerk erblich ist, und aus einer Miliz aus allen Schichten der Bevölkerung. Das Verwaltungssystem ist soldatisch organisiert. Schon die kleinste Verwaltungseinheit, das Dorf, ist auf militärische Schlagkraft abgestimmt, insofern der Dorfvorsteher gleichzeitig die Dorfmiliz kommandiert und ein tapferer Mann sein muß. Übergeordnete Verwaltungsposten sind bewährten Offizieren vorbehalten, die ihr Amt häufig an ihre Nachkommen vererben können. Je 10—20 Dörfer unterstehen ausgedienten Hauptleuten als Amtsmännern. Die Oberhäupter der Landkreise (*bhukti*) von 100 und mehr Dörfern werden von der Zentralregierung unmittelbar eingesetzt. Mehrere Landkreise sind zu Bezirken (*viṣaya*) zusammengefaßt, deren Häupter (*viṣayapati* = Regierungspräsidenten) bereits den Rang von niederen Vasallen haben. Fünf oder sechs Regierungsbezirke bilden eine

Provinz (*rāṣṭra*), und man nimmt an, daß das Reich der Rashtrakutas 20—25 Provinzen umfaßt hat. Die Provinzgouverneure (*rāṣṭra-pati*) residieren in eigenen Provinzhauptstädten, ihr Hof ist ein Abbild des Hofes ihres Souveräns. Sie führen auch den Titel „König“ (*rājan*) und haben den Rang großer Lehnsherrscher. Manche von ihnen und auch manche der Bezirksoberrhäupter sind Abkömmlinge ehemals unabhängiger Fürsten, die zu Vasallen der Rashtrakutas geworden sind.

Generale nehmen Vasallenrang ein. Sie bewohnen Paläste, dürfen Elefanten reiten, tragen eine Art Marschallstab als Zeichen ihrer Würde, werden wie Fürsten durch die Klänge der „fünf großen Musikinstrumente“ begrüßt und benutzen Ehrenschilder, die ihren Rang betonen. Selbst in den höchsten Spitzen der Zentralregierung ist die militärische Gliederung und Rangfolge spürbar. Neben dem König, von dem man erwartet, daß er ein tüchtiger Feldherr ist, steht, ihn unterstützend und vertretend, der von ihm selbst unter seinen Söhnen erwählte Thronfolger (*yuvarāja*), der als Zeichen seiner Würde einen besonderen Halsschmuck trägt. Die Minister, mit dem Ministerpräsidenten (*pradhāna*) an der Spitze, sind den Lehensträgern gleichgestellt. Sie bekleiden häufig auch einen militärischen Rang und haben sich als Heerführer (*daṇḍanāyaka*) ausgezeichnet. Der Oberkommandierende des Heeres gehört dem Ministerrat an. Mitglieder desselben sind außerdem der Außenminister (*mahāsandhivigrahaka*), der Finanzminister (*amātya*), der Schatzmeister und eine Art Kultusminister. Die hohen Beamten stehen oft in einem besonderen Vertrauensverhältnis zum König, mit dessen Schicksal das ihrige eng verbunden ist. Der Araber Abu Zaid überliefert uns, daß bei der Thronbesteigung eines Königs dessen besondere Vertraute an seiner Krönungsmahlzeit teilnahmen. Daraus ergebe sich die Verpflichtung, dem König, wann immer er sterbe, freiwillig in den Tod zu folgen. Marco Polo erwähnt die gleiche Sitte noch für das 13. Jahrhundert.

Die Größe des Landes und die Verschiedenheit seiner Völker und Kasten macht es schwer, allgemeingültige Urteile zu fällen; fraglos ist im Mittelalter jedoch in weiten Bereichen eine veränderte geistige Grundhaltung erkennbar, die einerseits durch das Aufkommen neuer, bestimmender Bevölkerungsschichten wie der Rajputen bedingt sein mag, andererseits aber offenbar durch einen weiteren starken Durchbruch schlummernden vorarischen Gedankenguts im Osten und Süden des Landes bewirkt wird. In der zweiten Hälfte des ersten Jahrtausends erhält der Hinduismus sein modernes Gesicht und

gewinnt in einem mächtigen Aufschwung entscheidendes Übergewicht über die alten Asketenreligionen des Buddhismus und Jainismus, die weitgehend zurückgedrängt werden. Die Auseinandersetzung mit dem Buddhismus geschieht auf zwei Ebenen. Er wird einerseits mit den Waffen des Intellekts bekämpft und in die Enge getrieben, andererseits durch stärker das Gefühl ansprechende neue Richtungen im Hinduismus um die Gunst der Menge gebracht. Vergebens sucht der Buddhismus diesem doppelten Angriff durch Angleichung an volkstümliche Glaubensrichtungen zu begegnen. Langsam wird ihm seit der Mitte des Jahrtausends die geistige Führung entzogen, die er noch inne hat, als die idealistische Schule des Mahayana — Hsüan-tsang war einer ihrer Vertreter — ins Dasein tritt. Ihr Begründer Asaṅga (4./5. Jahrhundert n. Chr.) knüpft an Nagarjuna (s. S. 101) an. Hatte dieser das Welttreiben als eine bloße Illusion erkannt, die nur auf dem Standpunkt einer niederen, verhüllten Wahrheit Realität besitzt, so modifiziert die idealistische Schule diesen völligen Negativismus, indem sie das Bewußtsein als wahr und wirklich anerkennt. Descartes mit seinem „*cogito ergo sum*“ hat in ihr einen indischen Vorläufer. Unter Bewußtsein verstehen diese Buddhisten das gesamte Feld geistiger Betätigung und begegnen der Schwierigkeit, den steten Wechsel von Ideen und Wahrnehmungen, die momentan aufleuchten und wieder verschwinden, klar zu machen, durch die Annahme eines Gesamtbewußtseins — Speicher- oder Reservoir-Bewußtsein (*ālaya-vijñāna*) genannt —, aus dem die geistigen Regungen hervorkommen, wie Schauspieler hinter der Kulisse für die Zeit ihres Auftritts. Dieses Gesamtbewußtsein ist einzig real; die Erscheinungswelt seine Schöpfung, also im Grunde von einem Traumbild nicht verschieden. Um die Weltillusion zu überwinden, muß man aber handeln, als ob real sei, was in Wirklichkeit Trugbild ist. Im Zustand der Versenkung, der durch Yoga-Übungen zu erreichen ist, fällt der Irrtum ab, und übrig bleibt ungetrübtes, reines Bewußtsein, in dem die Zweiheit von Subjekt und Objekt aufgehoben ist.

Unverkennbar nähern sich diese Spekulationen über das Gesamtbewußtsein den Vorstellungen vom Brahman in bestimmten Teilen der Upanishads und anderen brahmanischen Gedankengängen. Daher nimmt es nicht wunder, daß man auf hinduistischer Seite die vom Buddhismus geschliffenen Waffen zu seiner Bekämpfung benutzt hat. Ein shivaitischer Brahmane aus Malabar und wütender Buddhistenhasser, der Philosoph Shankara (um 800 n. Chr.), überzeugter Idealist und mit den buddhistischen Gedankengängen vertraut, vertritt

einen ähnlichen erkenntnistheoretischen Standpunkt. Er verkündet die „völlige Zweieitlosigkeit“, eine monistische Philosophie, die bis heute eine der Hauptrichtungen des indischen Denkens geblieben ist. Er knüpft bewußt an die Upanishads an und sucht sie in ein System zu bringen. Nur das höchste Prinzip, das ewige, unveränderliche Brahman, ist in wahren Sinne existent, während die Vorstellung von einer materiellen Welt und einer Menge von Einzelseelen auf Selbsttäuschung beruht. Durchschaut man diese Illusion, so vermag man, mit dem höchsten Brahman eins zu werden. Shankaras Lehre ist in doppeltem Sinne orthodox, da er einmal an die vedische Offenbarung anknüpft, in die er den Begriff der „Illusion“ hineininterpretiert, und zweitens der populären Volksreligion ihr Recht läßt. Er verkündet klar eine doppelte, eine höhere und eine niedere Wahrheit. Als niedere Wahrheit erkennt er einen Standpunkt an, auf dem die Verehrung eines höchsten persönlichen Gottes, die Erfüllung der sozialen und sittlichen Gebote, überhaupt traditionsgebundenes Leben, berechtigt und zur Vorbereitung des höheren Wissens von Vorteil ist. Aus dieser von ihm bezogenen starken Position vermag Shankara den Buddhismus mit großem Erfolg anzugreifen.

Der Ansturm solch scharfsinniger intellektueller Gegner wird getragen durch eine gewaltige emotionale Strömung im Hinduismus, welche die breiten Volksmassen erfaßt und gegen Ende des Jahrtausends zu einer mitreißenden Flut anschwillt. In Südindien, das auf geistigem Gebiet — auch Shankara ist Südindier — eine führende Stellung erringt, zeugen im 7.—9. Jahrhundert vishnuitische visionäre Dichter, die sogenannten Alvars, von ekstatischen Erlebnissen und besingen in begeisterten Hymnen ihr inniges Verhältnis zum höchsten Gott, dem sie in heißer Liebe zugetan sind. Nicht selten erhält diese Minne (*bhakti*) der Gottesverehrer einen sinnlichen Einschlag; Gott wird zum Gegenstand der Inbrunst und Leidenschaft; Dichter und Religiöse schwelgen in erotischen Bildern, wie das gegen Ende des Jahrtausends entstehende Bhagavata-Purana mit seiner von Mystik und Erotik getragenen Krishna-Anbetung zeigt. Auch den Shivaismus ergreift diese Strömung. Die Liebe zu Gott Shiva reißt seine Hymnendichter zu ähnlich exaltierten Tönen hin. Einer davon, Manikka-Vachaka (um 900 n. Chr.), zählt zu den vier shivaitischen Lehrern, deren Wirken von der Tradition die Vertreibung des Buddhismus und des Jainismus aus Südindien zugeschrieben wird.

Diesem Gotteserleben begnadeter Sänger geben kluge Theologen den theoretischen Unterbau und die systematische Begründung. In

Shrirangam nahe Trichinopoly, im Mittelpunkt des Chola-Reiches, besteht ein geistiges Zentrum, in dem die Grundlagen des philosophischen Vishnuismus gelegt werden. Tempelvorsteher und Schulhäupter dortselbst sind Yamuna und sein Nachfolger R a m a n u j a (um 1000 n. Chr.). Ramanuja verleiht dem Vishnuismus durch Anschluß an die Upanishads stärker orthodoxe Züge. Er schreibt einen Kommentar zu den Brahmasutras, die er von seinem Standpunkt aus erläutert. Dieses Werk bildet das Gegenstück zu einem entsprechenden Kommentar Shankaras, in dem das monistische System des letzteren seinen Ausdruck findet. Ramanuja, Shankaras geistesgewaltiger Gegner, wendet sich gegen dessen Illusionismus und verkündet eine Lehre, die man im Gegensatz zum reinen Monismus Shankaras als qualifizierten Monismus bezeichnet. Mittelpunkt ist für ihn der persönliche Gott Vishnu, der identisch mit der höchsten Seele ist, ewig und fehlerlos, Wonne, höchstes Wissen, Schöpfer, Erhalter und Vernichter der Welt. Neben der höchsten Seele stehen ihre Emanationen, die Einzelseelen und die unbeseelte materielle Welt. Liebe und Hingebung, Zufluchtnahme und hoffnungsvolles Vertrauen auf Gott führen die Einzelseele zu ihm zurück, zum Genuß der ewigen Wonne der Erlösung in des Herrn Gegenwart.

Die eben angedeutete, bis zur Leidenschaft gesteigerte religiöse Aktivität des Hinduismus im Mittelalter läßt seinen Sieg über Buddhismus und Jainismus erklärlich scheinen. Der Jainismus ging stark zurück. In Südindien, wo er sich einst eines großen Anhangs erfreute — einige Rashtrakuta-Herrscher waren ihm gewogen — und die Literatur beherrschte, schwand er fast ganz. Nur in Maisur haben sich Reste bis auf den heutigen Tag gehalten, die in Shravana-Belgola ihren Mittelpunkt haben. Ihr berühmtestes Denkmal ist die dortige im 10. Jahrhundert verfertigte 18 m hohe Riesenstatue des heiligen Gommata, eines nackten Asketen, der ohne Regung bis zu den Knien in einem Ameisenhaufen steht und von Schlingpflanzen umwunden wird, herausgeschält aus einer Bergkuppe. In Nordindien, besonders im Westen, hatte der Jainismus festere Wurzeln geschlagen. Unter den Chaulukya (s. S. 117) fand er in Gujarat, wo ihm die reiche Kaufmannschaft anhing, mehrere königliche Gönner. Einer davon war König Kumarapala (ca. 1144—1173), der in vorgerücktem Alter unter den Einfluß des berühmten Jaina-Gelehrten Hemachandra geriet. Zum intimen Berater des Königs geworden, begleitete Hemachandra denselben auf einem Besuch zum Shiva-Tempel in Somnath und soll dort das Erscheinen Shivas bewirkt haben, der dem König die Jaina-Religion pries. Ohne von

der Verehrung Shivas offiziell abzulassen, wandte der König fortan dem Jainismus seine Gunst zu. Den strengen Regeln der Jainas folgend gab er selbst den Fleischgenuß auf und verbot in seinem Reich das Töten von Tieren. Das neue Gesetz soll mit solcher Strenge durchgeführt worden sein, daß einem Kaufmann, der eine ihn peinigende Laus getötet hatte, angeblich das Vermögen zur Begründung eines „Läuseasyls“ beschlagnahmt wurde.

Gleich dem Jainismus ist der Buddhismus im 7. Jahrhundert noch eine Macht in Südindien, wie sich aus Hsüan-tsang ergibt, der bei seinem Besuch Kanchipurs und des „Dravida-Landes“, wie er das Pallava-Reich nennt, einige hundert buddhistischer Klöster und 10 000 Mönche vorfindet. In den späteren Jahrhunderten verschwindet die alte Mönchsreligion jedoch fast ganz aus dem südlichen und westlichen Indien. Nur im Osten, in ihrem Ursprungsland Magadha und in Bengalen, regt sich unter dem Schutz der Pala-Könige in ihr kräftiges Leben, das aber stark aus hinduistischen Quellen gespeist wird und den Buddhismus nahezu zu einer Abart des Hinduismus werden läßt. In diesem Sinne wird Buddha von den Vishnuiten auch zu einer Inkarnation Vishnus erklärt.

Unter hinduistischem Einfluß geht aus dem Mahayana im 7./8. Jahrhundert eine selbständige Glaubensrichtung hervor, für die man die Namen Vajrayana „Diamantfahrzeug“ oder Mantrayana „Fahrzeug der Zaubersprüche“ verwendet. Der Diamant (*vajra*) dient als Sinnbild der Unzerstörbarkeit und als symbolische Bezeichnung der Leerheit (*śūnyatā*), die im Anschluß an Nagarjuna als das Absolute betrachtet wird. Da Absolutes und Erscheinungswelt im letzten Sinn identisch sind, ist es Aufgabe des Erlösungsuchenden, durch besondere Versenkungsmethoden die *unio mystica* mit dem höchsten Prinzip zu verwirklichen. Dazu helfen Zaubersprüche (*mantra*), geheimnisvolle Silben (*om, hūm*), bedeutungsvolle Gesten, Kontemplation von Götterbildern oder mystischen Diagrammen, All-Einheitsspekulation und Versenkung in die tiefen Zusammenhänge zwischen Mikrokosmos und Makrokosmos. Wunderkräfte, wie das Vermögen, vergrabene Schätze aufzudecken, sich ungesehen überall zu bewegen, Metalle in Gold zu verwandeln, in der Luft zu spazieren, hier und da in der Welt zu erscheinen, stehen dem zur Verfügung, der die Praktiken richtig anzuwenden weiß.

Das Vajrayana ist nichts weiter als eine buddhistische Ausprägung einer sich im ganzen Hinduismus durchsetzenden Religionsform, die in Bengalen ihren besonderen Brennpunkt gehabt zu haben scheint. Man bezeichnet sie als T a n t r i s m u s oder Shaktismus. Die heili-

gen Bücher ihrer Anhänger, die Tantras (wörtlich: „Gewebe“) sind Ritualtexte, in denen sich mystisch-magische Vorschriften, Zeremonien und Formeln mit metaphysischen Spekulationen mischen. Sie sind hochwichtig für das Verständnis des modernen Hinduismus und erfreuen sich vor allem unter den Shivaiten der Verbreitung, in deren Kult, wie S. 39 schon betont, dem weiblichen Element in Gestalt der Gattin oder Shakti („Schaffenskraft“) Shivas ein hoher Rang eingeräumt wird. Unter den Shivaiten, welche die göttliche Urmutter zum Hauptgegenstand der Verehrung machen, empfehlen die der „linken Hand“ demjenigen, der die Vereinigung mit der Gottheit erstrebt, den sakramentalen Genuß von Fleisch, Rauschgetränk, Fisch, Honig und Geschlechtsliebe. Ähnliche Genüsse und erotische Praktiken sind in bestimmten Richtungen des Vajrayana als Geheimlehren eingeführt worden, bei denen die Geschlechtsvereinigung als Erhebung über das Individuelle, als Aufhebung des Gegensatzes von „Ich“ und „Du“ angesehen wird, als die Herstellung einer glückseligen Identität von Mann und Weib und als ein Vorgeschmack der Verschmelzung im Absoluten. Die Handlungen und Vorgänge beim Liebesgenuß erhalten eine religiöse Weihe, indem dem auserkorenen und von einem Meister konsekrierten Mädchen der Name Vidya „Wissen“ beigelegt wird. Der Heilssucher verschmilzt im Liebesakt, der als bloße Befriedigung animalischer Triebe abgelehnt wird, nun mit dem „Wissen“, wobei die Texte allerdings nicht vergessen anzugeben, daß die Vidya schön und dem Zauberer lieb sein soll — ein weiter Weg hinweg von der ursprünglichen Lehre des Buddha, der seinen Mönchen den Geschlechts-genuß verbot und nur widerstrebend die Einwilligung zur Begründung eines Nonnenordens gab. — In einer so gewandelten Form besteht der Buddhismus in Bengalen bis in das 12. Jahrhundert hinein und entsendet seine Glaubensboten früh nach Nepal, Tibet, Hinterindien und dem Archipel, bis ihn der Islam aus Indien, wie ein reinigender Sturm die Gewitterschwüle, für immer hinwegfegt. Wie zum Ausgleich gewinnt der Buddhismus in seiner ursprünglicheren Form, als Hinayana, wie wir noch hören werden, um diese Zeit den Sieg über den Hinduismus in Hinterindien.

Während das Mittelalter im Bereich des Religiösen einen gewaltigen Auftrieb zeigt, tritt in der Kunst weithin Erstarrung ein. Die selbstsichere Kraft der klassischen Zeit erlahmt. Zwar wird die Tradition noch eine Zeit lang auf beträchtlicher Höhe fortgesetzt, doch entfernt man sich durch Regelung und Schematisierung vom natürlichen Leben. In der Poesie verkümmert die dichterische Inspiration

unter den Anforderungen einer geschraubten Form. Künsteleien und eine aufgeputzte Sprache überdecken den poetischen Gehalt. Der Dichter sucht seinen Ehrgeiz darin, in seinen Werken umfassende Bildung zu zeigen und studiert dazu die Lehrbücher der verschiedenen Wissenszweige. Bei seiner Arbeit hat er Lexika der synonymen Ausdrücke, Handbücher der Grammatik und Metrik bei der Hand, um durch seltene Wörter, Formen und Versmaße glänzen zu können. Die Poetik wird systematisch ausgebaut, und die Sprachkunst macht von allen Möglichkeiten der Wortspiele, des Vergleichs und der Bilder virtuosen Gebrauch. Lange Komposita geben dem Stil etwas Überspitztes. Bewußt sucht der Dichter einem in Lehrbüchern festgelegten ästhetischen Ideal zuzustreben. Ausgeglichenheit und Anmut natürlicher Darstellung machen der Übertreibung und dem Bombastisch-Pathetischen Platz. Der klassischen Blütezeit folgt eine Art Barock.

Diese Linie ist auch in der bildenden Kunst zu verfolgen, der man ebenfalls systematisierend auf den Grund zu gehen sucht, indem man in genauen Vorschriften Maße und Proportionen festlegt, nach denen hinfort Bauten und Götterbilder geschaffen werden. Nur das Ornament darf frei wuchern. Trotz dieser Fesselung der Form bleibt die Kunst in Teilbereichen schöpferisch. Das gilt besonders für die mittelalterliche **Baukunst**, die von dem religiösen Aufschwung des Mittelalters, aus dem brodelnden Kessel heißer Gefühle, profitiert und eine grandiose Entwicklung nimmt, wobei sich die Änderung der geistigen Grundlagen in einem Stilwechsel von ähnlicher Bedeutung wie der Übergang von der romanischen zur gotischen Bauweise im Abendlande ausprägt.

Der Tempel der klassischen Zeit ist ein verhältnismäßig bescheidener Bau: an den Boden geschmiegt, mit flachem Dach, maßvoll und wohlproportioniert, ist er von höchster Würde und Feierlichkeit, aber in keiner Weise gewollt großartig. Im 6. und 7. Jahrhundert gewinnt er an Höhe, indem man die Zella, das Allerheiligste, durch einen darübergebauten Pavillon oder ein zweites Geschoß hervorhebt, ja, bereits mehrere stufenförmig zurückspringende Miniaturgeschosse über der Zella errichtet. Diese Aufbauten leiten eine bemerkenswerte Umsetzung des alten statischen Bauegefüges in die Vertikale ein, die sich ständig verstärkt, so daß es im Mittelalter zu dem für den Hindutempel dieser Zeit so charakteristischen hohen Turm kommt. Die Bauten streben fortan höher und höher gen Himmel. Die Art und Weise, in der das geschieht, weicht in den verschiedenen Landesteilen stilistisch voneinander ab. Im Norden

baut man den Turm aus vertikalen Trakten oder Rippen auf, die sich in geschwungener Linie, „kurvilinear“, nach oben bewegen. Diese Vertikalgliederung oder Längsstreifung, die den Ursprung des Turmes aus einer Übereinanderschichtung zahlreicher wirklicher oder nur angedeuteter Geschosse fast völlig verschleiert, ist das wichtigste Stilmerkmal der nordindischen Architektur. Es wird noch dadurch besonders gesteigert, daß die Mitteltrakte nicht selten stärker vorgezogen werden und daß Wiederholungen des Tempelturmbildes als Dekorationsmotive die einzelnen Turmrippen zieren. Phantastische Tempeltürme entstehen, zusammengesetzt aus einer Fülle kleinerer Türme und Relieftürme, die sich aneinanderschmiegen, aneinander hinaufklettern, sich drücken, stützen und steigern. Religiöse Inbrunst klingt in ihnen zu einem brausenden Akkord aus Zacken und Türmen auf und jubelt in mächtigem Rhythmus sehnsuchtsvoll gen Himmel.

In Orissa, speziell im Bezirk von Tosali, wo einst ein Vizekönig Ashokas residierte, entstehen im 8.—13. Jahrhundert unter der Herrschaft wenig erforschter Dynastien großartige Bauten. Die Tempelstadt Bhuvaneshvara ist ein wahres Architekturmuseum, in dem man die Entwicklung des nordöstlichen Baustiles über ein halbes Jahrtausend hin studieren kann. Der berühmteste dortige Bau ist der um 1000 n. Chr. entstandene Lingaraja-Tempel, dessen himmelanstrebender, vertikalgegliederter Turm seine Umgebung eindrucksvoll überragt. Über quadratischem Grundriß entwickelt, steigt er, durch vertikale Rippen gegliedert, sich nur wenig verjüngend, steil empor, um in der Höhe abgeplattet und von einem flachen Knauf (*āmalaka*) bekrönt zu werden. Kaum minder imposant ist der riesige Jagannath-Tempel zu Puri, dem küstennahen Wallfahrtsort Orissas, wo sich zu Wagenprozessionen alljährlich Hunderttausende von Pilgern versammeln. Nicht weit davon liegt ein drittes Kleinod dieser alten Kunst, die sogenannte „schwarze Pagode“ von Konarak, ein Sonnentempel aus Stein, der als rossebespannter Wagen auf Rädern dahinzurollen scheint. Sein besonders reicher und feiner Reliefschmuck kennzeichnet ihn als Höhepunkt der Orissakunst. Die starke Erotik vieler seiner Reliefgruppen, die wie Illustrationen zum Kamasutra, dem indischen Liebeslehrbuch, wirken, wurzelt wohl in der Shakti-Bewegung und ist eine Eigenart zahlreicher spätmittelalterlicher Tempel.

In Bundelkhand entsteht zwischen 950 und 1050, zur Zeit der Candella-Könige, die Tempelstadt Khajuraho, deren Bauten neben denen Orissas die besterhaltenen Beispiele mittelalterlichen Kunst-

schaffens im Norden darstellen. Die Tempel, welche, ohne besondere Stilunterschiede zu zeigen, teils dem Shivaismus, teils dem Vishnuismus oder dem Jainismus angehören, haben sämtlich die gebündelten, kurvilinear aufstrebenden Türme über den Sanktuarien und erheben sich auf hohen Sockeln aus der Alltagssphäre hinaus in eine luftige Höhe. Offene, balkonartige Vorbauten an den mit den Heiligtümern verschmolzenen Versammlungshallen geben den Anlagen große Leichtigkeit und ihrem Grundriß ein sternförmiges Aussehen.

Ein eigener Baustil, der im Dekorativen stärkstens in der Holzschnitztechnik verwurzelt ist, kommt in Gujarat und Kathiawar unter der Herrschaft der Chaulukyas auf. Dort errichtet die spendefreudige Jaina-Gemeinde zur Verherrlichung ihrer Propheten eine Fülle von Tempeln, zu deren Anlage sie mit Vorliebe und großem Geschick malerisch gelegene Punkte der Landschaft erwählt, wie den Berggipfel Shatrunjaya bei Palitana oder den über 1000 m hohen Girnar bei Junagadh in Kathiawar. Eine kleinere Tempelgruppe von weitem Ruf erhebt sich auf dem Berge Arbuda (Mount Abu), deren Bauten, äußerlich ohne besondere Wucht und Größe, im Innern durch den verschwenderischen Gebrauch kostbaren Materials und durch eine phantastische Schmuckfreudigkeit überraschen. Sie sind wahre Schatzkästlein aus glänzend poliertem weißem Marmor. Auf schlanken, reichverzierten Pfeilern ruhen Kuppeln, die mit filigranhaft feinem, oft wie Milchglas durchscheinendem Ornament- und Figurenwerk, das aus dem Stein herausgeschält wurde, überschüttet sind. Die manchmal frei im Raum hängenden Marmorrosetten dieser Kuppeln muten wie zarte Spitzen- oder Tropfsteingebilde an. Im einzelnen ist die Figuralplastik leblos, puppenhaft und selbst zum Ornament geworden, doch bringt sie im Zusammenhang mit dem überquellenden Reichtum sonstiger Schmuckformen und dem edlen Material eine märchenhafte Wirkung hervor.

Südindien, speziell der dravidisch sprechende äußerste Süden, entwickelt eine in ungebrochener Tradition vom frühen Mittelalter bis in die neueste Zeit zu verfolgende eigene Kunstauffassung. Zwei bedeutende Stilphasen bilden sich heraus, die aufs engste mit den beiden führenden Dynastien, den Pallavas und den Cholas verbunden sind. Die Pallava-Könige des 6.—8. Jahrhunderts rufen eine monumentale Architektur und Plastik ins Leben, in der drei Arten der indischen Baukunst: Felsaushöhlung, Bergabtragung und Freibau einander ablösen. Nachdem unter Mahendravarman der Höhlentempel, bescheiden in den Maßen und sparsam dekoriert, das bevorzugte Ausdrucksmittel der Kunst gewesen ist, entstehen in der

Regierungszeit Mahamallas freistehende Monolith-Tempel, die man aus riesigen, in der Landschaft zu findenden Felsblöcken und aus ganzen Bergkuppen durch Abtragung der Gesteinsmassen herausholt. An ihnen wird zuerst ein Kunstideal offenbar, das statt der vertikalen, aufstrebenden Linien des Nordens die Horizontale betont und das Lastende der übereinandergeschichteten Geschosse, den reinen Stufenbau, bevorzugt. Seine Schmuckmotive bestehen wie im Norden vorwiegend aus Blendarchitekturen; Fenster- und Portalnischen, die den Vorrang einnehmen, geben einen natürlichen Rahmen für die Figuralplastik ab. Schließlich entstehen im 8. Jahrhundert die frühmittelalterlichen Freibautempel im Pallavastil (z. B. Kailasanatha zu Kanchipura, Conjeeveram), meist Sandsteinbauten, die sich durch ihre schweren niedrigen Stufentürme auszeichnen. Im 10.—12. Jahrhundert unter den Cholas verschiebt sich das Zentrum fruchtbarer Bautätigkeit nach Süden in das Flußgebiet der Kaveri. In sich vervollkommnender Bauweise entstehen ganze Tempelkomplexe aus Hallen, Heiligtümern, Teichen und mauerumwehrten Höfen. Im Gegensatz zum Norden bleiben die Dächer der Hallen und Vorhallen flach; nur über den Sanktuarien erheben sich hohe, steilaufstrebende, deutlich abgestufte Türme. Auch die Eingangsportale, die in die ummauerten Tempelbezirke führen, erhalten in der Chola-Zeit Türme, die Gopuras, die wie die Türme der christlichen Kathedralen als Wahrzeichen des Glaubens weithin in die Landschaft grüßen. Sie sind, den Türmen der Heiligtümer entsprechend, Stufenbauten, aus vielen zurückspringenden und sich verjüngenden Stockwerken zusammengesetzt: in diesem Fall wirklich ersteigbare Etagenbauten, in denen sich langgestreckte, tonnengewölbte Innenräume befinden. Alle diese imposanten Bauten haben reichen Skulpturenschmuck, eine bewegte, großaufgefaßte, vielfach barock anmutende Figuralplastik von überaus feiner, bis in letzte Einzelheiten durchgeführter Ausarbeitung. — Die Pandyas, die den Cholas folgen, setzen die Kunst, ohne ihr wesentlich neue Antriebe zu schenken, in gesteigerten Maßen und mit sich bereicherndem Skulpturenschmuck fort. Vielfach werden die älteren Tempelbezirke durch neue, weiter ausgreifende Mauern mit riesigen Eingangsbauten vergrößert. Oft überragen die Tortürme an Höhe die älteren des inneren Tempelbezirks weit und sind manchmal auch höher als die Tempeltürme über dem Heiligtum. So lebt die dravidische Kunst über die Zeit der islamischen Invasion ungebrochen bis in die Gegenwart fort. Namen wie Vijayanagara, Madura, Rameshvaram, Shrirangam u. a. bezeichnen jüngere Stilphasen. Die Tempelanlagen werden förmlich

zu Städten und nehmen riesige Bezirke ein, in denen endlose Wandelgänge, Kolonnaden, Teiche, sogenannte Tausendpfeilerhallen zur Unterbringung ungeheurer Pilgerscharen, Schatzhäuser zur Aufbewahrung der Reittiere und der Pretiosen der Gottheiten u. a. ihren Platz haben. Plastischer Schmuck in unerhörtem Überschwang überschüttet alle Bauglieder. Götterbilder und Fabelwesen in den seltsamsten und grotesksten Stellungen überwuchern die Tortürme und ersticken die architektonische Grundform, während die Pfeiler aus sich bäumenden Rossen, wilden Krieger, Löwen und Fabelwesen zu bestehen scheinen und, gemessen an dem Adel und der Schlichtheit der Chola-Werke, den Eindruck überquellender, ungezügelter Phantasie und einer gewissen Verwilderung hinterlassen.

Das zwischen Nord und Süd sich dehnende steinige Hochland des Dekkhan ist das natürliche Durchgangsland der Kulturströme aus dem Norden und Süden. Es hat eine Mittlerrolle im geistigen Austausch gespielt, wovon seine Bauten ein deutliches Zeugnis ablegen. Kunsthistoriker haben diese uralte Restlandschaft eines versunkenen, einst Afrika und Asien verbindenden Erdteils mit ihren bizarren Gneisformationen und steilabfallenden Felswänden, das Land der „troglodytischen“ Baukunst genannt. An seinen Steilhängen, besonders in der Präsidentschaft Bombay und in Haidarabad, finden sich nämlich, häufiger als in anderen Teilen Indiens, Tempel und Klöster als Höhlenbauten in den anstehenden Berg hineingetrieben. Durch Ausmeißeln schuf man Räume und Hallen, gestützt von Pfeilern und Säulen, die reichen Bildschmuck tragen. Dem Kunstfreund sind Namen wie Bhaja, Karla, Nasik, Anlagen aus den Jahrhunderten um Christi Geburt, wohlbekannt. Weltberühmt durch ihre Wandmalereien sind die buddhistischen Höhlen in dem romantischen Talbogen von Ajanta, wo die abfallende Felswand bienenwabengleich von Tempeln und Klöstern zerfressen ist, und die Felsentempel des Eilandes von Elephanta bei Bombay. Man denkt auch an den großartigen Steilhang von Ellora, wo Hindus, Jainas und Buddhisten nebeneinander ihre Heiligtümer erbauten. In Badami, weiter im Süden, überragen ähnliche Höhlen die zu ihren Füßen liegende alte Hauptstadt der Chalukyas. Es sei zugegeben, daß die landschaftliche Eigenart des Dekkhan den Höhlenbau besonders begünstigt — wie unvergleichlich schön sind doch die Ausblicke aus den Höhlen über die vorgelagerten Ebenen, so recht geeignet, das besinnliche Gemüt eines Religiösen zu erfreuen —, aber eine Spezialität des Dekkhan allein stellen sie nicht dar. Wir kennen Höhlenbauten aus allen Teilen Indiens, und gerade die ältesten liegen nicht

im Dekkhan. Der Höhlenbau ist vielleicht durch persische Künstler angeregt (vgl. S. 98) und schon zur Ashokazeit eine Liebhaberei asketischer Sekten. Er wird von den Buddhisten besonders gepflegt. Der Brahmanismus baut Höhlentempel, vielleicht um die Buddhisten auch auf diesem Felde zu schlagen, nur im 6.—8. Jahrhundert. Daher sind von den über 1200 Höhlenbauten in Indien die Mehrzahl, gegen 900 buddhistisch, rund 200 jainistisch und nicht viel mehr als 100 brahmanisch. Nach dem 8. Jahrhundert sind kaum noch Höhlentempel entstanden, ja einige begonnene Unternehmen liegen unvollendet bis in die Gegenwart da.

Der Tempelfreibau in Stein, dem Holzbauten vorangegangen sein dürften, macht nach Aufhören der Höhlenbauten eine überaus schnelle und imponierende Entwicklung durch. Hier im Dekkhan finden wir die ersten mehrgeschossigen Steintempel zu Ende der klassischen Zeit, und im Mittelalter entwickelt sich mit dem Zentrum im kanaresischen Sprachraum ein eigener Baustil. Er hat keine so klare Ausrichtung wie der nordindische Tempelbau mit seinen senkrecht gegliederten hohen Türmen oder der mächtige südindische Stufenturm, sondern verkörpert eine Synthese beider Stilprinzipien. Der Tempelturm des Dekkhans ist zwar in vertikaler Richtung aufgeteilt, läßt jedoch auch die horizontale Linie walten, so daß weder die eine, noch die andere Tendenz die Oberhand gewinnt. An Erhabenheit und Großzügigkeit können sich die Bauten dieses Stils mit ihren mittelalterlichen Vettern im Norden und Süden nicht messen, doch wird dieser Mangel durch einen außerordentlichen Formenreichtum und feinste Detailbehandlung wettgemacht. Während die Grundrisse der dravidischen Tempel im Süden rechteckig bleiben, überwiegen im Dekkhan breit gelagerte, vielzackige Anlagen, deren Umrißlinien etwas Krauses, Aufgelöstes haben. Die Wirkung dieser Tempel liegt nicht in ihrer imponierenden Wucht, sie sind keine Fanale von Macht und Glaubenseifer, wie die Tempel in anderen Teilen Indiens, wohl aber Werke größten Fleißes und kunstgewerblicher Kleinarbeit. Nach seinem Entstehungsraum oder der vorherrschenden Dynastie nennt man diesen Stil den Dekkhan- oder Chalukya-Stil.

Eine selbständige Fortentwicklung des Chalukya-Stiles trägt den Namen Hoysala-Kunst, nach der sie maßgeblich fördernden Dynastie der Hoysalas in Maisur. 1117 stiftete der Hoysala Vishnuvardhana noch als Vasall der Chalukyas den berühmten Keshava-Tempel zu Belur (Velapura), der ersten Hauptstadt der Hoysalas. Er war der Erinnerung an seine Bekehrung vom Jainismus zum

Vishnuglauben durch den Philosophen Ramanuja geweiht. Vishnuvardhanas Enkel Vira Ballala I. (1173—1220), der mächtigste der Hoysalas und erste unabhängige Herrscher seiner Dynastie, fügte dem Tempel zu Belur prächtige durchbrochene Steinfenster hinzu, auf denen er Porträt Darstellungen seines Großvaters Vishnuvardhana und seines Vaters Narasinha I. anbringen ließ. Beide Könige sitzen, das gezückte Schwert in der Hand, repräsentativ auf dem Thron, umgeben von Gefolge und Tributbringern. Die Namen von Hoysala-Königen knüpfen sich an Tempelkleinodien wie die von Belur, Halebid, Somnath und viele andere, bei deren Erklängen die Stileigentümlichkeiten dieser Zeit vor das geistige Auge des Freundes indischer Kunst treten: die reich profilierten, glänzend polierten Säulen ihrer Tempelhallen, die kunstvoll durchbrochenen und reliefierten Steinfenster, die schmuckbeladenen Götterfiguren, die grimmigen, sprungbereiten Wappentiere der Dynastie, die Sockelfriese mit ihren übereinander angeordneten Reihen von Elefanten, Löwen, Reitern und Ranken. Es ist eine nicht mehr zu überbietende Gedrängtheit der Formen, die überschwengliche Endphase künstlerischen Gestaltungsvermögens, die mit dem Sturz der Dynastie beim Einbruch des Islam für immer zu Grabe geht.

E. DIE INDISCHEN KOLONIALREICHE IN HINTER- INDIEN UND INDONESIEN

Vorderindien ist keineswegs nur eine sehnüchtlig begehrte, sich selbst genügende Wunderwelt gewesen, sondern hat weit über sein eigenes Gebiet hinaus einen erheblichen Einfluß auf seine Umwelt ausgeübt. Im allgemeinen waren seine Beziehungen allerdings friedlicher Natur, auf Handelsunternehmungen gegründet, und seine Eroberungen geistige und kulturelle. Am wenigsten ist eine Einwirkung im Westen spürbar, wo hochentwickelte Eigenkulturen ihr einen Damm entgegensetzten. Schachspiel, Dezimalsystem, Märchen, Legenden und eine reiche Produktpalette hat das Abendland aus Indien übernommen, wovon Lehnwörter wie Zucker, Pfeffer, Reis, Ingwer usw. zeugen. Viel stärker wirkte sich Indiens Dynamik jedoch nach Norden, Osten und Süden aus. Im Norden und Osten deckt sich sein Kultureinfluß in weitem Umfang mit der *Ausbreitung des Buddhismus*. Nachdem die Lehre des Buddha unter Ashoka bis in das indisch-afghanische Grenzgebiet und bis Kashmir vorgebracht ist, beginnt von da aus bald nach Christi Geburt ein neuer Vorstoß, der den Karawanenstraßen durch das alte Baktrien folgend bis nach Ostasien hineinreicht. In Baktrien, Sogdiana und Ostturkistan werden eine Anzahl von Völkern ganz oder teilweise für den Buddhismus gewonnen. Ausgrabungen in Ostturkistan haben uns mit gemäldegeschmückten Höhlentempeln indischen Musters und mit buddhistischer Literatur in zahlreichen Sprachen, darunter iranischen, wie dem Sogdischen und dem Khotan-Sakischen, bekannt gemacht. In den Oasen von Karashar (Agni) und Kutscha (Kuchi) wurden im 6.—8. Jahrhundert n. Chr. indoeuropäische Dialekte der Kentumgruppe („Tocharisch“ A und B) gesprochen und die buddhistische Literatur gepflegt. Weiter nach Osten nahmen Osttürken, Uiguren, Chinesen, Japaner, Mongolen u. a. die Religion des Buddha an. Die buddhistischen heiligen Schriften wurden überall rege in die Landessprachen übersetzt. Besonders interessiert zeigten sich die Chinesen. Mehrfach reisten ihre Pilger über Land oder zur See nach Indien, getrieben von dem Wunsch, buddhistische Originalhandschriften zu erwerben. Indische Bücher gelangten auf diese Weise in großer Zahl nach China. Indische Gelehrte waren im Lande der Mitte tätig. Ein großzügig organisierter und staatlich geförderter Übersetzungsbetrieb bildete sich heraus mit Wortübersetzern, Sinnübertragern, Kopisten, Stilisten und Korrektoren. Auch in Tibet, wohin der Buddhismus erst verhältnismäßig spät, im

7. Jahrhundert n. Chr., vordrang, entfaltete sich eine ähnliche Übersetzungstätigkeit, deren Ergebnis in zwei großen Sammelwerken, dem Kanjur und dem Tanjur, überliefert ist. Nur vereinzelt kommt es in den genannten Gebieten zu wirklicher Kolonisation, wie z. B. an der südlichen Seidenstraße in Ostturkistan. Ausgrabungen dortselbst haben an 800 Dokumente auf Holz oder Leder in einer indischen Schrift des 3. Jahrhunderts n. Chr. (Kharoshthi) zutage gefördert: Verträge und Briefe in einem nordwestindischen Dialekt, die allerlei über das tägliche Leben der Bevölkerung sowie über das Land und seine Verwaltung aussagen. Danach existierte östlich von Khotan bis etwa zum Lobnor ein Reich mit einer stark indisch durchsetzten Bevölkerung, dessen Hauptstadt *Krorainna* mit dem chinesischen Lou-lan oder Shan-Shan identifiziert wird. Regelrechte indische Kolonisationstätigkeit über Land wie hier ist in den nördlichen, von Chinesen, Tibetern, Iraniern, Türken und sonstigen zentralasiatischen Stämmen umkämpften Bereichen aber eine Ausnahmeerscheinung.

Das Hauptkolonisations- und große Tätigkeitsgebiet des indischen Handels liegt von Christi Geburt bis in das zweite nachchristliche Jahrtausend im Süden und Südosten. Abenteurer und unternehmungslustige Kaufleute siedeln sich in Übersee an; angesehene Handelshäuser gründen Zweigunternehmen, die sich zu eigenen Kolonien und selbständigen staatlichen Gebilden auswachsen. Die große Zahl und die Volkstümlichkeit der indischen Seefahrermärchen weisen auf die Vertrautheit der Bevölkerung mit großen und gefährlichen Seereisen hin. Wir hören darin von reichen Handelsherren, die sich mit Berufsgenossen zusammentun und weit über See fahren, um Gold- oder Edelsteininseln aufzusuchen. Unter Stürmen und Schiffbrüchen erleben sie die seltsamsten Abenteuer und kehren mit Schätzen beladen heim.

Ceylon, das schon in der Rama-Sage eine Rolle spielt, ist das früheste Glied in dieser Kette indischer Kolonialgründungen. Seine Chroniken gehen bis in die Zeit des Buddha zurück. Kurz vor dessen Tode soll eine entscheidende Einwanderung aus dem Norden erfolgt sein. Ein arischer Kolonisator, Prinz Vijaya, landete damals mit einem Heer von Glückssuchern auf der Insel. Er kam nicht aus dem nahegelegenen dravidischen Süden, sondern weit her über See aus dem Hinterland des Golfes von Cambay und brachte eine indo-arische, in ihrer heutigen Form der Gujarati und Marathi verwandte Sprache mit, die allerdings im Laufe der Jahrhunderte stark dra-

vidisch überfremdet wurde. Vijaya fand das Land im Besitz von sogenannten Yakkhas, „Unholden“, unter denen wir die Vorfahren der heutigen primitiven Weddas vermuten dürfen. Er heiratete eine Yakkha-Prinzessin, die er aber später verstieß, um sich mit einer Tochter des Königs von Madura im dravidischen Südindien zu vermählen. Ihr eigentliches Gesicht erhielt die Insel im 3. Jahrhundert v. Chr. unter der Regierung Devanampiya Tissas. Mahinda (Mahendra), Ashokas Sohn oder jüngerer Bruder, erscheint als buddhistischer Sendbote in Ceylon und bekehrt König und Volk. Man bringt einen Ableger des Baumes der Erleuchtung von Bodh-Gaya nach Ceylon, und der Buddhismus und die nordindische Kultur werden auf der Insel fest begründet. Nachdem das Großreich der Mauryas zu Anfang des 2. Jahrhunderts v. Chr. zusammengebrochen ist, lassen aber die Beziehungen zu Nordindien nach. Hinfort treten die Tamil-Reiche auf dem südindischen Festland durch häufige Einfälle als traditionelle Feinde Ceylons auf. Schon im 2. Jahrhundert v. Chr. geht die Hauptstadt Anuradhapura im Norden der Insel einmal an sie verloren. Ein südindischer Eroberer namens Elara erringt die Herrschaft, wird nach einigen Jahrzehnten aber durch König Dutthagamani (101—77 v. Chr.) vertrieben. In den folgenden Jahrhunderten entwickelt das Land, ohne von außen viel gestört zu werden, seine aus dem Norden übernommene Kultur.

Vom 8. Jahrhundert ab, mit dem Erstarken der Pallava-Dynastie in Südindien und unter deren Nachfolgern, den Cholas (9.—13. Jahrhundert), ist das Geschick der Insel für länger mit dem Südindiens verflochten. Wiederholt fassen die Tamil festen Fuß. Anuradhapura, die jahrhundertelange Hauptstadt, muß aufgegeben werden, und auch die neue Residenz Polonnaruwa ist vor feindlichen Einfällen nicht sicher. Der nördliche Teil Ceylons gerät einige Zeit in die Hand der Dravidas, während sich die Singhalesen in die Gebirge und Waldgebiete im Innern flüchten. Dadurch nimmt Ceylons Norden in starkem Maße Züge dravidischer Kultur an. Zeitweilig ist die ganze Insel in das Chola-Reich einbezogen, dessen Flotten die Meere beherrschen. Erst zu Ende des 11. Jahrhunderts leben die nationale Dynastie und der Buddhismus Ceylons wieder auf. Nach dem Niedergang des Chola-Reiches schickt König Parakramabahu der Große (1153—1186) seinerseits Heere auf das Festland. Der Restauration der alten nationalen Stätten folgt eine Blüteperiode auch des Buddhismus, der in Ceylon in seiner verhältnismäßig ursprünglichen Form, als Hinayana oder „kleines Fahrzeug“, erhalten bleibt. Tamil-Einfälle beunruhigen Ceylon auch noch in Zukunft; die Mu-

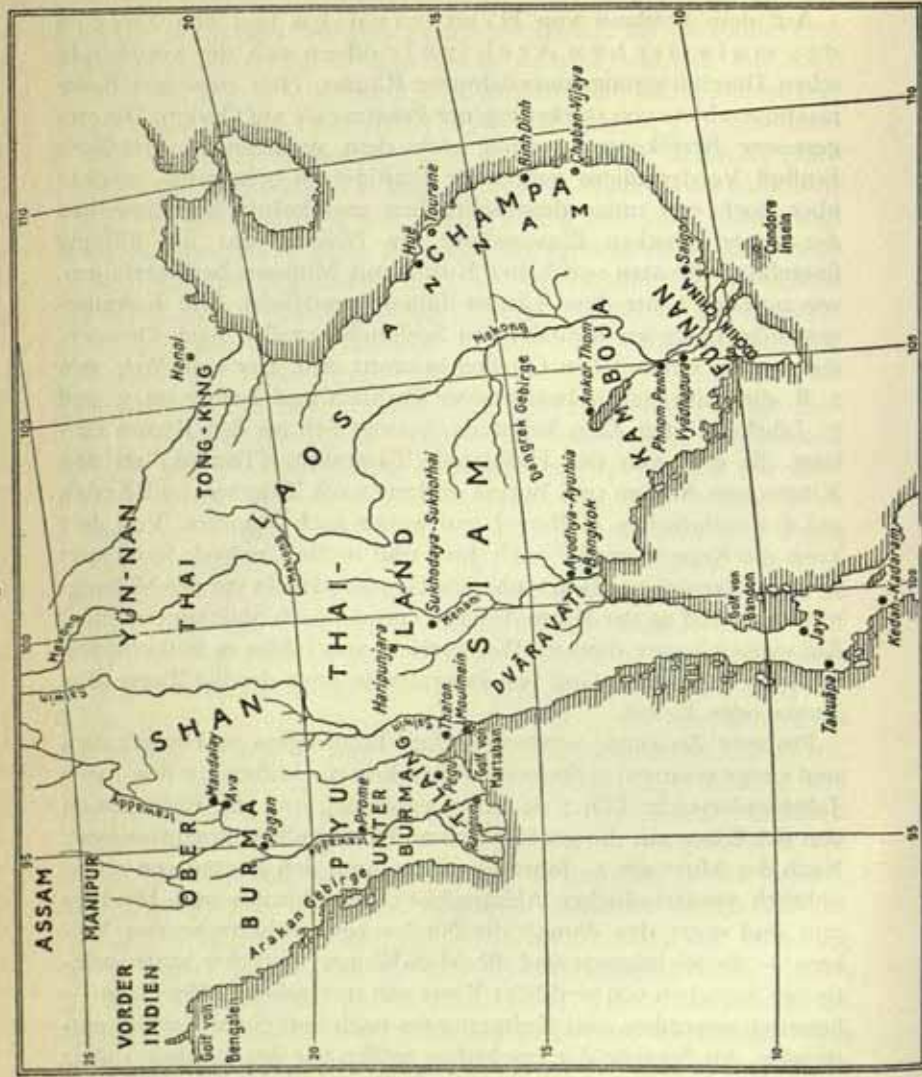
hammedaner indessen erobern die Insel nie, so daß sie bis zur Festsetzung der Europäer ihre indische Tradition bewahren kann.

Auf dem Festland von Hinterindien und den Inseln des malaiischen Archipels öffnen sich der vorderindischen Durchdringung ausgedehntere Räume. Hier entstehen Kolonisationsgebiete von stärker eigener Prägung als auf Ceylon. Die eingewesene Bevölkerung vermag sich dem geringen blutsmäßigen Einfluß Vorderindiens gegenüber kräftiger zu behaupten, erreicht aber doch erst unter dem politischen und kulturellen Einwirken der vorderindischen Einwanderer ein Niveau, das die Bildung festgefügtter Staaten von hoher Kultur mit Millionenbevölkerungen, wie sie noch heute diese Länder füllen, ermöglicht. Die Kolonisation folgt in diesen Räumen den Seehandelsstraßen nach Ostasien, die uns aus chinesischen Quellen bekannt sind. Der eine Weg, den z. B. die chinesischen Indienpilger Fa-hsien und I-tsing im 5. und 7. Jahrhundert n. Chr. benutzen, bewegt sich an den Küsten entlang. Er geht von der Hafenstadt Tamralipti (Tamluk) an den Küsten von Arakan und Burma entlang nach Takuapa und Kedah auf der malaiischen Halbinsel und weiter nach Sumatra. Von dort kann die Reise entweder nach Java und in die Inselwelt fortgesetzt werden oder sich nordwärts über die Condore-Inseln vor der Mekongmündung und an der Küste Annams entlang nach Südchina wenden. Ein vielbefahrener direkter Weg erreicht von Häfen in Südostindien aus quer durch den Golf von Bengalen in etwa dreißig Tagen Takuapa oder Kedah.

Früheste Zeugnisse vorderindischen Eindringens in Hinterindien sind einige verstreut aufgefundene Sanskrit-Inschriften aus den ersten Jahrhunderten n. Chr.; sie lassen erkennen, daß die Kolonisation von der Küste aus die großen Ströme Hinterindiens hinaufwandert. Nach der Mitte des 1. Jahrtausends mehren sich Bauten von offensichtlich vorderindischer Abhängigkeit. Buddhismus und Hinduismus sind unter den damals die Niederungen beherrschenden Völkern — die wichtigsten sind die Mon-Khmer, Sprecher austro-asiatischer Sprachen von weddider Rasse mit mongolidem Einschlag — heimisch geworden, und Kulturstaaen nach indischem Vorbild entstanden. Als Sprache der Inschriften treffen wir das Sanskrit, später treten die Landessprachen daneben; Könige, Dynastien, Länder, Städte und Flüsse führen indische Namen.

Die für die ältere Periode folgenreichste Staatenbildung geht vom Gebiet des unteren Mekong, dem heutigen Cochinchina aus. In den ersten Jahrhunderten n. Chr. entsteht dort ein Reich, das die

Karte zur Geschichte Hinterindiens im 1. u. 2. Jahrtausend n. Chr.



chinesischen Annalen F u - n a n nennen. Begründer war der Brahmane Kaundinya, welcher mit einer Handelsflotte aus dem Süden kam, die Macht über die weit unterlegene weddide Bevölkerung an sich riß und dem Lande eine straffe staatliche Organisation gab, in der Inder die wichtigsten Stellungen innehatten. Bei der relativ geringen Zahl der Eindringlinge mußten diese, wie auch spätere Zuwanderer, mit der Zeit blutmäßig und sprachlich in der Mon-Bevölkerung aufgehen; kulturell aber haben sie dem Lande unauslöschliche Wesenszüge aufgeprägt und einen gewaltigen Aufschwung der Künste und Wissenschaften veranlaßt. Die ersten uns erhaltenen Architekturzeugnisse sind Ziegelbauten aus dem 6.—7. Jahrhundert, deren Stil auf die Tempel der Pallavas in Südindien zurückgeht. Auch die Inschriften dieser Zeit sind in südindischen Charakteren geschrieben. Die Bildhauerkunst bringt es bei der Schaffung von Kultfiguren zunächst nur zu geringer plastischer Durcharbeitung und stellt die Körper gern vor einen stützenden Rahmen, vor dem sich die wie nackt erscheinenden Gestalten noch nicht frei lösen können.

Zu Beginn des 9. Jahrhunderts verschiebt sich der politische und kulturelle Schwerpunkt weiter nach Norden, wo sich in K a m b o j a, am Tonlé-See, der gewaltige Staat der K h m e r herausbildet, in dem Fu-nan aufgeht. Die Khmer greifen mit der Zeit fast über das ganze heutige Siam aus. Das stammverwandte Reich D v a r a - v a t i am Unterlauf des Menam, das Einflüsse aus dem auch in Fu-nan spürbaren alten südindischen Kulturstrom aufgenommen hat, muß sich ihnen beugen. A n g k o r „die Stadt“ (sk. *nagara*), im 9.—13. Jahrhundert Hauptstadt Kambojas, wird zur weitberühmten Metropole Hinterindiens. Ihre imposanten Ruinen, die vor einigen Jahrzehnten dem wuchernden Dschungel wieder abgewonnen worden sind, zeugen von einer Weltstadt mit Hunderttausenden von Einwohnern, die am Tonlé-See einen schnellen Aufstieg und bitteren Untergang erlebt hat. Die heute wieder freigelegte Anlage repräsentiert den aus dem Ende des 12. Jahrhundert stammenden Ersatz einer weit größeren, im 9. Jahrhundert von König Yashovarman I. gegründeten Residenz, die 1177 durch einen Überfall der noch zu erwähnenden Cham zerstört wurde. Die jüngere Stadt ist jedoch großartig genug. Ein 100 m breiter Wassergraben und eine Mauer umgeben den quadratisch angelegten Stadtkomplex, der eine Seitenlänge von 3 km hat. Von den vier Toren in der Mitte jeder Seite führen geradlinige, breite Straßen in die Stadt hinein, unmittelbar auf das shivaitische Heiligtum Bayon zu, das den überragenden

Mittelpunkt der gesamten Anlage bildet. Nicht weit davon liegt der königliche Palast mit einer von Osten kommenden eigenen Zufahrtsstraße. Die Türme des Bayon, ebenso wie die über den Stadttoren, sind nach jeder Himmelsrichtung mit riesigen menschlichen Häuptern in Hochrelief verziert, die geheimnisvoll lächelnd auf die Nöte des Tages hinabschauen.

Zahllose, heute vielfach verfallene Tempel schmücken die Stadt und ihre Umgebung. Der bedeutendste ist *Angkor Vat*, der „Stadt-Tempel“, ein riesiges Vishnu-Heiligtum, das etwas außerhalb der heutigen Stadtmauern, jedoch noch im Bereich der älteren Stadt liegt. Sein Gründer ist König Suryavarman II. (1112—1151), dessen Neffe Dharanindravarman (1152—1181) ihn vollendete. An Geschlossenheit und Umfang ist die rechteckige und vollkommen symmetrische Anlage im Bereich der indischen Kunst unübertroffen. Geländer aus Schlangenleibern, die von riesigen Göttergestalten und Dämonen gehalten werden, säumen die Brücken, über die man den von einem breiten Wassergraben umgebenen Tempelbezirk betritt. Geradeswegs und im Blick unbehindert nähert sich der Besucher auf einer der breiten Zufahrtsstraßen dem Hauptheiligtum, das sich auf einem Unterbau aus drei übereinander gebauten Terrassen vor ihm erhebt. Der reich gegliederte Mittelturm ragt fast 70 m hoch auf und bildet im Verein mit den vier, etwa 60 m hohen Ecktürmen der obersten Terrasse eine imponierende, die Landschaft beherrschende Gruppe. Jede Terrasse wird von einer Mauer und einem damit verbundenen Umgang umschlossen. In unübersehbarer Länge, viele Kilometer hin, überziehen Reliefs von feinsten Ausführung dort die Wände, Legenden und mythologische Stoffe in allen Einzelheiten vorführend. Da das wiedergegebene Milieu ein zeitgenössisches ist, sind die Darstellungen auch von höchstem kulturgeschichtlichen Wert. Bei den Menschen fallen eckige, fast bizarre Bewegungen und kantige Köpfe auf. Breitflügelige Nasen, zarte, nur angedeutete Brauengrube und ein breiter Mund, dessen Winkel sich zu dem bekannten Mona-Lisa-Lächeln leicht nach oben ziehen, charakterisieren das am weddiden Rassentypus orientierte Schönheitsideal der Khmer.

Im Osten haben die Khmer äußerst unruhige Nachbarn in den Bewohnern des schmalen Küstenstreifens von Annam, der im ersten Jahrtausend n. Chr. *Champa* „Land der Cham“ heißt. Der Sprache nach muß das dort lebende, heute fast ausgestorbene Volk der *Cham* zu einem nicht geringen Teil aus eingewanderten Malaien bestanden haben, welche die Reisfeldkammern längs der Küste

in Besitz nahmen und einer eingessenen weddiden Bevölkerung ihre Sprache aufzwangen. Die Abriegelung durch die annamitische Gebirgskette gegen Westen hat die Cham gleich den Bewohnern der Südwestküste Vorderindiens auf das Meer hinausgewiesen, und das Seeräubertum blühte unter ihnen. Sie lagen fortwährend mit China, Tongking oder Kamboja im Kampfe. Nachdem sie für den Hinduismus gewonnen worden waren, entstanden Tempelbauten südindischer Prägung und ein Staatsgebilde nach indischem Muster, das vom 7. bis zum 10. Jahrhundert n. Chr. seinen Höhepunkt erlebte. Tempelruinen in großer Zahl künden von der vergangenen Größe des Landes.

Im westlichen Hinterindien, zwischen Siam und dem Golf von Bengalen, tritt das heutige Unterburma zuerst hervor, das damals von zwei verschiedenen Volksstämmen bewohnt wird. Im Süden, in den Küstenstrichen des östlichen Golf von Martaban, sitzen Mon-Stämme: die T a l a i n g. Sie sollen in sehr früher Zeit ihre Kultur vom Telugu-Gebiet (Telingana) an der Ostküste Südindiens her empfangen und den Hinayana-Buddhismus übernommen haben. Ihre Hauptstadt ist Thaton am Ostufer des Golfes von Martaban, nördlich vom heutigen Moulmein. Pegu am Westufer des Golfes scheint Hauptstadt eines zweiten selbständigen Mon-Reiches gewesen zu sein.

Nördlich dieser Mon-Reiche siedeln Volksstämme von tibeto-burmesischer Sprache, die P y u. Ausgrabungen in ihrer Hauptstadt Prome an der Iravadi lassen vermuten, daß unter den Pyu der Buddhismus beider Richtungen, das Hinayana wie das Mahayana, verbreitet war. Indische Kolonisten unterhielten außerdem eigene Vishnu- und Shiva-Tempel. Nach 800 n. Chr. geht das Reich von Prome nach inneren Wirren in der nördlicher gelegenen Herrschaft eines rassisch verwandten Volkes, der eigentlichen B u r m e s e n auf, die in P a g a n (Oberburma) ihr Zentrum haben. Nahe der aufblühenden Hauptstadt, die ihr Herrscher 849 mit einer Mauer umgeben ließ, sind an zwei Stellen geschlossene Siedlungen indischer Einwanderer mit Tempeln aus dem 9./10. Jahrhundert bloßgelegt worden, die Zusammenhänge mit Bengalen erweisen. Kolonisten aus dem Pala-Reich müssen in Oberburma gegen Ende des ersten Jahrtausends den Tantrismus oder Vajrayana-Buddhismus eingeführt haben, der sich dort stark mit einem einheimischen Schlangenkult mischte. Eine hochbedeutsame R e f o r m a t i o n beginnt nach dem Regierungsantritt König Anuruddhas (1044 n. Chr.), der durch einen Mon-Mönch aus dem Süden für das Hinayana gewonnen

worden war. 1056 vertreibt der Herrscher die Priester des Schlangenkults aus seiner Hauptstadt, nimmt nach einem vergeblichen Ersuchen an den hinayanistischen Mon-König Manuha von Thaton, ihm Mönche und heilige Schriften nach Pagan zur Missionierung seines Volkes zu schicken, den ungefälligen Mon-König gefangen, annektiert sein Reich und siedelt die Bewohner von Thaton samt ihren Priestern in Pagan an. Damit findet der *Hinayana-Buddhismus* allgemeine Verbreitung, und das bis dahin in Oberburma als Gelehrten- und Kirchensprache gebräuchliche Sanskrit wird durch das Pali ersetzt. Unter tatkräftigen Herrschern erlebt Pagan vom 11.—13. Jahrhundert eine hohe Entfaltung seiner kulturellen und künstlerischen Kräfte. Die ersten, von Bildhauern und Stukkateuren aus Thaton nach indischen Vorbildern (Bodh-Gaya, Nalanda) errichteten Tempel wirken auf die einheimische Bautätigkeit so belebend und erzieherisch, daß sich bald ein kräftiger nationaler Stil entwickelt. In Pagan entstehen die charakteristischen stückverzierten Ziegeltempel, von denen manche mit Wandmalereien bengalisch-nepalesischer Schulzugehörigkeit geschmückt sind.

Um die Wende vom ersten zum zweiten Jahrtausend haben sich so in Hinterindien eine Reihe angesehener und mächtiger Staaten gebildet, die im Begriff sind, ihre von Indien empfangene Kultur zu schönster eigenständiger Blüte zu entwickeln. Die religiösen Verhältnisse entsprechen denen des Mutterlandes. Die beiden großen indischen Religionen — Buddhismus und Hinduismus — verfügen über festbegründete Gemeinden und große Anhängerschaft. Dabei neigen die westlicheren, dem Golf von Bengalen zugewandten Staaten, von Burma ausstrahlend über Dvaravati gegen die Halbinsel Malakka hin, stärker zum Buddhismus, zunächst mahayanistischer und tantristischer Prägung, um sich im 11. Jahrhundert ganz oder überwiegend dem Hinayana-Buddhismus zu ergeben. Im Osten Hinterindiens dagegen, der besonders enge Beziehungen zum hinduistischen Südindien unterhalten hat, wiegt der Hinduismus in den Staaten der Cham und Khmer vor.

Im 13. Jahrhundert zeichnet sich im Norden Hinterindiens eine Bevölkerungsumbildung ab, die von der heutigen chinesischen Provinz Yün-nan ausgeht. Dort besteht unter dem Namen Ta-li ein Reich der Thai, Angehöriger der südsiniden Rasse und Vorfahren der heutigen Siamesen, Shan und Lao, die aus ihrer alten Heimat am mittleren Yang-tse vor dem Drängen der ihnen verwandten Nordchinesen nach Süden und Südwesten ausgewichen sind. Sie haben die warmen, für den Reisbau geeigneten Gebiete Yün-nans

besiedelt und üben seit der Jahrtausendwende einen Bevölkerungsdruck nach Süden und Westen aus. Die Mongolenstürme, die auch Hinterindien erfassen, lösen ihre Weiterbewegung nach dem Süden aus. Das Reich Ta-li wird 1253 im Zuge der mongolischen Eroberung Chinas überrannt und dem in der Bildung begriffenen Weltreich als Provinz angeschlossen. Einige Jahrzehnte darauf, unter Kublai Khan, dem mongolischen Kaiser von China, überfluten mongolische Heere Teile von Hinterindien. Pagan (Mien), das um diese Zeit auch Arakan, Pegu und das westliche Siam beherrscht, mit seinen stolzen Bauten fällt 1287 dem erbarmungslosen Feinde zuerst zum Opfer; Tongking und Champa müssen schwer um ihre Existenz ringen. Die wichtigsten Veränderungen im Volkstum gehen im Norden des heutigen Siam vor sich, wo sich die Thai jetzt zwischen die alten Großreiche Pagan und Kamboja schieben. Man unterscheidet zwei Gruppen unter ihnen: die Thai-Yai oder „großen Thai“, die als Shan in Oberburma auftreten, und die „kleinen Thai“ = Thai-Noi, die als Siamesen heute Laos und Siam bewohnen. In der Frühzeit noch Animisten, haben sie wahrscheinlich schon in China Bekanntschaft mit dem Mahayana-Buddhismus gemacht. Als sie dann Nachbarn von Burma werden, wo das Hinayana Staatsreligion geworden ist, wenden sie sich ebenfalls diesem Glauben zu und verbreiten ihn im Zuge ihres Erstarkens über ganz Hinterindien. Schon im 13. Jahrhundert entsteht ein großes Thai-Reich in Sukhodaya (Sukhothai) im nördlichen Siam, das, nach Süden und Osten drückend, seinen Machtbereich schnell erweitert. Nachdem Dvaravati, das in dieser Zeit zu einer Provinz des Khmer-Reiches herabgesunken ist, sich hat beugen müssen, vermag im 14. Jahrhundert auch das Khmer-Reich den Thai nicht zu widerstehen, und der neue Thai-Staat umfaßt nun nahezu das gesamte Gebiet des modernen Siam, dazu Teile von Kamboja und der malaiischen Halbinsel. Das Schwergewicht des Reiches rückt weiter nach Süden, wo 1350 im Mündungsgebiet des Menam eine neue Residenz Ayudhya (Ayuthia) gegründet wird, die sich vier Jahrhunderte lang ihrer Würde erfreut.

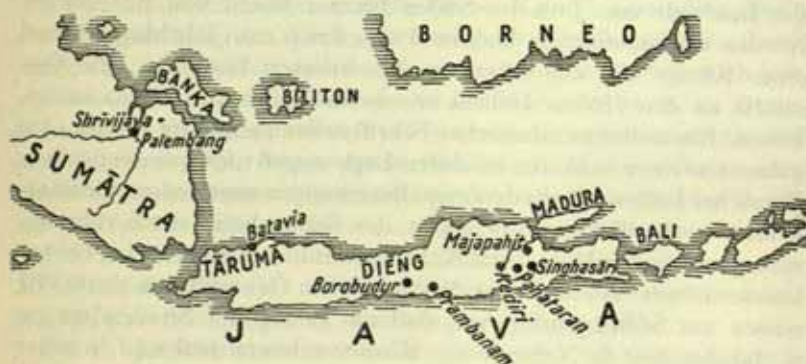
Mit dem Erstarken der Thai verlieren die alten Kulturreiche ihren ehemaligen Rang. In B u r m a beginnt nach der Zerstörung von Pagan wiederum der Kampf zwischen Nord- und Südburma, in den nun noch die Shan zeitweilig bestimmend eingreifen. Das Südreich mit Pegu wird aufs neue selbständig. Oberburma erhält 1364 in Ava wieder eine Hauptstadt, die in wechselvollem Schicksal mehrfach Zerstörung und Aufbau erlebt. — C h a m p a im Osten wird schon

früher Opfer seiner nördlichen südsiniden Nachbarn. Hier sind es die Annamiten, die heutigen, völlig unter chinesischem Kultureinfluß stehenden Bewohner des Landes, die aus Tongking seit dem 10. Jahrhundert immer stärker das alte Hindureich bedrängen. 988 muß die Hauptstadt aus dem ständig gefährdeten Norden nach Chaban (Vijaya) verlegt werden. In heldenhaften Kämpfen wehren die bedeutendsten Könige Champas, die wohlklingende indische Namen und Titel führen, wechselnde Angriffe der Annamiten und Kambojas ab. 1471 aber ist ihre Kraft erschöpft. Auch Chaban muß aufgegeben werden, die nationale Selbständigkeit geht verloren, das Volk wird rassisch nahezu ausgelöscht. — K a m b o j a selbst, Ende des 13. Jahrhunderts die angesehenste Großmacht Hinterindiens, wird, von den Thai schwer bedrängt, im 15. Jahrhundert auch von Annam her angegriffen und von beiden Nachbarn so in die Zange genommen, daß es allmählich in Bedeutungslosigkeit versinkt und eine Provinz nach der anderen dem machtlüsternen Siam oder Annam (Saigon wird 1690 annektiert) abtreten muß. Das Reich verarmt, die Städte verfallen; der einst blühende Hinduismus weicht unter dem Einfluß des siamesischen Nachbarn mehr und mehr dem Hinayana-Buddhismus. — Neue Verhältnisse schafft erst die europäische Kolonisation im 19. Jahrhundert (s. S. 258 ff.).

Im 1. Jahrtausend unserer Zeitrechnung erschließt sich auch „I n s e l i n d i e n“, der malaiische Archipel, der indischen Kultur. Historisch greifbar werden Beziehungen zu Vorderindien zuerst im 4. Jahrhundert, als auf Java, Borneo und Sumatra Sanskritinschriften in südindischer „Grantha“-Schrift auftreten, aus denen aber nicht viel mehr als das Bestehen einzelner Hindufürstentümer zu ersehen ist. So hören wir aus einer Felsinschrift aus der Nähe von Batavia in Westjava um 400 n. Chr. von einem König Purnavarman, dem Herrn eines hinduistischen Königreiches namens Taruma, der seine Regierung nach der Shaka-Ära vom Jahre 78 n. Chr. zählt. Vom 5. Jahrhundert an mehren sich Berichte wie Bodenfunde. Fahsien, der 418 Suvarnadvipa „die Goldinsel“ (Sumatra oder Java) besucht, findet dort blühende brahmanische Gemeinden, vermißt aber Klöster seiner buddhistischen Glaubensbrüder. Bald darauf soll ein Mönch vornehmen Geschlechts aus Kashmir namens Gunavarman, der seinen dortigen Thronansprüchen entsagt und es als geistlicher Führer in Ceylon zu großem Ansehen gebracht hat, als Missionar nach Java gekommen sein und sich später auch nach China gewandt haben. Der Chinese I-tsing, der ausgangs des 7. Jahrhunderts (672 und 688—695) zweimal S u m a t r a besucht, findet dort

wohlorganisierte buddhistische Klöster und Schulen vor, in denen die aus China nach Indien wallfahrenden Mönche vor ihrer Weiterreise vorbereitend im Sanskrit unterwiesen werden. Der Pilger rühmt Macht und Reichtum des dortigen Königs aus dem Hause der *Shailendras*, den er als Schützer der buddhistischen Schulen und Klöster in seiner *Shrivijaya* genannten Hauptstadt (wahrscheinlich Palembang auf Sumatra) charakterisiert. *Shrivijaya* ist damals auf dem Wege zu einer Großmachtstellung. Nachdem es sich im 7. Jahrhundert die Insel Bangka einverleibt hat, dehnt es sich im 8. Jahrhundert unter Förderung des Mahayana-Glaubens über die Inselwelt von Java im Süden bis zur Bucht von Bandon im Norden der malaiischen Halbinsel aus. Im 9./10. Jahrhundert sind seine Könige die angesehensten Machthaber Südasiens, die Gesandte an den Höfen Indiens wie beim Kaiser von China unterhalten. Ein muhammedanischer Schriftsteller meint 903 n. Chr., sie gälten nur ihrer isolierten insularen Lage wegen nicht als die größten Herrscher Indiens. Besonders enge Beziehungen unterhalten die *Shailendras* zu den Palas von Bengalen, den Schirmherrn der berühmten mahayanistischen Universität Nalanda in Bihar. Zwischen den beiden Ländern findet ein lebhafter Austausch von Geistesgütern statt. Wir wissen aus Stiftungsurkunden, daß ein König der *Shailendras* im 9. Jahrhundert in Nalanda ein Kloster erbauen ließ und in einer Gesandtschaft den Palakönig *Devapala* um Schutz und Sicherung der Einkünfte dafür ersuchte. Umgekehrt soll um die Wende vom 10. zum 11. Jahrhundert *Shrivijaya* ein berühmtes Zentrum des Mahayana-Buddhismus gewesen sein, das sogar indische Mönche zum Studium anlockte. Obwohl der indische Einfluß auf die Inselwelt seit der Ausbreitung des Mahayana-Buddhismus weniger vom Süden als von Nordindien ausgeht, brechen die Beziehungen zum Süden keineswegs ab. Wir wissen aus Inschriften und Bodenfunden, daß es im 11. Jahrhundert unter den Cholas im Gebiet von *Nagapattanam* eine Handelskolonie malaiischer Buddhisten gab, durch welche der in Südindien fast ausgestorbene Buddhismus gewisse Antriebe erhielt. Im 11. Jahrhundert erfährt das friedliche Nebeneinander der indischen und indonesischen Reiche einmal eine Unterbrechung durch *Rajendra Cholas* Flottenexpedition gegen *Shrivijaya* (s. S. 126 f.), auf der er *Kadaram* (*Kedah*) erobert und sich das Land für kurze Zeit tributpflichtig macht. Wie eine Inschrift aus dem Jahre 1068 berichtet, hat der Chola seine Eroberungen jedoch bald ihren angestammten Herren zurückgegeben, weil sie „zu weit jenseits der begrenzten See“ gelegen seien.

In den nächsten Jahrhunderten wird das an stolzen Bauten reiche J a v a zum Mittelpunkt des Archipels, während Shrivijayas Stärke abnimmt. Nachdem Java sich bereits um 860 aus dem Staatsgefüge Shrivijayas zu lösen vermocht hat, wird Prambanam in Mitteljava Residenz der einheimischen Herrscher, bis in der ersten Hälfte des 10. Jahrhunderts n. Chr. im Osten der Insel ein neues Zentrum entsteht. Die Hauptstadt liegt zunächst in Kediri, seit 1222 in Singhasari. 1280 kommt eine neue Dynastie auf, die von 1294—1478 in Majapahit in Ostjava residiert. Die javanischen Könige stehen



in wechselnden Kämpfen mit Shrivijaya, zunächst sich behauptend, später ihre Macht ausweitend und Shrivijaya bedrohend. 1377 bricht dann die alte sumatranische Großmacht nach gut hundertjährigem Niedergang endgültig zusammen. Das neue Hindureich von Majapahit in Ostjava tritt ihr Erbe an und beherrscht praktisch ganz Inselindien. Als javanische Fürsten im 15. Jahrhundert ihren Machtbereich auch auf die Halbinsel Malakka ausdehnen, treffen sie hier auf Gebiete, in denen arabische Seefahrer in friedlichem Handelsverkehr inzwischen den Islam verbreitet haben. Einige ihrer Unterführer schließen sich dem fremden Glauben an und übertragen ihn nach Indonesien, wo er sich überraschend schnell ausbreitet. Das Königshaus und sein sehr beträchtlicher Anhang widersteht aber der Missionierung, so daß es zu Machtkämpfen innerhalb der Dynastie kommt, über denen das Reich von Majapahit 1478 auseinanderfällt. Die königliche Familie und ihr brahmanischer Anhang wandern um 1520 auf die Ostjava benachbarte Insel Bali aus, wo Hindu-bräuche bis heute fortleben. Java und der so lange indisch beeinflußte Archipel aber sind fortan dem Islam gewonnen.

Rückschauend lassen sich im Verhältnis Vorderindiens zu seinen Einflußbereichen in Hinterindien und Indonesien drei Perioden unterscheiden. In der ersten Zeit, bis um die Mitte des ersten Jahrtausends, sind die Kolonialländer weitgehend empfangend. Was man an Bildwerken und Kulturgütern findet, ist entweder Import aus dem Mutterlande oder es sind Werke von Kolonisten, die in engster Anlehnung an die heimatliche Kunst geschaffen worden sind. Sie könnten aus Amaravati, Sarnath, Ajanta oder ähnlichen vorderindischen Plätzen stammen. Seit dem 7. Jahrhundert regen sich eigene Kräfte. Es entstehen zunächst kleine, engräumige Tempel mit zurückspringenden Obergeschossen, die sich in Anlage und Dekoration an Werke der Pallava-Baukunst anlehnen. Am bekanntesten sind die auf dem über 2000 m hohen Dieng-Plateau in Mitteljava gelegenen „Chandis“, die dem Arjuna, Bhima usw. geweiht sind. Sie unterscheiden sich nur durch die etwas freiere Bewegung der Dekorationen von ihren indischen Vorbildern. Reste ähnlicher Bauten kennen wir aus Champa, Kamboja und vom Isthmus von Kra (Malakka), dem Kürzungsweg zum Golf von Bandon.

Dieser Zeit der Grundlegung folgt etwa vom 8. bis 12./13. Jahrhundert eine Periode voller schöpferischer Kraft, in der die vorderindischen Anregungen selbständig verarbeitet sind. Es entstehen Werke von hohem Rang und künstlerischer Geschlossenheit, die denen Vorderindiens in Planung und Reife oft gleichwertig und zuweilen überlegen sind. Jedes Volk entwickelt dabei seine eigene nationale Note.

Eine wahre Wunderblume indischer Kolonialkunst blüht zwischen 750 und 1000 n. Chr. in Mitteljava auf, wo, zunächst gefördert durch die buddhistischen Shailendras und seit 860 unter einer heimischen Hindudynastie, prachtvolle Bauten und herrliche Bildwerke entstehen. Am bekanntesten ist der Borobudur, das imposanteste Denkmal der buddhistischen Welt, um 800 n. Chr. entstanden. Die Anlage wurde aus einem Hügel der fruchtbaren Kedu-Ebene gewonnen, den man terrassierte, mit Platten aus schwärzlichem Lavagestein belegte und durch Aufbauten bereicherte. Über sechs quadratische und drei kreisförmige, jeweils zurückspringende Terrassenstufen (die unterste hat eine Seitenlänge von 150 m) erreicht man die obere Plattform. Sie trägt einen glockenförmig geschwungenen Stupa, den auf den Rundterrassen kleinere Hohlstupas ringförmig umgeben. Wahrscheinlich stellen diese Aufbauten eine Verlegenheitslösung dar. Der Unterbau sollte wohl einen gewaltig aufragenden Riesentempel tragen, für den sich das Fundament als zu

schwach erwies. Die geradlinige Treppenföhrung zum Anstieg erinnert an Bauten in Kashmir. Die Wände der Terrassen sind mit Reliefs überzogen, die gleich einem Bilderbuch die Buddhalegende, Geschichten aus seinen früheren Existenzen und andere buddhistische Themen vor dem Betrachter ausbreiten. Eine unerhörte Kunst volkstümlichen Fabulierens vereinigt sich mit der Grazie und Weichheit geschulten künstlerischen Ausdrucks zu schönstem Akkord. Das unverkennbare Vorbild zu den zahlreichen sitzenden Freifiguren des Buddha ist der fast nackt erscheinende Guptabuddha von Sarnath, doch sind in Java seine Körperformen noch weicher und gerundeter, ohne die majestätische Gelassenheit und Würde der überragenden Persönlichkeit einzubüßen. Wenig später entstehen unter dem Protektorat der mitteljavanischen Dynastie zu Prambanam, wo Buddhismus und Hinduismus nebeneinander leben, hinduistische und mahayanistische Götterfiguren von klassischer Schönheit und Ruhe. Selbst Gebrauchsgegenstände des täglichen Lebens: Lampen, Spiegel, Schwertgriffe, Schmuck, werden mit ungewöhnlichem Geschmack dekoriert. Nach dem 11. Jahrhundert erlischt das große Können, um im Reiche von Majapahit in Ostjava stark gewandelt eine Nachblüte zu erleben. Die indischen Elemente treten nun zurück, und ein malaiisches Kunstgefühl kommt beherrschend zum Durchbruch. In Abkehr von der weichen, rundlichen Behandlung des erzählenden Reliefs der mitteljavanischen Epoche mit ihrer wohlberechneten Licht- und Schattenwirkung zeigen jetzt Betonung des Umrisses und flächenhafte, naturferne, rein dekorative Darstellungsweise ein neues Kunstideal. Ornament und Wolkenwerk, das mit der Handlung nur lose in Zusammenhang steht, überdeckt die Flächen. Selbst die menschliche Gestalt ist diesem Stilempfinden unterworfen. Seltsame, lang- und spitzgliedrige Wesen entstehen, die Vorläufer der merkwürdig starren Wayang- oder Schattenspielfiguren der jüngsten Vergangenheit, so daß der Stil von Majapahit auch geradezu als Wayang-Stil bezeichnet worden ist.

Mit dem Einbruch des Islam und der fortschreitenden Europäisierung scheint die indische Kulturtradition für den oberflächlichen Betrachter in Indonesien ausgelöscht zu sein. Manches davon lebt jedoch in Mythen und Volksbräuchen, im Theater, Tanz und Hofzeremoniell der einheimischen Fürsten fort. Vereinzelt sind sogar wie im Schattenspieltheater Kunstformen erhalten, die in Vorderindien selbst nahezu verlorengegangen.

Ludwig Alsdorf

INDIEN VON DER MOHAMMEDANISCHEN EROBERUNG BIS ZUR GEGENWART

2. DAVANAGAR 1931

Der Islam gelangte in Indien durch Araber, die im Jahre 630 n. Chr. von Mekka nach Syrien auszogen. Die Araber, welche von Mekka nach Syrien auszogen, waren in der Regel Muslime, die sich dem Islam angeschlossen hatten. Sie brachten den Islam nach Syrien, wo er sich bald ausbreitete. Von Syrien aus gelangte der Islam nach Persien, wo er sich ebenfalls ausbreitete. Von Persien aus gelangte der Islam nach Indien, wo er sich ebenfalls ausbreitete. Der Islam gelangte nach Indien durch Araber, die im Jahre 630 n. Chr. von Mekka nach Syrien auszogen. Die Araber, welche von Mekka nach Syrien auszogen, waren in der Regel Muslime, die sich dem Islam angeschlossen hatten. Sie brachten den Islam nach Syrien, wo er sich bald ausbreitete. Von Syrien aus gelangte der Islam nach Persien, wo er sich ebenfalls ausbreitete. Von Persien aus gelangte der Islam nach Indien, wo er sich ebenfalls ausbreitete.

Der Islam gelangte nach Indien durch Araber, die im Jahre 630 n. Chr. von Mekka nach Syrien auszogen. Die Araber, welche von Mekka nach Syrien auszogen, waren in der Regel Muslime, die sich dem Islam angeschlossen hatten. Sie brachten den Islam nach Syrien, wo er sich bald ausbreitete. Von Syrien aus gelangte der Islam nach Persien, wo er sich ebenfalls ausbreitete. Von Persien aus gelangte der Islam nach Indien, wo er sich ebenfalls ausbreitete. Der Islam gelangte nach Indien durch Araber, die im Jahre 630 n. Chr. von Mekka nach Syrien auszogen. Die Araber, welche von Mekka nach Syrien auszogen, waren in der Regel Muslime, die sich dem Islam angeschlossen hatten. Sie brachten den Islam nach Syrien, wo er sich bald ausbreitete. Von Syrien aus gelangte der Islam nach Persien, wo er sich ebenfalls ausbreitete. Von Persien aus gelangte der Islam nach Indien, wo er sich ebenfalls ausbreitete.

Der Islam gelangte nach Indien durch Araber, die im Jahre 630 n. Chr. von Mekka nach Syrien auszogen. Die Araber, welche von Mekka nach Syrien auszogen, waren in der Regel Muslime, die sich dem Islam angeschlossen hatten. Sie brachten den Islam nach Syrien, wo er sich bald ausbreitete. Von Syrien aus gelangte der Islam nach Persien, wo er sich ebenfalls ausbreitete. Von Persien aus gelangte der Islam nach Indien, wo er sich ebenfalls ausbreitete. Der Islam gelangte nach Indien durch Araber, die im Jahre 630 n. Chr. von Mekka nach Syrien auszogen. Die Araber, welche von Mekka nach Syrien auszogen, waren in der Regel Muslime, die sich dem Islam angeschlossen hatten. Sie brachten den Islam nach Syrien, wo er sich bald ausbreitete. Von Syrien aus gelangte der Islam nach Persien, wo er sich ebenfalls ausbreitete. Von Persien aus gelangte der Islam nach Indien, wo er sich ebenfalls ausbreitete.

1. Der Islam in Indien

Die Gebirgspässe im Nordwesten Indiens — vor anderen der Khaiber auf dem Wege von Kabul nach Lahore, der Bolan auf dem von Kandahar nach Multan — stehen von vorgeschichtlicher Zeit bis zur Gegenwart unter einem nur selten unterbrochenen oder verminderten Druck andringender Eroberer. Eine starke nordindische Zentralgewalt, eine schlagkräftige Militärmacht am Indus vermag diesen Druck durch entsprechenden Gegendruck aufzuheben; jede Periode politischer Zerrissenheit und militärischer Schwäche in Nordindien führt früher oder später zu neuen Einbrüchen plündernder oder erobernder Heer- und Volkszüge. So ergibt sich das vielfach sich wiederholende Grundschema indischer Geschichte: Invasion aus Nordwesten; Staaten- und Reichsbildung durch die Eroberer; Niedergang und Auflösung ihres Reiches; und seine Zerstörung durch die nächste Invasionswelle.

Über die Gebirge des Nordwestens sahen wir schon im zweiten Jahrtausend v. Chr. — auch sie keineswegs als die ersten — die arischen Eroberer ins Land kommen; auf den gleichen Wegen folgten später Griechen, Iranier und Hunnen. Vom achten nachchristlichen Jahrhundert an sind die Eindringlinge Mohammedaner; und die Zeit von da bis zum Anbruch der englischen Herrschaft steht im Zeichen islamischer Eroberung und mehr oder minder umfassender Beherrschung Indiens durch muslimische Dynastien.

Die Geschichte des Islams zeigt das Bild des Einander-Ablösens der Völker und Volkstümer in der Führung der islamischen Welt. Auf eine erste *arabische* Eroberung und Ausbreitung folgt die Herausbildung der „islamischen Kultur“ unter *iranischer* Führung; arabische Religion und persische Bildung aber werden übernommen von den *Türken*, auf die schon vom 9./10. Jahrhundert ab allmählich die politische und militärische Führung übergeht, und im 13. Jahrhundert brechen wie ein vernichtendes Unwetter die *Mongolen* über ganz Vorderasien herein — um sich ihrerseits alsbald zu islamisieren und zu türkisieren, so daß unter dem späteren „Mongolen“- oder „Mogul“-Namen zum allergrößten Teil wieder Türken sich verbergen.

Schon die arabische Flut ist bis ans Gestade Indiens geschlagen und hat wenigstens einen kleinen Zipfel des Landes überspült. 711 bis 713 eroberten die Araber Sind und das untere Panjab, die fortan unter ihrer Herrschaft blieben (vgl. S. 111) und aus denen beim Niedergang des Abbasiden-Kalifats die zwei arabischen Fürstentümer Mansura und Multan wurden. Aber diese islamischen Außenposten hatten für die islamische Welt wenig, für Gesamt-Indien so gut wie nichts zu bedeuten. Kraft und Trieb zu weiterer Ausdehnung der Eroberung fehlten der schwachen muslimischen Oberschicht, und so sehen wir sie nach innen ziemlich duldsam gegen ihre Hindu-Untertanen, nach außen meist friedlich zusammenlebend mit den indischen Nachbarstaaten — zwei indische Kleinstaaten unter vielen anderen.

Die mohammedanische Eroberung Indiens ist das Werk der Türken und neben der Aufrichtung des Osmanischen Reiches deren bedeutendster Beitrag zur Islamgeschichte überhaupt. Türken waren die meisten der großen Eroberer, türkischen Geblüts war die Mehrzahl der islamischen Dynastien Indiens, vorab die weitaus bedeutendste, die der Großmoguls. Trotzdem darf man sich die indischen Muslime nicht einfach als Türken vorstellen. Daß die Kultur- und Literatursprache, die sie mit nach Indien brachten, die persische war, ergibt sich aus dem schon oben Gesagten. Es war aber überhaupt Indien während der ganzen Jahrhunderte mohammedanischer Vorherrschaft eines, und zwar das größte, der vielen Länder der islamischen Welt, mit denen allen es in lebendigem Austausch stand. Die Verbindung mit dem Vorden Orient und Zentralasien über die Nordwestpässe wie über See riß niemals ab, ja der dauernde Nachschub frischer, noch nicht tropenschlaffer Kräfte dorthin war namentlich für die südlichen muslimischen Reiche Indiens Lebensbedingung. Der Strom der Mekkapilger floß (über die Häfen der Westküste) von Indien so gut wie von Afrika, der Türkei oder Spanien, und die Höfe der indischen Sultane zogen Dichter, Gelehrte und Kaufleute, Söldner und Glücksritter aus allen islamischen Ländern an sich. So spielen nicht nur Afghanen, Perser und Araber ihre bedeutende und zuweilen führende Rolle. Unmittelbar südlich von Bombay finden wir eine abessinische Lokaldynastie, abessinische Siedler bilden im Dekkhan eine beachtliche politische Gruppe, und Bengalen hat im 15. Jahrhundert ein durch afrikanische Prätorianergarden hervorgerufenes Negerproblem zu lösen. Endlich und vor allem aber ist des starken und ständig wachsenden Stromes indischen Blutes zu gedenken, der durch Bekehrungen — sei es erzwungene, aufrichtige oder politische —

und Mischehen in den Körper des indischen Islams eindrang. Der erste unabhängige Sultan von Gujarat war ein übergetretener Rajpute; brahmanische Konvertiten wurden unter klangvollen arabischen Namen muslimische Minister, und — um ein Beispiel für viele zu nennen — der Mogulkaiser Shahjahân war dank der von seinem Großvater Akbar begründeten Übung politischer Heiraten mit Rajputenprinzessinnen blutsmäßig Dreiviertel-Rajpute!

Nach einem raschen Siegeszug durch Nordindien zu Anfang des 13. Jahrhunderts gelingt den türkischen Sultanen von Delhi die Eroberung eines Großreiches, das für wenige Jahrzehnte fast ganz Indien umfaßt, dann aber in muslimische Teilstaaten zerfällt, weite Gebiete auch wieder an den Hinduismus verliert und in seinem nordindischen Kerngebiet durch die Mongoleninvasion von 1398 den Todesstoß erhält. Hatte es sich bei dieser Invasion nur um einen Chaos und Zerstörung hinterlassenden Raubzug gehandelt, so beginnt etwas über 100 Jahre später die „mogulische“, also tatsächlich neue türkische Eroberung, die nach anfänglichem Rückschlag zur Aufrichtung des Reiches der Großmoguls führt. Unter ihm erlebt Indien eine der glänzendsten Zeiten seiner Geschichte. Aber in dem Augenblick, wo es um die Wende des 17./18. Jahrhunderts die gewaltige Aufgabe der Eroberung des gesamten Subkontinents gelöst zu haben scheint, ist das Reich tatsächlich schon in unaufhaltsamem Verfall begriffen, den wiederum persische und afghanische Invasionen aus dem Nordwesten vollenden: das 18. Jahrhundert wird die Zeit der „großen Anarchie“.

Zweimal hat sich so in ungefähr gleich langen Zeiträumen das oben angedeutete Geschichtsschema wiederholt; nun kommt es zum ersten Male anders. Von den beiden Mächten, die, als Nutznießer seines Zerfalls, auf den Trümmern des gestürzten Mogulreiches um die Herrschaft über Indien ringen, ist die eine eine Hindumacht aus dem Süden, die andere ein Fremdvolk, das zum ersten Male nicht über die Nordwestpässe gekommen ist, sondern über See: *M a r a t h e n* und *E n g l ä n d e r* sind die beiden Anwärter auf die Erbschaft der Moguls. Die englische Unterwerfung der Marathenstaaten im Jahre 1818 entscheidet endgültig, daß die islamische Vorherrschaft in Indien von einer englischen, nicht einer marathischen abgelöst wird.

2. *M a h m ü d v o n G h a z n i*. Das Sultanat von Delhi

Die Reihe der türkischen Eroberer Indiens wird eröffnet von einem der glänzendsten Herrscher des Islams, dem Sultan Mahmüd von Ghazni, der in den drei Jahrzehnten seiner Herrschaft (999—1030)

sein afghanisches Fürstentum zu einem von Iran bis Indien reichen Großreich erweiterte. Von Indien her und mit den Augen des Hindus betrachtet wird das Bild des siegreichen Eroberers, des fürstlichen Bauherrn und berühmten Mäzens der persischen Literatur freilich stark verdunkelt durch das des rücksichtslosen Plünderers und Zerstörers, der auf nicht weniger als siebzehn indischen Feldzügen Verheerung und Verwüstung bis über den Ganges hinaus und bis zur Küste Kathiawars getragen, unermessliche Schätze und Scharen versklavter Einwohner dem Lande entführt und unersetzliche Denkmäler seiner Vergangenheit vernichtet hat. Man braucht die Ehrlichkeit des echt türkischen Glaubenseifers, mit dem Mahmud die hinduistischen Götzendiener bekriegte und ihre Tempel und Idole in den Staub warf, nicht anzuzweifeln; aber ebenso sicher ist, daß damals wie später gerade in Indien für jeden Muslim Frömmigkeit und Habgier allzu leicht zu unheiligem Bunde sich finden mußten. Seit ältester Zeit hat Indien dem Abendland Luxuswaren und Gewürze geliefert, zu deren Bezahlung ein beständiger Strom von Edelmetall ins Land geflossen ist — um scheinbar spurlos zu versickern, jedenfalls nicht die zu erwartende befruchtende Wirkung auf Indiens Wirtschaft und die elende Lebenshaltung der breiten Massen auszuüben. Die Erklärung liegt in der unausrottbaren indischen Gewohnheit der Hortung des Edelmetalls, sei es als Frauenschmuck, sei es in privaten, in häufigen Kriegszeiten oft vergessenen Horten, noch mehr natürlich in fürstlichen Schatzkammern. Vor allem aber konnten die großen Tempel als Hochburgen einer in Indien alles beherrschenden Religion, dazu durch ihre Heiligkeit vor Plünderung in Kriegen zwischen Hindus geschützt, im Laufe der Jahrhunderte wirklich unerhörte Schätze aufspeichern. Kein Wunder, daß etwa ein Heiligtum wie der Sonnentempel von Sömnâth in Kathiawar, das Ziel von Mahmuds berühmtester Expedition im Jahre 1024, daß ebenso später immer wieder die großen Tempel namentlich des Südens dem ersten fremdgläubigen Plünderer geradezu phantastische Mengen von Silber, Gold und Juwelen in den Schoß warfen.

Ebenso wie zweihundert Jahre später die verblüffende Schnelligkeit der muslimischen Eroberung wären schon Mahmuds Feldzüge — ohne gesicherte Verbindungslinien viele Hunderte von Kilometern in Feindesland hinein — trotz aller seiner Feldherrntüchtigkeit kaum denkbar gewesen beim Bestehen einer schlagkräftigen Zentralgewalt in Nordindien, wo sich vielmehr schon seit mehreren hundert Jahren fast ein Dutzend Hindu-Dynastien ständig gegenseitig befehdeten. Selbst wenn sie sich gegen den gemeinsamen Landesfeind vorüber-

gehend einmal zusammenfanden, so genügte meist eine Niederlage, solche Konföderation wieder zu zerstreuen. Bei dem auch in späteren Jahrhunderten immer wieder zu beobachtenden Phänomen aber des Sieges geradezu winziger Eroberer-Heere über die ungefügen (und uneinheitlichen) Massen indischer Armeen spielt wohl auch physische Überlegenheit abgehärteter Krieger aus rauherem Klima ihre Rolle — ebenso übrigens wie religiöser Fanatismus und Wildheit der Eroberer und deren Bewußtsein, daß sie von der fernen Heimat abgeschnitten nur zu wählen hatten zwischen reichste Beute bringendem Sieg und sicherer Vernichtung; vor allem aber entsprach die indische Taktik zwar durchaus den prächtigen Theorien der alten Lehrbücher der Kriegskunst, aber den vernichtenden Reiterangriffen der Eindringlinge lernten die Hindus nichts Gleichwertiges entgegenzusetzen. Ihnen gegenüber versagten meist gerade auch die Elefanten, der Stolz jedes indischen Fürsten. Der Kampftüchtigkeit und dem Mut seiner so oft in Bausch und Bogen als weichlich und unkriegerisch verschrieenen hinduistischen Gegner aber stellt gerade Mahmud von Ghazni das beste Zeugnis aus durch die Verwendung eines Hindu-Korps in seinen außerindischen Kriegen.

Militärisch gewaltige Leistungen, hatten im übrigen seine indischen Unternehmen politisch ein verhältnismäßig bescheidenes Ergebnis: den schon von seinem Vater Sabuktigin den Hindus entrissenen Gebieten von Kabul und Peshawar fügte er erst 1022 lediglich das Panjab hinzu. 140 Jahre später sollte dieses indische Anhängsel seines Reiches als dessen einziger Rest seinen von den Turkmenen aus Ghazni vertriebenen Nachkommen die letzte Zuflucht bieten.

Nach Sind war somit als zweite Randprovinz Indiens das Panjab unter muslimische Herrschaft getreten; aber noch einmal kam damit die Flut zum Stehen; nochmals fast 200 Jahre lang konnten die kriegerischen Rajputenfürsten Nordindiens fast ungestört durch weitere muslimische Ausdehnungsversuche ihre Fehden ausfechten.

Zu den Vasallen Mahmuds hatte auch die kleine Lokaldynastie des afghanischen Berglandes von Ghor gehört. Im Laufe der Zeit zu immer größerer Macht emporgestiegen, war sie dazu bestimmt, dem Ghaznawidenreich den Todesstoß zu versetzen und den Anstoß für die endgültige Eroberung Indiens zu geben. Muhammed von Ghor, nominell Vizekönig seines Bruders in dem von diesem 1173 den Turkmenen entrissenen Ghazni, brach 1175 zu seinem ersten indischen Feldzug gegen Multan auf. 1186 führte er den letzten Ghaznawiden gefangen aus Lahore weg. 1192 erstritt er die Entscheidung über das Schicksal Indiens dort, wo sie so oft gefallen ist

und die Natur selbst den Platz dafür bestimmt hat. Wo die Ausläufer der mittelindischen Gebirge dem Himalaya am nächsten kommen, vermittelt die „Pforte von Delhi“, die flache Wasserscheide zwischen Indus und Ganges, den Eintritt nach Hindostan, dem Kernland und dem politischen Schwerpunkt Nord- und damit Gesamtindiens. Hierhin verlegt, wie wir oben sahen (S. 24, 41), schon das Heldenepos Indiens in grauer Vorzeit die achtzehntägige Schlacht, die seinen Höhepunkt bildet. Hier liegt nördlich Delhis die Stadt Panipat, bei der wir drei große Entscheidungsschlachten sich werden abspielen sehen; und 50 Kilometer nördlich Panipat, bei Taraori, wurde Muhammed 1191 von einer Hindu-Konföderation geschlagen, kehrte aber im folgenden Jahre zurück und vernichtete an der gleichen Stelle die Gegner, die so töricht gewesen waren, ihn nach ihrem Siege nicht zu verfolgen. Der Führer der Hindus, der Chauhan-König Prithvirāj von Ajmir und Delhi, fiel zusammen mit seinem Barden Chand Bardai, der seine Taten im größten Epos der Hindi-Sprache, dem Prithvirāj Rāsau, besungen hatte.

Die zweite Schlacht von Taraori öffnete dem Sieger Nordindien. Delhi selbst fiel schon 1193, und im gleichen Jahre noch eroberte der türkische General Ikhtiyār-ud-Dīn die Landschaft Bihar, eine der letzten Hochburgen des durch die von Südindien ausgegangene brahmanische Gegenreformation bereits größtenteils aus Indien verdrängten Buddhismus. Die rauchenden Trümmer der großen Klosteruniversität Odantapurī, das Blutbad unter ihren Mönchen, die Vernichtung ihrer kostbaren Bibliothek setzten den Schlußstrich unter die Geschichte des Buddhismus in der Heimat seines Stifters. 1202 stieß Ikhtiyār-ud-Dīn weiter nach Bengalen vor. Mit achtzehn Mann ritt er in die Hauptstadt Nadiya ein und besetzte den Palast; der alte König Lakshmana Sena, der beim Essen saß, rettete sich durch eine Hintertür in ein Boot. Bengalen, schon damals die reichste, aber unkriegerischste Provinz Indiens, ist seitdem bis zur britischen Eroberung unter Muslim-Herrschaft geblieben; aber nur die stärksten Herrscher auf dem Thron von Delhi vermochten es unter ihrer Botmäßigkeit zu halten; seine Hauptstadt verdiente sich schon früh den Spottnamen „Rebellionsstadt“.

Muhammed war bald nach der Schlacht von Taraori nach Ghazni zurückgekehrt und hatte seinen türkischen Leibsklaven Kutb-ud-Dīn Aibak als Vizekönig der indischen Eroberungen zurückgelassen. Dieser machte Delhi zu seinem Regierungssitz, erklärte sich nach Muhammeds Ermordung im Jahre 1206 für unabhängig und begründete so die erste Dynastie Delhier Sultane, die „Sklaven-Dyna-

stie“ — in Name und Sache ein Gegenstück der „Mamluken“-Sultane Ägyptens. Aus Kriegsgefangenschaft herrührendes Leibsklaventum war ein gewöhnlicher Weg der Türken zu ihren Führerstellungen in der Islamwelt; war doch auch Mahmud von Ghaznis Vater Sabuktigin ein türkischer Sklave gewesen.

Das Sultanat von Delhi war wie alle späteren muslimischen Reiche Indiens ein despotisch regierter Feudalstaat. Aus den eroberten Gebieten wurden für den islamischen Militäradel Lehen herausgeschnitten, von deren Einkünften er zu leben und Truppenkontingente zu stellen hatte: noch das Mogulreich kennt theoretisch überhaupt keine Zivilbeamten, sondern stuft sie alle als Kommandeure von soundso vielen Reitern ein. Die unvermeidliche Folge dieses Lehenssystems war eine endlos monotone, auch unter den stärksten Herrschern nie ganz abreißende Kette von Empörungen und Aufständen; der mehrfach gemachte Versuch, alle Lehen als Kronland einzuziehen und durch Gehälter aus der Staatskasse zu ersetzen, scheiterte jedoch stets. Lehen und Kronland umfaßten bei weitem nicht das ganze Staatsgebiet. In weitestem Umfange begnügte man sich mit Tributzahlung und Anerkennung der muslimischen Oberhoheit durch die bisherigen Hindu-Machthaber — ein Verhältnis, das von faktischer Unabhängigkeit oft nur wenig verschieden war und bei der geringsten Schwächung der Zentralgewalt in sie zurückzufallen drohte. Aber auch in den eigentlich muslimischen Gebieten blieb, vor allem in den ersten Zeiten, die untere Verwaltung — das hieß wesentlich oder fast ausschließlich die Eintreibung der Grundsteuer als der nahezu einzigen Staatseinnahmen — in den alten hinduistischen Händen; fehlten doch der dünnen muslimischen Herrschicht einfach die Kräfte dafür. Häufigen und schweren Belastungen wurde die Festigkeit des Staatsgefüges ausgesetzt durch das Fehlen einer festen Regelung der Erbfolge, das eine unbestrittene, reibungslose Nachfolge eher zur Ausnahme als zur Regel machte. Einmal von den Großen ausgerufen und anerkannt, war freilich der Herrscher in seiner Willkür — soweit er sich Gehorsam verschaffen konnte — an kein Herkommen, Gesetz und Recht, auch nicht das kanonische des Islams, gebunden; und gerade Indien hat die Möglichkeiten, die eine orientalische Despotie in der Person des Despoten bietet, in allen Extremen vom milden Herrscher bis zum blutrünstigen Wüterich, vom tugendstrengen Fanatiker bis zum lasterhaften Wüstling, vom absoluten Selbstherrscher bis zur Puppe in der Hand eines Ministers, erschöpfend durchgekostet — schon die an blutigen Greueln und barbarischen Grausamkeiten reichen Annalen

des Delhi-Sultanats bieten Beispiele für jeden der eben genannten Typen.

Aibaks Nachfolger wurde sein Leibsklave und Schwiegersohn Iltutmish (1211—1236), wohl der bedeutendste der Sklavenkönige. Er hatte das von Rebellion und Bürgerkrieg zerrissene Reich noch einmal zu erobern. In siebzehnjährigem Ringen vollbrachte er nicht nur dies, sondern gewann Sind bis zum Meere und einen Teil von Malwa hinzu. Aber schon unter ihm zog im Nordwesten die Gefahr auf, die für die nächsten 180 Jahre die stete Sorge der Delhi-Sultane bilden sollte: 1220 erschien Chingis-Khan mit seinen Mongolen am Indus. Sein freiwilliger Abzug rettete Indien vor einer kaum vorstellbaren Katastrophe. Aber nicht weniger als elfmal brachen die Mongolen später in Indien ein; das Maß ihres jeweiligen Erfolges war ein Gradmesser für die Stärke des Sultanats. Aber wenn sie auch z. B. 1241 Lahore zerstörten, 1292 vor Delhi standen und es 1303, als der Sultan auf einem Feldzug in Rajputana weilte, sogar belagerten, so kam es doch zu einer Katastrophe erst, als der Einfall Timurs im Jahre 1398 auf ein im Zustand des äußersten Zerfalls befindliches Reich stieß.

Als Iltutmishs Geschlecht, aus dem sogar eine Frau, seine Tochter Raziyya (1236—1240) regiert hatte, mit seinem Sohne Nāsir-ud-Din (1246—1266) erlosch, bestieg der langjährige Reichsmarschall Balban den Thron (1266—1287). Er war einer jener türkischen Sklaven Iltutmishs, die sich zu dem Bunde der „Vierzig“ zusammengetan und während der letzten Jahrzehnte in Delhi die Könige gemacht hatten, ohne aber bis dahin einem der Ihren die höchste Macht zu gönnen: mit gutem Grunde, denn Balban räumte, sobald er auf dem Throne saß, sofort gründlich mit ihnen auf. Er war ein Mann von düsterer Strenge, aber seine fürchterliche Grausamkeit bei der Unterdrückung von Revolten hielt das Reich zusammen, an dessen weiterer Ausdehnung ihn die Rücksicht auf die ständige mongolische Drohung hinderte.

Sein Enkel und Nachfolger Kaikobād versank, aus der überstrenge Zucht des Großvaters plötzlich in die Freiheit des Thrones gelangt, in niedrigen Ausschweifungen und wurde 1290 ermordet. Mit seinem Nachfolger Jalāl-ud-Din Firōz Shah bestieg, nicht ohne anfänglichen Widerstand der „echten“ Türken, den Thron ein Angehöriger des von ihnen nicht für voll angesehenen Stammes der Khaljis, nach dem seine Dynastie die der Khaljis genannt wird. Was andere Sultane durch übermäßige Strenge, das fehlte er durch eine in sträfliche Schwäche ausartende Milde. Solchem Charakter ent-

sprach sein liebevolles, unerschütterliches Vertrauen zu seinem Neffen und Schwiegersohn Alā-ud-Din, der insgeheim ehrgeizige Pläne spann. Die Mittel zu ihrer Durchführung verschaffte ihm ein eigenmächtiger Raubzug in den noch von keinem Muslim gebrandschatzten Dekkhan. Ala-ud-Dins Zug nach Deogir (heute Daulatabād, 230 km nordnordöstlich von Bombay), der Hauptstadt des die Westhälfte des Dekkhans beherrschenden Yādavareiches — mit 8000 Reitern sechzig Tagereisen weit durch unbekanntes Feindesland — ist eins der verwegensten Unternehmen der Kriegsgeschichte. Vom Glück begünstigt, erzwang der tollkühne Räuber die Abtretung einer Provinz und führte eine phantastische Beute heim. Taub gegen alle Warnungen zog ihm sein Oheim entgegen und wurde, als er ihn liebevoll begrüßen wollte, niedergehauen. Bei jedem Halt von einem vor seinem Zelt aufgestellten Katapult Gold und Silber unter das Volk schießend, marschierte Ala-ud-Din nach Delhi und bestieg am 3. Oktober 1296 den Thron.

Der ruchlose Mord, durch den er ihn gewann, die Brutalität, Skrupellosigkeit und Lasterhaftigkeit, die er mit so vielen der Sultane teilt, können nicht daran hindern, in ihm einen der größten Herrscher von Delhi zu sehen — den, der die kaum fünfzigjährige Periode imperialer Größe des Sultanats heraufgeführt hat. Er eroberte die bisher von den muslimischen Waffen nur gestreiften Hindureiche von Malwa und Gujarat und bezwang die beiden Schlüsselfestungen von Rajputana, Ranthambhōr und das legendenumrankte Chitōr, dessen Besatzung den vom Kodex rajputischer Ritterethre in auswegloser Lage vorgeschriebenen Ritus des Jauhar vollzog: Verbrennung der Frauen, während die Männer den Tod im Kampfe suchen. Der Yādavakönig wurde endgültig Vasall von Delhi, und in mehreren Zügen trug der in Gujarat gekaufte Eunuchensklave, Geliebte und endlich Reichsverweser Ala-ud-Dins, Malik Kafūr, das Banner des Islams bis zur Südspitze Indiens. Die Beute aus dem Königreich Telingana in der Osthälfte des Dekkhans, dem Hoysala-Reich im heutigen Maisur, den Tamilreichen der Pāndyas und Kēralas im äußersten Süden überstieg noch weit die Ala-ud-Dins aus Deogir.

Drastisch, aber unleugbar gründlich waren die Maßnahmen, mit denen der Sultan das Übel der ewigen Rebellionen auszurotten meinte: Ersetzung des Lehenessystems durch Gehälter aus der Staatskasse, Unterbindung von gesellschaftlichem Verkehr und Heiraten zwischen den Adelsfamilien, ein völliges, notgedrungen aber wieder gelockertes Alkoholverbot und vor allem eine Besteuerung der Hindus, die ihre Herabdrückung auf das absolute Existenzminimum garan-

tierte, bildeten den Inhalt durch ein ausgedehntes Spitzelsystem in der Durchführung überwachter Verordnungen, die ihren Schöpfer nicht überlebten. Das gleiche Schicksal hatte eine höchst modern anmutende wirtschaftliche Maßnahme. Der Sultan erkannte ganz richtig, daß der gerade zu seiner Zeit sehr akuten Mongolengefahr (von 1297 bis 1308 fanden sechs Invasionen statt!) nur durch ein großes stehendes Heer zu begegnen sei, das er aber nur unterhalten könne, wenn niedrige Lebenshaltungskosten niedrige Bezahlung der Soldaten ermöglichten. Er beschloß daher, das durch das Einströmen des dekkhanischen Goldes gestiegene Preisniveau zu senken. Er setzte eine trefflich berechnete Preisliste für die wichtigsten Verbrauchsgüter fest, und durch staatliche Wirtschaftslenkung, verbunden mit dem rücksichtslosen Einsatz seiner unbeschränkten Machtmittel, brachte er es zum Staunen der Zeitgenossen fertig, die von ihm bestimmten Preise unabhängig von jeder Konjunktur stabil zu halten und das Gesetz von Angebot und Nachfrage vorübergehend außer Kraft zu setzen.

Sein unerträglich strenges Regiment hatte ähnlich wie das Balbans nach seinem Tode (1316) einen Ausbruch allgemeiner Zügellosigkeit zur Folge; und sein Sohn Mubarak, der nach fünfwöchiger, mit dessen Ermordung endender Regentschaft Malik Kafurs jetzt den Thron bestieg, hatte in verstärktem Maße die Laster des Vaters, aber ohne dessen guten Eigenschaften, geerbt. Er machte seinen Hof zum Schauplatz schmutziger Widerlichkeiten und ging ganz in Vergnügen und Ausschweifungen auf. Er stand völlig unter dem Einfluß eines formell zum Islam übergetretenen Paria, den er unter dem Titel Khusrau Khan zum Kanzler machte und der seinen Herrn und Liebhaber nach vierjähriger Regierung ermordete, um sich selbst des Thrones zu bemächtigen. Der Feldherr Ghāzi Malik, der nach knapp fünf Monaten dem skandalösen, an der Schändung islamischer Heiligtümer sein besonderes Vergnügen findenden Treiben des Paria und seiner Spießgesellen ein Ende machte, fand, daß kein männlicher Nachkomme Ala-ud-Dins am Leben gelassen worden war. So bestieg er, Sohn eines türkischen Sklaven Balbans und einer Inderin, den Thron als Ghīyās-ud-Din Tughluk Shah (1321).

Er kam gerade noch zu rechter Zeit, um mit starker Hand wieder Ordnung zu schaffen und durch ein vernünftiges, tatkräftiges Regiment das Reich vor dem bereits drohenden Verfall zu retten; aber nach noch nicht ganz fünf Jahren wurde, wie einst Firoz von seinem Neffen, so er von seinem Sohne Jūna Khan — der das aufsässige Telingana zurückerobert und aus einem Vasallenstaat in eine Provinz

verwandelt hatte — heimtückisch ermordet. 1325 bestieg Juna Khan als Sultan Muhammed ibn Tughluk den Thron.

Das in 24 Provinzen eingeteilte Reich, über das er während der ersten Jahre seiner Regierung gebot, umfaßte mit Ausnahme einiger Randgebiete — Kashmirs, Orissas, eines Teiles von Kathiawar und der äußersten Südspitze — praktisch ganz Indien; und man muß schon anderthalb Jahrtausende bis zum Reich der Mauryas zurückgehen, um einen annähernd gleich großen Teil des Subkontinents in einer Hand zusammengefaßt zu finden. Ob freilich aus dem schnell und grob zusammengefügtten Gebilde ein wirklicher, lebenskräftiger Organismus, ob aus der vielfach noch losen Oberaufsicht von Delhi ein dauerhaftes, wirksames Herrschaftsverhältnis werden würde, das mußte von einer ganzen Reihe von Faktoren abhängen — in einem Staat dieses Typus nicht zuletzt auch von der persönlichen Qualität der nächsten Sultane —, vor allem aber mußte dafür von höchster Bedeutung sein die Art, wie sich der Islam in das Leben Indiens einfügte, das Verhältnis, das er zum Hinduismus und den unterworfenen Hindus fand, der Anteil, den er am Kultur- und Geistesleben Indiens gewann.

3. Hindus und Mohammedaner

Alle Eroberer, die vor den Muslimen kamen — in gewissem Sinne gilt das auch schon von den Ariern —, wurden von Indien aufgesogen, gingen rassisch wie kulturell und religiös im Indertum auf. Sie wurden Inder und Hindus. Die nach den Muslimen gekommenen Engländer blieben bewußt Fremde in einem Lande, das sie, wie man in Indien gern sagte, nur „als Zugvögel“ besuchten; sie wurden weder Inder noch Hindus. Es war die Tragik der indischen Mohammedaner, daß sie zwar Inder, aber nicht Hindus werden konnten. Auch ihnen wurde Indien Heimat und Vaterland; auch sie gingen rassisch bald weitgehend im Indertum auf: von den heutigen 95 Millionen indischer Mohammedaner dürfte nur ein sehr kleiner Teil sich reinerer arabischer, persischer oder türkischer Abkunft rühmen können, während die allermeisten einfach Nachkommen bekehrter Hindus sind. Unmöglich aber war sowohl ein Aufgehen des Hinduismus im Islam, als auch ein Aufgehen des Islams im Hinduismus. Während man vom Vorderen Orient sagen kann, er habe nur auf den Islam gewartet, um das Christentum mit dieser ihm gemäßeren Religion zu vertauschen,

war und ist dagegen der Hinduismus so eminent bodenständiger, einmaliger und vollkommener Ausdruck indischen Wesens, stellte er außerdem durch das feste Gefüge seiner Kastenordnung ein so außerordentlich widerstandsfähiges soziales Gebilde dar, daß an eine Islamisierung von mehr als einer Minderheit der wimmelnden Millionen Indiens nie zu denken war. Fast noch unmöglicher aber war eine Hinduisierung der Muslime. Nicht nur kamen sie als Träger einer ausgesprochen aggressiven Religion, deren bisheriger Siegeszug durch den ganzen Orient ihnen ein starkes Überlegenheitsgefühl über alle Ungläubigen gab; nicht nur lag eine besondere Stärke dieser Religion in der Einfachheit und Bestimmtheit ihrer in einer konkreten Urkunde — dem Koran — verankerten Lehren; sondern es stand auch gerade der Islam mit seiner besonders nachdrücklichen Betonung des Monotheismus und seiner strengen Bilderfeindschaft zu dem schrankenlos polytheistischen, schwelgend bilderfreudigen Hinduismus in schier unüberbrückbarem Gegensatz.

Der Islam unterscheidet in eroberten Gebieten die „Leute des Buches“, d. h. die im Besitz einer Offenbarungsschrift befindlichen Bekenner der beiden dem Propheten bekannten monotheistischen Religionen, des Christentums und Judentums, von den eigentlichen Ungläubigen. Den Buchbesitzern kann gegen Zahlung einer Kopfsteuer, der Jizya, Duldung und Ausübung ihres Glaubens zugestanden werden; der Ungläubige hat nach der strengen Lehre zu wählen zwischen „Tod oder Islam“. In Indien war dieser Grundsatz praktisch einfach undurchführbar. Mochten die bilderübersäten Götzentempel immer wieder auf die Eroberer wie rote Tücher auf den Stier wirken, mochte die Eroberung selbst mit Blutbädern einhergehen und mochten später Empörungen mit unerhörter Grausamkeit niedergeworfen und bestraft werden — die dünne Schicht der Eroberer war auf ihre Hindu-Untertanen einfach angewiesen, wirtschaftlich wie administrativ, ja sogar militärisch. So wurde denn ohne weiteres die „Vergünstigung“ der Jizya auch ihnen gewährt, und es wäre durchaus falsch, sich selbst die Anfänge der muslimischen Herrschaft als eine einzige blutige Hindu-Verfolgung vorzustellen; ja, für die breite Masse namentlich des Landvolkes hatte der Herrschaftswechsel gewiß in vielen Fällen wenig oder gar keine Bedeutung. Das ändert aber nichts daran, daß der Hinduismus und seine Bekenner namentlich von den bigotteren der Sultane nach Kräften unterdrückt und gedemütigt wurden, daß die überwältigende Hindu-Mehrheit in der Regel von der Verwaltung und Regierung ihrer Heimat ausgeschlossen, daß die muslimische Herrschaft die mit dem

Schwert gewonnene und behauptete Fremdherrschaft einer kleinen Minderheit blieb. Wie sehr diese Verhältnisse eine innere Schwächung des ersten Delhi-Reiches bedeuteten, wird uns erst klar werden, wenn wir später erkennen, in welchem Maße die innere Stärke und dauerhaftere Macht des Mogulreiches auf einer grundsätzlich anderen Politik gegenüber den Hindus beruhte.

Bei aller Gegensätzlichkeit machte das enge Zusammenleben der beiden Religionen — von denen ja jede gleichzeitig eine eigene Kultur repräsentierte — vielfältige und starke gegenseitige Beeinflussung selbstverständlich. Und selbst zwei so radikal unvereinbare Religionen wie Hinduismus und Islam weisen Berührungspunkte auf. Solche boten z. B. auf islamischer Seite die pantheistische Sufi-Mystik und die volkstümliche Heiligenverehrung. Beibehaltung mancher hinduistischer Bräuche und Gewohnheiten durch die Bekehrten verliehen dem indischen Islam früh eigene Züge; selbst das Kastenwesen ist keineswegs ohne Einfluß auf ihn geblieben. Von der andern Seite her wurde mit der für den Hindu so kennzeichnenden Neigung zum Universalismus früh der Versuch gemacht, Hinduismus und Islam in einen kastenlosen und idolfreien monotheistischen Kult zu verschmelzen. Der bekannteste Kündler solcher Lehren, der Weber Kabir (1440—1518), singt in einer seiner zahllosen Strophen:

„Hindus und Muslims ist ein Weg gewiesen,
Der wahre Meister lehrt ihn uns erkennen.
Kabir spricht: Hört, ihr Brüder, hört auf diesen,
Ihr mögt ihn Allah oder Rama nennen.“

Heute noch leben Kabirs Verse im Volke, bekennt sich zu ihm die Sekte der Kabirpanthis („Nachfolger Kabirs“). Die geschichtlich bedeutsamste islamisch-hinduistische Mischbildung aber ist die Religion der Sikhs, deren Stifter Nānak (1469—1538) stark von Kabir beeinflußt war, wie denn auch viele Strophen Kabirs in die Heilige Schrift der Sikhs, den Granth („Buch“), aufgenommen sind. Die Geschichte der Sikhs¹⁾ ist in doppelter Hinsicht merkwürdig: einmal dadurch, daß eine friedliche religiöse Sekte sich später zu einem streitbaren Kriegerorden und einer Militärmacht entwickelte, die im 18. und 19. Jahrhundert eine bedeutende politische Rolle spielte; zum andern dadurch, daß gerade diese dem Islam viel verdankende Sekte mit ihm in eine unversöhnliche Feindschaft geriet, die noch

¹⁾ Das Wort bedeutet „Jünger“, nämlich des „Meisters“ (*guru*) Nanak bzw. seiner neun Nachfolger.

bei den auf die Teilung Indiens im Sommer 1947 folgenden Wirren eine wichtige Rolle spielte.

Bei allen Grausamkeiten und Ausschweifungen, deren sie fähig waren, darf man sich die muslimischen Eroberer Indiens selbstverständlich keineswegs als unzivilisierte Barbaren vorstellen. Selbst die abstoßendsten der Sultane waren oft im Besitz feinsten persischer Bildung, und die freigebige Patronisierung von Literatur, Kunst und Wissenschaft ist nun einmal für den Ruhm eines morgenländischen Herrschers kaum minder wichtig als kriegerische Taten. So konnte es denn zeitweilig geradezu scheinen, daß sich das Schwergewicht der persischen Literatur an die Höfe Indiens verlagert habe. Der berühmteste aller persischen Dichter Indiens, Amīr Khosrau, lebte am Hofe Ala-ud-Dīns und nimmt in der persischen Literaturgeschichte einen ehrenvollen Platz ein. Im übrigen ist freilich unter den Erzeugnissen der indo-persischen Hofpoeten nicht allzuviel, von dem eine Geschichte der Weltliteratur Notiz zu nehmen hätte. Daß schon früh einzelne Mohammedaner auch in indischer Sprache dichteten, kann kaum verwundern; in Bengalen verdankt sogar die bengalische Volkssprache toleranten Sultanen wertvolle Förderung gegenüber den für literarische Zwecke am Sanskrit festhaltenden Brahmanen. Im ganzen aber bleibt der gegenseitige Einfluß der beiden Kulturen auf literarischem Gebiet verhältnismäßig gering. So ist es insbesondere tief bedauerlich, daß auf die Hindus das ihnen durch die auch in Indien blühende persische Geschichtsschreibung gegebene Vorbild keine Wirkung ausgeübt hat. So wenig die persischen Geschichts- oder Chronikwerke nach Form, Inhalt und Geist den Vergleich mit griechischen oder römischen aushalten — in dem der Geschichtsschreibung fast völlig entbehrenden Indien bedeutet ihr Erscheinen einen ungeheuren Fortschritt und für den modernen Historiker eine wesentliche Erleichterung seiner Arbeit; freilich darf nie vergessen werden, daß das reichere Bild, das er von jetzt ab zeichnen kann, durch das Fehlen entsprechender hinduistischer Berichterstattung oft in Gefahr ist, einseitig zu werden. Persisch blieb stets die herrschende Kultursprache der muslimischen Höfe, wie es die Sprache der Verwaltung und Justiz ja sogar bis weit in die Zeit der englischen Herrschaft hinein geblieben ist. Und als sich erst gegen Ende der Mogulzeit, gegen Ausgang des 17. Jahrhunderts, eine Dichtung in der inzwischen im kaiserlichen Hoflager (türkisch *ordu*, = deutsch „Horde“) entstandenen indisch-persischen Mischsprache, der Urdu, entwickelt, verharret auch sie ganz in den erstarrten persischen Konventionen, behält ohne Rücksicht auf die

völlig veränderte indische Umgebung die gewohnten persischen Vergleiche, Bilder und Versatzstücke bei und unterscheidet sich, da sie auch der persischen Versmaße sich bedient, von persischer Dichtung eigentlich nur durch ein verhältnismäßig bescheidenes Kontingent indischer Wörter und größtenteils indischen Satzbau.

Was auf literarischem Gebiet weitgehend ausblieb, geschah um so vollkommener in einem andern Bereich der Kunst: die islamische Architektur Indiens zeigt eine ideale Vermählung indischen und muslimischen Geistes, die glücklichste gegenseitige Befruchtung der ebenso wie die Religionen der Anknüpfungspunkte zwar nicht entbehrenden, aber in den wesentlichsten Zügen ausgesprochen gegensätzlichen Baustile. Die indische Komponente ist dabei zeitlich und örtlich sehr verschieden stark: neben Bauwerken, die von hinduistischen kaum zu unterscheiden sind, stehen andere, die von indischem Geist fast unberührt erscheinen. In ihrer Gesamtheit stellen diese Bauten — von denen einige zu den schönsten zählen, die Menschenhand jemals errichtet hat — zweifellos den wertvollsten Beitrag dar, mit dem der Islam den Schatz indischer Kultur bereichert hat. Freilich ist er teuer erkaufte durch die Zerstörung ungezählter unersetzlicher Denkmäler einer großen Vergangenheit: altberühmten Zentren des Hinduismus wie Benares und Mathurā (Muttra) ist auch nicht einer ihrer alten Tempel geblieben, ja in ganz Nordindien gehören alte Tempel von künstlerischer Bedeutung zu den größten Seltenheiten.

Man muß den echten Kunstsinn der Eroberer anerkennen, der ihnen, die die hochentwickelte persische Baukunst mitbrachten, die Vorzüge und Schönheiten der so ganz anderen Baukunst der verhassten Götzendiener mit offenen Augen zu würdigen ermöglichte und sie vom ersten Augenblick an veranlaßte, das hohe indische Können auf diesem Gebiet in ihren Dienst zu stellen. Daß und wie dies geschah, beleuchtet eine bezeichnende technische Einzelheit. Dem Hindu waren Spitzbogen und Kuppel ebenso fremd wie dem Muslim unentbehrlich. Die indischen Werkleute führten beides nach den Plänen der mohammedanischen Architekten aus — aber nicht in echter Gewölbetechnik, sondern mittels der ihnen allein bekannten Überkragung. Erst das (im übrigen unbedeutende) Mausoleum Balbans weist das erste echte Gewölbe auf.

Zeitlich vor ihm liegt die großartige Baugruppe in Alt-Delhi, mit der die muslimische Architektur Indiens wie mit einem vollen Akkorde einsetzt. An die Stelle des Haupttempels der alten Tomār-Hauptstadt baut sofort nach der Eroberung Kutb-ud-Din Aibak die

Moschee, der er den stolzen Namen Kuwwat-ul-Islam, „Die Macht des Islams“, gibt: baut sie, wie eine Inschrift kündigt, aus dem Material von siebenundzwanzig zerstörten Hindutempeln, deren Säulen zu je zweien aufeinandergesetzt werden. Der besondere Ruhm der später von Iltutmish und Ala-ud-Din großzügig erweiterten Anlage — und gleichzeitig ihr einziges wirklich islamisches Bauelement — ist die 1198 nachträglich zugefügte Bogenfassade vor der Gebetshalle. Auf ihren Spitzbogen ziehen sich Spruchbänder, wie sie nur ein muslimischer Kalligraph entwerfen konnte, durch Ornamente, deren lebendige Kraft und blühende Schönheit ebenso eindeutig Hindu-Geist atmet und hinduistische Werkkunst bezeugt; gerade in dem für beide Stile gleich wesentlichen Ornament vermochte Indien den Muslimen besonders viel zu geben. Ebenfalls noch von Aibak begonnen (aber nicht nach ihm benannt), von Iltutmish vollendet ist das berühmte Kutb Minār: zunächst als Minarett der Kuwwat-ul-Islam-Moschee, dann als mohammedanische Siegestsäule gedacht, ist es der vollendetste Turmbau der Welt genannt worden — ein Turmbau freilich, der in Grundgedanke und Durchführung auf die fast hemmungslose Hinduisierung der ersten Zeit eine Reaktion deutlich ankündigt. Die Tughluk-Epoche, nach den Ausschweifungen der Khalji-Zeit ohnehin zu puritanischer Strenge neigend, zeigt den Hindu-Einfluß in der Baukunst auf dem niedrigsten Stande, obschon keineswegs beseitigt. Das bekannteste Denkmal jener Zeit ist das von ihm selbst gebaute Mausoleum des Dynastiegründers Ghiyās-ud-Din Tughluk: kraftvolle Strenge atmend steht es wie eines ihrer Außenwerke vor dem Tor der ebenfalls von ihm gebauten, noch in ihren Trümmern unerhört wuchtigen Feste Tughlukabād, der dritten der „Sieben Städte Delhis“.

4. Die Nachfolgestaaten des Delhi-Sultanats und das Reich von Vijayanagar

Wenn das erste Großreich von Delhi auf der in raschem Anlauf erklommenen Höhe sich halten sollte, so war von allem andern abgesehen eine überragende Herrscherpersönlichkeit unerläßliche Vorbedingung. Statt dessen haben wir in Muhammed ibn Tughluk (1325—1351) gerade die Kraft zu erkennen, die vor anderen Niedergang und Auflösung des Reiches begünstigte. Ungewöhnlich begabt, aber aus Gut und Böse seltsam gemischt und die erstaunlichsten Gegensätze in sich vereinend, bietet er einen dankbaren Gegenstand

für psychologische Studien und bezeugt die oft so nahe Nachbarschaft von Genie und Cäsarenwahn. Mit allseitiger Bildung — als arabischer und persischer Stilist soll er unerreicht gewesen sein —, anscheinend echten wissenschaftlichen Interessen, einem moralisch einwandfreien Privatleben, einer in Bigotterie ausartenden Frömmigkeit, einer launenhaften, gegenüber ausländischen Besuchern jedes vernünftige Maß überschreitenden Freigebigkeit vereinte er ein selbst unter asiatischen Despoten seltenes Maß von Grausamkeit und Tyrannei. Leichen von Hingerichteten waren vor dem Eingang seines Palastes ein ständiger Anblick, und schauernd berichtet der berühmte marokkanische Reisende Ibn Batūta, dessen Bericht eine der besten Quellen über Muhammed ist, wie auf dem Wege zur Audienz sein Pferd vor einem in drei Stücke geschnittenen Manne scheute. Der gleiche Sultan, der einen Empörer nicht nur, wie üblich, lebendig schinden, sondern sein gekochtes Fleisch den Angehörigen vorsetzen ließ und seine mit Stroh ausgestopfte Haut als abschreckende Wanderausstellung durch sein Reich schickte, bemühte sich um die „Anerkennung“ durch den politisch wie persönlich gleich bedeutungslosen titularen Kalifen des Islams, den er aus Ägypten an seinen Hof kommen ließ, mit einer hündischen Demut, die an seinem Verstande zweifeln läßt. Seine maßlosen Projekte, die phantastischen Auswüchse seiner Willkür lieferten den Chronisten dankbaren Stoff. Berühmt ist sein wahrscheinlich durch das Papiergeld Kublai Khans und der persischen Ilkhane angeregter Plan einer Kupfer-Zwangswährung; an sich nicht unbedingt unvernünftig, scheiterte er an der leichten Fälschbarkeit der Münzen, die, wie der Chronist schreibt, das Haus jedes Hindus in eine Münzwerkstatt verwandelte. Nach drei Jahren wurden die Stücke eingezogen und, die echten wie die ununterscheidbaren gefälschten, zum vollen Nennwert in Silber eingelöst, mit kaum berechenbarem Verlust für die Staatskasse. An sich ebenfalls nicht unvernünftig war der Gedanke, den Regierungssitz des bis Südindien ausgedehnten Reiches nach dem zentraler gelegenen, jetzt in Daulatabad umbenannten Deogir zu verlegen. Da aber die hiervon begreiflicherweise nicht begeisterten Einwohner von Delhi der Aufforderung zur Übersiedlung in die neue Hauptstadt nur zögernd nachkamen, wurden sie alle auf einmal mit Gewalt und ohne die nötigen Vorkehrungen auf den tausend Kilometer langen Weg geschickt, der unzähligen das Leben kostete: kein menschliches Wesen durfte in der Stadt zurückbleiben, die sich erst ganz allmählich wieder bevölkerte und deren Bau-Tradition durch die plötzliche Entfernung sämtlicher Künstler und Werkleute einen schweren

Schlag erlitt. In einer wahnsinnigen Expedition in den Himalaya wurde ein Heer von 100 000 Mann bis auf zehn Mann aufgerieben, die nach ihrer Rückkehr hingerichtet wurden. Teilweise als Strafmaßnahme gedachte Steuererhöhungen verwandelten die Bauern des Doäb — der Landschaft zwischen Ganges und Jamna — in Räuberbanden; eine phantastische, völlig undurchführbare Agrarreform richtete unermesslichen Schaden an. Besonders verhängnisvoll wirkte sich das System der Verpachtung der Provinzen an den Meistbietenden aus. Immer wieder fanden sich Unvernünftige oder Leichtsinrige, die durch das Versprechen der Ablieferung einer völlig unmöglichen Steuersumme einen Gouverneurposten an sich brachten. Wenn nicht schon der Versuch, die versprochene Summe einzutreiben, einen Aufstand hervorrief, blieb ihnen, sobald sie die Unmöglichkeit ihres Versprechens einsehen mußten, nur die Wahl zwischen Tod oder Rebellion.

Der Sultan selbst war es, dessen Tyrannei seine Untertanen zur Empörung trieb, und indem er jeder Zunahme der Empörungen durch noch weiter gesteigerte Strenge zu begegnen suchte, wurde in einem *circulus vitiosus* seine Regierung immer mehr zu einem erbitterten Krieg gegen seine Untertanen. Nicht mehr imstande, die in mehreren Teilen des Reiches gleichzeitig entstehenden Brände gleichzeitig zu löschen, mußte er eine Provinz nach der andern aufgeben, und die Auflösung des Reiches vollzog sich fast schlagartig in wenig mehr als einem Jahrzehnt: 1334 macht sich im fernsten Süden der Gouverneur von Madurā selbständig, eine Choleraepidemie in Muhammeds Heer vereitelt seine Wiederunterwerfung; 1339 wird Bengalen unabhängig, 1346 fällt der ganze Dekkhan ab und muß im Stich gelassen werden, um wenigstens Gujarat zu retten. Von dort einem fliehenden Empörer nachsetzend, starb der Sultan im äußersten Westen des Reiches, im fernen Sind.

Der Tod ihres Führers bedrohte die ohnehin gefährdete Armee mit völliger Vernichtung; aber erst nach zwei Tagen gab der Vetter des Sultans, Firōz, dem allgemeinen Drängen nach, übernahm das Kommando und bestieg den leeren Thron, den er bis 1388 innehaben sollte. Es gelang ihm, das Heer sicher nach Delhi zurückzuführen.

Die Amputation Bengalens und des ganzen Südens bedeutete für das Rumpfreich, an dessen Spitze Firoz sich gestellt sah, in gewissem Sinne eine Konsolidierung, die durch die milde, verständige und fürsorgliche Regierung des neuen Sultans kräftig unterstützt wurde. Er war kein militärisches Genie; seine wenigen Feldzüge — zwei nach Bengalen, zwei nach Sind — brachten kaum greifbaren politischen

Gewinn. Um so mehr tat er sich hervor in Werken des Friedens; und wenn er auch als Mann strengster Frömmigkeit von der entsprechenden Unduldsamkeit gegen die Hindus war, so gelang es ihm doch, viele der von seinem Vorgänger dem Lande geschlagenen Wunden zu heilen und es einer neuen Blüte entgegenzuführen. In einem selbstverfaßten Bericht rühmt er sich der Abschaffung der Tortur, und die Liste seiner Städte- und Dorfgründungen, der von ihm gebauten Moscheen und Paläste, Karawanserais und Hospitäler, Brücken, Brunnen und Bewässerungskanäle ist fast endlos lang.

Noch einmal war durch ihn der endgültige Zusammenbruch des Sultanats um fast vier Jahrzehnte hinausgeschoben worden. Aber schon während seiner letzten Regierungsjahre waren seinen altersschwachen Händen die Zügel der Regierung mehr und mehr entglitten, hatte sich der ebenso schnelle wie unaufhaltsame Auflösungsprozeß vorbereitet, der sofort nach seinem Tode mit einem Nachfolgekrieg einsetzte. Indes in Delhi unbedeutende Könige oder Thronkandidaten ehrgeiziger Minister in rascher Folge wechselten, ja schließlich innerhalb der Hauptstadt zwei Sultane sich drei Jahre lang bekämpften und täglich Schlachten lieferten, hörte 1392 der Statthalter von Malwa auf, von der Zentralregierung Notiz zu nehmen und ihr Abgaben zu schicken, gründete 1394 der Eunuche Malik Sarvar das unabhängige sogenannte Ostreich von Jaunpur, nahm 1396 der Gouverneur von Gujarat den Königstitel an, wurden überall Statthalter und Vasallen, auch wenn sie den Gehorsam nicht formell auf sagten, tatsächlich so gut wie unabhängig. Was aus dem Reiche eines Ala-ud-Din und Muhammed geworden, welche Macht ihrem Nachfolger in Delhi noch geblieben war, drückte der Volkswitz treffend in einem persischen Reim aus:

hukm-i-khudāwad-i-ālam

az Dihī tā Pālam

„Die Herrschaft des Herrn der Welt reicht von Delhi bis nach Palam“ — einem fünfzehn Kilometer von Delhi entfernten Städtchen.

Diese Gelegenheit war zu günstig, als daß sie eine der schrecklichsten Geißeln Asiens, der türkisierte Mongole und Herrscher von Samarkand, Timur der Lahme, hätte ungenutzt lassen können. Mit dem Zug nach Indien, den er 1398 antrat, verfolgte er, wie sein anschließendes Verhalten bewies, keine politischen Absichten; ihn leitete ähnlich wie Mahmud von Ghazni lediglich die Gier nach den Schätzen Indiens und die Lust, seine bekannten Schädelpyramiden nun auch aus den Köpfen ungläubiger Hindus aufzutürmen, deren Duldung durch die islamischen Herren Indiens er zu einem Vorwand seines Raubzuges machte. Plündernd und zerstörend, ungezählte

Tausende mordend und versklavend zog er nach Delhi, vor dessen Toren er am 17. Dezember 1398 die Armee des letzten Tughluk-Sultans vernichtend schlug; der Sultan floh nach Gujarat. Timur versprach Delhi zu schonen; aber wie fast immer in solchen Fällen sorgte Auflehnung der Bürger gegen das Treiben der Soldateska dafür, daß die Stadt ihrem Schicksal dennoch nicht entging. Fünf Tage lang wurde sie geplündert, wurden ihre Bewohner niedergemacht und versklavt, dabei aber alle Bauhandwerker herausgesucht und nach Samarkand mitgenommen, wo Timur sie zur Ausführung der großen Baupläne für seine Hauptstadt zu benutzen gedachte.

Schon am 1. Januar 1399 begann der Eroberer den Rückmarsch. Auf einer nördlicheren Route zog er unter neuen Massakern und Verwüstungen ab wie er gekommen, „Anarchie, Hungersnot und Pestilenz hinter sich zurücklassend“. Nordindien hatte ihm einen höheren Blutzoll entrichtet, als es jemals bei einer einzigen Invasion gezahlt hatte.

Nur zehn Jahre, nachdem Firoz die Augen geschlossen hatte, war auch der letzte Rest seines Reiches mit der Hauptstadt selbst einem zündenden Blitzstrahl zum Opfer gefallen. Wieder einmal hatte sich der nur selten in einem breiten Bette machtvoll dahinrollende Strom indischer Geschichte in zahlreiche breite wie schmale Arme, kleine und kleinste Rinnsale geteilt. Wir können nicht daran denken — und würden wenig Gewinn davon haben —, jedem dieser Wasserläufe in allen seinen Windungen bis zu seinem endlichen Wiedereintründen in den neuen Riesenstrom des Mogulreiches zu folgen. Worauf wir Wert legen, ist lediglich ein orientierender Überblick über das Ganze, der nur bei einzelnen wichtigen Punkten einen Augenblick verweilt.

Zur Zeit der größten Machtentfaltung des Delhi-Sultanats konnte es scheinen, daß die Ausdehnung und Befestigung des islamischen Machtbereichs über den ganzen Süden der vorderindischen Halbinsel nur mehr eine Frage kurzer Zeit sei. Der Zerfall des Reiches, der, wie kaum gesagt zu werden braucht, überall lose Herrschaftsbande wieder zerriß und damit einen starken Geländeverlust für den Islam mit sich brachte, war für Südindien besonders folgenreich; denn hier traf er zusammen mit dem jähen Emporstieg einer neuen Macht, der es als Vorkämpferin des Hinduismus gelang, das aus der Empörung von 1334 hervorgegangene Sultanat von Madura nach nur dreiundvierzigjährigem Bestehen zu vernichten und den Islam wieder vollständig über die Tungabhadra und Kistna, die Grenzflüsse des eigentlichen Südindien, zurückzuwerfen. Zeitweilig

ganz Südindien unter hinduistischer Führung geeint, es mehr als 200 Jahre lang gegen alle muslimischen Angriffe gehalten und ihm dadurch seine hinduistische Zukunft gerettet zu haben, ist die geschichtliche Leistung des „vergessenen Imperiums“ Südindiens, des Reiches von Vijayanagar.

Ein echtes Hindureich ist es leider auch darin, daß uns kein einheimisches Geschichtswerk von seiner Größe kündet. Aber die staunenden Berichte muslimischer Historiker, arabischer, portugiesischer, russischer, italienischer Reisender und Gesandter sind beredte Zeugen seiner gewaltigen Macht, des unerhörten Reichtums seiner Könige, Großen und Kaufleute — der freilich, wie immer in Indien, erkaufte war durch harte Bedrückung und Ausaugung der in Armut und Elend dahinlebenden Massen des Kleinbauerntums; sie schildern den märchenhaften Glanz, die phantastische orientalische Pracht der hoch über der Tungabhadra erbauten siebenfach umwallten „Siegesstadt“ — dies bedeutet der Sanskritname Vijayanagar —, deren äußerster Befestigungsring einen Umfang von sechzig Meilen hatte; sie malen ein fesselndes Bild von der in vielem höchst eigenartigen Kultur dieses dravidischen Hindu-Großreiches — dem staatlich sanktionierten Duellwesen, das zum Entsetzen Rechtgläubiger im muslimischen Dekkhan Schule machte, der ebenfalls staatlich konzessionierten, in höchster Blüte und hohem Ansehen stehenden Prostitution, den Leichenfeiern der Könige, denen nicht weniger als 2—3000 ihrer zahllosen Frauen in den Tod folgten. Kaum nötig zu sagen, daß Literatur und Gelehrsamkeit in Sanskrit wie in der dravidischen Telugu-Sprache eine hohe Blüte erlebten: der bekannte, von der europäischen Forschung lange umstrittene Rigveda-Kommentator Sāyana war Minister in Vijayanagar, ebenso wie sein Bruder Mādhava, einer der berühmtesten, auch heute noch viel studierten Philosophen des indischen Mittelalters. Dem größten der Könige, Krishnadevarāya (1509—1530), schreibt die Tradition bedeutende Dichtungen zu, und sein Name ist unlöslich mit der höchsten Blüte der Telugu-Literatur verknüpft. Was endlich Architekten und Bildhauer Vijayanagars aus dem groben, schwer zu bearbeitenden Granit ihrer südindischen Felslandschaft formten, ist, obwohl sich im Jahre 1565 die Wut der mohammedanischen Eroberer daran ausgetobt hat, noch in seinen Trümmern gewaltig und von eindrucksvoller Eigenart.

Die Anfänge Vijayanagars werden von widerspruchsvollen Überlieferungen und Legenden umrankt, die das Jahr 1336 — zwei Jahre nach dem Abfall Maduras von Delhi — als Gründungsjahr der Stadt

nennen. Ihr tatsächlicher Erbauer war wohl noch der letzte König des einst mächtigen Hoysala-Reiches, Vira-Ballāla III., der die Oberhoheit Delhis wieder abgeschüttelt hatte, aber 1342 in der Schlacht von Trichinopoly von dem Sultan von Madura geschlagen, gefangen und getötet wurde. Markgrafen und Gouverneure dieses Herrschers scheinen die fünf Brüder gewesen zu sein, die die Tradition als die Gründer des Reiches von Vijayanagar bezeichnet, das sich somit als die Fortsetzung oder Erneuerung des Hoysala-Reiches darstellt. Als Sammelpunkt aller Kräfte hinduistischen Widerstandes gegen das Vordringen des Islams nahm es einen schnellen Aufstieg und stellte schon um 1347 einen ernstlich zu fürchtenden Machtfaktor dar. Seine weitere politische Geschichte ist ganz überwiegend die seiner unaufhörlichen Kriege mit dem muslimischen Nachbar im Norden.

Dieser Nachbar war für die nächsten anderthalb Jahrhunderte das nach dem Abfall von Delhi im Jahre 1347 gegründete Dekkhan-Reich der Bahmani-Dynastie, deren Name die Behauptung ihres türkischen Gründers ausspricht, von dem alten Perserkönig Bahman, d. i. Artaxerxes Longimanus, abzustammen. Er und seine Nachfolger dehnten ihr Reich über fast den gesamten Dekkhan aus; es erreichte im Westen die Küste — an der freilich eine Reihe kleiner Hindustaaten halb oder ganz unabhängig blieben — und gewann durch die Häfen Goa und Dabhol eine eigene, von den nördlicheren Mächten Indiens unabhängige Seeverbindung mit dem Vorderen Orient. Sie war deshalb besonders wichtig, weil, wie schon oben bemerkt, gerade diesem südlichen Reich der fortwährende Zustrom frischer Kräfte aus den Stammländern des Islams unentbehrlich war. Der erbitterte und oft blutige Streit zwischen der Partei der neu zugewanderten „Fremden“ und der der eingesessenen Muslime, der „Dekkhanis“, beherrschte jahrhundertlang die Politik des Bahmani-Reiches und seiner Nachfolgestaaten. Er wurde dadurch verschärft, daß die Fremden vielfach Schiiten, die Dekkhanis aber meist Sunniten waren; vor allem dies war der Grund, daß die an sich „fremden“ Abessinier als Sunniten auf seiten der Dekkhanis standen.

Östlich des Bahmani-Reiches lagen die beim Zerfall des Delhi-Reiches wieder frei gewordenen Hindustaaten Gondwana und Telingana sowie das noch nie muslimisch gewesene Orissa, dessen weites Ausgreifen nach Süden von Vijayanagar aufgehalten und zurückgedrängt wurde. Den Bahmanis dagegen gelang es 1424, Telingana zu annektieren, so daß sie schließlich von Meer zu Meer herrschten. Der eigentliche Inhalt ihrer Außenpolitik aber war, obgleich es auch

an Kriegen mit den nördlichen Nachbarn nicht mangelte, der Kampf gegen Vijayanagar, der sofort einsetzte, nachdem im Jahre 1363 Sultan Firoz von Delhi durch die Weigerung, einen Aufstand gegen den Bahmani-Sultan zu unterstützen, einen deutlichen Verzicht auf den Versuch der Wiedergewinnung des Dekkhans ausgesprochen hatte. Die der abenteuerlichen und romantischen Episoden nicht entbehrende Geschichte der von beiden Seiten mit der äußersten Grausamkeit und unter ungeheuerlichem Blutvergießen auch unter der friedlichen Bevölkerung geführten Kriege zwischen Vijayanagar und dem Dekkhan ist zu lang, um hier erzählt zu werden. Kriegsgeschichtlich bemerkenswert ist, daß wir in ihnen im Jahre 1365 die erste Verwendung von Artillerie in Indien bezeugt haben; ihre Bedienung soll aus Europäern (Byzantinern oder Venezianern?) und osmanischen Türken bestanden haben. Die Hindus zogen in der Mehrzahl der Fälle den kürzeren, ja, die Rāyas von Vijayanagar, deren Heere angeblich die Millionengrenze überschritten, aber zum größten Teil aus „bewaffnetem Mob“ bestanden, mußten lange Zeit den Dekkhankönigen Tribut zahlen. Zu einem wirklich entscheidenden Schlag, vor allem der Einnahme der Stadt Vijayanagar selbst, erwies sich aber die Kraft des Dekkhans stets als unzureichend.

Die Zeit um die Wende des 15. und 16. Jahrhunderts ist für den Süden Indiens durch drei Entwicklungen gekennzeichnet: den Zerfall des Bahmanireiches, den Aufstieg Vijayanagars zum Höhepunkt seiner Macht und das erste Auftreten einer europäischen Nation auf der politischen Bühne Indiens.

Was mit dem Delhi-Reich im Großen geschehen war, wiederholte sich in den Jahren 1490—1527 mit dem Dekkhanreich im Kleinen. Vorgänge, die hier im einzelnen nicht dargestellt werden können, die sich aber zu einem wesentlichen Teil auf den blutigen Partei-zwist zwischen Dekkhanis und Fremden sowie auf die erbliche Trunksucht der Bahmani-Könige zurückführen lassen, führten zur Unabhängigkeitserklärung der Provinzgouverneure, die zu Begründern der Dynastien der Adil Shāhis von Bijapur, der Kutb Shahis von Golkonda, der Nizām Shahis von Ahmednagar und der Imād Shahis von Berār wurden; die beiden letztgenannten waren übrigens brahmanischer Abstammung. Von den so entstandenen „Fünf Dekkhan-Sultanaten“, die sich in immer wechselnden Kombinationen gegenseitig bekämpften und dabei sogar vor zeitweiligen Bündnissen mit dem Erbfeind Vijayanagar nicht zurückschreckten, ging Berar 1574 in Ahmednagar, Bidar 1619 in Bijapur auf; Ahmednagar fiel 1600 zum

Teil, 1633/6 vollständig den Moguls zum Opfer. Bijapur — von Anbeginn der bedeutendste der fünf Staaten — und Golkonda erlebten noch im 17. Jahrhundert eine kurze Großmachtperiode und wurden erst 1686 und 1687 von Aurangzeb dem Mogulreich einverleibt.

Während die Auflösung des Bahmani-Staates noch im Gange war, kam in Vijayanagar im Jahre 1509 jener Krishnadevaraya zur Regierung, dessen wir als des großen Förderers der Telugu-Literatur bereits gedacht haben. Er war der bedeutendste und auch menschlich sympathischste aller Könige Vijayanagars, das er in siegreichen Kriegen auf den Gipfel seiner Macht und Ausdehnung führte.

Über ihn und seine Zeit werden wir besonders eingehend unterrichtet durch Angehörige des Volkes, das fast genau gleichzeitig mit seiner Thronbesteigung und wenige Jahre vor der Aufrichtung des Mogulreiches in Nordindien als erste europäische Macht seit den Tagen Alexanders des Großen auf indischem Boden festen Fuß faßte: der Portugiesen.

Es ist nicht ohne Reiz, sich zu vergegenwärtigen, daß für die großen Entdeckungen, die die europäische Welteroberung zu Anfang der Neuzeit einleiten und die Geschichte des Abendlandes zur Weltgeschichte weiten, Indien die Haupttriebfeder gewesen ist. Wir haben früher gesehen, daß im Altertum und frühen Mittelalter ein lebhafter Seehandel über das Rote Meer und Alexandria jene indischen Waren nach Europa brachte, nach denen dort eine so große Nachfrage herrschte. Die arabische Eroberung Ägyptens im Anfang des 7. Jahrhunderts vermochte diesen Handel zwar nicht abzuschneiden, wohl aber durch die Einschaltung des islamischen Zwischenhändlers erheblich zu komplizieren und zu verteuern. Trotzdem, trotz einer anscheinend völlig untragbaren Vielfalt und Höhe von Zöllen und Abgaben, die den Durchlaß durch den islamischen Machtbereich erkaufen mußten, blieb auch für den europäischen Kaufmann noch ein unwahrscheinlich hoher Gewinn übrig: die Weiterleitung des Indienhandels von Alexandria nach Europa war eine Hauptquelle von Reichtum und Macht des mittelalterlichen Genua und namentlich Venedig. Nur zu begreiflich war es daher, daß die im Westen Europas erzielten Fortschritte in der Schifffahrt alsbald dem Plane dienstbar gemacht wurden, einen direkten, alle Zwischenhändler und Zollschranken umgehenden See-Handelsweg von Europa nach Indien zu erschließen. Das erste Ergebnis dieser auf Indien zielenden Bestrebungen war die Entdeckung Amerikas

durch Kolumbus;¹⁾ aber was er zu suchen ausgezogen war, das fanden wenige Jahre später die Portugiesen: am 17. Mai 1498 ankernten Vasco da Gamas drei winzige Schiffe, durch einen bestochenen arabischen Lotsen von Afrika hinübergeführt, vor einem kleinen Dorfe nördlich von Calicut an der Malabarküste. „Vielleicht kein Ereignis des Mittelalters“, so urteilt Sir Denison Roß²⁾, „hat so weitgehende Auswirkungen auf die Kulturwelt gehabt, wie die Öffnung des Seeweges nach Indien.“ Als erste Folge ergab sich, daß Portugal zum reichsten Lande Europas wurde, während Handel und Wohlstand Venedigs und Genuas ebenso schwer getroffen wurden wie die Finanzen der ägyptischen, arabischen und persischen Herrscher und Kaufleute.

Brechung des arabischen Indienhandels-Monopols und seine Ersetzung durch ein portugiesisches war das eigentliche Ziel der Portugiesen. Zu seiner Erreichung genügte eine reine Seeherrschaft, gestützt auf ein System verhältnismäßig weniger Stützpunkte in strategisch beherrschender Lage rings um den ganzen Indischen Ozean herum. Die wichtigsten von ihnen waren das 1510 eroberte Goa an der indischen Westküste, seit 1530 und bis heute Hauptstadt des portugiesischen Indienreiches und Sitz des portugiesischen Vizekönigs oder Generalgouverneurs; Malakka, der Vorläufer des heutigen Singapur, als Schlüssel der Handelswege nach Inselindien und China; Ormuz, der damalige Vorort des Handels im Persischen Golf; Colombo auf Ceylon und Mozambique in Ostafrika. Dieses Stützpunktsystem ermöglichte fast ein Jahrhundert lang die wirksame Durchsetzung der Forderung, daß kein Schiff ohne portugiesischen Freipaß verkehren dürfe: in seinem Repräsentanten Portugal hatte das Abendland dem Islam die Herrschaft über den Indischen Ozean für immer entrissen — zur gleichen Zeit, wo es der westlichen Expansion des Islams vor den Toren Wiens Halt gebot.

So interessant und wichtig aber die Geschichte der Frühzeit der europäischen Niederlassungen in Indien im Rahmen der Geschichte des Entdeckungszeitalters, der europäischen Ausbreitung und Kolonisation ist — für den Betrachter der indischen Geschichte, der seinen Standpunkt in Indien selbst nimmt, bleibt das Auftreten der Europäer an den Küsten zunächst und noch auf lange Zeit eine periphere Erscheinung, die den großen Gang der Ereignisse nicht maßgebend beeinflusst. Mit dem oben Ausgeführten ist ja bereits

¹⁾ Die zweite portugiesische Indien-Expedition unter Cabral im Jahre 1500 entdeckte unterwegs durch Zufall Brasilien.

²⁾ Cambridge History of India, Vol. V S. 1.

gesagt, daß die Portugiesen, von einer Eroberung Indiens ganz zu schweigen, nicht daran dachten, ihren indischen Besitz über die weitere Umgebung einiger Häfen hinaus auszudehnen. Mit den andern europäischen Nationen, die ihnen beim Niedergang ihrer Macht folgten und sie ablösten, den Holländern, Engländern und Franzosen, war es lange Zeit nicht anders. Ihre Faktoreien und Forts, Pachtgebiete und Besitzungen, ihre Beziehungen und Konflikte mit den Anliegermächten und untereinander bringen ein neues Element in die Geschichte Indiens; zum maßgeblichen und beherrschenden werden sie erst von der Mitte des 18. Jahrhunderts ab, als der Zerfall des Mogulreiches die Vorbedingungen schafft für den Übergang von der Periode europäischer Handelsniederlassungen zu der der englischen Eroberung.

Der Zerfall des Dekkhanreiches in Verbindung mit dem der Persönlichkeit Krishnadevarayas verdankten Aufstieg schien Vijayanagar die sichere Bürgschaft einer langen und glorreichen Zukunft zu bieten. Tatsächlich hat das Reich den Tod seines größten Herrschers nur um ein knappes Menschenalter überlebt, ist erstaunlicherweise den rivalisierenden, verfeindeten Teilstaaten gelungen, was dem geeinten Bahmani-Reich unmöglich gewesen war: die völlige Zerschmetterung der großen Hindumacht südlich der Tungabhadra. Gerade die Hereinziehung dieser Macht in den Bruderzwist der Dekkhan-Staaten, die üblen Erfahrungen, die verschiedene Sultane mit dem hinduistischen Bundesgenossen machten, führten schließlich dazu, daß den vier Staaten Ahmednagar, Bidar, Bijapur und Golkonda die gebieterische Notwendigkeit des gemeinsamen Einsatzes aller Kräfte eindringlich klargemacht wurde. Ihre verbündeten Heere brachten am 5. Januar 1565 in der mit Rot in die Annalen der indischen Geschichte eingezeichneten Schlacht von Talikota den ihres Sieges sicheren, an Zahl weit überlegenen Hindus eine vernichtende, durch die zufällige Gefangennahme und sofortige Enthauptung des Königs Sadāshivarāya besiegelte Niederlage bei. So vollständig war die unerwartete Katastrophe, daß der Versuch einer Verteidigung der Hauptstadt gar nicht gemacht wurde. Sie fiel zum ersten Male in die Hand der Muslime, und was menschliche Zerstörungswut vor Erfindung des Dynamits ausrichten konnte, geschah. Mit Stadt und Reich Vijayanagar war es mit einem Schlage und für immer zu Ende, mochten auch noch Jahrhunderte lang Nachkommen seiner Könige weiter südlich über einen der kleineren Hindustaaten herrschen, in die Südindien jetzt zerfiel. Denn wenn auch die Dekkhan-Sultanate in einer einmaligen gemeinsamen Anstrengung einer ihnen allen

gleich unerträglichen Drohung ein Ende gesetzt hatten — eine islamische Expansionspolitik seitens dieser ihre Kräfte in gegenseitigen Kämpfen bindenden und aufzehrenden Staaten war vorläufig kaum möglich. Die Grenzen muslimischer Herrschaft wurden durch Talikota zunächst nicht wesentlich verschoben. Erst allmählich, und in größerem Maßstabe siebzig Jahre später, begannen Bijapur und Golkonda, die beiden letzten Überlebenden der fünf Sultanate, eine neue Laufbahn südlicher Eroberung und Ausbreitung. Ein sehr schwerer Schlag aber war die Vernichtung Vijayanagars für die Portugiesen in Goa, für die der Handel mit dieser Stadt, insbesondere der Import der Pferde für ihre Armee, eine Hauptquelle ihres Reichtums gewesen war. Der Fall Vijayanagars hat zum Niedergang des portugiesischen Indienreiches unzweifelhaft mit beigetragen.

Bietet in Südindien das gewaltige Ringen der beiden Mächte nördlich und südlich der Tungabhadra noch eine größere Linie, um die sich die Geschehnisse bis zu einem gewissen Grade ordnen lassen, so fehlt es in Nordindien an einer solchen vollständig. Unter den zahlreichen Hindu-Staaten und -Stätchen, die durch den Zerfall des Delhi-Sultanats des muslimischen Joches wieder ledig wurden, hebt sich immerhin als besonders bedeutsam die Gruppe der kriegerischen Rajputenstaaten hervor. Den ersten Rang unter den Fürsten Rajputanas nahm, und nimmt noch heute, unbestritten der Maharana des (heute nach der später gegründeten Hauptstadt meist Udaipur genannten) Staates Mewar ein, der „blaublütigste unter Indiens Fürsten“. Unter der traditionellen Führung „des Rana“ stellten die Rajputenstaaten dank ihrer hervorragenden kriegerischen Tüchtigkeit einen Machtfaktor ersten Ranges dar, und wir werden sie in der Geschichte des Mogulreiches eine bedeutsame Rolle spielen sehen. Will man den Vergleich nicht pressen, so kann man in weiterem Sinne Rajputana, in engerem Mewar und seine Hauptstadt Chitor das „nordindische Vijayanagar“ nennen.

Von den mohammedanischen Nachfolgestaaten des Delhi-Sultanats in Nordindien haben wir einige der wichtigsten bereits entstehen sehen: Bengalen 1339, das zentralindische Malwa 1392, das „Ostreich von Jaunpur“ im späteren Audh 1394, Gujarat 1396. Zu ihnen kommen noch das 1382 begründete, zwischen Gujarat, Malwa und dem Dekkhan im Tal der Tapti langgestreckt sich hinziehende kleine Fürstentum Khandesh, die wenig bedeutenden Staaten Sind und Multan und endlich als einziger muslimischer Staat, der *nicht* aus dem Delhi-Reich hervorgegangen war, das Sultanat Kashmir. Dort hatte 1346 die Usurpation eines Mohammedaners aus dem

Bergland von Swât, der lange als Minister im Dienste des herrschenden Hindu-Königshauses gestanden hatte, eine mohammedanische Dynastie begründet.

Der schnelle Zerfall des ersten Großreiches von Delhi bedeutete für die islamische Herrschaft in Indien einen vielleicht nie mehr ganz verwundenen Schlag, für Indien überhaupt eine neue Periode politischer Zerrissenheit und des Kampfes aller gegen alle, von der durch ihn ermöglichten Katastrophe der Timur-Invasion zu schweigen. Eine erfreuliche Folge hat aber auch er gehabt. Die Umwandlung bloßer Verwaltungssitze von Provinzgouverneuren in Residenzen ehrgeiziger und prachtliebender muslimischer Sultane, die Neugründung einer ganzen Reihe stolzer muslimischer Fürstentümer bedingte einen außerordentlichen Aufschwung der Baukunst, während gleichzeitig die politische Trennung von Delhi Sonderentwicklungen begünstigte und so zur Entstehung einer Reihe von scharf ausgeprägten provinziellen Baustilen führte. In immer neuen reizvollen Abwandlungen zeigen sie die Vermischung und Durchdringung muslimischer Bautradition mit dem jeweiligen örtlichen Hindu-Baustil, dessen Einfluß in der charakteristischen Backstein-Architektur Bengalens, den völlig andersartigen, aber hervorragend schönen Bauten Gujarats besonders kräftig hervortritt, während der Dekkhan stark unter persischem, gelegentlich auch osmanisch-türkischem Einfluß steht. Die Namen und Kriegstaten der Könige von Malwa interessieren heute nur mehr den Spezialforscher; die Paläste, Moscheen und Mausoleen, die sie in ihrer Hauptstadt Mandu gebaut haben — der eindrucksvollsten Festungsstadt Indiens, deren Mauern sich vierzig Kilometer lang um die steilen Abhänge eines langgestreckten Plateaus hinziehen — müssen jedes kunstsinnige Auge begeistern. Eine reiche Fülle muslimischer Bauten in einer besonders glücklichen Verschmelzung muslimischen Stiles mit jenem westindischen, der einst die weltberühmten Marmortempel von Mount Abu hervorgebracht hatte, machen Gujarats Hauptstadt Ahmedabâd zu einer der schenswertesten Städte Indiens. Jaunpur entwickelt einen eigenen minarettlosen Moscheetyp, charakterisiert durch einen beherrschenden Tor-Vorbau vor der Gebethalle mit zwei an ägyptische Pylonen erinnernden Türmen. Im Dekkhan aber, wo für die Bahmani-Zeit besonders mächtige Befestigungsbauten charakteristisch sind und Daulatabâd zu einem Wunder der Festungsbaukunst ausgestaltet wurde, haben später die Adil-Shahi-Könige ihre Hauptstadt Bijapur mit Bauten geschmückt, die an Großzügigkeit wie künstlerischer Durchbildung den berühmtesten Monumen-

ten Nordindiens nicht nachstehen. Hier ragt der die Ausmaße des römischen Pantheons übertreffende Kuppelbau des Gol Gumbaz, das majestätische Mausoleum von Muhammed Adil Shah (1627 bis 1656); seine Kuppel von 44 Metern Durchmesser ist eine der größten der Welt und ein technisches Meisterwerk. Wenn dieses Grabmal durch seine Wucht überwältigt, so entzückt anderwärts harmonische Ausgewogenheit der Anlage und vollendete Schönheit des Details, so am Mausoleum von Muhammeds Vorgänger Ibrahim oder an dem zierlichen Kleinod des Moschee-Torbaus Mihtār Mahal — Bauten, die wie die zahlreichen übrigen in Bijapur bei allen nachweisbaren Einflüssen von außen doch wieder eine durchaus eigene Ausprägung muslimischer Baukunst repräsentieren.

Die bewegte politische Geschichte der nordindischen Nachfolgestaaten des Delhi-Sultanats, von denen Jaunpur 1497 von dem noch zu behandelnden neuen Delhi-Reich der Lodis und Malwa 1531 von Gujarat annektiert wird, die übrigen dem Reich des großen Akbar als Bausteine dienen müssen, — ist die normaler asiatischer Despotien. Sie bietet Reihen zuweilen guter und öfter schlechter Sultane, zahlreiche Kriege nach außen und Rebellionen im Innern, aber kaum überragende Ereignisse oder Entwicklungen, die für den Gang der indischen Gesamtgeschichte wesentlich wären. Eine Ausnahme macht bis zu einem gewissen Grade allein Gujarat; nicht so sehr, weil es unter der Regierung des größten seiner Könige, des Eroberers Mahmud Begarha (1458—1511), von dem sagenhafte Kunde bis nach Europa drang, zum tatsächlichen Range einer Großmacht emporstieg, sondern weil es kraft seiner geographischen Lage als einziger damaliger Staat Nordindiens über die indische Geschichte hinaus Teil an der großen Weltgeschichte gewann.

Von den Häfen Gujarats, vor allem Cambay und Surat, dem Vorgänger des späteren Bombay, schifften sich nicht nur die Mekkapilger Nordindiens ein — was dem Lande den Ehrennamen Dar-ul-Hajj, „Tor der Wallfahrt“, eintrug —, sondern es ging auch von ihnen ein blühender Handelsverkehr nach dem Roten Meer und Ägypten. Die Portugiesen, die in ihrem von der Maurenherrschaft in Spanien herrührenden fanatischen Haß gegen die Muslime vor den unmenschlichsten Greueln nicht zurückschreckten, versuchten den Pilgerverkehr zu unterbinden und störten den Handel, den sie auf ihren neuen direkten Seeweg nach Europa umlenkten. Die Küstengewässer Gujarats wurden der Schauplatz der vergeblichen Versuche des Islams, den portugiesischen Störenfried aus dem Felde zu schlagen und die Herrschaft über den Indischen Ozean zu be-

haupte. Schon 1508 versenkte die Flotte des mit dem eben genannten Mahmud Begarha von Gujarat und mit dem Samorin, dem Hindu-Herrscher von Calicut, verbündeten Mamluken-Sultans von Ägypten das Führerschiff einer schwachen portugiesischen Flottenabteilung mit dem Sohn des Vizekönigs an Bord bei dem Ahmednagar-Hafen Chaul; aber die Portugiesen, deren Schiffe technisch weit überlegen waren, rächten die Niederlage durch die Vernichtung der islamischen Flotte im folgenden Jahre vor dem Hafen von Diu an der Südspitze von Kathiawar. Auf die Gewinnung dieses den Golf von Cambay als strategische Schlüsselstellung beherrschenden Stützpunktes richteten sich in der Folge die portugiesischen Anstrengungen; sie führten 1535 zum Ziel, weil die Bedrängung durch das neubegründete Mogulreich den Sultan Bahadur von Gujarat vorübergehend den Portugiesen in die Arme trieb. Diese Freundschaft nahm mit dem — in seinen näheren Umständen nie aufgeklärten — Tode des Sultans an Bord des portugiesischen Admiralschiffes in Diu schon 1537 ein jähes Ende. Inzwischen war Ägypten 1517 von den Türken erobert worden, und 1538 erschien eine große türkische Flotte vor Diu, um es den Ungläubigen wieder zu entreißen und den Tod Bahādurs zu rächen. Die belagerten und schwer bedrängten Portugiesen wurden hauptsächlich gerettet durch das nicht unbegründete Mißtrauen der Gujaraten gegen die eigennützigen Absichten ihrer türkischen Verbündeten nach errungenem Siege. Der Versuch der Behauptung der islamischen Seeherrschaft war endgültig gescheitert. Diu — inzwischen freilich längst zu völliger Bedeutungslosigkeit herabgesunken — ist noch heute portugiesisch.

Nachdem die Entwicklung aller Außenprovinzen des Delhireiches seit dessen Auflösung an uns vorübergezogen ist, wird es nunmehr Zeit, daß wir den Blick wieder auf sein Kerngebiet lenken und sein Schicksal bis zur mogulischen Eroberung kennenlernen. Was ist aus dem Panjab und Hindostan geworden, was aus Delhi selbst, der Stadt, in der nach Timurs Abzug „zwei Monate kein Vogel seine Schwingen regte“?

Nach einiger Zeit fast völliger Anarchie und Verwirrung, während derer der von seiner Flucht nach Gujarat und später Malwa zurückgekehrte letzte Tughluk-Sultan erst als tatsächlicher Gefangener seines Ministers in Delhi, dann als Flüchtling in Kanauj, dann wieder als Aushängeschild einer Gruppe afghanischer Adliger in Delhi „herrschte“, fiel die Stadt 1414 in die Hand des von Timur als Gouverneur des Panjabs eingesetzten Khizr Khan. Er und seine

drei Nachfolger werden nach ihrem sehr zweifelhaften Anspruch auf Abstammung vom Schwiegersohn des Propheten als die Dynastie der Sayyiden bezeichnet. Ihr wirklicher Machtbereich beschränkte sich auf die weitere Umgebung von Delhi, und ihre Regierung bestand im wesentlichen aus fortwährenden Kriegszügen gegen die tatsächlich selbständigen Rajas und muslimischen Feudalherren ihres nominellen Reichsgebiets zwecks Eintreibung der anders nie zu erhaltenden Steuern und Abgaben. Selbst mit ihrer Macht ging es dabei noch ständig bergab, und der letzte von ihnen dankte schließlich 1450 freiwillig ab zugunsten eines neuen Usurpators, des Panjab-Gouverneurs Buhlul aus dem Afghanenstamm der Lodis.

Der energische, kriegstüchtige neue König war aus anderem Holze geschnitzt als seine erbärmlichen Vorgänger. Er verstand es, die unbotmäßigen, als echte Afghanen jeder Autorität abholden Großen, die ihn höchstens als *primus inter pares* anzusehen geneigt waren, durch die richtige Mischung von Strenge, Milde und diplomatischer Ränke fest in der Hand zu behalten, und bei seinem Tode im Jahre 1489 hinterließ er ein Reich, das diesen Namen immerhin verdiente. Die ersten 29 Jahre seiner Regierung hatte ein fast beständiger Krieg gegen Jaunpur ausgefüllt, der ihn mehrfach an den Rand des Verderbens brachte und in dem er schließlich nur durch schnöden Verrat obsiegte. 1479 ging der letzte König von Jaunpur nach Bengalen ins Exil, sein Reich wurde annektiert.

Buhluls Sohn Sikandar (1489—1517), der das Reich des Vaters noch erweiterte, gilt als der größte der drei Lodi-Sultane, war aber ein fanatischer Muslim und Tempelzerstörer. Seinem Sohne Ibrahim (1517—1526) gelang es zwar noch, das wichtige, von den rajputischen Tonwars beherrschte Gwalior wieder dem Delhireich anzugliedern; da er aber die Kunst des Umgangs mit den afghanischen Großen nicht verstand, vielmehr durch unterschieds- und maßlose Strenge es mit allen verdarb, so drohte das allzu lose Gefüge des Afghanenreichs sofort wieder auseinanderzufallen. Es kam endlich so weit, daß der mächtigste der afghanischen Vasallen, der Panjab-Gouverneur Daulat Khan Lodi, mit dem König von Kabul, dem Timuriden Babur, konspirierte und ihn einlud, nach Indien zu kommen — eine Einladung, deren Annahme Ibrahim Lodi Thron und Leben kosten und zur Begründung der Macht führen sollte, die den nächsten zwei Jahrhunderten indischer Geschichte das Gepräge gab: des Mogulreiches.

5. Das Mogulreich von Babur bis Shahjahan

Das Blut der beiden gewaltigsten Eroberer Asiens rollte durch die Adern des Stammvaters der Mogulkaiser Indiens: Muhammed Zahir-ud-Din Babur, nach einer abenteuerreichen, wechselvollen Jugend 1504 zum Herrscher von Kabul aufgestiegen, stammte väterlicherseits von Timur, mütterlicherseits von Chingis-Khan ab. Es tritt uns in ihm die glänzendste und zugleich anziehendste Fürstengestalt seiner Zeit entgegen. Mit dem Feldherrngenie, der äußersten persönlichen Tapferkeit, der wie noch bei seinen späten Nachkommen gelegentlich wieder durchbrechenden Wildheit und Grausamkeit seiner Vorfahren verband der zehrfrohe fahrende Ritter die Urbanität des iranisierten Türken, der die Leier ebenso gut handhabte wie das Schwert; seine Dichtungen in seiner chagatai-türkischen Muttersprache würden allein genügt haben, seinen Nachruhm zu sichern. Daneben dichtete er auch in Persisch und komponierte; und mehr fast noch als seine Taten selbst hat ihn unsterblich gemacht deren Schilderung in seinen Memoiren, deren unvergängliche, von jedem Wust orientalischer Phrase unbeschwerte Natürlichkeit und Frische bis heute ihre Leser bezaubert. Was den Modernen nicht zum wenigsten für ihren Verfasser einnimmt, ist seine große Naturliebe: ein schöner Garten, ein Sonnenuntergang kann ihn in Begeisterung versetzen; und etwa von der Tier- und Pflanzenwelt des ihm so völlig neuen und fremden Indiens gibt er eine Beschreibung, die einem Naturforscher Ehre machen würde.

Die erwähnte Einladung des Gouverneurs von Lahore wäre kaum nötig gewesen; Babur selbst erzählt uns, sein Begehren nach Hindostan sei von dem Augenblick an, wo er sich 1504 Kabuls bemächtigt hatte, beständig gewesen. Soweit dieses Begehren einer Rechtfertigung oder Begründung bedurfte, fand es sie in einem aus der „Eroberung“ durch Timur abgeleiteten Anspruch auf das Panjab, daneben auch wohl in dem noch in den späteren Mogulkaisern mächtigen Wunsche, mit den Hilfsmitteln Indiens das verlorene zentralasiatische Reich des großen Vorfahren zu erneuern. Die Expedition, zu der Babur 1525 von Kabul aufbrach, war nach seiner eigenen Zählung bereits sein fünfter indischer Feldzug; doch waren die früheren kaum mehr als Erkundungsunternehmen gewesen. Diesmal war es Ernst; und wieder einmal fielen die Würfel im Spiel um Nordindien in der „Pforte von Delhi“. Die Erste Schlacht von Panipat am 21. April 1526 war der typische, durch einen Reiterangriff in den Rücken des Feindes entschiedene Sieg einer kleinen — dies-

mal nur 12 000 Mann starken — Invasionsarmee über ein mehrfach stärkeres indisches Heer. Ibrahim Lodi und sein Hindu-Vasall, der Raja von Gwalior, lagen tot auf dem Schlachtfeld, Delhi und Agra wurden leichte Beute des Siegers. Dieser aber war ungleich Timur gekommen, um zu bleiben, und diesen seinen Willen setzte er durch gegen das Murren der Kampfgenossen, deren Sehnsucht nach der kühleren Heimat in der heißesten Zeit des indischen Sommers man wohl verstehen kann.

Doch das Werk der Eroberung war mit der Zertrümmerung der Lodi-Macht erst begonnen. Das folgende Jahr brachte die Auseinandersetzung mit einem noch gefährlicheren Gegner, den Babur selbst neben dem Raya von Vijayanagar als den andern der beiden Hindufürsten nennt, die sich mit fünf muslimischen Sultanen in die Herrschaft über Indien teilten: der Rana Sangrām Singh von Mewar, der einäugige, einarmige, mit den Narben von achtzig Wunden bedeckte Veteran von hundert Schlachten, wurde im März 1527 an der Spitze einer großen Rajputen-Konföderation bei Khanua vernichtend geschlagen. Das Jahr 1529 brachte noch einen bedeutenden Erfolg: die Schlacht an der Gogra dehnte Baburs Machtbereich bis an die Grenze Bengalens aus. Ein Jahr danach fiel der erst sieben- undvierzigjährige Eroberer einer Krankheit zum Opfer — Gott hatte das Gebet des Vaters erhört, der ihm sein Leben für das des zum Nachfolger bestimmten erkrankten Sohnes Humāyūn dargeboten hatte.

Was Babur in den vier Jahren zwischen Panipat und seinem Tode hatte schaffen können, war nicht mehr als eine erste, dazu immer noch der Festigung und Verbreiterung bedürftige militärische Grundlage für einen erst noch zu errichtenden Reichsbau. Die Aufgabe, vor der sein dreiundzwanzigjähriger Sohn Humayun stand, erforderte mehr als die feine Bildung, die militärische Tüchtigkeit, den hohen persönlichen Mut, den er von seinem Vater geerbt hatte; es fehlten ihm dazu — nicht zuletzt wohl auch als Folge des Opiumgenusses, dem er frönte — die ausdauernde Energie zu tatkräftiger Ausnützung des Erfolges, die große Übersicht über die Lage, die Fähigkeit des schnellen und richtigen Entschlusses im rechten Augenblick. Es kamen hinzu fortwährende Zwiste mit seinen drei Brüdern, deren ältestem, Kāmran, er Afghanistan und das Panjab überlassen mußte — eine verhängnisvolle Schwächung seiner Hilfsquellen. So errang der neue Kaiser — den Titel „Pādshāh“ hatte schon Babur angenommen — zwar 1535 einen glänzenden, unter tollkühnem persönlichen Einsatz gewonnenen Erfolg: das nach Einverleibung Mal-

was auf der Höhe seiner Macht stehende Gujarat wurde fast ganz erobert, der Sultan Bahadur, der soeben noch als erster Muslim nach Ala-ud-Din das Banner des Islams auf die Zinnen Chitors gepflanzt hatte, flüchtete zu den Portugiesen. Aber Humayun feierte seinen Sieg, ohne an eine Festigung seiner Herrschaft zu denken — er versäumte sogar, die Steuern für sich einziehen zu lassen. So ging, als ihn 1536 das gefährliche Auftreten des afghanischen Rebellen Shēr Khan in Bihar abrief, das Eroberte so schnell verloren, wie es gewonnen war. Nachdem er ein Jahr in Agra nutzlos vertan, zog Humayun nach Bengalen und eroberte seine Hauptstadt — um dort wieder sechs Monate untätig zu feiern, indes Sher Khan rüstete und nunmehr den Königstitel annahm. Zu spät sich gegen ihn wendend, wurde Humayun auf dem Rückmarsch nach Agra 1539 bei Chausa vernichtend geschlagen. Eine zweite Niederlage im folgenden Jahr besiegelte sein Schicksal; das ganze Reich ging an Sher Khan — jetzt Sher Shah — verloren, auch Kamran mußte aus dem Panjab weichen und erntete so den verdienten Lohn dafür, daß er den Bruder im Stich gelassen. Humayun irrte flüchtig in Sind umher, wo ihm in der Zeit seiner tiefsten Erniedrigung am 25. November 1542 sein Sohn Akbar geboren wurde. Außerstande, in Indien Hilfe zu finden, tat er, nachdem ihm auch seine Brüder in Kabul die Tür verschlossen hatten, endlich den bitteren Schritt, bei dem schiitischen Persersshah Tahmasp eine unter mancherlei Demütigungen gewährte Zuflucht zu suchen.

Das zweite, Bengalen einschließende Afghanenreich in Nordindien ist ein kurzes fünfzehnjähriges Zwischenspiel in der Geschichte der Moguls. Seinem Gründer Sher Shah waren bis zu seinem Tode bei der Belagerung der Festung Kalinjar im Jahre 1545 nur fünf größtenteils von Eroberungskriegen in Zentralindien und Rajputana erfüllte Regierungsjahre vergönnt. Sie genügten gleichwohl, um ihn als einen der fähigsten Herrscher zu erweisen, die Indien jemals gehabt hat. Größer noch denn als Soldat war er als Staatsmann, und unerreicht als Verwaltungsfachmann. Das berühmte Regierungs- und Verwaltungssystem Akbars ist zum guten Teil tatsächlich von ihm geschaffen. Auch die Baukunst dankt ihm neuen Aufschwung. Der Höhepunkt des von ihm angeregten Bauschaffens ist sein eigenes Mausoleum, das den von Sayyiden und Lodis in Delhi entwickelten achteckigen Grabbautyp ins Großartige gesteigert nach seinem Heimatort Sasaram in Bihar verpflanzte und eins der stolzesten und künstlerisch vollkommensten Bauwerke ganz Indiens ist.

Der vorzeitige Tod des Herrschers, dessen Bild unter der Ver-

zeichnung durch mißgünstige Mogul-Historiker noch in der Neuzeit ungebührlich gelitten hat, wurde seinem Lebenswerk zum Verhängnis. Sein Sohn Islam Shah hatte keine der großen Eigenschaften seines Vaters; von der für einen Afghanenfürsten einzigartigen Autorität Sher Shahs über den Afghanenadel war bald nichts mehr übrig. 1555, drei Jahre nach Islams Tode, gab es in Nordindien vier Afghanenkönige: einen, der sich in Bengalen selbständig gemacht hatte, Islams Nachfolger Adil Shah und zwei Vettern Adils, die sich gegen ihn empört hatten.

Dieser Zustand forderte einen Restaurationsversuch Humayuns geradezu heraus. Er war in der Lage, ihn zu unternehmen, nachdem ihm die in keineswegs uneigennütziger Absicht schließlich gewährte Hilfe des Persers Shahs ermöglicht hatte, seinem treulosen Bruder Kamran 1547 Kabul wegzunehmen und es nach mancherlei Wechseln zu behaupten. Als er Ende 1554 von Kabul nach Lahore zog, war er genau in der gleichen Lage wie Babur dreißig Jahre vorher. Die Schlacht, die ihm die Pforte von Delhi öffnete, wurde diesmal bei Sirhind, 150 Kilometer nordwestlich von Panipat, geschlagen gegen Sikandar Shah, einen der beiden Vettern Adils. Humayun konnte in Delhi einziehen; aber nur sieben Monate später tat er einen Fehltritt auf der Treppe seiner Bibliothek und starb an den Folgen des dabei erlittenen Schädelbruches.

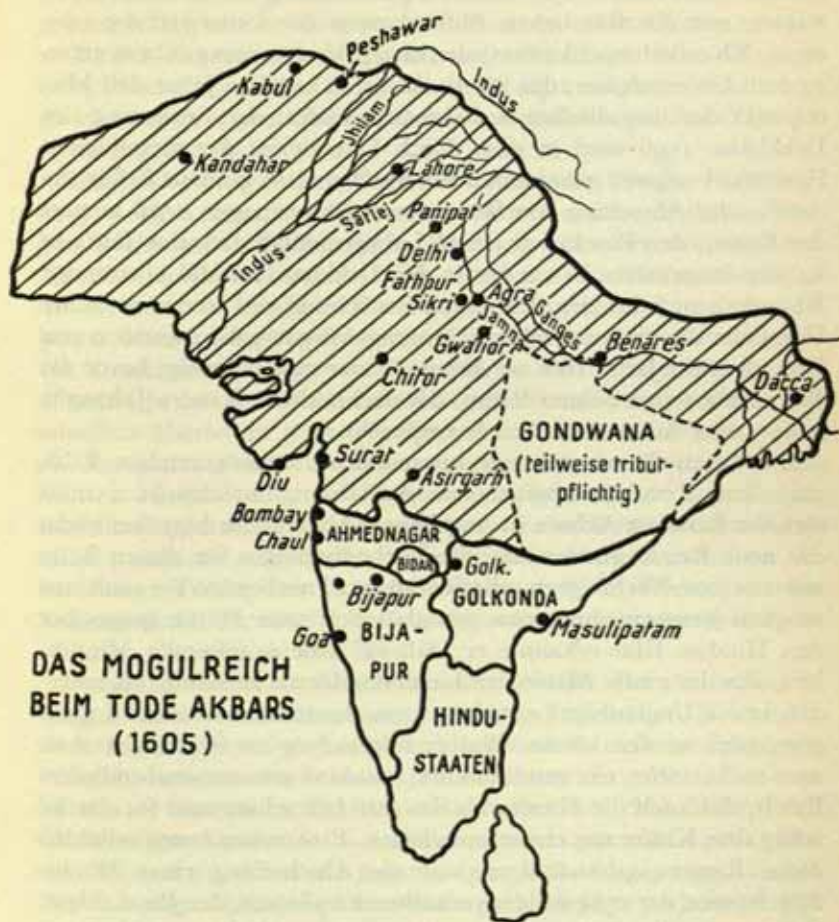
Der ältere seiner beiden Söhne, der noch nicht vierzehnjährige Akbar, der sich mit der von dem Turkmenen Bairam Khan geführten Armee im Panjab befand und dort nun inthronisiert wurde, stand bei weitem noch nicht da, wo sein Vater beim Tode Baburs gestanden hatte. Ja, er mußte zunächst noch einmal ganz von vorn anfangen; denn sogar Delhi und Agra gingen durch die Feigheit ihres Mogul-Gouverneurs wieder verloren an den Hindu-Minister Adil Shahs, den einstigen Salzverkäufer und Marktvorsteher Hemu, der in Adils Diensten erstaunliche, sogar militärische Fähigkeiten bewiesen hatte und nun mit einem starken Heere heranzog, um sich selbst zum König von Hindostan aufzuschwingen. In der Zweiten Schlacht von Panipat hielt er den Sieg über das viel schwächere Heer Bairam Khans schon fast in Händen, als ihn ein Pfeil ins Auge traf: wie so oft in Indien, war mit dem Fall des Führers die Schlacht entschieden. Im folgenden Jahr, 1557, ergab sich Sikandar Shah, und 1558 konnte Akbar seine Residenz zuerst nach Delhi, dann nach Agra verlegen.

Noch zwei Jahre führte der treue und tüchtige Bairam Khan die Regentschaft. 1560 schüttelte der junge Kaiser die ihm unerträg-

lich werdende Bevormundung ab, freilich nur, um für die nächsten beiden Jahre dafür die verderbliche Herrschaft eines Haremsklüngels einzutauschen, der für die wenig schöne Art der Abdankung Bairam Khans verantwortlich war. Anführerin dieses Klüngels war Akbars „Erste Amme“, Maham Anāga, deren oberstes Ziel es war, ihrem Sohne Adham Khan Ehre und Macht zu verschaffen. Akbar ließ unerhörte Übergriffe und Schandtaten seines Milchbruders bei der Eroberung von Malwa im Jahre 1561 der Ziehmutter zuliebe durchgehen; aber als Adham Khan 1562 den der Haremspartei nicht genehmen Minister Shams-ud-Dīn niederstach und an den Kaiser selbst Hand anzulegen drohte, schlug ihn dieser mit eigener Faust nieder und ließ ihn von der Palastterrasse zu Tode stürzen. Dies war das Ende des Weiberregiments. Der nun Zwanzigjährige trat, mit seinem Vertrauten und Biographen Abul Fazl zu reden, „hinter dem Schleier hervor“. Er regierte fortan selbst und allein und wurde, als was ihn die Geschichte kennt: eine der überragendsten und edelsten Herrschergestalten, die jemals einen Thron geziert haben.

Als er 1556 den Thron bestieg, war von einem Gebiet unter seiner Herrschaft überhaupt noch nicht zu sprechen; als er neunundvierzig Jahre später die Augen schloß, hinterließ er ein Reich, das eins der größten, reichsten und mächtigsten der ganzen damaligen Welt war. Ganz entsprechend der altindischen Anschauung, die dem Starken Ausbreitung auf Kosten seiner Nachbarn, mit dem Endziel der Eroberung ganz Indiens, zur selbstverständlichen Pflicht macht, hatte der Kaiser in unablässigen Angriffskriegen ganz Nordindien unterworfen und zuletzt auch schon mit der Wiedereroberung des Dekkhan einen beachtlichen Anfang gemacht. Schon 1559 wird das wichtige Gwalior genommen, 1561 Malwa, 1564 das von der Hindukönigin Durgavati beherrschte alte Gondwanareich erobert, 1563 ein Aufstand der mit den Moguls nach Indien gekommenen Usbegenhäuptlinge niedergeworfen. 1568 fällt Chitor, nachdem ein glücklicher Schuß aus der Muskete des Kaisers den Kommandanten der Festung niedergestreckt hat. Wieder begehrt die Rajputenbesatzung Jauhar; der durch ein Massaker unter den bauerlichen Verteidigern geschändete Ort aber gilt seither den Ranas von Mewar als verflucht und ist von ihnen nicht wieder betreten worden. 1569 folgen die Schlüssel-festungen Ranthambhōr und Kalinjar. 1572 wird das in Chaos versunkene Gujarat erobert, im folgenden Jahre dort ein gefährlicher Aufstand niedergeschlagen, wobei Akbar in elf Tagen tausend Kilometer zurücklegt und eine siebenfach überlegene Streitmacht schlägt, die seine Anwesenheit überhaupt nicht glauben will; mit Gujarat

ist das Tor zur See aufgestoßen, die Berührung mit den Portugiesen und damit die Verbindung mit Europa hergestellt. 1574—1576 wird Bengalen erobert, 1576 in der großen Schlacht von Haldighât der



**DAS MOGULREICH
BEIM TODE AKBARS
(1605)**

Rana erneut besiegt. 1577 unterwirft sich Khandesh. 1580/81 macht das Reich seine schwerste Krise durch: die Ostprovinzen rebellieren gegen die Religionspolitik des Kaisers und erheben seinen jüngeren Bruder, den Schwächling Muhammed Hakim, der in praktischer Unabhängigkeit in Kabul herrscht, auf ihren Schild. 1581 zieht Akbar persönlich nach Kabul und bringt die Provinz fest in seine Hand, während gleichzeitig der Aufstand im Osten niedergeschlagen

wird. 1585/86 wird Kashmir dem Reich einverleibt, 1591 Sind, 1592 Orissa, 1594 Beluchistan; 1595 fällt durch Verrat seines persischen Gouverneurs das wichtige Kandahar ohne eigenes Zutun in Akbars Hand. Schon 1591 hat eine Gesandtschaft an alle Dekkhanstaaten mit der förmlichen Aufforderung zur Unterwerfung (der einzig Khandesh nachkommt) den ersten Vorbereitungsschritt getan zu dem Unternehmen, das für die nächsten hundert Jahre den Mittelpunkt der mogulischen Außenpolitik bildet: der Eroberung des Dekkhans. 1596 wird in dem durch Uneinigkeit der mogulischen Heerführer schwer gehemmten Kriege der erste größere Erfolg erzielt in der Abtretung von Berar durch Ahmednagar. 1598 kommt der Kaiser, den Furcht vor einem Usbegeneinfall dreizehn Jahre in Lahore festgehalten hat, selbst in den Dekkhan, um das abtrünnige Khandesh zu bekriegen. Die durch Bestechung und Verrat erreichte Übergabe der uneinnehmbaren Festung Asirgarh, die Annexion von Khandesh im Jahre 1601 ist Akbars letzter großer Erfolg, bevor die Empörung seines Sohnes Salim, des nachmaligen Kaisers Jahāngīr, seine ganze Aufmerksamkeit beansprucht.

Die durch die vorstehende summarische, unbedeutendere Feldzüge und Revolten übergehende Aufzählung umschriebene militärische Leistung Akbars ist ungeheuer. Aber weder hätte sie allein das neue Reich erbauen und die Vorbedingungen für dessen Blüte unter seinen Nachfolgern schaffen können, noch wäre sie auch nur möglich gewesen ohne seine grundsätzlich neue Politik gegenüber den Hindus. Klar erkannte er, daß auf eine landfremde Minderheit, die die große Masse der Landeskinder als verhaßte, zu unterdrückende Ungläubige betrachtete, ein dauerhaftes Großreich nicht gegründet werden könne. Was er folgerichtig zu schaffen strebte, war nicht mehr ein muslimisches, sondern ein national-indisches Reich, das auch die Hindus als das ihre betrachten und für das sie willig ihre Kräfte mit einsetzen würden. Eine seiner ersten selbständigen Regierungshandlungen war die Abschaffung einer Hindu-Pilgersteuer, der 1564 die der verhaßten Kopfsteuer, der Jizya, folgte. Schon 1562 aber hatte er die erste einer ganzen Reihe von Ehen mit Rajputenprinzessinnen geschlossen. Was ihm hierdurch im Verein mit einer rücksichtsvoll ritterlichen Behandlung der Unterworfenen tatsächlich gelang, war die Einbeziehung der Rajputen, der einzigen wirklich bedeutenden Hindumacht Nordindiens, in den neuen Reichsbau als einer seiner stärksten Tragpfeiler. Die rajputische Ritterschaft bildete für die nächsten Generationen das Rückgrat des Mogulheeres; Rajputenfürsten gehörten zu den treuesten und besten Gene-

rälen und Gouverneuren der Kaiser. Und mochte es namentlich später der Ehrgeiz des Mogulhofes sein, an Feinheit persischer Kultur und Bildung nicht hinter dem Perserhofe selbst zurückzustehen, so ist dennoch in der ganzen Mogulkultur die hinduistische und vornehmlich rajputische Komponente kaum zu überschätzen. So ist z. B. das Kostüm der Mogulzeit wesentlich rajputisch; der herrliche Palast, den Akbar in der Burg zu Agra erbaute, kann starke Anlehnung an rajputische Vorbilder wie den Palast der Feste Gwalior nicht verleugnen.

Kraftvoll hinduistischen Geist atmen auch die übrigen Bauschöpfungen des Kaisers, vor allem seine neue Residenz Fathpur Sikri, jene zauberhafte Märchenstadt, die die Laune eines orientalischen Despoten in Rekordbauzeit (1569—1576) aus dem Boden stampfte — um sie nach nur fünfzehn Residenzjahren 1585 für immer zu verlassen. Hier zwang ja schon die verlangte unerhörte Schnelligkeit zur Zusammenziehung von Bauleuten aus dem ganzen Reich, von denen viele den Traditionen der Hauptstadt und muslimischen Bauschaffens überhaupt ganz fremd waren. Außerdem bedingte schon die Bestimmung mancher Bauten — so etwa des Hauses für den liebsten Hindu-Freund des Kaisers, den Spaßmacher Raja Birbal, oder für Rajputendamen seines Harems — stark hinduistischen Charakter, während umgekehrt die prachtvolle Hauptmoschee — ihr berühmtes Triumphtor Buland Darwāza („Hohe Pforte“) ist das Siegesdenkmal für die Eroberung Gujarats — naturgemäß der am stärksten islamisch betonte Bau ist.

Geradezu eine persönliche Schöpfung Akbars darf die berühmte Mogul-Miniaturmalerei genannt werden. Indem der Kaiser die nach Indien gebrachte persische Miniaturmalerei in großzügigster Weise förderte, in seine Palastwerkstatt aber auch in größtem Umfange Hindus — darunter z. B. ein von ihm selbst entdecktes Talent, den Sänftenträger Daswanth — aufnahm, kam es jetzt auf dem Gebiet der Malerei zu derselben gegenseitigen Befruchtung muslimischer und indischer Traditionen wie schon Jahrhunderte vorher auf dem der Baukunst. Das Ergebnis war etwas gegenüber der persischen Malerei durchaus Neues: eine wirklichkeitsnahe, den modernen Europäer unmittelbar ansprechende Stimmungskunst, die das Bedeutendste vielleicht auf dem Gebiet des wirklichkeitstreuen Porträts leistet. Sie macht uns nicht nur mit den Zügen der Kaiser selbst und aller ihrer Großen so vertraut, daß sie, besonders in ihren Darstellungen zeitgenössischer Ereignisse, geradezu zur wertvollen Geschichtsquelle wird; sie vermittelt uns von der Welt des Kaiserhofes

und der ganzen Kultur der Epoche die denkbar genaueste Anschauung. Eine höchst reizvolle rein hinduistische Sonderentwicklung des Mogul-Malstils erfolgte noch im 18. Jahrhundert in den sogenannten Rajputenschulen.

Auch die Hindumusik studierte der Kaiser und ließ den bedeutendsten Musiker seiner Zeit, Tansen, an seinen Hof kommen. Daß er in seiner Jugend zur Verzweiflung seiner Lehrer Sport und Waffenübung dem Schreibrohr vorgezogen und nie lesen gelernt hatte, beeinträchtigte nicht sein großes literarisches Interesse, das er durch Vorlesenlassen befriedigte. Und wieder finden wir dieses Interesse auch der Hindu-Literatur zugewandt, von der er viele Werke, so die großen Sanskrit-Nationalepen, ins Persische übersetzen ließ. Den überragenden Hindu-Dichter seiner Zeit, Tulsidās, scheint er freilich nicht gekannt zu haben: Wäre es der Fall gewesen, so dürfen wir sicher sein, daß der Schöpfer der „Bibel Nordindiens“, der Hindi-Neudichtung des Rāmāyana, seine willige Förderung erfahren hätte.

Akbars Hindu-Politik war keineswegs etwa nur zweckbestimmt; sie entsprach durchaus auch den religiösen Anschauungen und Neigungen, die den ursprünglich frommen Muslim und rastlosen Forscher nach letzter Wahrheit unter dem unverkennbaren Einfluß seiner indischen Umgebung schließlich aus dem zu eng gewordenen Rahmen des Islams ganz hinausführten. Hatte der Kaiser schon seit 1575 in einer eigens dazu erbauten Halle den Disputationen der islamischen Theologen unter sich gelauscht, so zog er nach einigen Jahren, von ihren engstirnigen Haarspaltereien abgestoßen, auch Bekenner anderer Religionen hinzu und berief schließlich von allen ihm erreichbaren prominente Vertreter an seinen Hof, um sich von ihnen unterweisen zu lassen. Neben Hindus verschiedener Sekten spielten dabei auch Sikhs, Jainas und Parsen eine wichtige Rolle; der Kaiser führte allerlei parsische Bräuche bei Hofe ein, gab unter Jaina-Einfluß den Fleischgenuß fast ganz auf und schränkte seine Jagdleidenschaft ein. Nicht weniger als dreimal aber ließ er sich von den Portugiesen aus Goa Jesuitenpatres schicken, die er mit Ehren und Gunstbeweisen überhäufte, denen er sogar einen Sohn zur Erziehung anvertraute und zur Ausübung und Verkündigung ihrer Religion jede Möglichkeit gewährte. Die Berichte dieser in Goa sorgfältig ausgewählten, wissenschaftlich geschulten europäischen Beobachter, von denen einige dem Kaiser zu wirklichen persönlichen Freunden wurden, gehören zu den wertvollsten Quellen über Akbar und seine Zeit. Freilich kam ein Übertritt zum Christentum für ihn schon deshalb nicht in Frage, weil die von den Patres

konsequent geforderte Verstoßung aller seiner Frauen bis auf eine aus politischen Gründen undenkbar war. Aber wenn es auch sicher ist, daß bei Anforderung wie Entsendung namentlich der späteren Jesuitenmissionen politische Gründe mitspielten — die Besitzungen der Portugiesen an der Küste waren Akbar ein Dorn im Auge, während er anderseits mehrfach vergeblich versuchte, sich ihre überlegene Artillerie auszuleihen —, so braucht man die Aufrichtigkeit seines Interesses für das Christentum keineswegs zu bezweifeln. Auf die Dauer jedoch befriedigte ihn keine der Religionen, die er so genau — auch durch aktive Teilnahme an ihrem Kult — geprüft hatte. Schon 1579 hatte er den Anspruch erhoben, der geistliche wie der weltliche Herr und Führer seiner Untertanen zu sein. Nach der Niederwerfung des nicht zuletzt durch diese Maßnahme — das sogenannte Unfehlbarkeitsdekret — hervorgerufenen oben erwähnten Aufstandes der muslimischen Orthodoxie verkündete er 1582 eine neue monotheistische Religion, den Dīn Ilāhī („Göttliche Religion“). Wenn er freilich glaubte, mit diesem abstrakt-blutleeren Gebilde den Zwiespalt zwischen Hinduismus und Islam überbrücken, in ihm seinen Untertanen die ersehnte Einigkeit schenken zu können, so zeugt dies von völligem Verkennen des Wirklichen und Möglichen — der neue Glaube drang über einen engen Kreis beflissener Höflinge kaum hinaus und starb mit seinem Schöpfer. Schwerer als der oft erhobene Vorwurf der Torheit, Kaiser und Prophet zugleich sein zu wollen — auch Ala-ud-Din hatte diesen Traum gehabt, aber rechtzeitig besseren Rat angenommen — wiegt freilich der andere, daß der kaiserliche Apostat von dem von ihm verkündeten Grundsatz der universalen Toleranz (*sulh-i-kull*) in der Praxis einzig den Islam ausnahm und ihn schließlich geradezu unterdrückte und verfolgte.

Daß diese ungeheuerliche Bräskierung der muslimischen Herrenschicht nicht imstande war, den Bau des Reiches ernstlich zu erschüttern, wirft das beste Licht auf dessen innere Festigkeit, nicht minder aber auf die überragende Größe von Akbars Persönlichkeit. Mag man immerhin im Auge behalten, daß er ein asiatischer Despot war und blieb; daß die von seinem berühmten, aus einfachsten Verhältnissen stammenden Hindu-Minister Todar Mall durchgeführten Verwaltungs- und Steuerreformen keineswegs ideale Verhältnisse schufen, daß der Kampf gegen Beamtenwillkür und Korruption weithin vergeblich blieb; mag man Akbar menschliche Fehler und Schwächen nachweisen und ihm vorwerfen, daß er — wie bei der Einnahme von Asirgarh — für ein anders nicht zu erreichendes Ziel

auch vor verwerflichen Mitteln nicht zurückschreckte — er bleibt immer einer jener ganz Großen, wie sie in der Geschichte eines Volkes in einem Jahrtausend einmal erscheinen. In Indien läßt sich ihm vielleicht nur sein achtzehn Jahrhunderte früherer Vorgänger Ashoka zur Seite stellen, mit dem seine ganz ähnliche religiöse Einstellung und Neigung den Vergleich besonders herausfordert.

Die offene Empörung, durch die sich sein Sohn Salim noch zu Lebzeiten des Vaters die Thronfolge zu sichern strebte, war nicht der einzige Schatten, der Akbars letzte Jahre verdüsterte. 1599 war sein zweiter Sohn Murād an Delirium tremens gestorben; 1604 fiel der dritte, Daniyāl, ebenfalls dem Trunk zum Opfer. So schrecklich dies Ereignis für den Vater sein mußte — indem es Salims Rivalen beseitigte, ermöglichte es eine notdürftige Aussöhnung. Als der von seinem Vater auf dem Totenbett bestimmte Nachfolger bestieg Salim am 24. Oktober 1605 den Thron als Kaiser Jahangir.

Der einzige Nebenbuhler, den er auch jetzt noch hatte, war sein eigener Sohn Khosrau, der wegen seines edlen, gewinnenden Charakters beinahe schwärmerische Verehrung im Volke genoß und den eine nicht unbedeutende Partei seinem minder liebenswerten Vater vorzuziehen geneigt gewesen war. Kurz nach dessen Thronbesteigung machte Khosrau einen törichten Aufstandsversuch, den Jahangir mit ebensoviel Energie wie Grausamkeit niederschlug. Halb geblendet und jahrelang in Haft gehalten, wurde Khosrau 1622 von seinem Bruder Shahjahan ermordet; er ist eine der tragischsten Gestalten der indischen Geschichte.

Jahangir war eine Mischung von Gegensätzen. Der Mann, dem es Vergnügen machte, dem Lebendig-Schinden oder Pfählen seiner Opfer zuzusehen, war hingebender Zärtlichkeit und liebevoller Mildtätigkeit fähig und verband launische Brutalität mit hoher Gerechtigkeitsliebe. In seinen Memoiren rühmt er sich selbst unübertroffener Kennerschaft auf dem Gebiet der Malerei, die sich unter ihm zu höchster Blüte entwickelte: er ist der große Mäzen unter den Kaisern. Seine fast schwärmerische, aber bis zu wissenschaftlichen Experimenten sich verdichtende Naturbegeisterung gleicht der Baburs, und er ist der Schöpfer jener unvergleichlichen Gärten, die noch heute einen besonderen Anziehungspunkt seiner Lieblings-Sommerfrische Kashmir bilden. Religiös setzte er im ganzen die Haltung Akbars fort. Die Jesuiten begünstigte er fast noch mehr als dieser; er umgab sich sogar mit teilweise von ihm selbst entworfenen biblischen und Heiligen-Bildern, wobei freilich rein künstlerische Interessen überwogen haben mögen. Getreu dem vor seiner Thronbestei-

gung den Großen als Preis ihrer Unterstützung gegebenen Versprechen setzte er jedoch den Islam in die von Akbar geschmälernten Rechte wieder ein und machte auch sonst der Orthodoxie die nötigen Zugeständnisse. Sein Fluch wie der des Kaiserhauses überhaupt waren Alkohol und Opium. Nur seine eiserne Konstitution bewahrte ihn vor dem Schicksal seiner Brüder; aber auch sie wurde endlich untergraben. Die Lähmung seiner Energie durch seine beständigen Ausschweifungen ist sicher mit verantwortlich für das außerordentliche Maß von Einfluß auf die Staatsgeschäfte, das er seiner Gemahlin Nur Jahân einräumte. Die Perserin, die er 1611 heiratete, verband ungewöhnliche körperliche Reize mit noch ungewöhnlicheren Geistesgaben. Ebenso ehrgeizig wie skrupellos, wurde sie bald die wahre Herrscherin von Indien. Über Brauch und Sitte, die die muslimische Frau aus der Öffentlichkeit verbannen, setzte sie sich kühn hinweg; sie begleitete ihren Gatten auf die Tigerjagd, gab Audienzen, unterzeichnete Erlasse, ja, es wurden Münzen auf ihren Namen geschlagen — ein Vorgang ohne Beispiel in der islamischen Welt, für die das Erscheinen eines Namens auf den Münzen und sein Abruf von der Kanzel im Freitagsgottesdienst die beiden entscheidenden Symbole der Souveränität seines Trägers sind.

Nach dem bisher Gesagten wird man es kaum verwunderlich finden, daß Jahangirs Regierung sich nicht durch hervorragende Kriegstaten auszeichnet. Zwei Erfolge wurden immerhin erzielt, die Akbar versagt geblieben waren: die Einnahme der Himalaya-Festung Kangra und die Unterwerfung des Rana. Von dem Prinzen Khurram durch Hunger bezwungen, mußte 1614 endlich auch der letzte Rajputenfürst den Nacken unter das Moguljoch beugen; doch schonte man seinen Stolz: kein regierender Rana brauchte je persönlich am Mogulhofe zu erscheinen, keine Prinzessin von Mewar in den kaiserlichen Harem entsandt zu werden. Der Krieg im Dekkhan dagegen schleppte sich ohne Erfolg weiter; Uneinigkeit, ja Verräterei der Mogulgeneräle führte sogar zeitweilig zu beschämenden Rückschlägen, während dem von Akbar erst zum kleinsten Teile eroberten Ahmednagar-Reich in dem Abessinier Malik Ambar ein ungewöhnlich energischer und fähiger Verteidiger erstanden war.

Für die Mogulmacht im Augenblick noch ziemlich nebensächlich war, weltgeschichtlich aber um so bedeutsamer ist, daß unter Jahangir zuerst die Macht an das Tor Indiens pocht, der zweihundert Jahre später das ganze Land gehören sollte. Der unaufhaltsame Niedergang der Portugiesen rief, wie wir später noch sehen werden, fast gleichzeitig Engländer und Holländer als Bewerber um die Mit-

beteiligung am Indienhandel auf den Plan. Am 31. Dezember 1600 hatten „Der Gouverneur und die Kompanie der nach Ostindien Handel treibenden Kaufleute von London“ den Freibrief der Königin Elisabeth erhalten. Jahangirs Hof wird zum Schauplatz wiederholter englischer Versuche, für diese Kompanie gegen den erbitterten Widerstand der Portugiesen Handels-Privilegien oder -Verträge durchzusetzen. Weder der von der Kompanie 1609 entsandte Kapitän Hawkins — obgleich als trinkfester Zechkumpan Jahangirs in hoher Gunst stehend — noch der von der Kompanie bezahlte, aber vom englischen König akkreditierte Gesandte Sir Thomas Roe, der von 1615—1618 am Hofe weilte, konnten das ihnen aufgegebenes Ziel ganz erreichen; aber was der Diplomatie versagt blieb, erzwangen wenigstens teilweise die Waffen. Die englische Kaperung mogulischer Handelsschiffe, gefolgt von einem englischen Seesieg über die weit überlegenen Portugiesen im Jahre 1612, überzeugte die Behörden von Surat, daß es nicht rätlich sei, den Engländern dort den Handel zu verbieten, und ein kaiserlicher Erlaß genehmigte 1613 die Errichtung einer englischen Faktorei in Surat. Zur Rache kaperten nun auch die Portugiesen wertvolle mogulische Schiffe, was zu einem zweijährigen Kriege mit ihnen, nebenbei auch zum Verbot des Christentums und der Schließung der Kirchen im Mogulreich führte. Die weltgeschichtlich bedeutsamste Seite dieser Vorgänge ist die durch sie bloßgelegte völlige Ohnmacht des Mogulreiches zur See: hilflos sieht es zu, wie die Europäer auf dem Rücken seiner Handelsschifffahrt ihren Streit austragen und ist außerstande, die Festsetzung der europäischen Mächte an seinen Küsten zu hindern.

Von den vier Söhnen Jahangirs, Khosrau, Parwiz, Khurram und Shahriyār, war der dritte, der für seine Erfolge im Dekkhan mit dem Titel Shahjahan, „König der Welt“, ausgezeichnete Besieger des Rana, zwar keineswegs der sympathischste, aber zweifellos der fähigste und kriegstüchtigste. Er war eine Hauptstütze der Partei Nur Jahans und ihr Kandidat für die Thronfolge gewesen. Da sie aber allmählich erkennen mußte, daß unter einem so energischen Kaiser an eine Fortsetzung ihrer Herrschaft schwerlich zu denken sein würde, übertrug sie ihre Gunst — Parwiz war ein hoffnungsloser Trinker — auf den jungen, ganz unbedeutenden Shahriyār. Als nun 1622 Shahjahan den Befehl erhielt, das durch Jahangirs Nachlässigkeit verlorene Kandahar den Persern wieder abzunehmen, stellte er für die Übernahme dieses schwierigen, ihn so weit von dem kränkenden Kaiser wegführenden Kommandos Bedingungen, über die es zum Bruch und zu seiner offenen Empörung kam. Auf drei-

jähriger Irrfahrt durch das ganze Reich immer wieder von den kaiserlichen Truppen geschlagen, erbat und erhielt er endlich die Verzeihung des Vaters, doch blieb er dem Hof, an den er zwei Söhne als Geiseln geschickt hatte, fern. Dem jede außenpolitische Aktivität hemmenden Bürgerkrieg folgte ein nach Anfangserfolgen mißglückter Staatsstreich des Generals Mahābat Khan und ein Jahr später, 1627, der Tod des Kaisers.

Das Ereignis fand Shahjahan fern im Dekkhan, aber die Hilfe seines Schwiegervaters Asaf Khan, des Bruders Nur Jahans, machte ihm die Gewinnung des Thrones leicht. Parwiz war ein Jahr zuvor dem Trunk erlegen; Shahriyar und alle übrigen als Thronprätendenten entfernt in Betracht kommenden Verwandten ließ der neue Kaiser noch vor seiner Ankunft aus dem Süden durch Asaf Khan ermorden. Im Februar 1628 bestieg er den von niemand mehr ihm bestrittenen Thron.

Inzwischen hatte sich die Lage im Dekkhan so bedrohlich entwickelt, daß der Kaiser sich 1630 zu persönlichem Eingreifen veranlaßt sah. 1632 drang ein Mogulheer erstmalig bis an die Tore Bijapurs vor, mußte sich jedoch wieder zurückziehen, um in dem verwüsteten Lande nicht zu verhungern. 1633 gelang der große Schlag der Einnahme von Daulatabad, der mit der Gefangennahme seines Königs das Ende des Ahmednagar-Reiches bezeichnet. Ein erneuter Rückschlag ruft den 1632 nach Agra zurückgekehrten Kaiser 1635 noch einmal in den Dekkhan. Seinem drohenden Auftreten beugen sich Bijapur und Golkonda. Ein förmlicher Friede wird geschlossen, der die beiden letzten verbliebenen Dekkhan-Sultanate zu Tributären und Vasallen des Mogulreiches macht und das Gebiet von Ahmednagar endgültig zwischen Bijapur und den Moguls aufteilt; dieser Friede von 1636 bildet für die nächsten zwanzig Jahre die Grundlage der Dekkhan-Politik.

Was Shahjahan größeren Nachruhm verschafft hat als alles andere, sind die von ihm, dem größten Bauherrn des muslimischen Indien, errichteten Bauten. Verglichen mit denen Akbars zeigen sie starke Zurückdrängung, doch keineswegs Beseitigung des hinduistischen Elements; statt männlicher Kraft üppige, mehr feminine Eleganz; statt schlichten Rotsandsteins kostbaren weißen Marmor; statt überreicher gemeißelter Ornamentik sparsamere Verzierung durch Flachrelief, Vergoldung, Bemalung und vor allem durch die aus Florenz stammende Technik eingelegter bunter Halbedelsteine (pietra dura), die Geschick und Geduld indischer Arbeiter zu unerhörter Vollenendung steigerte; endlich als wichtige stilistische Neuerung den ge-

zackten Bogen. Der Kaiser begnügte sich nicht damit, Akbars Burg zu Agra zum großen Teil in Marmor neu zu erbauen. Er verlegte die Residenz wieder nach Delhi zurück und gründete nördlich der alten Städte das siebente Delhi, nach ihm Shahjahānabād genannt, mit einer wahrhaft kaiserlichen Moschee, die noch heute die größte des Islams ist, und der großartigen Kaiserburg über der Jamna, deren schimmernde Marmorpaläste, Hallen, Bäder und Gärten eines der märchenhaftesten Wunder Indiens sind. Man begreift das Gefühl, mit dem der Bauherr an die Stirnwände seiner Privataudienzhalle den persischen Vers schreiben ließ:

„Wenn es auf Erden gibt ein Paradies,

So ist es dies, so ist es dies, so ist es dies!“

Der berühmteste Bau Indiens aber und einer der berühmtesten der Welt ist das Mausoleum, das der Kaiser seiner bei der Geburt ihres vierzehnten Kindes gestorbenen Gemahlin Mumtaz Mahal errichtete, der Taj Mahal zu Agra. Schlechthin vollendet ist hier schon die Art, wie der eigentliche Grabdom zum Mittelpunkt einer bis ins kleinste durchdachten großen Anlage gemacht ist: aus einem mit Rast- und Versammlungshallen für Pilger umgebenen Vorhof führt ein prachtvoller Torbau in einen rechteckigen Garten, in dessen Hintergrund zwischen zwei symmetrischen Bauten in Rotsandstein — einer Moschee und einer Versammlungshalle — der schimmerndweiße, 65 Meter hohe Grabdom sich in den Wasserläufen des Gartens und rückwärts in den Fluten der Jamna spiegelt. Dieser Grabbau selbst ist die Weiterentwicklung eines timuridisch-persischen Mausoleumstyps, der in Indien zuerst im Grab Humayuns erscheint und dessen Wahl durch Humayuns Witwe sich aus dem Aufenthalt des flüchtigen Kaisers am persischen Safavidenhofe erklärt. Die behauptete Beteiligung eines italienischen Architekten am Bau des Taj ist unbewiesen und unglaublich. „Der Gesamteindruck übertrifft alle Vorstellung. Einfachheit des Entwurfs und Pracht der Ausführung vereinigen sich zu einem Wunderwerk der Kunst, das mit den Tempeln der Griechen, den berühmtesten Domen des Mittelalters und der Renaissance an erhabener Schönheit wetteifert.“

Die vorher wie nachher unerreichte Blüte der Baukunst ist eine von mancherlei Ursachen, aus denen nach allgemeinem Urteil die Regierung Shahjahans den Höhepunkt in der Geschichte des Mogulreiches darstellt. Aber die in der Tat glänzende Außenseite verhüllt manches Unerfreuliche im Innern, deckt bereits die ersten Risse und morschen Stellen im Gebälk. Berichte europäischer Reisender lassen keinen Zweifel daran, daß der phantastisch gesteigerte Aufwand der

Hofhaltung, namentlich auch die Pracht der Bauten, daß der ungeheure Reichtum der Großen, die unerhörten Einnahmen der höheren Beamten in weiten Teilen des Reiches mit einer Unterdrückung und Aussaugung der breiten Volksmassen erkaufte waren, die deren Leben nicht mehr lebenswert machte und ihre wirtschaftliche Initiative lähmte. Beamtenwillkür und Korruption hatten seit den Tagen Akbars zugenommen. Gegen gleichartige indische Gegner waren zwar im Dekkhan große militärische Erfolge erzielt worden; aber drei Versuche, das 1638 wiederum durch Verrat mogulisch gewordene, 1649 von den Persern erneut weggenommene Kandahar zurückzuerobern, zeigten von Mal zu Mal deutlicher die hoffnungslose Unterlegenheit nicht nur der Mogul-Artillerie, sondern der Mogul-Truppen überhaupt gegenüber nichtindischen Feinden, die auch nur einiges von Europas Kriegskunst gelernt hatten. Ebenso aufschlußreich war das Scheitern des 1645—1647 ins Werk gesetzten Versuchs, den alten mogulischen Lieblingstraum der Wiedergewinnung der transoxanischen Stammlande zu verwirklichen. Die eroberten Gebiete von Balkh und Badakhshān konnten nicht gehalten werden, weil die von Luxus und Wohlleben im heißen Indien verweichlichten Nachkommen Baburs und seiner Gefährten die rauheren Landstriche Zentralasiens, nach denen jene sich zurück-geschnt hatten, unausstehlich fanden und sich dort zu bleiben weigerten. Endlich saß in der Person Shahjahans zum ersten Male wieder ein orthodoxer Muslim auf dem Thron. Jahangir hatte sogar die vom islamischen Gesetz unter allen Umständen verbotene Errichtung neuer Hindutempel gestattet; die Spitzhacke, die 1632 zahlreiche neugebaute und im Bau befindliche Tempel niederriß, legte die erste Bresche in die Mauer der Toleranz, die Akbar um sein Reich gezogen hatte.

6. Aurangzēb und die Auflösung des Mogulreichs; die Marathen

Im Jahre 1657 waren vier Söhne Shahjahans zu reifen Männern herangewachsen. Der jüngste, Murād Bakhsh, ein tollkühner Soldat und sonst gar nichts, war Gouverneur von Gujarat. Der dritte und, wie die kommenden Ereignisse klar herausstellen sollten, bei weitem fähigste, der ehrgeizige, entschlossene, verschlagene und skrupellose Aurangzēb, war 1652 zum Vizekönig des mogulischen Dekkhans ernannt worden; er hatte diesen verantwortungsvollsten Posten des Reiches schon einmal von 1636 bis 1644 innegehabt und 1647 in

Balkh, 1649 und 1652 vor Kandahar kommandiert. Der Zweitälteste, Shujā, war Gouverneur von Bengalen und hatte sich um die Verwaltung dieser Provinz hohe Verdienste erworben, doch war er Sinnenfreuden ergeben und neigte zu Weichheit und Unentschlossenheit. Der älteste, Dāra Shikōh, ein Mann von bedeutenden Gaben, aber anmaßend und hochfahrend, war der erklärte Liebling des Vaters, der ihn dauernd an seiner Seite hielt und alles tat, ihm durch Überhäufung mit Titeln und Ehren, Abtretung wichtigster kaiserlicher Prärogativen usw. die Nachfolge zu sichern und leicht zu machen. Gerade dies vermehrte nur die Eifersucht der drei Brüder, von denen jeder entschlossen war, auf den Thron nicht ohne Kampf zu verzichten, wohl wissend, daß auch ein kampfloser Verzicht sein Leben nicht retten würde, daß *takht yā takhta*, „Thron oder Bahre“, die unentrinnbare Alternative eines Timuridenprinzen sei. Besonders erbittert war die im ganzen Reiche sprichwörtliche Feindschaft zwischen Dara und Aurangzeb, die durch religiöse Gegensätze verschärft wurde. Während nämlich Aurangzeb ein bigotter Sunnit war, hatte Dara die religiösen Neigungen Akbars geerbt: zwar nie den Islam verleugnend, verkehrte er intim mit Hindugelehrten und Christen; er schrieb unter anderen ein Werk mit dem bezeichnenden Titel „Der Zusammenfluß der beiden Ozeane“, in dem er sich bemühte, islamischen Sufismus und hinduistischen Pantheismus zu vereinen, und in seinem Auftrag hergestellt ist die persische Übersetzung der Upanishaden, deren lateinische Version einen so tiefen Einfluß auf Schopenhauer ausgeübt hat.

Aurangzebs Erfahrungen im Dekkhan sollten seinem Haß neue Nahrung geben. Bijapur und Golkonda hatten seit dem ihre Nordgrenze sichernden Frieden von 1636 große Eroberungen in Südindien gemacht, durch die Bijapur zu einer von Meer zu Meer reichenden Großmacht geworden war. Für Golkonda hatte Mir Jumla, ursprünglich ein persischer Diamantenhändler, einen großen Teil des reichen Karnatik erobert und trat fast wie ein unabhängiger Fürst auf. Da ihn dies natürlich in Gegensatz zu dem Sultan von Golkonda brachte, knüpfte er Verbindung mit Aurangzeb an, der ohnehin entschlossen war, beide Sultanate endgültig zu erobern. Dem Meister orientalischer Intrige fiel es nicht schwer, Gründe für den Bruch des Vertrages von 1636 zu finden, und durch einen geschickten Betrug erhielt er 1655 von seinem Vater die Erlaubnis zu einer Invasion Golkondas. Dara Shikoh aber erblickte in jedem Erfolg, jedem Machtzuwachs Aurangzebs eine Gefahr für sich selbst. Durch seinen Einfluß beim Kaiser sah sich Aurangzeb der eigent-

lichen Frucht des 1656 leicht errungenen Erfolges beraubt: zwar hatte er bei der Plünderung Haidarabads große Beute gewonnen; zwar gelang es, seinen Sohn mit einer Tochter des Sultans zu vermählen und von diesem zum Erben einsetzen zu lassen; zwar gewann er an den Truppen des zum Premierminister des Mogulreiches ernannten Mir Jumla wertvollste Hilfskräfte — aber er mußte das eroberte Land wieder räumen, von einer Annexion war keine Rede. Im folgenden Jahr wiederholte sich das gleiche Spiel mit Bijapur. Auch dieses Reich wurde nur durch den Zwist der Kaisersöhne noch einmal vor dem sicheren Untergang gerettet. Ja, Aurangzeb sollte sogar die Erfüllung selbst der bescheidenen Friedensbedingungen, die er hatte erreichen können, nicht mehr voll durchzusetzen imstande sein; größere Dinge riefen ihn plötzlich nach dem Norden.

Eine schwere Erkrankung Shahjahans im September 1657 löste den längst von allen mit Sicherheit erwarteten Nachfolgekrieg aus. Shuja und Murad krönten sich beide zum Kaiser. Aurangzeb war nicht so voreilig; aber nach langem Zögern und Verhandeln mit den Brüdern setzte auch er sich im Frühjahr 1658 nach Norden in Marsch, vereinigte sich mit Murad und schlug die kaiserlichen Truppen nahe Ujjain. Am 29. Mai trat ihm Dara selbst bei Samugarh vor den Toren Agras entgegen und wurde vernichtend geschlagen. Indes er über Delhi nach Lahore floh, setzte Aurangzeb den längst wieder genesenen Vater in der Burg zu Agra gefangen. Der Mann, der in der Jugend selbst nach dem Timuridenwort gehandelt hatte, daß ein König keine Verwandten habe, mußte die letzten acht Lebensjahre als Gefangener seines Sohnes zubringen.

Der Tag von Samugarh hatte den Krieg bereits entschieden, mochte es auch noch über ein Jahr dauern, bis der durch ganz Nordindien gehetzte Dara durch den Verrat eines Afghanenhäuptlings in Aurangzebs Hände fiel und als „Ketzer“ hingerichtet wurde, und fast zwei Jahre, bis Shuja über die Grenze Bengalens nach Arakan gejagt war, wo er mit seiner Familie ein unbekanntes Ende fand; Murads hatte sich Aurangzebs bald nach Samugarh durch Verrat bemächtigt und ließ ihn 1661 in der Gefangenschaft hinarbeiten. Auch ein Sohn Aurangzebs, der sich zeitweilig auf Shujas Seite geschlagen hatte, und ein Sohn Daras, der mit seinem Heere zu spät gekommen war, um den Vater zu retten, fielen dem für Reich und Kaiserhaus gleich kostspieligen Ausleseprozeß zum Opfer, der aber in diesem Falle in Aurangzeb tatsächlich den Stärksten und Fähigsten auf den Thron gebracht hatte.

Das Mogulreich war bisher in der Abfolge seiner Herrscher sehr

vom Glück begünstigt gewesen. Nach dem halben Jahrhundert der Regierung des unvergleichlichen Akbar hatten zwei Kaiser wieder zusammen ein halbes Jahrhundert regiert, von denen auch der schwächere, Jahangir, keineswegs unbedeutend war. Eine einzigartige Gunst des Schicksals muß es genannt werden, daß nun noch eine vierte Regierung von nicht weniger als fünfzig Jahren folgte (1658—1707), und zwar die eines Herrschers, dessen Energie, militärische Tüchtigkeit und politische Verschlagenheit wir sich bereits haben bewähren sehen; der, wie skrupellos er in der Wahl seiner Mittel zur Erreichung politischer Ziele sein mochte, von allen Lasten seiner Vorfahren frei ein streng moralisches Leben von fast asketischer Einfachheit führte; der, wie ihm sein moderner Historiker Sarkar bezeugt, an Fleiß und Gewissenhaftigkeit in der Erledigung der Regierungsgeschäfte sich von keinem Schreiber übertreffen ließ.

Alle diese Vorzüge aber konnten nicht das ersetzen, was allein noch imstande gewesen wäre, den allmählichen Verfall aufzuhalten, dessen erste Zeichen wir bereits unter Shahjahan festgestellt haben: den schöpferischen Genius, wie ihn unter allen Moguls vielleicht allein Akbar gehabt hatte. Aurangzebs Denken ist im Gegenteil durch Starrheit und Enge charakterisiert. Sie geben sich am deutlichsten kund in der Eigenschaft, die mehr Schaden anrichtete, als alle seine Tugenden zu nützen imstande waren: in dem muslimischen Fanatismus, mit dem er, aus innerster Überzeugung religiöser Pflichterfüllung jedes Gebot politischer Klugheit mißachtend, Akbars Toleranzpolitik in das gerade Gegenteil verkehrte und einen erbitterten Kampf gegen seine hinduistischen Untertanen begann. Einer Zerstörungsaktion größten Ausmaßes fielen die bedeutendsten Tempel Nordindiens zum Opfer, und als Wahrzeichen von Aurangzebs Politik beherrschen noch heute die hohen Minaretts der an die Stelle des ältesten und heiligsten Shivatempels zur Demütigung der Hindus errichteten Moschee das berühmte Uferbild des hochheiligen Benares. Einer Fülle von Schikane- und wirtschaftlichen Druckmaßnahmen, zu deren Überwachung besondere Zensoren eingesetzt wurden, setzte die Wiedereinführung der Jizya (1679) die Krone auf, die einen Sturm der Empörung auslöste. Daß der Puritaner auf dem Throne die Musik am Hofe verbot, die Maler entließ und außer der Hauptmoschee von Lahore kein einziges wirklich bedeutendes Bauwerk hinterlassen hat, sei nur nebenbei angemerkt.

Ein gefährlicher Aufstand der Jāt-Bevölkerung der Umgebung war die Antwort auf die Zerstörung der Tempel von Mathurā. 1669/70 mit schweren Blutopfern auch der kaiserlichen Truppen

unterdrückt, flammte er 1688 wieder auf — die Rebellen plünderten sogar das Mausoleum Akbars bei Agra und verbrannten seine Gebeine — und zog sich bis nach Aurangzebs Tode hin. Die Verfolgung der Sikhs, der Martertod ihres neunten Guru schufen einen weiteren gefährlichen Reichsfeind. Geradezu selbstmörderisch aber wurde die Religionspolitik des Kaisers, indem sie auch vor den Rajputen nicht haltmachte und so recht eigentlich das Fundament zerstörte, auf dem Akbars Reichsbau ruhte. Der Abfall fast sämtlicher Rajputenklans, die aus treuesten Stützen nun zu erbitterten Feinden des Reiches wurden, brach das Rückgrat des Mogulheeres und sollte sich schon an Aurangzeb selbst bei seinen Dekkhan-Feldzügen bitter rächen.

Die ersten zwanzig Jahre seiner Regierung waren erfüllt gewesen von Kriegen an den entgegengesetzten Grenzen Nordindiens. In einem schwierigen Feldzug hatte Mir Jumla 1661—1663 das von den indochinesischen Ahoms beherrschte Assam teilweise erobert, doch konnte es nur wenige Jahre gehalten werden. Er selbst fiel den Strapazen des Feldzuges zum Opfer. Sein Nachfolger eroberte 1668 Chittagong und machte damit dem unerträglichen Treiben der dortigen, zum Teil aus portugiesischen Mischlingen bestehenden Piraten ein Ende. Ein Jahr darauf begannen die Aufstände und Unruhen der Afghanenstämme an der Nordwestgrenze, die die kaiserlichen Heere für elf an schwersten Niederlagen reiche Jahre in Atem halten sollten, ehe es, nicht ohne kräftige Nachhilfe durch Geld und Intrige, gelang, Ruhe zu schaffen. 1678 starb der Oberbefehlshaber an der Nordwestfront, Maharaja Jaswant Singh von Jodhpur. Der Tod dieses bedeutendsten rajputischen Paladins des Reiches ermutigte Aurangzeb nicht nur zu der im folgenden Jahre verfügten Wiedereinführung der Jizya; er schien ihm, da zunächst kein Thronerbe da war, eine gute Gelegenheit zu einem Schlage gegen den Vasallenstaat Jodhpur und die ungläubigen Rajputen überhaupt. Die militärische Besetzung Jodhpurs und die Einrichtung einer Mogul-Verwaltung, noch mehr aber bald darauf Aurangzebs Verhalten gegenüber einem nachgeborenen Sohne Jaswant Singhs entfesselten einen Aufstand fast ganz Rajputanas, in dem wieder einmal Mewar die Führung übernahm. Der Kaiser selbst zog mit dreien seiner Söhne gegen die Rajputen zu Felde, die sich im offenen Lande nicht halten konnten, aber von ihren unzugänglichen Gebirgs-Schlupfwinkeln aus den kaiserlichen Heeren schwersten Schaden zufügten. Schließlich gelang es ihnen sogar, den Kaisersohn Akbar von dem Wahnsinn der Politik seines Vaters zu überzeugen

und ihn zu einer auf sie sich stützenden Rebellion zu veranlassen. Nur eine besondere raffinierte Intrige rettete Aurangzeb aus einer militärisch völlig aussichtslosen Lage; damit aber war eine nie wiederkehrende Gelegenheit verpaßt. Akbar gab seine Sache verloren und floh zu dem gefährlichsten Reichsfeinde, dem Marathenkönig Shambhuji, in den Dekkhan.

Dieses Ereignis gewann eine unverhältnismäßige Bedeutung für den Verlauf der indischen Geschichte; denn es wurde der Anlaß dafür, daß Aurangzeb, nachdem er eilends und unter einigen Zugeständnissen besonders hinsichtlich der Jizya mit dem Rana einen notdürftigen Frieden geschlossen, 1681 persönlich in den Dekkhan zog und für die ganzen restlichen sechsundzwanzig Jahre seiner Regierung alle Kraft des Reiches dorthin konzentrierte; er ist nie mehr nach Nordindien zurückgekehrt und 1707 in Ahmednagar gestorben.

Die Politik des Dekkhans war inzwischen — ernstlich etwa seit der Mitte des Jahrhunderts — durch das Hinzutreten eines neuen Elements kompliziert worden, das bald genug zu ihrem beherrschenden werden, ja später seinen Schatten über ganz Indien werfen sollte. Dieses neue Element waren die Marathen.

Die Heimat des marathischen Volksstammes war der Westrand des Dekkhanplateaus mit dem Gebirge der West-Ghats. Die Natur, die diese Landstriche mit ihren Gaben nur karg bedachte, hatte dafür ihre bauerlichen Bewohner um so härter, genügsamer und zäher gemacht. Die sozialen Gegensätze traten hier nicht ganz so kraß in Erscheinung wie in den reicheren Gegenden Indiens, und eine religiöse Erneuerungsbewegung, als deren Träger zum Teil den unteren Schichten entstammende, noch heute volkstümliche Sänger wie Eknāth (*1528), Tukārām (*1568), Rāmdās (*1608) und andere vor uns stehen, stärkte das völkische Zusammengehörigkeitsgefühl der Sprecher der Marathi-Sprache. Daß aber alle diese günstigen Vorbedingungen ausgenutzt wurden, daß etwas wie eine marathische Nation entstand und zu einem Faktor ersten Ranges in Indiens Geschichte wurde, ist das Werk *eines* Mannes, an dem das Wort von den Männern, die die Geschichte machen, wahr wurde wie an wenigen: Shivāji.

Die alte Kriegstüchtigkeit der Marathen beginnt zuerst wieder ans Licht zu treten unter Ahmednagars großem Minister Malik Ambar, der an ihnen seine besten Hilfstruppen gewann. Ihre leichte Reiterei, fast ohne Gepäck, ohne jenen ungeheuren Troß, jene die Zahl der Kämpfer weit übersteigende Masse von Weibervolk und

andern Nichtkombattanten, die Beweglichkeit und Schlagkraft der Mogulheere lähmten, tat den Kaiserlichen um so schwereren Abbruch, als sie dank ihrer die offene Feldschlacht meidenden Überfall- und Kleinkriegstaktik nie zu fassen waren. Der bedeutendste der im Dienste der Dekkhanstaaten stehenden marathischen Kondottieri war ein Mann namens Shahji, der 1633 nach dem Fall von Daulat-abad mit einem von ihm auf den Thron gesetzten Prinzen den Ahmednagar-Staat zu erhalten versuchte. Beim Frieden von 1636 mußte er in Bijapurs Dienste treten und gewann in der Folge zu seinen marathischen Stamm-Lehen große Besitzungen in Südindien hinzu. Indes er sich diesen widmete, begann sein 1627 geborener Sohn Shivaji etwa ab 1646, sich um Puna herum eine Herrschaft aufzubauen, indem er mit Hilfe der kriegerischen Gebirgsbauern sich einer nach der andern jener in den bizarren dekkhanischen Tafelbergen von der Natur geschaffenen, menschlicher Nachhilfe kaum bedürftigen Bergfestungen bemächtigte, die der ganzen Kriegführung im Marathenlande das Gepräge geben. Aurangzebs Kämpfe mit Golkonda und Bijapur benutzte er zur Ausdehnung seiner Macht auf die Küstenebene des Konkans. Durch den Nachfolgekrieg von der mogulischen Gefahr befreit, sandte Bijapur 1659 ein Heer gegen ihn aus. Dem von dessen Führer Afzal Khan geplanten Verrat begegnete er mit der gleichen Waffe: er tötete Afzal Khan, vernichtete das führerlose Heer und gewann durch die reiche Beute starken Machtzuwachs. 1663 dringt er tollkühn mit nur 400 Mann nachts in das Lager des von Aurangzeb gegen ihn gesandten Vizekönigs Shayista Khan und verwundet diesen in seinem Harem — eine Tat, die ihm den Ruf des Besitzes übernatürlicher Kräfte, dem Vizekönig eine Strafversetzung eintrug. Im folgenden Jahre machte er unermessliche Beute in Surat. Daß er diese reichste Handelsstadt des Mogulreiches fast ohne Widerstand plündern und diesen Streich 1670 wiederholen konnte, während das winzige Häuflein der Europäer ihre Faktoreien erfolgreich vor Plünderung schützte, spricht Bände über die Zustände im Reich; der von Shivaji herbeigeführte Ruin von Surat aber führte zum Aufblühen des englischen und daher dem Handel besseren Schutz versprechenden Bombay.

1665 gelang es dem Rajputen Jai Singh, dem Nachfolger Shayistas, Shivaji so hart zuzusetzen, daß er in die Abtretung von zwanzig Forts und im folgenden Jahre in einen Besuch des Kaiserhofes willigte; aber die höchst unpolitische Geringschätzung, mit der Aurangzeb ihn behandelte, machte ihn rasend; in einem Obstkorb versteckt entfloh er der tatsächlichen Haft, in der er in Agra gehalten wurde.

1674 zog er aus immer neuen Erfolgen die letzte Konsequenz, indem er sich mit ungeheurem Pomp und allem vedischen Ritual zum souveränen Hindu-Monarchen krönen ließ. Zwei Jahre danach unternahm er mit Unterstützung des Sultans von Golkonda den kühnsten und erfolgreichsten seiner Feldzüge, der der Gewinnung der von seinem Halbbruder Vyankoji beherrschten südindischen Lehen seines Vaters galt. 1680 fiel der Dreiundfünfzigjährige einer Dysenterie zum Opfer.

Das neue Hindureich, als dessen Herrscher der einstige kleine Bandenführer geendet hatte, im Innern von einem Rat von acht Ministern nach altindischem System im Ganzen trefflich verwaltet, war nach außen ein reiner Raubstaat: die auf den regelmäßigen Winterfeldzügen gemachte Beute war wesentlicher und unentbehrlicher Teil der Staatseinnahmen; ohne sie wäre die Erhaltung des von Shivaji geschaffenen, vorzüglich organisierten stehenden Heeres nicht möglich gewesen. Und schon 1670 hören wir von dem ersten Fall der Erpressung des berühmten Chauth, der nach ihrer Höhe von einem Viertel der Staatseinkünfte so genannten Abgabe, die gegen das Versprechen der Nicht-Plünderung von Distrikten unter fremder Hoheit erhoben wurde — ein System, das das Marathenreich auf der Höhe seiner Macht auf den größten Teil Indiens ausdehnte.

Vor Verrat und Mord ebensowenig zurückschreckend wie die meisten Politiker und Soldaten seiner Zeit und auf seinen Raubzügen barbarischer Grausamkeiten fähig, war Shivaji ein frommer, gegenüber hinduistischen wie muslimischen Heiligen von gleicher Ehrerbietung erfüllter Hindu, der „Beschützer der Brahmanen und Kühe“, der bewußte Vorkämpfer des Hinduismus gegen den Unterdrücker Aurangzeb, an den er einen berühmten Protest gegen die Einführung der Jizya gerichtet hat. Seine geschichtliche Leistung war die Schaffung der Macht, deren sich das Schicksal zur Vollstreckung seines Urteilsspruches über das verrottende Mogulreich bedient hat.

Shivajis zehnjähriger Sohn Rājarām wurde nach zehnwöchiger Regierung durch seinen Halbbruder Shambhuji vom Thron gestoßen, der ein Jahr später den zu ihm geflüchteten Prinzen Akbar mit königlichen Ehren aufnahm. Die Folgen kennen wir bereits: im Frühjahr 1682 traf Aurangzeb persönlich im Dekkhan ein.

Die beiden Sultanate befanden sich zu dieser Zeit in einem weit vorgeschrittenen Stadium des Verfalls. Daß sie nicht schon längst den Angriffen der Moguls zum Opfer gefallen waren, erklärte sich

nur aus deren ständiger Beanspruchung durch den neuen, viel gefährlicheren marathischen Gegner in Verbindung mit der zunehmenden Demoralisierung der Mogulheere und der Lauheit, mit der ihre oft bestechlichen und mit dem Feind unter einer Decke stekenden Generäle einen Krieg führten, an dessen Fortdauer ihnen — nach einem Sprichwort, das den Dekkhan das Brot des Soldaten nannte — mehr gelegen war als an seiner siegreichen Beendigung. Selbst nach der Ankunft des Kaisers folgten noch zahlreiche Fehlschläge, bis er endlich 1685 persönlich zu Felde zog und nun erreichte, worum ihn einst Dara Shikoh betrogen hatte: 1686 wird nach Eroberung seiner Hauptstadt das Sultanat Bijapur annektiert, 1687 folgt Golkonda — die uneinnehmbare Festung Golkonda war nach achtmonatiger Belagerung auf dem Wege genommen worden, der bald der gewöhnliche für die Einnahme marathischer Forts werden sollte: durch Bestechung.

Weitere Erfolge reihten sich an. Shambhuji, unwürdiger Sohn seines großen Vaters, wurde 1689 bei sorgloser Schwelgerei überrascht, gefangen und, da er den Islam anzunehmen verweigerte, zu Tode gefoltert. Gleichzeitig wurden die Grenzen des Reiches weit nach Süden vorgeschoben; das Jahr 1691, in dem Tanjore und Trichinopoly ihm Tribut zahlten, darf als das der größten räumlichen Ausdehnung des Mogulreiches gelten.

Aber Aurangzeb sollte seiner Erfolge nicht froh werden. Der Tod ihres Königs — dessen Sohn Shāhū am Kaiserhof erzogen wurde —, die Erstürmung ihrer Hauptstadt hatten den Mut der Marathen keineswegs gebrochen. Der einst von Shambhuji entthronte Rajaram, und nach seinem Tode (1700) seine Witwe Tarabai führten den Kampf weiter. Nirgends waren die Kaiserlichen vor marathischen Überfällen sicher, von einer wirklichen Beherrschung des eroberten Dekkhans konnte keine Rede sein. Aurangzeb aber hatte sich in blinder Hartnäckigkeit in den Vorsatz verbißen, die marathische Pest auszurotten, koste es, was es wolle. Taub gegen alle Bitten und Warnungen, nach Nordindien zurückzukehren, setzte er bis zu seinem Tode einen Krieg fort, der immer aussichtsloser und immer schmachvoller im Sande verlief, die Kräfte des Reiches aufzehrte und seine Finanzen zerrüttete. Als der Neunundachtzigjährige 1707 sich zum Sterben legte, war er nur zu berechtigter trüber Ahnungen voll. Die großen Erfolge im Dekkhan, ganz abgesehen davon, daß sie durch die mißlungene Unterwerfung der Marathen zum guten Teil illusorisch gemacht wurden, waren allzu teuer erkaufte: sie hatten dem alternden Reich seine letzten und wertvollsten Kräfte gekostet.

Vor allem aber rächte sich schwer die lange Vernachlässigung Nordindiens: die fünfundzwanzigjährige Abwesenheit des Kaisers und Hofes, die Entblößung von den besten Truppen, die Abziehung aller Mittel für den Krieg im Süden mußten notwendig zu einer verhängnisvollen Schwächung und Zerrüttung dieser eigentlichen Kernlande des Reiches führen. Der Krieg in Jodhpur zog sich bis 1709 hin und endete mit einem Siege der Rajputen; der fortgesetzten Kämpfe mit den Jats haben wir schon gedacht. Die Sikhs aber wurden von ihrem zehnten und letzten Guru Govind, dem Sohne des von Aurangzeb zum Märtyrer gemachten neunten Guru, jetzt straff organisiert in einem religiös-militärischen Orden, dem Khalsa, dem zwei der Taufe und dem Abendmahl ähnliche Sakramente, Haartracht, Kleidung und andere Symbole wie die Anfügung des Wortes *singh*, „Löwe“, an den Namen festen Zusammenhalt gaben. So schlugen sie mehrere kaiserliche Heere. Zentrifugale Kräfte nahmen zu, die Verwaltung verschlechterte sich weiter — kurz, es bereitete sich in allem der Zerfall vor, der bald durch die Schwäche und Unfähigkeit von Aurangzebs Nachfolgern beschleunigt wurde.

Daß Aurangzebs Nachfolge durch einen Krieg seiner Söhne entschieden wurde, war nachgerade selbstverständlich. Der Sieger, der bereits vierundsechzigjährige Bahadur Shah, starb nach fünfjähriger Regierung; um eines gefährlichen, von furchtbaren Greueln begleiteten Sikh-Aufstandes Herr zu werden, mußte er mit den Rajputen einen Frieden schließen, der sie so gut wie unabhängig machte. War er, wenn auch ein unfähiger Regent, so doch noch ein edler Charakter gewesen, so fehlte seinen Nachfolgern — von denen der erste, Jahāndār, elf Monate, der zweite, Farrukh-Siyār, sechs Jahre regierte — auch dieser versöhnende Zug. Der Mogulhof wurde jetzt der Schauplatz der gleichen Parteikämpfe zwischen Einheimischen („Hindostanis“) und Fremden („Turaniern“ und „Iranern“), wie sie seinerzeit die Politik des Dekkhans beherrscht hatten. Die tatsächliche Macht im Staate fiel in die Hände zweier Brüder aus der Gruppe der Sayyiden von Barha, die den von ihnen auf den Thron gebrachten Farrukh-Siyar 1719 ermordeten. Nachdem ihnen zwei weitere Kaiser innerhalb weniger Monate gestorben waren, erhoben sie im September 1719 Muhammed Shah, einen Enkel Bahadurs, auf den Thron, dem es im folgenden Jahr gelang, sich der „Königsmacher“ zu entledigen; der eine wurde ermordet, der andere gefangengesetzt.

Unter Muhammeds bis 1748 dauernder Regierung setzt das Auseinanderbrechen des Reiches ein. Die wirren Intrigen und Kämpfe

am Hofe, das Durcheinander der fortwährenden Bürgerkriege in den Provinzen im einzelnen zu verfolgen, wird ebenso unmöglich wie zwecklos; wir können kaum mehr als die Ergebnisse eines Auflösungsprozesses festhalten, der sich von dem des Delhi-Sultanats nur in einem unterscheidet: während damals die unabhängig werdenden Provinzgouverneure bestrebt sind, durch Annahme des Königstitels auch das letzte Band zwischen sich und Delhi zu zerschneiden, legen diesmal umgekehrt die neuen Mächte Wert darauf, die Fiktion der kaiserlichen Souveränität weiter zu erhalten. Der Glanz des Mogulnamens ist einer mehr und mehr in Chaos und Anarchie versinkenden Zeit noch gut genug dazu, sich den Anschein der Legitimität zu sichern. Selbst die Engländer finden es zweckmäßig, dieses Vorgehen mitzumachen: die Pension, die sie 1763 dem Kaiser aussetzen, wird „Tribut“ genannt, bis 1814 bezeichnet sich der englische Generalgouverneur auf seinem Siegel als Diener des Großmoguls, auf dessen Namen noch bis 1835 die englischen Rupien geschlagen werden. In einem seit Jahrzehnten völlig britischen Indien „residiert“ noch bis zum Aufstand von 1857 ein Mogulkaiser in Shahjahans Marmorpalast zu Delhi. Erst der Versuch der Aufständischen, dieser Schattengestalt neues Leben zu verleihen, führt zu ihrer endgültigen Beseitigung; 1862 ist der letzte Nachkomme Baburs und Akbars im Exil gestorben.

Der Zerfall des Reiches wurde begünstigt durch die in Übung gekommene Vereinigung mehrerer Provinzen unter einem Vizekönig, dem die einzelnen Gouverneure unterstellt waren. Die wichtigste derartige Gruppe bildeten die sechs Dekkhan-Provinzen. Ihr Vizekönig, Nizām-ul-Mulk Asaf Jäh, war 1722 zum Minister in Delhi ernannt worden, mußte aber bald erkennen, daß es völlig aussichtslos war, an dem verkommenen Kaiserhofe Ordnung schaffen zu wollen. Seine eigenmächtige Rückkehr in den Dekkhan Anfang 1724 bezeichnet die Gründung des faktisch unabhängigen Haidarabad-Staates, eines der wichtigeren Faktoren in dem verwickelten Kräftespiel der nächsten Jahrzehnte. unter der ihn noch heute regierenden Nizam-Dynastie. Ungefähr gleichzeitig entsteht das unabhängige Audh, etwas später aus den Provinzen Bengalen, Bihar und Orissa das neue Bengalen; die Herrscher beider Staaten behalten den Titel Nawāb („Nabob“), d. h. Statthalter, bei, ziehen aber keine praktischen Folgerungen mehr daraus und vererben wie der Nizam ihre Würde ganz selbstverständlich auf ihre Nachkommen. Die Abhängigkeit der Rajputenstaaten steht bald auch nur mehr auf dem Papier, während Gujarat und Malwa allmählich ganz von der marathischen Flut über-

schwemmt werden. Kabul und alles Land westlich des Indus aber gehen verloren durch ein Ereignis, das den Eindruck einer Wiederholung der Geschichte vollendet.

Das Chaos in Nordindien, die völlige Zerrüttung der Zentralregierung ruft auch diesmal einen Eroberer aus Nordwesten auf den Plan, und wieder einmal ist es ein Türke: Nādir Shah, der Befreier Persiens und Erneuerer seiner alten Größe, überrennt im Sommer 1738 ohne Mühe das mogulische Kabul, erzwingt sich im November den Weg durch den Khaiberpaß und zieht, fast ohne Widerstand zu finden, bis in die Pforte von Delhi, wo ihn das viel zu spät aufgebotene Mogulheer bei Karnāl, zwischen Panipat und Taraori, erwartet; von den Rajputen, die die Heere eines Akbar zum Siege geführt hatten, war nicht einer dem Rufe seines unwürdigen Nachfahren gefolgt. Der Sieg der Perser war leicht und vollständig; am 21. März 1739 ließ Nadir Shah in Delhi das Freitagsgebet in seinem Namen verrichten. Die Disziplin seiner Truppen war vorzüglich; aber Ausschreitungen der Bevölkerung, denen einige hundert Perser zum Opfer fielen, ja ein Attentat gegen Nadir selbst verursachten ein Massaker, das 30 000 Opfer forderte, während ein Teil der Stadt in Flammen aufging. Zwei Monate blieb der Sieger in Delhi, beschäftigt mit der Eintreibung riesiger Kontributionen, der Abschöpfung des angesammelten Reichtums der ganzen Mogulzeit. So ungeheuer war die nach Persien mitgeschleppte Beute an Bargeld und Wertsachen aller Art — darunter als besondere Glanzstücke der Koh-i-Nur-Diamant und der berühmte edelsteinübersäte goldene Pfauenthron Shahjahans —, daß der Shah es sich leisten konnte, seinem Lande auf drei Jahre jegliche Steuer zu erlassen.

Die Perserinvasion, die die Schwäche der Mogulmacht so grausam bloßlegte, hatte diese Schwäche gleichzeitig weiter vermehrt, nicht zuletzt durch die Abtretung der Kabulprovinz und des Induslandes, die Indiens Nordwestgrenze schutzlos dem nächsten Eindringling offenlegte. Und dieser ließ nicht lange auf sich warten. Nadirs Nachfolger in den Ostprovinzen seines Reiches, der Begründer des modernen Afghanistan und der es noch heute beherrschenden Dynastie, Ahmed Shah Durrāni, fiel nicht weniger als siebenmal in Indien ein, erzwang die Abtretung des Panjabs und wiederholte 1756 die Plünderung von Delhi.

Die Bedeutung des Mogulkaisers beruhte jetzt nicht mehr auf irgendeiner Macht, die sich in ihm verkörpert hätte, sondern höchstens noch in dem dekorativen Wert, den die wirklichen Mächte Indiens der Benutzung seines Namens und Siegels etwa beimaßen.

Der Schwerpunkt des geschichtlichen Interesses aber hat sich schon längst von Delhi verschoben zu der Macht, die inzwischen in die zweite und großartigere Phase ihres Aufstiegs eingetreten war: den Marathen.

Eine der ersten Maßnahmen Bahadur Shahs war es gewesen, Shahu, den am Mogulhof erzogenen Enkel Shivajis, freizulassen und als Marathenkönig von seinen Gnaden in den Dekkhan zu schicken. Der noch von Aurangzeb stammende Plan, mit ihm einen Zankapfel unter die Marathen zu werfen, hatte auch zunächst Erfolg: binnen kurzem standen sich zwei feindliche Marathenreiche gegenüber, das von Satära unter Shahu und das von Kolhapur unter Tarabai, der energischen Regentin, die die Anerkennung Shahus verweigerte. Shahu geriet dabei allmählich immer mehr in Bedrängnis, und er hätte sich auf die Dauer wohl kaum halten können, wenn ihm nicht das Schicksal den Mann gesandt hätte, der, an Bedeutung hinter Shivaji kaum zurückstehend, zum Erneuerer und Mehrer der alten Marathenmacht, zum Begründer des zweiten Marathenreichs wurde. Dies war Bälaji Vishvanäth, ein Brahmane aus dem Konkan, der 1714 in schwierigster Lage das Amt des zweiten Ministers, des Pëshwa, übernahm. Die Art, wie er es ausfüllte, und die Tatsache, daß nach seinem Tode (1720) ein ihm womöglich noch überragender Sohn, Bälaji Ráo, ihm darin folgte, bewirkte, daß schon zu Lebzeiten Shahus der Peshwa der wahre Lenker der marathischen Geschicke wurde, während nach Shahus Tode (1748) der König zu einer rein ornamentalen Figur herabsinkt: die imperiale Periode der marathischen Geschichte steht im Zeichen der Peshwa-Dynastie.

Schon unter Shambhuji, und noch mehr in der drangvollen Kampfzeit nach seinem unglücklichen Ende, hatte sich das feste Gefüge von Shivajis Staat stark gelockert und mehr und mehr den Charakter einer Konföderation so gut wie unabhängiger beute-lustiger Marathenhäuptlinge angenommen. Die Neuausrichtung dieser auseinanderstrebenden Kräfte auf einen gemeinsamen Mittelpunkt, ihre Zusammenfassung zu einem von *einem* Willen gelenkten Werkzeug, war die Leistung des als Staatsmann, Diplomat und Finanzmann gleich bedeutenden Balaji Vishvanath und seines in keiner dieser Eigenschaften hinter ihm zurückstehenden Sohnes Baji Rao, der überdies ein glänzender Stratege und das Urbild des abge-härteten, zähen und bedürfnislosen Marathenkriegers war: im Felde mit dem Zügel über dem Arm neben der in die Erde gesteckten Lanze schlafend, wenn nötig tagelang von selbstenthülstem Korn lebend, ist er die klassische Widerlegung der unausrottbaren Vor-

stellung von dem unvermeidlich verweichlichten und unkriegerischen Hindu.

Ebenso wie der Shudra Shivaji waren die meisten der Marathenhäuptlinge Glückssoldaten niederer und niederster Herkunft. Der Kastengegensatz zwischen ihnen und dem brahmanischen Peshwa, im letzten Abschnitt der Marathengeschichte verhängnisvoll, war schon für Balaji ein schweres Hindernis. Er überwand es nicht zuletzt durch seine geniale Ausgestaltung des marathischen Plünderungs- und Erpressungssystems. Mit Absicht wurden nur beschränkte Gebiete direkt in Besitz genommen, von um so ausgedehnteren aber der Chauth — meist zuzüglich eines weiteren Zehntels, der Sardeshmukhi, — erpreßt. Berechnung und Verteilung dieser Abgaben wurden absichtlich so verwickelt gemacht, daß nur die allein über die nötige Schulung in solchen Dingen verfügenden brahmanischen Steuereinnahmer hindurchfinden konnten: sie waren die natürlichen und starken Stützen ihres Kastengenossen, des Peshwa, während die Zuteilung dieser Einkünfte durch die Zentrale die Interessen aller Häuptlinge an eben diese Zentrale band. Dabei war die Überziehung eines Landes mit einem Netz marathischer Steuereinnahmer — mit der wiederum durch die raffinierte Art der Festsetzung des Chauth gewährleisteten Möglichkeit jederzeitiger Behauptung von Rückständen — eine ebenso wirksame und in mancher Hinsicht vorteilhaftere Sicherung marathischen Einflusses und marathischer Macht als direkte Beherrschung.

Noch Balaji Vishvanath selbst erlebte den Triumph, 1719 an der Spitze von 16 000 Marathen in Delhi dem Kaiser die Bewilligung von Chauth und Sardeshmukhi des gesamten Dekkhans und Südindiens sowie die Anerkennung der Souveränität Shahus über das ganze einst von Shivaji beherrschte Gebiet abzugewinnen. Sein Sohn Baji Rao (1720—1740) und dessen Sohn Balaji Rao arbeiteten zielbewußt weiter an der Aufrichtung eines allindischen Hindureiches. Nacheinander wurden Gujarat, Malwa, Bengalen und Orissa überannt, und als 1758 die Marathen auch das ganze Panjab erobert hatten, stand in der Tat so gut wie ganz Indien entweder unter ihrer Herrschaft oder zahlte ihnen Tribut.

Aber wenn ihnen auch von den Mächten Indiens keine ernstlich zu widerstehen vermochte, so waren sie doch nicht ungestraft in den Machtbereich Ahmed Shah Durrans eingedrungen. Schon 1759 vertrieb er sie wieder aus dem Panjab und zerschlug durch eine Reihe schwerer Niederlagen ihre Machtstellung in Hindostan. Die Wiedererlangung dieser Stellung und die endgültige Aufrichtung der

Marathenherrschaft über ganz Indien war das Ziel eines groß angelegten Feldzuges, zu dem im Frühjahr 1760 alle nur aufzubietenden marathischen Streitkräfte vom Dekkhan nach Nordindien aufbrachen.

Die Marathen von 1760 waren nicht mehr dieselben wie zur Zeit Shivajis oder Baji Raos. Ihre Eroberungen hatten Reichtum und Luxus in den armen Dekkhan gebracht. Baji Rao hatte auf bloßer Erde geschlafen; jetzt stolzierten die Marathen-Offiziere in Goldgewändern und wohnten in Luxuszelten. Shivaji hatte mit dem Tode bestraft, wer eine Frau ins Lager brachte; jetzt schleppte auch das Marathenheer das Bleigewicht eines unabsehbaren Trosses von Frauen, Dienerschaft und Mitläufern mit sich. Dieser Troß und die europäisch ausgebildete Artillerie, die sich die Marathen zugelegt hatten, bedingte die Aufgabe jener Guerilla-Taktik, mit der sie ihre großen Erfolge errungen hatten. So beging denn, nachdem man die Regenzeit in Delhi verbracht, der hochmütige, guten Rat verschmähende marathische Generalissimus Sadāshiv Bhāo, ein Vetter des Peshwa, den verhängnisvollen Fehler, angesichts des Feindes ein befestigtes Lager in und um die Stadt Panipat zu beziehen, in dem er bald wie in einer Falle gefangen saß. Die äußerste Not seines verhungerten Heeres zwang ihn am 14. Januar 1761, sich dem mit dem Nawab von Audh und den Afghanenhäuptlingen von Rohilkhand verbündeten Ahmed Shah zur Schlacht zu stellen. Die Dritte Schlacht von Panipat war die größte und blutigste der drei an dieser klassischen Stätte gefochtenen. Zu Anfang schien sich der Sieg den Marathen zuneigen zu wollen; aber nach stundenlangen erbitterten Nahkämpfen führte ein rechtzeitiger Gegenangriff afghanischer Reserven zu ihrer völligen Auflösung und fast restlosen Vernichtung; die Überlieferung spricht von 200 000 erschlagenen Hindus.

Die Dritte Schlacht von Panipat ist eine der großen Landmarken in der Geschichte Indiens. Zwar hatte sie erstaunlicherweise nicht das Ergebnis, das man vor allem hätte erwarten sollen. Ähnlich wie einst die Alexanders des Großen, meuterten die Truppen des Siegers und zwangen ihn zur Rückkehr, so daß ihm sein Sieg überhaupt nichts einbrachte. Anderseits vermochten sich die Marathen selbst von diesem wahrhaft zermalmenden Schlage verhältnismäßig rasch wieder zu erholen und die meisten vorübergehend verlorenen Gebiete zurückzuerobern. Dennoch war es der Tag von Panipat, der ihrem Traum eines allindischen Marathenreiches für immer ein Ende machte. Denn mit der durch die ersten Peshwas geschaffenen Geschlossenheit und einheitlichen Schlagkraft des Marathenbundes

war es nach Panipat aus: er löste sich nicht formell, aber tatsächlich auf in eine Gruppe rivalisierender und sich gegenseitig bekämpfender Marathenstaaten. Neben dem in Puna residierenden Peshwa sind künftig vier Fürsten: der Sindhia in Gwalior, der Holkar in Indore, der Gaekwar in Baroda und der Bhonsle in Nagpur, die hauptsächlichsten Träger der Marathenmacht und damit die gefährlichsten Gegner der Macht, die fast gleichzeitig mit Panipat, nur knapp vier Jahre vorher, in eine völlig neue und entscheidende Phase ihrer Beziehungen zu Indien eingetreten war: der Engländer. Die Schlacht von Plassey, die sie 1757 mit einem Schlage zu Herren von Bengalen machte, bezeichnet eindeutig den Beginn der englischen Eroberung Indiens; das Fortschreiten dieser Eroberung ist fortan der Hauptinhalt der indischen Geschichte, wird von jetzt an der neue Mittelpunkt, um den sich die Geschehnisse ordnen und von dem aus sie zweckmäßig geschildert werden. Ehe wir dies unternehmen, müssen wir jedoch noch einmal eineinhalb Jahrhunderte zurückgreifen, um die Entwicklung der europäischen Niederlassungen seit der Brechung des portugiesischen Monopols, also seit dem Beginn des 17. Jahrhunderts, im Zusammenhang zu verfolgen.

7. Die europäischen Handelskompanien bis zum Beginn der englischen Eroberung

Die Gründe, die den unaufhaltsamen Niedergang des portugiesischen Indienreiches bewirkten, waren mehrfacher Art. Bekehrungsfanatismus und religiöse Intoleranz — Goa war Sitz nicht nur eines Erzbischofs, sondern (seit 1560) auch der Inquisition — und Korruption der Verwaltung trugen zur inneren Aushöhlung das ihre bei, ebenso wie die Politik der amtlichen Förderung von Mischehen, die freilich durch die geringe Volkskraft des damaligen Portugal nahegelegt wurde. Entscheidend war aber selbstverständlich die Entwicklung der Verhältnisse in Europa. Das ohnehin kleine und menschenarme Portugal wurde durch die gewaltsame Verschmelzung mit Spanien im Jahre 1580 in den Gegensatz zu England und den Niederlanden, seine Flotte in die Katastrophe der spanischen Armada (1588) mit hineingezogen. Der Holländer van Linschoten, der Indien in portugiesischen Diensten kennengelernt hatte und 1595/96 zwei ungemein gründliche Werke darüber veröffentlichte, wurde nicht müde, darin zu betonen, daß das portugiesische Indienreich durch und durch morsch und auch die portugiesische Schifffahrt der hollän-

dischen technisch weit unterlegen sei. Es hätte des Anreizes solcher Berichte oder der Kaperung reichbeladener portugiesischer Indienfahrer durch Sir Francis Drake nicht bedurft, um auf die Dauer die Kaufleute anderer europäischer Nationen zur Brechung des portugiesischen Indienhandels-Monopols auf den Plan zu rufen; erstaunlich ist vielmehr nur, daß es Portugal fast ein Jahrhundert lang gelungen war, dieses Monopol zu bewahren. Die päpstliche Autorität, die es — dank der bekannten Aufteilung der Welt in eine spanische und eine portugiesische Sphäre i. J. 1483 — wirksam hatte schützen helfen, wurde von den protestantischen Mächten England und Holland nicht mehr respektiert, die Niederlage der Armada tat das ihre, Bedenken zu zerstreuen — und so traten jetzt fast genau gleichzeitig Holländer und Engländer an zu dem Wettlauf, an dem sich wenig später noch mehrere andere seefahrende Nationen Europas beteiligen sollten. Waren aber die portugiesischen Expeditionen unmittelbar staatliche Unternehmungen gewesen, so sehen wir jetzt jede dieser Nationen vertreten durch eine private, allerdings staatlich privilegierte und mit weitgehenden Vollmachten, vor allem dem Alleinrecht auf den Indienhandel, ausgestattete Handelsgesellschaft. Die vor uns liegende Periode ist die der rivalisierenden und sich häufig erbittert bekämpfenden europäischen Handelskompanien, deren Geschehnisse in Indien ein ziemlich getreues Spiegelbild der maritimen Machtverhältnisse in Europa darstellen; denn es ist selbstverständlich, daß Begründung und Behauptung einer dauerhaften Machtstellung in Indien — von einer Eroberung des Landes zu schweigen — ohne die Beherrschung der Seewege von Europa nicht denkbar war. So mußte denn auch die endgültige Gewinnung der Seeherrschaft durch England diese Nation mit Notwendigkeit zur Siegerin im Kampf um Indien machen.

Im 17. Jahrhundert aber war nicht England die erste Seemacht Europas, sondern Holland. Und während es in dieser Zeit noch das oberste Ziel der englischen Kaufleute in Indien war, in Frieden ihrem Handel nachgehen zu können, betrieben ebendort die Holländer, indes ihr Handel den englischen zeitweise um das Fünffache übertraf, gestützt auf militärische Machtmittel eine kriegerische Angriffspolitik mit dem zäh und unbeirrbar verfolgten Ziel der Vertreibung der Portugiesen aus ihrem indischen Reiche.

Auf den trefflichen Rat des vorhin erwähnten van Linschoten richteten sich die ersten Anstrengungen der Holländer nicht gegen die Hochburgen portugiesischer Macht in Indien selbst, sondern auf die Molukken, Java und Sumatra, wo die Portugiesen meist nur

unbefestigte Faktoreien unterhielten. Ziemlich leicht gelang es der 1602 aus einer Vereinigung mehrerer konkurrierender Gesellschaften hervorgehenden, von den Generalstaaten großzügig privilegierten „Vereinigten Kompanie“¹⁾, in Insulinde Fuß zu fassen. Das 1619 auf Java gegründete Batavia wurde, was es bis zur Gegenwart geblieben ist: Sitz des holländischen Generalgouverneurs und Hauptstadt des holländischen Indienreiches.

Die Reichtümer Javas und Sumatras, vor allem aber die begehrten Gewürze der „Gewürzinseln“, der Molukken, hätten den Holländern wohl genügen können. Sie machten aber sogleich die Erfahrung, die keinem ihrer europäischen Konkurrenten erspart blieb: für die meisten europäischen Erzeugnisse bestand in Indien keine Absatzmöglichkeit, während es anderseits unmöglich war, die indischen Einkäufe überwiegend durch Bargeld- und Edelmetall-Exporte aus Europa zu finanzieren. Der einfachste Ausweg war nun der, statt europäischer Artikel solche anderer Teile des Ostens zu verwenden, d. h. also, sich in den inter-asiatischen Handel einzuschalten und wesentlich nur den Gewinn daraus nach Hause zu schaffen. Da nun in Inselindien stärkste Nachfrage nach den Baumwollstoffen der Koromandelküste und Gujarats bestand, wurde Vorderindien den Holländern zunächst zu einer Art Hilfsstellung für ihren Gewürzhandel mit Indonesien. Bereits 1605 faßten sie an der Ostküste, 1618 in Surat, 1627 in Bengalen Fuß. Die immer zahlreicher werdenden vorderindischen Niederlassungen aber — allein die Ostküste zählte um 1690 elf Faktoreien — erlangten bald auch große selbstständige Bedeutung und zählten zu den gewinnbringendsten Unternehmungen der Kompanie, mochte diese auch fortfahren, den Schwerpunkt ihrer Tätigkeit in Insulinde zu erblicken.

Im vierten Jahrzehnt ihres Bestehens war die Stellung der „Vereinigten Kompanie“ so stark geworden, daß sie darangehen konnte, die Portugiesen auch aus ihren Kernstellungen hinauszuschlagen. Indes seit 1636 jedes Jahr mit Beginn der Schifffahrts-Saison eine holländische Blockadeflotte sich vor Goa legt, wird nach mehrjährigen Anstrengungen 1641 Malakka genommen, beginnt 1638 die Eroberung der portugiesischen Häfen Ceylons. Ein zwanzigjähriger Krieg um den begehrten Zimt der Insel sieht die Holländer als Bundesgenossen des Singhalesenkönigs von Kandy, der sie ledig-

¹⁾ Ihre Privilegien umfaßten das Alleinrecht des Handels zwischen dem Kap der Guten Hoffnung und der Magellan-Straße und die Rechte Krieg zu führen, Frieden zu schließen, Land in Besitz zu nehmen und Festungen zu bauen.

lich als Werkzeuge zur Vertreibung der verhaßten portugiesischen Eindringlinge zu benutzen glaubt; 1658 fällt mit Jaffna der letzte portugiesische Stützpunkt — eine holländische Periode in der Geschichte Ceylons löst die portugiesische ab, ohne doch deren Spuren ganz verwischen zu können, die sich z. B. darin kundgeben, daß portugiesische Namen wie De Silva und Pereira zu den häufigen Familiennamen selbst reinblütiger Singhalesen gehören. Zur Eile getrieben durch den drohenden Friedensschluß zwischen Holland und Portugal in Europa, wenden sich die Holländer weiter zur Malabarküste, wo 1661 Kilon (Quilon) und 1663 der letzte portugiesische Malabar-Hafen Cochin genommen wird. Damit sind die Portugiesen in Vorderindien wesentlich auf das beschränkt, was ihnen durch die Zufälligkeiten europäischer Friedensverträge bis heute geblieben ist: Goa, Daman an der Küste Gujarats und das oben (S. 192) erwähnte Diu — zusammen 3534 Quadratkilometer mit rund 0,6 Millionen Einwohnern.

Die Zerschlagung des portugiesischen Indienreiches ist der wesentliche Beitrag der Holländer zur indischen Geschichte. Mit der Verschiebung der maritimen Machtverhältnisse zugunsten der Engländer, ihrer eigenen verstärkten Konzentration auf Indonesien, geht im 18. Jahrhundert ihre Bedeutung in Vorderindien stetig zurück. In der schweren englisch-französischen Auseinandersetzung in Südindien um die Jahrhundertmitte spielen sie praktisch keine Rolle mehr; ein letzter Versuch, der durch die Schlacht von Plassey geschaffenen neuen Lage in Bengalen durch eine Verstärkung der dortigen Garnisonen zu begegnen, endet mit einem völligen Fiasko, das die Holländer in Indien auf den Status geduldeter Händler herabdrückt. Ihre Herrschaft auf Ceylon — wo ein Vertrag von 1766 ihnen zu ihren sonstigen Besitzungen einen vier Meilen breiten Küstenstreifen um die ganze Insel herum zugesprochen hatte — dauert bis 1796, wo sie unter dem ersten Schlag der englischen Eroberer zusammenbricht. Was von den holländischen Besitzungen in Vorderindien in den Kriegen des 18. und beginnenden 19. Jahrhunderts noch nicht in englische Hände übergegangen ist, wird 1824 eingetauscht gegen die letzten englischen Niederlassungen auf Sumatra.

Nur der Vollständigkeit wegen verzeichnen wir, ehe wir uns zu den eigentlichen Konkurrenten und Nachfolgern der Holländer wenden, die Unternehmungen Dänemarks und Österreichs. Die 1616 gegründete dänische Ostindienkompanie spielte nie mehr als eine bescheidene Nebenrolle; ihre letzten Besitzungen Tranquebar an der Südostküste und Serampur bei Calcutta wurden 1845 für eineinviertel

Millionen Rupien an England verkauft. Nach dem Übergang der spanischen Niederlande an Österreich (1713) führte die Initiative der flämischen Kaufleute 1723 zur Gründung der vom Kaiser privilegierten sogenannten Ostender Kompanie. Die Unterdrückung dieses störenden neuen Konkurrenten gehörte zu dem Preis, den sich England für die Pragmatische Sanktion von 1731 zahlen ließ. Die österreichische Flagge wehte trotzdem weiter über der Niederlassung Bankibazar in Bengalen, bis deren Besatzung 1744 von dem örtlichen indischen Machthaber zum Abzug gezwungen wurde.

Die ersten erfolgreichen Versuche der zwei Jahre vor der holländischen gegründeten englischen Ostindienkompanie, im Westen Indiens das portugiesische Monopol zu brechen, haben wir bereits oben (S. 206) verfolgt. Die Expedition, die 1608 Kapitän Hawkins nach Surat brachte, war bereits die dritte; die beiden ersten waren ebenso wie die der Holländer nach Indonesien gegangen, und die dortigen Verhältnisse führten auch die Engländer auf der Suche nach den unentbehrlichen indischen Chintzen und Kalikos an die Koromandelküste, wo schon 1611 in Masulipatam die erste englische Faktorei in Indien überhaupt entstand.

Nachdem es in Indonesien mit dem holländischen Konkurrenten bis zum Ausbruch offener Feindseligkeiten gekommen war, wurde unter dem Druck der Heimatregierungen 1619 ein auch für die Ost-, nicht aber die Westküste Indiens gültiges Abkommen geschlossen, das den Engländern die Teilnahme am Handel und Mitbenutzung der holländischen Faktoreien einräumte gegen die Verpflichtung zum entsprechenden Beitrag zur „Verteidigung“ der gemeinsamen Interessen. Sehr zu ihrem Mißvergnügen fanden sich jedoch die Engländer alsbald in eine Kette kriegerischer Angriffsunternehmen der Holländer hineingezogen, zu denen ihnen Neigung wie Geld fehlten. Aber noch ehe sie den bereits gefaßten Entschluß der Abberufung ihrer Faktoren aus den holländischen Stützpunkten in die Tat umgesetzt hatten, machte 1623 das „Massaker von Amboina“, ein holländischer Justizmord an zehn englischen Mitgliedern der Faktorei Amboina in den Molukken, der Zusammenarbeit ein Ende. Damit war, wenn auch erst der schon erwähnte Tausch von 1824 ganz reinen Tisch machte, doch schon jetzt die spätere Scheidung in ein holländisches Indonesien und ein britisches Vorderindien im wesentlichen entschieden.

An der indischen Westküste führten die Verhältnisse zwangsläufig ebenfalls zunächst zu einem Zusammenwirken englischer und hollän-

discher Waffen gegen die Portugiesen, während im Persischen Golf sich eine natürliche Bundesgenossenschaft der Engländer mit dem Perserschah ergab: halb gegen ihren Willen halfen sie ihm bei der Eroberung des portugiesischen Ormuz (1622) und ernteten dafür dauernde Vorteile für ihren Handel. 1630 wurde der Kriegszustand Englands mit Portugal durch den spanisch-englischen Friedensschluß beendet; und nun begegneten sich der Wunsch der Engländer nach Befreiung von militärischen Lasten und friedlichem Ausbau ihres Handels mit dem der Portugiesen, in ihrer durch die Holländer sich immer kritischer gestaltenden Lage wenigstens mit dem englischen Gegner zu einem Ausgleich zu kommen. Die Konvention von Goa begründete 1635 einen dauerhaften Frieden zwischen Engländern und Portugiesen in Indien, der dem englischen Handel große neue Möglichkeiten erschloß und der Kompanie die Anlage neuer Stützpunkte erleichterte. Schon 1633 waren an der Ostküste zwei Faktoreien in Orissa errichtet worden. 1639 wurde von einem kleinen Hindufürsten des Südens ein öder Küstenstrich gepachtet, auf dem bei der kleinen Stadt Madraspatam das Fort St. George entstand — ab 1652 Sitz der östlichen „Präsidentschaft“ der Kompanie und der erste der drei späteren Kristallisationspunkte britischer Macht in Indien.

1661 vermählte sich der englische König mit der Portugiesin Katharina von Braganza; zur Mitgift der Braut gehörte die kleine Bombay-Insel — mit dem besten Naturhafen der Westküste —, die der König 1668 der Ostindienkompanie für jährlich 10 Pfund verpachtete. Damit fiel dieser ohne eigenes Zutun in den Schoß, was ihr bisher im Westen Indiens gefehlt hatte: ein Platz unter voller britischer Souveränität, der durch günstigste geographische Lage alle Möglichkeiten zum Ausbau eines befestigten britischen Machtzentrums, einer sicheren Zuflucht in allen Notzeiten bot. Es dauerte nicht sehr lange, bis der Handel der alten Häfen Gujarats sich aus den immer unsicherer werdenden Verhältnissen des zerfallenden Mogulreichs in den verlässlicheren Schutz, die freiere und gesündere Atmosphäre des britischen Bombay verlagerte; daß die zweimalige Plünderung Surats durch Shivaji 1663 und 1670, bei der nur die europäischen Faktoreien unversehrt blieben, hierbei eine entscheidende Rolle spielte, ist bereits oben (S. 215) erwähnt worden.

Um die Mitte des Jahrhunderts hatte die englische Kompanie eine schwere Krise durchgemacht. Untergrabung ihres Monopols durch Konkurrenzunternehmen und zahlreiche einzelne Monopolbrecher sowie der englisch-holländische Krieg von 1652/54 hatten ihr schweren Schaden zugefügt und sie zu starker Einschränkung ihrer Unter-

nehmungen gezwungen. Der militärische und verwaltungsmäßige Ausbau Bombays zu einem „englischen Batavia“ bezeichnete den Beginn eines neuen Aufschwungs und einer neuen Politik, deren Hauptexponent der Direktor Sir Josia Child war; in einem Brief von ihm aus dem Jahre 1687 steht der berühmte Satz, die Kompanie müsse „eine solche Politik ziviler und militärischer Macht betreiben und so große Einkünfte zur Aufrechterhaltung beider schaffen und sichern, daß sie zur Grundlage einer ausgedehnten, fest begründeten, sicheren englischen Herrschaft in Indien für alle Zukunft werden können“. Daß solche Pläne der Zeit denn doch um etwas voraus-eilten, zeigte sich, als die Kompanie 1686 kühnlich einen Krieg mit dem Reiche Aurangzebs vom Zaune brach. Anlaß waren die langjährigen Streitigkeiten der (ab 1650 errichteten) bengalischen Faktoreien mit den Mogulbehörden wegen ihrer Zoll-Privilegien. Der Krieg, in dem 1690 Bombay eine Belagerung auszuhalten hatte, endete mit einem demütigenden Friedensschluß (1690) und dem Abzug der Engländer aus Bengalen. Aber der mogulische Vizekönig, der mittlerweile in dem Aufhören des englischen Handels einen schweren Verlust für seine Provinz erkannt hatte, lud sie sofort mit günstigen Zusicherungen zur Rückkehr ein. Im August 1690 landeten sie erneut bei dem Dorfe Sutanati und legten den mehr als bescheidenen Grund zu einer Niederlassung, der zur Hauptstadt Indiens und zur zweitgrößten Stadt des britischen Commonwealth emporzusteigen bestimmt war. Bereits 1700 wurde Calcutta zum Sitz der (neben Madras und Bombay) dritten „Präsidenschaft“.

Die Wende zum 18. Jahrhundert brachte der Kompanie eine ernste Bedrohung ihrer Existenz. Immer erneuten Angriffen ihrer Gegner in der Heimat war es gelungen, die Privilegierung einer neuen Kompanie durchzusetzen, die ihre Tätigkeit in Indien aufzunehmen begann — eine Rivalität, deren verheerende Folgen nicht ausbleiben konnten. Aber die alte Kompanie verteidigte sich ebenso zäh wie geschickt, mit dem Ergebnis, daß 1708 beide Unternehmen verschmolzen wurden zu einer „Vereinigten Kompanie der mit Ostindien handelnden Kaufleute von England“.

Deren Geschichte während der nächsten drei Jahrzehnte ist im ganzen die einer ruhigen Aufwärtsentwicklung. In eine neue Phase tritt sie erst, als kurz vor der Jahrhundertmitte die große Auseinandersetzung mit dem zuletzt in Indien erschienenen europäischen Konkurrenten beginnt: den Franzosen.

Nach unbedeutenden Versuchen Einzelner und kleiner Privatgesellschaften, am Indienhandel teilzunehmen, war es erst 1664 zur

Gründung einer großen französischen „Compagnie des Indes Orientales“ gekommen. Ludwigs XIV. Minister Colbert war der eigentliche Planer des Unternehmens, dem er die freigebigste Unterstützung seines königlichen Herrn zu sichern wußte. Während aber in Holland und England der Staat sich nur hinter die Initiative seiner Kaufleute zu stellen brauchte und z. B. die englische Kompanie für ihre Privilegien wiederholt mit Millionenanleihen an den Staat bezahlte, war — und blieb — in Frankreich der Widerhall intensivster amtlicher Propaganda enttäuschend gering. Schon das Grundkapital wurde nur zum Teil gezeichnet, so daß der König mit Millionenbeträgen aushelfen mußte. Da auch in Indien selbst die Dinge zunächst keineswegs ganz nach Wunsch gingen, wurde 1670 ein starkes Flottengeschwader entsandt mit dem Auftrag, die Macht Frankreichs in Indien zu zeigen und einen großen befestigten Stützpunkt zu errichten. Das Unternehmen, durch verräterische Beratung eine Kette von verpaßten Gelegenheiten und Fehlentscheidungen, endete mit einer Katastrophe: der „Vizekönig“ De la Haye mußte in St. Thomé bei Madras, das er im Sturm genommen hatte, nach zweijähriger Belagerung vor den Streitkräften des Sultanats Golkonda und der Holländer kapitulieren (1674). Gleichzeitig war es aber gelungen, von den Behörden von Bijapur die Genehmigung zu einer Niederlassung in dem Küstendorf Pondichery zu erhalten. Der unermüdlichen und zähen Tatkraft des Gouverneurs François Martin war der allmähliche Ausbau dieser Niederlassung zu einem befestigten Stützpunkt zu danken, der bis heute der Mittelpunkt der geringfügigen französischen Besitzungen in Vorderindien¹⁾ geblieben ist.

Die französischen Niederlassungen und Faktoreien standen an Zahl wie Bedeutung weit hinter den englischen zurück. Die Unterstützung der Kompanie durch die Heimat blieb mangelhaft; Perioden völliger Stagnation wechselten mit Versuchen, dem Unternehmen neues Leben einzuhauchen. 1693 wurde Pondichery von den Holländern erobert, aber 1697 im Frieden von Rijswijk zurückgegeben. Erst mit der großzügigen Neuorganisation der Kompanie im Jahre 1720 begann eine Periode neuen Aufschwungs und neuer Ausdehnung; und als der Ausbruch des Österreichischen Erbfolgekrieges

¹⁾ Außer Pondichery noch Chandernagore bei Calcutta, Karikal und Yanaon an der Ost- und Mahé an der Westküste, zusammen 526 qkm mit (1931) 200000 Einwohnern. Ihre Eingliederung in die Indische Union aufgrund von Volksabstimmungen ist gegenwärtig im Gange. Chandernagore hat bereits nahezu einstimmig für den Anschluß an Indien votiert.

(1743) zusammenfiel mit dem Amtsantritt des bedeutendsten Mannes, den Frankreich in Indien gehabt hat, des Gouverneurs Duplex (1742—1754), kommt es zu einem harten englisch-französischen Ringen um die Vorherrschaft in Indien, das gleichzeitig Licht wirft auf die Fortschritte, die der politische Zerfall des Landes inzwischen gemacht hatte.

Schauplatz dieses Ringens war fast ausschließlich das sogenannte Karnatik, das Hinterland der Koromandelküste bis zum Fuß der Gebirge, das einem in Arcot residierenden Nawab, einem Vasallen des oben (S. 219) erwähnten Nizams des Dekkhans, unterstand. Unfähige englische Führung zur See und noch unfähigere Verteidigung des militärisch völlig verlotterten Madras ermöglichten den Franzosen mit der Einnahme dieser Stadt im September 1746 ihren ersten großen Erfolg. Die Engländer wandten sich protestierend an den Nawab, und dieser entsandte tatsächlich seine Armee, um gegenüber den Franzosen sein Verfügungsrecht über Madras geltend zu machen. Die vollständige Niederlage, die die Franzosen dieser Armee beibrachten, gilt als Markstein in der indischen Geschichte; denn sie zeigte erstmalig klar die auf der neueren Entwicklung der Handfeuerwaffen und Feldartillerie beruhende absolute Überlegenheit winziger europäischer Truppen über die ungefügigen Heere indischer Fürsten. Zwar vereitelte energisches englisches Auftreten zur See den Versuch der Franzosen, das südlich Madras gelegene Fort St. David zu nehmen; aber umgekehrt scheiterten trotz der aus der Heimat gesandten Verstärkungen auch die englischen Angriffe auf Pondichery. Als daher 1748 der Friede von Aachen den Engländern Madras zurückgab, hatte sich scheinbar nichts, in Wirklichkeit aber sehr viel geändert: die Europäer, die bisher nur notgedrungen und oft unter Mißbilligung durch die Heimat die unentbehrlichsten Befestigungen und Wachtruppen zum Schutze ihrer Niederlassungen unterhalten hatten, verfügten jetzt über eine militärische Stärke, die sie in dem zunehmenden Wirrwarr innerindischer Machtkämpfe zu gesuchten Bundesgenossen machte. Tatsächlich ließen sich Engländer wie Franzosen unverzüglich, in Zuwiderhandlung gegen ausdrückliche Anweisungen der Heimatbehörden, in die Kämpfe der einheimischen Mächte hineinziehen, und so ging dem in Europa geschlossenen Frieden zum Trotz der Krieg in Indien weiter, indem sich jetzt Engländer und Franzosen nicht mehr als selbständige Parteien, sondern formal nur als Hilfskräfte indischer Machthaber und Prätendenten gegenübertraten. Man muß sich dabei erinnern, daß die Reise Europa-Indien damals noch gut ein halbes Jahr dauerte,

daß also eine Äußerung der Heimatregierung zu einer in Indien getroffenen Maßnahme dort frühestens nach einem Jahre eintreffen konnte, während auch für wichtigste Entscheidungen eine vorherige Anfrage in London oder Paris in der Regel ausgeschlossen war.

Der Nizam des Dekkhans, Asaf Jah, war 1748 gestorben; sein Sohn Nasir Jang trat die Nachfolge an, die ihm aber von einem Enkel des Verstorbenen, Muzaffar Jang, streitig gemacht wurde. Gleichzeitig versuchte der Schwiegersohn eines früheren Nawabs von Arcot, Chanda Sahib, den jetzigen Nawab zu stürzen. Die beiden Prätendenten machten gemeinsame Sache und gewannen Dupleix zum Bundesgenossen. Mit seiner Hilfe schlugen sie den regierenden Nawab, der selbst im Kampfe fiel. Sein Sohn und Nachfolger Muhammed Ali suchte Zuflucht in der starken Festung Trichinopoly; nichts war natürlicher, als daß die Engländer ihm Hilfe sandten und gleichzeitig Nasir Jang herbeiriefen. Nachdem dieser zunächst Erfolge errungen und seinen Neffen und Rivalen Muzaffar Jang gefangen genommen hatte, gelang es den Franzosen, ihn zu überraschen, und von seinen Vasallen verraten wurde er getötet. Muzaffar Jang ließ sich von Dupleix zum Nizam einsetzen, erkannte ihn als Oberherrn von ganz Südindien an und erbat für sich selbst eine französische Eskorte, die ihn zur Sicherung seiner Herrschaft in seine Hauptstadt begleiten sollte. Führer dieses Expeditionskorps war der Marquis De Bussy, ein hervorragender Soldat und noch besserer Diplomat, ein Meister im Umgang mit indischen Fürsten. Nach der Ermordung seines Schützlings setzte er dessen Oheim Salabat Jang zum Nizam ein, und trotz der Intrigen der franzosenfeindlichen Hofkreise verstand er es sieben Jahre lang, sich in einer Stellung zu behaupten, derjenigen ähnlich, die wir Clive in Bengalen werden einnehmen sehen.

Wenn freilich Dupleix' hochfliegende Pläne einer französischen Herrschaft in Indien und der Vertreibung der Engländer sich erfüllen sollten, so mußte der glänzende Erfolg im Dekkhan durch einen ebensolchen im Karnatik ergänzt werden. Hier aber rächte sich schwer die durch De Bussys Entsendung erfolgte Teilung der französischen Kräfte. Zunächst ließen sich zwar die Dinge nicht schlecht an. Fast das gesamte Karnatik wurde von Chanda Sahib und den Franzosen besetzt und Trichinopoly belagert. In dieser gefährlichen Lage trat zum ersten Male der Mann hervor, der als der eigentliche Begründer der englischen Herrschaft in Indien angesehen werden muß: Robert Clive, als einfacher „Schreiber“ (*writer*) der Kompanie nach Indien gekommen, 1747 als Fähnrich in die Streitkräfte der

Kompanie eingetreten, dann wieder im Zivildienst tätig, kehrte jetzt als Hauptmann zur Truppe zurück und entwickelte den Plan, durch einen Handstreich auf Arcot Chanda Sahib von Trichinopoly abzulenken. Das Unternehmen, eines der berühmtesten der britisch-indischen Geschichte, wurde mit ungewöhnlicher Kühnheit ins Werk gesetzt; um Clive ganze 200 Europäer und 300 indische Soldaten mitgeben zu können, wurden in Madras weniger als 50 Mann Besatzung zurückgelassen. Arcot fiel ohne einen Schuß, der Zweck der Hilfe für Trichinopoly wurde vollkommen erreicht und dank Clives Tatkraft und persönlichem Mut in der verfallenen Festung Arcot eine dreiundfünfzig tägige Belagerung von 500 durch 10 000 Mann siegreich überstanden. Kurz darauf mußte eine starke französische Streitmacht in Shrirangam kapitulieren, Chanda Sahib, der sich indischen Gegnern ergeben hatte, wurde hingerichtet. Weitere bedeutende, aber nicht entscheidende englische Erfolge schlossen sich an, ohne Dupleix zu entmutigen — da erschien 1754 ein Abgesandter der Heimat mit dem gemessenen Befehl, den irregulären Kriegszustand zu beenden und Dupleix abzuverufen; dieser fügte sich widerspruchslos.

Zwei Jahre später stellte der Ausbruch des Siebenjährigen Krieges den amtlichen Kriegszustand zwischen Frankreich und England wieder her, und 1758 erschien in Indien als Generalbevollmächtigter und Oberkommandierender, an der Spitze aller Land- und Seestreitkräfte, die Frankreich für diesen Zweck freimachen konnte, der Graf De Lally. Geschwächt durch die noch zu berichtende Entsendung Clives und seines Expeditionskorps nach Bengalen, waren ihm die Engländer zu Lande stark unterlegen, und er nahm ihnen überraschend schnell Fort St. David weg. Aber dauernder Streit zwischen dem fähigen, tapferen, jedoch heftigen und eigenwilligen Manne und seinem Flottenbefehlshaber und dem Rat von Pondichery, schwere Finanznöte und vor allem die eindeutige englische Überlegenheit zur See wirkten sich zum Unheile Frankreichs aus. Obwohl De Lally bald nach seiner Ankunft De Bussy aus dem Dekkhan abberief — damit die dortige Stellung Frankreichs aufgebend —, scheiterte sein Versuch, Madras zu nehmen; im Januar 1760 wurde er von den mittlerweile aus der Heimat verstärkten Engländern bei Wandiwash vernichtend geschlagen und mußte genau ein Jahr später — zwei Tage nach Panipat — das ausgehungerte Pondichery bedingungslos übergeben. Chandernagore hatte Clive bereits 1757 genommen, die von Salabat an Bussy übereigneten „Nördlichen Sarkars“, d. h. die Distrikte der Ostküste zwischen Orissa und dem Karnatik, hatte

der von Clive aus Bengalen entsandte Oberst Forde 1759 erobert, die übrigen französischen Stützpunkte fielen bald nach Pondichery — im Sommer 1761 besaß Frankreich in Indien keine reguläre Truppe und keinen Fußbreit Boden mehr; erst der Friede von 1763 gab ihm das wieder, was es vor Dupleix' Amtsantritt besessen hatte. De Lally wurde, 1763 aus der Kriegsgefangenschaft heimgekehrt, in die Bastille geworfen und später hingerichtet.

Aber auch eine erfolgreiche Durchführung seiner Aufgabe im Karnatik würde am großen Gang der Ereignisse wahrscheinlich wenig geändert haben. Nicht nur weil, wie schon hervorgehoben, Indiens Schicksal letztlich vom Ausgang des Kampfes um die Beherrschung der Meere abhing. Mit Recht weist V. Smith (*Oxford History of India* S. 482) nachdrücklich darauf hin, daß, wie die ganze indische Geschichte lehrt, Südindien kein möglicher Ausgangspunkt für die Eroberung des Subkontinents ist; daß, was immer im Süden geschehen mochte, die Entscheidung gefallen war durch die englische Eroberung Bengalens, durch die Schlacht von Plassey. Mit Bengalen gewann England die einzig brauchbare Ausgangsstellung für eine Eroberung Indiens von der See her; das den politischen Schwerpunkt ganz Indiens bildende Gebiet von Hindostan, das alle früheren Eroberer durch die Pforte von Delhi betreten hatten, erreichten die Engländer noch leichter von der entgegengesetzten Seite her. Bengalen wurde die eigentliche Keimzelle des britischen Indienreiches, für dessen Wachsen es kein Halten mehr gab, nachdem die Ostindienkompanie, deren Landbesitz sich noch um 1750 auf wenige Quadratmeilen beschränkt hatte, einmal als Herrin der reichsten Provinz Indiens in den Kreis der indischen Territorialmächte getreten war. Wie es dazu kam, haben wir nun zu betrachten.

8. Die Grundlegung der englischen Herrschaft: Clive und Warren Hastings

In Bengalen war 1740 ein Usurpator Ali Wardi Khan an die Macht gekommen, der es zwar noch für nötig hielt, sich die Anerkennung des Kaisers in Delhi zu erkaufen, danach aber jede Tributzahlung einstellte und trotz seiner Bezeichnung als Nawab, d. h. Statthalter, faktisch als unabhängiger Herrscher regierte. Er starb am 9. April 1756; sein Großneffe und Nachfolger Sirāj-ud-Daula wandte sich völlig überraschend gegen die Engländer: am 16. Juni erschien seine Armee vor Calcutta. Seine Beweggründe sind um-

stritten; doch scheint es, daß ein bereits vorhandenes Mißtrauen, Bengalen könnte Schauplatz ähnlicher Ereignisse werden wie das Karnatik, genährt wurde durch Verteidigungsmaßnahmen des britischen Gouverneurs angesichts des drohenden Krieges mit Frankreich. Tatsächlich änderte jedoch die Neuaufrüstung einiger Geschütze an der Flußfront nichts daran, daß Calcutta militärisch fast noch vernachlässigter als das Madras von 1746 und sein Fort ernstlicher Verteidigung unfähig war. Am 19. Juni machten sich Gouverneur und Kommandant in Booten davon; am 20. kapitulierte die Stadt, und es kam zu der berühmten Tragödie des „Black Hole“: die überlebenden Engländer, angeblich 146, wurden während der stickend heißen Juninacht in ein 15 mal 18 Fuß großes Arrestlokal, eben das „Schwarze Loch“, gepfercht, wo nur 23 den Morgen erlebten.

Als die Unglücksbotschaft Madras erreichte, war dort eben Clive aus England wieder eingetroffen. Auf den geplanten Feldzug gegen De Bussy im Dekkhan verzichtend, sandte der Rat von Madras ihn nach Bengalen. Calcutta wurde ohne Schwierigkeit wiedergewonnen und nach einem Nachtgefecht ein vorteilhaftes Abkommen mit dem Nawab geschlossen. Inzwischen war der erwartete Krieg mit Frankreich ausgebrochen, und durch Verhandeln und Drohen gelang es, dem schwankenden Nawab die Einwilligung zur Wegnahme des französischen Chandernagore abzutrotzen; unter maßgeblicher Beteiligung der englischen Flotte wurde die Stadt am 24. März 1757 eingenommen.

Mittlerweile braute sich gegen den Nawab aus anderer Richtung ein Unwetter zusammen. Unter den zahlreichen unerfreulichen Gestalten des damaligen Indien war nach dem Urteil aller Zeitgenossen Siraj-ud-Daula eine der unerfreulichsten. Ein Komplott gegen ihn unter der Führung des mit Schimpf entlassenen Finanzministers Mir Jafar war im Werden. Die Wahl, ob er dem Staatsstreich zusehen oder durch Teilnahme daran profitieren sollte, war für Clive nicht schwer. Ein Geheimabkommen wurde geschlossen, das Mir Jafar gegen mancherlei Vorteile für die Engländer die Nawabwürde zusicherte. Mit 3000 Mann, davon 800 Engländer, trat Clive einer Armee von 50 000 Mann des Nawabs bei dem Dorfe Plassey entgegen und schlug sie am 23. Juni 1757 in die Flucht mit einem englischen Verlust von 22 Toten und 50 Verwundeten. Mir Jafar wurde von Clive persönlich auf den Thron erhoben, der gefangen eingebrachte Siraj-ud-Daula getötet.

Gewisse Begleiterscheinungen dieses Staatsstreichs haben traurige historische Berühmtheit erlangt. Ein millionenschwerer Sikh-Bankier

Amirchand, bekannter in der zeitgenössischen Verballhornung seines Namens als Omychund, langjähriger Agent der englischen Kompanie und Vermittler in der Verschwörung, verlangte für seine Mitwisserschaft ein ungeheures Schweigegeld. Clive hielt es nicht für unter seiner Würde, ihn durch ein gefälschtes Vertragsexemplar mit der gefälschten Unterschrift des englischen Admirals darum zu betrügen. Nach damaligen Anschauungen entschuldbarer war es, daß die Beamten der Kompanie von dem neuen Nawab „Geschenke“ im Gesamtbetrage von fast 3,5 Millionen Pfund annahmen; Clive selbst steckte 243 000 Pfund ein. Kurz darauf machte Mir Jafar die Kompanie zum „Zamīndār“ (Grundbesitzer) eines Distrikts südlich Calcutta, was bedeutete, daß sie dort für sich die Steuern erheben durfte gegen eine feste Jahresabgabe von 28 000 Pfund für die Regierung. Als nun Clive 1759 einen drohenden Einfall des Nawabs von Audh und des Mogul-Kronprinzen abgeschlagen hatte, wurden ihm diese jährlich 28 000 Pfund als „Lehen“ (*jagīr*) zuerkannt und bis zu seinem Tode (1774) ausbezahlt — der Beamte der Kompanie als Lehnsherr dieses seines Brotgebers!

Die Ostindienkompanie hatte seit jeher die fragwürdige Politik verfolgt, um des Anscheins sparsamer Wirtschaft willen ihren Angestellten rein nominelle Gehälter zu zahlen und dafür stillschweigend deren Bereicherung aus dem ihnen ausdrücklich verbotenen Privathandel und anderen anrühigeren Quellen zu dulden. In der Atmosphäre des damaligen Indiens, die durch Verwirrung aller Rechts- und Moralbegriffe, anarchische Machtkämpfe und hemmungslose Korruption gekennzeichnet war, wurden diese kaufmännischen Angestellten über Nacht zu praktisch unumschränkten Herren eines Landes, größer als das englische Mutterland. Was Wunder, wenn das begann, was als die „Ausplünderung Bengalens“ in die Geschichte eingegangen ist! Es ist die Zeit der in Indien massenhaft und in übelster Weise gemachten Riesenvermögen, deren Besitzer in England als „Nabobs“ (d. i. „Nawabs“) die Rolle typischer Neureicher spielten. Im Karnatik lagen übrigens die Dinge nicht besser; hier kamen als Haupteinnahmequelle private Darlehen zu Wucherszinsen an den heillos verschuldeten Nawab hinzu. Es bedurfte der Anstrengungen und Reformen mehrerer Jahrzehnte, bis aus dem korrupten „Nabob“ endgültig jener englische Indienbeamte geworden war, der mit sehr hoher Bezahlung ebenso hohe fachliche Qualifikation und über jeden Zweifel erhabene Unbestechlichkeit und Unparteilichkeit verband.

Anfang 1760 kehrte Clive nach England zurück. Kurz darauf wur-

den die Zustände in Bengalen unhaltbar, und man beschritt den Ausweg eines abermaligen Thronwechsels; unter ähnlichen finanziellen Opfern wie seinerzeit Mir Jafar wurde jetzt Mir Kāsīm, sein Schwiegersohn, Nawab. Zu seinem Unheil versuchte er sich dagegen zu wehren, daß die Engländer die ihnen für den Außenhandel zugewilligten Zollprivilegien völlig willkürlich auf den Binnenhandel ausdehnten und mit dem Verkauf echter und gefälschter Freipässe einen schwunghaften Handel trieben. Es kam zum Kriege, in dem Mir Kasim sich mit dem Nawab von Audh und dem Mogul, „kaiser“ verbündete. Die erbitterte, für beide Seiten verlustreiche Schlacht von Baksar (Buxar) (1764) machte die Entscheidung von Plassey endgültig.

Die heillose Mißwirtschaft und der neue Krieg hatten inzwischen die Gemüter in England erregt. Clive, jetzt als „Lord Clive of Plassey“ in den Peersstand erhoben, wurde noch einmal nach Indien geschickt, um Ordnung zu schaffen; im Mai 1765 kam er in Calcutta an. Außenpolitisch traf er die im Augenblick zweifellos geschickteste Regelung. Das eroberte Audh gab er gegen Zahlung von fünf Millionen Rs. dem alten Nawab zurück, es so zum befreundeten Pufferstaat gegen die Marathen machend; die Distrikte Kora und Allahabad aber übereignete er dem Mogulkaiser. Dafür ließ er sich von diesem die „Diwani“, d. h. das Recht der Steuererhebung und damit praktisch die gesamte Verwaltung, für Bengalen, Bihar und Orissa verleihen gegen einen Jahrestribut von 2,6 Millionen Rs. Damit war der Nachkomme Akbars zum tatsächlichen Pensionär der englischen Kompanie geworden, die ihrerseits ein in Indien immer noch höchst wertvolles Siegel der Legitimität gewann und durch kluge Tarnung ihrer wahren Machtstellung gefährlichen Anstoß bei indischen und europäischen Mächten vermied. Innenpolitisch sank der Nawab — seit Anfang 1765 ein Sohn Mir Jafars, bei dessen Inthronisierung das Geschenkunwesen neue Blüten getrieben hatte — jetzt zur reinen Zierfigur herab; doch ließen die Engländer die einheimische Verwaltung zunächst weiterbestehen und begnügten sich mit einer Oberaufsicht und Kontrolle — ein schon bald unhaltbar werdendes System, das als „Doppelregierung“ (*dual government*) bezeichnet wurde und in ähnlicher Form auch im Karnatik, und dort noch weit länger als in Bengalen, bestand.

Der heikelste Teil von Clives Aufgabe war es jedoch, im eigenen Hause der Kompanie ein Mindestmaß von Ordnung und Sauberkeit zu schaffen. Mit einem Mute, der „sich vor nichts fürchtete, nicht einmal vor seiner eigenen Vergangenheit“, stach er in das Wespen-

nest hinein. Er zwang Beamte und Offiziere, den von der Kompanie geforderten Revers zu unterschreiben, der die Annahme von Geschenken verbot. Die Kürzung der riesigen Frontzulagen der Offiziere führte nahe an eine Meuterei, die Clive mit größter Rücksichtslosigkeit unterdrückte. Da er aber den Kompaniebeamten die wirkliche Abhilfe ausreichender Gehälter nicht bieten konnte, organisierte er den privaten Binnenhandel, dessen Unterdrückung ihm ausdrücklich aufgetragen war, sogar in Form einer Gesellschaft. Als er 1767 heimkehrte, war von wirklicher Abstellung der Mißstände noch keine Rede.

Je einträglicher diese Mißwirtschaft für die Angestellten der Kompanie war, desto schlechter stand sich diese selbst dabei. 1767 hatte ihr der Staat — sozusagen als seinen Anteil am „Bengal Plunder“ — eine jährliche Abgabe von 400 000 Pfund auferlegt; 1772 sah sie sich gezwungen, ihn um eine Anleihe von einer Million zu bitten. Dies beschleunigte die bereits im Gange befindlichen Bestrebungen, aus der Eroberung eines indischen Reiches durch eine private Handelskompanie nunmehr die unerläßlichsten Konsequenzen für den englischen Staat zu ziehen. Der „Regulating Act“ von 1773 wurde das erste einer langen Reihe von Indien-Gesetzen des englischen Parlaments, an deren Ende die Verfassung von 1935 und die Errichtung der Dominien Indien und Pakistan im Jahre 1947 stehen.

Die von Clive schon 1759 angeregte Radikallösung der Übernahme der indischen Besitzungen durch die englische Krone erschien zunächst noch indiskutabel; es ist bezeichnend für die englische Abneigung gegen theoretische Konsequenz zugunsten praktischer Behelfe und Kompromisse, daß erst der Aufstand von 1857 der Anlaß wurde, einen längst bestehenden Zustand auch juristisch zu sanktionieren. Vorläufig begnügte man sich damit, Regierungs- und Verwaltungstätigkeit der Kompanie einer losen Kontrolle des Kabinetts (und damit letztlich des Parlaments) zu unterwerfen. In Indien sollte ein Generalgouverneur von Bengalen, mit einem Rat von vier Mitgliedern, erstmalig eine Obergewalt auch über die Präsidenschaften Madras und Bombay ausüben, insofern diese für Kriegführung und Vertragsabschlüsse an seine vorherige Zustimmung gebunden wurden — eine Kontrolle, die durch die für Dringlichkeitsfälle zugelassenen Ausnahmen weitgehend wirkungslos wurde.

Erster Generalgouverneur wurde der Mann, der bereits seit 1772 als Gouverneur von Bengalen amtierte: Warren Hastings. Die Annalen Englands in Indien nennen keinen berühmteren Namen, aber auch keinen, von dessen Träger sich mit so viel Recht sagen ließe,

daß von der Parteien Haß und Gunst verwirrt sein Charakterbild in der Geschichte schwanke. Die Anklagen, die nach seiner Heimkehr in einem siebenjährigen, übrigens mit seiner Freisprechung endenden Parlamentsprozeß gegen ihn erhoben wurden, haben durch die weit über das Ziel hinausschießende Rhetorik Burkes und durch Macaulays klassischen Essay eine für indische Angelegenheiten seltene Publizität erlangt und sind in einer kaum übersehbaren Literatur in erdenklichster Breite immer wieder aufgerollt worden. Eine raumbeschränkte Darstellung der *indischen* Geschichte muß derartiges weitgehend dem Biographen oder Spezialforscher überlassen und sich mit der Würdigung von Hastings geschichtlicher Leistung begnügen.

Die erste Aufgabe des Vierzigjährigen, der bereits 22 Jahre einer ehrenvollen Laufbahn in Indien hinter sich hatte, bestand in der Durchführung des Beschlusses der Kompanie, „als Diwan aufzutreten“, d. h. die Doppelregierung abzuschaffen und die gesamte Verwaltung selbst zu übernehmen. Die damit verbundenen Schwierigkeiten waren kaum zu überschätzen. Ganz abgesehen von der herrschenden Korruption fehlten zur Übernahme des komplizierten Steuerwesens, der Rechtsprechung für Hindus und Mohammedaner usw. einfach die positiven Kenntnisse. „Die neue Regierung der Kompanie“, schreibt Hastings 1772, drei Monate nach seinem Amtsantritt, „besteht aus einem wirren Haufen unverarbeiteter Materialien, so wild wie das Chaos selbst.“ Es war eine außerordentliche Leistung, daß es trotzdem gelang, den Grund einer geordneten Verwaltung zu legen. Die persische Amts- und Gerichtssprache beherrschte Hastings ebenso wie die Landessprachen Bengali und Urdu, auch konnte er etwas Arabisch; Sanskrit verstand noch kein Europäer, und so ließ er von zehn Pandits ein noch heute wertvolles Kompendium des Hindurechts zusammenstellen und aus dem Sanskrit ins Persische übertragen. 1781 gründete er eine mohammedanische Hochschule in Calcutta zur Heranziehung persischgebildeter Subalternbeamter. Mit seiner Förderung gründete 1784 der Richter Sir William Jones, einer der ersten Pioniere der europäischen Indologie und Urheber jener Übersetzung von Kalidasas Meisterdrama *Shakuntala*, deren deutsche Übertragung durch Forster Goethe und Herder begeisterte, die Asiatic Society of Bengal, die führende wissenschaftliche Gesellschaft Indiens. Die Neuordnung des Münzwesens und die Befreiung des Landes von einem unerträglichen Räuberunwesen mögen als weitere Beispiele der vielseitigen Tätigkeit des bei der indischen Bevölkerung hochbeliebten Mannes genannt sein.

Mit dem Eintreffen der durch den Regulating Act ernannten vier Ratsmitglieder im Oktober 1774 begann für Hastings eine schwere Zeit. Drei der neuen Räte kamen mit dem festen Vorsatz, ihn unmöglich zu machen und von seinem Posten zu drängen. Da der Regulating Act ihn an den Mehrheitsbeschluß seines Rates band und ihm nur bei Stimmengleichheit den Ausschlag gab, sah er jede seiner Maßnahmen böswillig durchkreuzt und soweit möglich ins Gegenteil verkehrt. Der Tod eines der Gegner gab ihm 1776 seine Handlungsfreiheit zurück, aber der nervenaufreibende Kampf im Rat ging weiter und spitzte sich 1780 bis zu einem Duell mit seinem Hauptfeind Philip Francis zu. Eine weitere Quelle des Kammers war der durch den Regulating Act ohne klare Abgrenzung seiner Zuständigkeit und Befugnisse geschaffene Oberste Gerichtshof, der englisches Recht auf die so andersartigen indischen Verhältnisse übertrug. Hastings' freundschaftliches Verhältnis zu seinem Präsidenten Sir Elijah Impey ermöglichte lange erträgliche Zusammenarbeit; aber 1780 kam es dennoch zu Kompetenzkonflikten, die in eine bewaffnete Auseinandersetzung auszuarten drohten. Daß dieser Oberste Gerichtshof 1775 den früheren Kanzler des Nawabs, den Brahmanen Nandkumār („Nuncomar“), wegen einer Fälschung nach englischem, in diesem Falle für Indien völlig unangemessenem Recht zum Tode verurteilte, kurz nachdem er von der Ratsmehrheit zum Werkzeug schwerer Anschuldigungen gegen Hastings benutzt worden war, hat Hastings den Vorwurf zugezogen, daß er sich im Komplott mit Impey durch einen Justizmord eines gefährlichen Anklägers entledigt habe. Die historische Nachprüfung spricht ihn von dieser Schuld frei; sie kann ihm wohl unkluges, nicht aber inkorrektes Verhalten nachweisen. Fragwürdiger waren die Methoden, mit denen er sich in den Nöten der gleich zu berichtenden Kriege Geld verschaffte. Mag man ihm seine schwer bedrängte Lage zugute halten und feststellen, daß die angewandten (auch körperlichen) Zwangsmaßnahmen im damaligen Indien „üblich“ waren — die Affären des zu Kriegs-Sonderbeiträgen erpreßten Rajas von Benares, dessen endliche Verhaftung einen Aufstand hervorrief, und der Begams (d. h. der Mutter und Großmutter des Nawabs) von Audh, denen insgesamt 7,6 Millionen Rs. abgenommen wurden, haben häßliche Flecken auf Hastings' Namen hinterlassen; der englische Indologe und Jurist A. B. Keith urteilt von ihm (Constitutional History of India S. 83), er sei „ebenso wie Clive in Geldsachen unterhalb jedes anständigen Maßstabes von Rechtschaffenheit“ gewesen.

Umstritten sind auch Hastings' erste außenpolitische Maßnahmen. Acht Jahre nach Panipat hatten sich die Marathen so weit erholt, daß sie wieder nach Hindostan ausgreifen konnten. In leicht durchschaubarer Absicht boten sie dem als englischer Pensionär in Allahabad lebenden Mogulkaiser an, ihn wieder auf seinen Thron in Delhi zu setzen. Der Kaiser widerstand der Versuchung nicht und wurde so ab Dezember 1771 zum praktischen Gefangenen des mächtigsten der Marathenfürsten, Mahādaji Sindhia von Gwalior, und somit zum Werkzeug der Marathen, der für England gefährlichsten indischen Macht. Daß ihm unter solchen Umständen Hastings seine Pension strich und die ihm von Clive verliehenen Distrikte gegen Zahlung von fünf Millionen Rs. an Audh, den britischen Pufferstaat gegen die Marathen, zurückgab, war natürlich juristisch unhaltbar, politisch aber zweifellos klug, wenn nicht geboten. Wesentlich anders liegt der Fall des sogenannten Rohilla-Krieges von 1774. Die afghanischen Rohillas hatten zu Beginn des 18. Jahrhunderts das nach ihnen benannte Rohilkhand, das Land zwischen oberstem Ganges und Himalaya, unterworfen. Als sie dem Nawab von Audh den vertraglich ausbedungenen Preis für seine Hilfe gegen eine Invasion der Marathen schuldig blieben, ließ Hastings diesem gegen Zahlung von vier Millionen Rs. Truppen zur Unterwerfung von Rohilkhand, dessen Einverleibung Audh eine wesentlich bessere strategische Position gegenüber den Marathen gab und somit auch im britischen Interesse zu liegen schien. „Für Hastings“, so urteilt der schon einmal zitierte Keith (a. a. O. S. 68), „gibt es in dieser Angelegenheit keine Entschuldigung. Glücklicherweise wurden in keinem späteren Falle britische Truppen zur Verfügung eines despotischen Herrschers gestellt zur Ausführung einer Politik, deren Ergebnis die Vernichtung aufgeklärter Herrscher war zugunsten der Souveränität einer Dynastie, deren Regierung ihrer unglücklichen Untertanen von Anfang bis zu Ende unbeschreiblich unfähig und ungerecht war.“

Wenn trotz dieser und noch anderer Schönheitsfehler Hastings dem heutigen englischen Historiker bleibt „der größte Engländer, der je Indien regierte, ein Mann, der neben einigen ethischen Mängeln in überreichem Maße das bewegliche und fruchtbare Hirn, die unermüdliche Energie und die erhabene seelische Stärke besaß, die nur den ganz großen Staatsmann auszeichnen“¹⁾, so hat eine solche Charakterisierung in erster Linie den Hastings im Auge, der das

¹⁾ Cambridge History of India, Vol. V, S. 312.

erst im Werden begriffene, noch ungefestigte britische Indienreich durch zwei schwere, sich zeitlich überschneidende Kriege hindurchführte, und dies zu einer Zeit, in der das Mutterland im Kriege mit Frankreich, Spanien, Holland und den nordamerikanischen Kolonien eine der schwersten Krisen seiner Geschichte durchlebte.

Es waren im wesentlichen drei Mächte, deren unaufhörliche, in kaleidoskopartig wechselnden Kombinationen ausgefochtene, hier im einzelnen unmöglich zu verfolgende Kämpfe gegeneinander und mit den Engländern die indische Geschichte dieser Zeit beherrschten: der mehr und mehr sich lockernde Marathenbund; der Nizam von Haidarabad, aber jetzt nicht mehr De Bussys schwächlicher Schützling, sondern der energische Nizam Ali; und der Usurpator Haidar Ali, dessen Machtergreifung in Maisur man ungefähr mit dem Jahr von Panipat, 1761, gleichsetzen kann. Analphabet, aber hochintelligent, von keiner Moral angekränkt und ein brutaler orientalischer Despot, aber ein fähiger Staatsmann und Soldat, war Haidar eine für das damalige Indien ganz charakteristische Erscheinung. Die durch und durch korrupte englische Regierung von Madras hatte zwischen ihm, dem Nizam und den Marathen eine wenig geschickte, durch die Rücksicht auf ihren unerfreulichen Schützling, den Nawab des Karnatik, noch weiter komplizierte und belastete Politik getrieben, und so war es schon 1767—1769 zum „Ersten Maisur-Krieg“ gekommen; trotz einiger militärischer Erfolge unglücklich geführt, hatte er damit geendet, daß Haidar vor den Toren von Madras einen Frieden zu allerdings annehmbaren Bedingungen diktirte.

Der letzte bedeutende Peshwa Madhu Rao war 1772 gestorben, sein Bruder und Nachfolger Narāyan Rao bereits im folgenden Jahr von Parteigängern seines Onkels Raghunāth Rao ermordet worden. Schon hatte letzterer die Nachfolge angetreten, da erstand ihm ein Rivale in einem posthumen Sohne Narayan Raos, dessen Sache die Minister in Puna, an ihrer Spitze der berühmte Nana Phadnavis, der „indische Macchiavell“, zu der ihren machten. Raghunath Rao wiederholte sein schon vor Jahren den Engländern in Bombay gemachtes Angebot, ihre Unterstützung durch die Abtretung der Insel Salsette — für das insular eingeengte Bombay der Schlüssel zum Festland — und des Hafens Bassein zu erkaufen. Die Regierung von Bombay widerstand dem Versucher nicht, schloß 1775 mit ihm den Vertrag von Surat und sandte ihm Truppen zu, die einen beachtlichen militärischen Erfolg erkämpften. In dieser hoffnungsvollen Lage griff Calcutta auf Grund des Regulating Act ein; Hastings,

damals in seinem Rat entmachtet, konnte nicht hindern, daß Bombay zur Zurücknahme seiner Truppen und Preisgabe Raghunath Raos gezwungen wurde; 1776 kam ein ziemlich ungünstiger Vertrag mit der Regentschaft in Puna zustande. Bald danach aber billigten Depeschen aus England das Vorgehen Bombays; und als 1778 Raghunath Rao unter den Marathen neue Parteigänger erstanden und dazu noch in Puna ein französischer Abenteurer mit ungewöhnlichen Ehren empfangen wurde, sandte Hastings — jetzt wieder Herr seiner Entschlüsse — auf ein Hilfesuch Bombays eine Streitmacht von 6000 Mann unter Oberst Goddard quer durch Indien nach Gujarat. Das nie zuvor gewagte, von Fachleuten für Verrücktheit erklärte Unternehmen gelang und machte in ganz Indien entsprechenden Eindruck. Aber inzwischen hatte bereits Bombay in törichter Voreiligkeit eine so unzulänglich organisierte wie unfähig geleitete Expedition nach Puna entsandt, deren Führer im Januar 1779 in hoffnungsloser Lage das schimpfliche, von Bombay, Calcutta und London sofort widerrufene Abkommen von Wadgaon schloß. Goddard entfaltete nun zwar eine erfolgreiche militärische und politische Tätigkeit in Gujarat, die im Januar 1780 zum Abschluß eines Bündnisses mit dem Gaikwad von Baroda führte — eines Bündnisses, das alle Stürme der Folgezeit überdauern sollte. Aber es kam zu keiner Entscheidung; 1779 sahen sich die Engländer einer Koalition von Marathen, Nizam und Haidar Ali gegenüber, und 1780 begann mit Haidars Einfall in das Karnatik der Zweite Maisur-Krieg, in dem Hastings nun auch die Sünden der Madraser Regierung wieder gutmachen sollte. Endlich bestand seit 1778 auch mit Frankreich wieder Kriegszustand; an den indischen Fürstenhöfen gab es in steigender Anzahl französische Abenteurer und Söldnerführer; Hoffnung auf französische Hilfe war bei Haidars Entschlüssen nicht unbeteiligt und sollte bald bis zu einem gewissen Grade in Erfüllung gehen.

Hastings' Tatkraft und Findigkeit, Kühnheit und staatsmännisches Geschick zeigten sich jetzt in hellstem Glanze. Auf die Nachricht von einer schweren Schlappe im Karnatik schickte er im Herbst 1780 eine Hilfstruppe über Land nach Madras — wieder ein bisher unerhörtes Unternehmen, dem geschickte Verhandlungen mit den Marathen in Orissa zum Gelingen verhalfen. Schon vorher hatte eine nach Zentralindien entsandte Abteilung in nächtlicher Eskalade die Bergfeste von Gwalior erstiegen. Das Aufsehen in ganz Indien über die Eroberung der für völlig uneinnehmbar geltenden Burg war ungeheuer; Sindhia ließ sofort von Goddard in Gujarat ab und eilte nach Gwalior. Eine Niederlage, die ihm die Engländer bei

Sipri (Shivpuri) beibrachten, und weitere englische Erfolge überzeugten ihn, daß schneller Friedensschluß mehr in seinem Interesse liege als Fortsetzung des Krieges; ein von ihm vermittelter Friede wurde am 17. Mai 1782 in dem Dorfe Salbai in Gwalior unterzeichnet. Bis auf die endgültige Abtretung von Salsette brachte er im allgemeinen nur die Wiederherstellung des status quo; trotzdem war er von größter geschichtlicher Bedeutung. Er wies den Engländern unzweideutig die Stellung der nunmehr ersten Macht in Indien zu, und er gab ihnen volle zwanzig Jahre Ruhe vor den Marathen, denen sie so erst nach durchgreifender Konsolidierung ihrer Macht zum entscheidenden Gange gegenüberzutreten brauchten.

Ende 1782 starb Haidar Ali; sein Sohn Tippu führte den Krieg weiter. Inzwischen war ein starkes französisches Geschwader in Indien erschienen, das der englischen Flotte schweren Abbruch tat. Auch zu Lande, wo der gealterte De Bussy französische Kräfte kommandierte, standen die Dinge nicht allzu gut, als der Friede von Versailles (1783) den Kämpfen im Karnatik ein Ende machte. Mit Tippu ging der Krieg an der Malabarküste weiter bis zu dem wenig vorteilhaften Frieden von Mangalore, der 1784 auch hier den status quo wiederherstellte.

9. Die Durchsetzung der Pax Britannica: 1782—1818

Nach langen Kämpfen, über die das seit 1770 amtierende Koalitionskabinet stürzte, erließ das englische Parlament 1784 eine neue Indien-Akte. Für Hastings, der darin eine Desavouierung seiner Politik durch den neuen Premierminister Pitt erblickte, wurde sie der Anlaß zum Rücktritt (1. 2. 1785). Die bedeutsamsten Neuerungen des Gesetzes waren die Schaffung einer eigenen englischen Regierungsdienststelle für Indien, des „Board of Control“ — eines Vorläufers des späteren Indienministeriums — und die straffere Zusammenfassung der drei Präsidenschaften durch die Festigung der Oberaufsicht Bengalens. Ferner sollte der Generalgouverneur nicht mehr ohne vorherige Zustimmung der Heimat Krieg erklären und offensive Bündnisse oder Garantieverträge abschließen dürfen; denn, so erklärte das Gesetz: „Pläne der Eroberung und Herrschaftsausbreitung in Indien zu verfolgen, widerstrebt dem Wunsche, der Ehre und der Politik unserer Nation.“ So ehrlich diese Erklärung gemeint sein mochte, so undurchführbar sollte sie sich bald erweisen.

Denn mochte nach den erschöpfenden Kriegen unter Hastings zunächst eine Periode des Atemholens willkommen, ja nötig sein — die Mächte des damaligen Indien verstanden jede nicht aggressive und expansive Politik nur als Schwäche oder Feigheit, Nichteinmischung führte meist zum Treubruch gegen Verbündete und zur Stärkung gefährlicher Feinde; Stillstand bedeutete Rückschritt, und die endliche Alternative lautete: Alles oder nichts.

Zunächst allerdings erschien jetzt in Indien ein Generalgouverneur, der fest entschlossen war, die in „Pitt's India Act“ niedergelegte Politik durchzuführen. Lord Cornwallis verkörperte als erster den neuen Grundsatz, den obersten Posten in Indien nicht mehr mit einem Beamten der Kompanie, sondern mit einem Angehörigen des englischen Hochadels zu besetzen, der über egoistische Rücksichten wie über Intrigen und Eifersüchteleien in Indien erhaben sein und eine unbestrittenere Autorität genießen würde als es z. B. gerade bei Warren Hastings der Fall gewesen war. Die einzige Ausnahme, die nach Cornwallis von der Regel noch gemacht wurde, diente in ihrem Ergebnis nur dazu, sie bis zur Gegenwart gültig zu machen.

Besonders augenscheinlich im Vorteil gegenüber jedem alten Kompanieangestellten war Cornwallis bei der Reform, die als seine bleibendste Leistung gelten darf: jetzt endlich wurde mit der kurzsichtigen und kleinlichen Gehaltspolitik der Kompanie gebrochen, wurden Korruption und private Bereicherung wirklich durchgreifend bekämpft — wenigstens in Bengalen; in Madras dauerte das Übel noch einige Jahre länger an. Verfehlt dagegen war Cornwallis' Justizreform, ein schwerer Mißgriff sein Grundsatz der Ausschließung der Landeskinder von jeder verantwortlichen Stellung, und von katastrophalen Folgen war die Neuordnung des Grundsteuerwesens, des Rückgrats der indischen Finanzwirtschaft seit alters: das „Permanent Settlement“ in Bengalen, d. h. die Grundsteuerveranlagung auf ewige Zeiten, hat besonders wegen der Voreiligkeit der Durchführung dauernden und schweren Schaden angerichtet; auf englischen Anschauungen beruhendes Mißverstehen indischer Verhältnisse machte aus dem Zamindar, d. h. dem (z. T. erblichen) Mittelsmann des Staates zur Eintreibung der Steuer, einen wirklichen Großgrundbesitzer, aus dem Bauern, der an seinem zwar dem Staat gehörenden Lande doch ein praktisch unabdingbares Nutzungsrecht gehabt hatte, einen reinen Pächter, der bei Zahlungsrückstand samt seiner Familie von Haus und Hof vertrieben werden konnte — eine Neuerung, die dem Inder zehnmal grausamer schien als Schuld-

haft und körperliche Zwangsmaßnahmen. In bester Absicht hatte die landfremde Verwaltung in dem reinen Bauernlande eine agrarische Revolution von verheerenden Folgen hervorgerufen.

Trotz aller friedlichen Vorsätze blieb jedoch auch Cornwallis ein Krieg nicht erspart. Um die Jahreswende 1789/90 überfiel Sultan Tippu von Maisur den Travancore-Staat, den die Kompanie im Frieden von Mangalore zu schützen versprochen hatte. Cornwallis betrachtete dies als Kriegserklärung, schloß ein Bündnis mit Nizam und Marathen und ergriff nach einem ersten Feldzug ohne entscheidenden Erfolg im Winter 1790 selbst den Oberbefehl. Versorgungsschwierigkeiten zwangen ihn nach einem Sieg vor den Toren von Tippus Hauptstadt zum Rückzug; erst der dritte Feldzug führte im Februar 1792 zum vollen Erfolg. Tippu mußte 33 Millionen Rs. Kriegsentschädigung zahlen und sein halbes Reich abtreten, in das sich die drei verbündeten Sieger teilten — eine schlechte Lösung, da Tippu natürlich sofort Rache brütend auf einen neuen Krieg sann.

Cornwallis' Nachfolger Sir John Shore war noch einmal ein alter Kompaniebeamter; als solcher bewährt und ein makelloser Ehrenmann, ermangelte er jedoch gänzlich des Formats, das seine neue Stellung erforderte. Seine zaghafte Neutralitätspolitik ging so weit, daß er in einem reinen Raubkrieg der Marathen gegen den Nizam diesem die Hilfe versagte, die er, wenn nicht nach dem Buchstaben der Verträge, so doch unzweifelhaft moralisch zu erwarten hatte. In der Schlacht von Kharda, der letzten, bei der die Marathenfürsten geschlossen unter dem Befehl des Peshwa fochten, wurde 1795 der Nizam völlig geschlagen; auf beiden Seiten fochten nach europäischem Muster ausgebildete Truppen unter französischen Kommandeuren.

In Shores Amtszeit fällt die — dank dem Verrat eines Schweizer Regiments nahezu kampflose — Wegnahme der holländischen Besitzungen auf Ceylon durch ein Expeditionskorps aus Madras (1796). Die unvernünftigen Maßnahmen des zur Übernahme der Verwaltung entsandten Madraser Beamten führten schnell zu einem gefährlichen Aufstand, der der englischen Regierung willkommene Handhabe bot, die jetzt britischen Teile der Insel der Ostindienkompanie wegzunehmen und sie bereits 1798 zur selbständigen Kronkolonie zu machen. Der Versuch des ersten Gouverneurs, Lord North, durch Intrigen und Betrug sich des unabhängigen Innern zu bemächtigen, endete 1803 mit der Niedermetzlung der in der Hauptstadt Kandy zurückgelassenen englischen Garnison. Aber die von dem Singhalessenkönig, einem orientalischen Despoten schlimmster Art.

verübten Greuelthaten sprachen ihm schließlich das Urteil; als er 1815 eine Gesellschaft englischer Kaufleute verstümmelt nach Colombo zurücksandte, machte eine Strafexpedition seiner Herrschaft ein schnelles Ende, und die ganze Insel wurde britische Kolonie.

Shores Nachfolger Lord Wellesley (1796—1805) ist nächst Clive und Warren Hastings die markanteste Gestalt der englischen Eroberungsgeschichte. Er war der erste, der bewußt das Ziel der englischen Oberherrschaft über ganz Indien verfolgte, darin bestärkt durch die ehrliche Überzeugung, daß jede Ausdehnung der englischen Herrschaft für die betroffene Bevölkerung ein Segen sein müsse. Hatte sich unter Warren Hastings die indische Landkarte nicht erheblich und seit ihm nur mäßig verändert, so nimmt unter Wellesley der englische Besitz sprunghaft zu, vor allem auch in den bisher gebietsmäßig immer noch ganz unbedeutenden Präsidentschaften Madras und Bombay.

Wellesleys Ankunft in Indien fiel fast zusammen mit Napoleons ägyptischem Feldzug, dessen erklärtes Endziel Indien war. Gleichzeitig war der durch französische Söldnerführer verkörperte französische Einfluß an den Höfen der großen Fürsten dank Shores zaghafter Politik überall im Steigen. Das erste, was der neue Generalgouverneur bei seiner Landung erfuhr, war die Nachricht von einer Gesandtschaft Tippus nach der Ile de France (Mauritius), deren Gouverneur einen Aufruf erließ zur Anwerbung von Freiwilligen, die in Tippus Dienst die Engländer ins Meer treiben sollten. Dies besiegelte Tippus Schicksal. Nach einem Feldzug von nur zwei Monaten fiel der Sultan am 4. Mai 1799 bei der Erstürmung seiner Hauptstadt Seringapatam.

Noch bevor er gegen Maisur losschlug, hatte sich jedoch Wellesley den Rücken gesichert, indem er den Nizam zur Entlassung seiner 14 000 Mann zählenden Truppe unter französischem Kommando und der Annahme einer „Subsidiär-Allianz“ veranlaßte. Bündnisse, bei denen der indische Partner den Unterhalt eigens zu seinem Schutz aufgestellter Kompanietruppen zu bezahlen hatte, waren schon bisher üblich gewesen; ewige Zahlungsrückstände und Beitreibungsschwierigkeiten waren die regelmäßige Folge. Wellesley machte es daher zur Regel, der Kompanie statt dessen Gebiete übereignen zu lassen, deren Einkünfte den geforderten Summen entsprachen. So mußte der Nizam 1800 die ihm für seine Waffenhilfe gegen Maisur zugewiesenen Distrikte wieder abtreten. Ihm nicht zuviel abgeben zu müssen, war einer der Gründe gewesen, die Wellesley bestimmt hatten, das eroberte Maisur nicht ganz aufzuteilen, sondern den vom

Meere allseitig abgeschnittenen Kern des Staates einem Nachkommen der von Haidar Ali verdrängten Hindu-Dynastie zu übergeben; für den erst fünfjährigen Raja führte Tippus fähiger Kanzler Purnaiya die Regierungsgeschäfte.

Zu den erheblichen Gebietsgewinnen des Vierten Maisur-Krieges kamen mehrere friedliche Annexionen. 1799 wurden der kleine marathische Staat Tanjore und das Fürstentum Surat eingezogen; 1801 wurde dem sich heftig sträubenden Nawab von Audh eine Subsidiärallianz unter Abtretung des Nordwesttheiles seines Staates aufgezwungen — leider ohne daß dadurch die heillose Mißwirtschaft in Audh sich gebessert hätte. Dagegen wurde im gleichen Jahre endlich der wahre Augiasstall des Karnatik durch dessen Annexion gereinigt; die in Bengalen schon 1772 erfolgte Abschaffung der „Doppelregierung“ war hier bisher am Widerstand der englischen Wuchergläubiger des Nawabs gescheitert.

Nach Beseitigung Tippus und der Entwaffnung des Nizams blieben als einzige, aber auch gefährlichste Gegner die Marathen übrig. Hier hatte die Entwicklung seit dem Frieden von Salbai den Engländern in die Hände gearbeitet. Mahadaji Sindhia, mit einer trefflichen Armee unter französischem Kommando zum mächtigsten Fürsten Nordindiens emporgestiegen und ein Staatsmann von beträchtlichem Format, war 1794 gestorben, sein Nachfolger ein dreizehnjähriger Großneffe Daulat Rao. 1795 war die fromme und tugendhafte Fürstin Ahalya Bai von Indore gestorben, deren von Engländern wie Indern bewunderte vorbildliche Regierung in 30 Friedensjahren diesen Staat zu ungeahnter Blüte emporgehoben hatte; nur zu schnell folgten ihrem Tode Chaos und Niedergang. Im gleichen Jahre 1795 beging der junge Peshwa, der Bevormundung durch den greisen Nana Phadnavis müde, Selbstmord; Intrigen, Mord und Bürgerkrieg kennzeichneten die Regierung seines ebenso feigen wie verräterischen und grausamen Nachfolgers. Als 1800 auch Nana Phadnavis starb, seit 38 Jahren das leitende Hirn der marathischen Politik, da „verschwand mit ihm alle Weisheit und Mäßigung der marathischen Regierung“. In Bruderkämpfen, deren einzelne Phasen wir nicht verfolgen können, wurden 1802 Daulat Rao Sindhia und der Peshwa von Jasvant Rao Holkar entscheidend geschlagen; der Peshwa floh zu den Engländern nach Bassein und nahm die ihm bis dahin vergeblich angebotene Subsidiärallianz an, die seiner Unabhängigkeit ein Ende machte. Das folgende Jahr brachte die unvermeidliche Auseinandersetzung mit dem Sindhia und dem Bhonsle von Nagpur, deren Bündnis der grollende Holkar fernblieb. Wellesleys Bruder,

der spätere Herzog von Wellington und Sieger von Waterloo, schlug mit 5000 Mann eine fast zehnfach überlegene Armee des Sindhia und des Bhonsle bei Assaye im Dekkhan und zwang den letzteren nach einer weiteren schweren Niederlage im Dezember 1803 zu einem Vertrage nach dem Muster des mit dem Peshwa geschlossenen, der mit der Abtretung Süd-Orissas die ganze Ostküste englisch machte und so die Landverbindung zwischen Bengalen und Madras herstellte. Gleichzeitig hatte General Lake in zwei schweren Schlachten den Sindhia in Hindostan geschlagen; auch dieser wurde am 30. 12. 1803 zu einer Subsidiärallianz gezwungen, und mit Agra und Delhi fiel jetzt auch der Mogulkaiser, ein hilfloser, 1788 bei einem Rohilla-Überfall auf Delhi geblendeter Greis, wieder in englische Hände.

Ende 1803 mit dem Holkar angebahnte Verhandlungen zerschlugen sich, und dessen Überfall auf das Fürstentum Jaipur trug ihm im April 1804 die englische Kriegserklärung ein. Wellesleys kunstvoller Feldzugsplan scheiterte teilweise am Versagen zweier Unterführer, und beim vergeblichen Berennen der Hauptstadt des daraufhin abtrünnig gewordenen Rajas von Bharatpur holte sich General Lake eine böse Schlappe. Trotzdem konnte der Ausgang des Krieges gar nicht zweifelhaft sein — da wurde Wellesley von der Heimatregierung plötzlich abberufen. Seine Versuche, seine Vorwärtspolitik als im Einklang mit der oben zitierten Erklärung der Indienakte von 1784 zu erweisen, waren schon immer wenig überzeugend gewesen; seine Abberufung nach den im Grunde bedeutungslosen Rückschlägen des Holkar-Feldzuges, kurz vor dem greifbar nahen Ziel der endgültigen Durchsetzung der englischen Oberherrschaft, war eine natürliche Folge des grotesken Umstandes, daß die Eroberung Indiens durch eine kaufmännische Aktiengesellschaft erfolgte, deren Aktionäre noch immer politische Betätigung als Behinderung ihres eigentlichen Anliegens, der Erzielung von Handelsgewinnen, betrachteten. So kam es denn im Jahre 1805 zu einer allgemeinen Friedensregelung, die den marathischen Staaten bedeutende Gebiete zurückgab, ihnen die befreundeten und auf englischen Schutz vertrauenden Rajputenstaaten hilflos auslieferte, dem englischen Ansehen in Indien schweren Abbruch tat — und die von Wellesley angestrebte Endlösung dennoch nur um wenig mehr als ein Jahrzehnt hinauschieben konnte.

Zur Durchführung der Rückkehr zur Politik der Nichteinmischung war Cornwallis noch einmal nach Indien hinausgeschickt worden, aber zwei Monate nach seinem Amtsantritt im Oktober 1805 gestorben. Bis zur Ankunft seines Nachfolgers Lord Minto im Juli 1807

führte ein Calcuttaer Ratsmitglied die Geschäfte, dessen Tätigkeit allenfalls die dividendenbesorgten Aktionäre der Kompanie befriedigen konnte. Lord Minto bewies in seiner schwierigen Stellung ein höchst wertvolles Geschick, zwischen den Anschauungen und Anweisungen der Heimatbehörden und den Anforderungen der Lage in Indien den vertretbaren Ausgleich zu finden. Ein Staatsmann von weltweitem Horizont, war er außerdem durchdrungen von der Überzeugung, daß zu dem schweren Kampf des Mutterlandes gegen Napoleon und dessen Verbündete auch Indien jeden möglichen Beitrag liefern müsse. So nahmen indische Kräfte teil an der Wegnahme der französischen Inseln Bourbon und Mauritius, die zum schweren Schaden der englischen Indienschiffahrt französischen Kaperschiffen als Basen gedient hatten, und Minto persönlich begleitete 1811 eine Expedition, die in harten Kämpfen Java eroberte; freilich gab es der Friede von 1815 an Holland zurück. Bekämpfung von Napoleons Asienpolitik wurde ferner der Anlaß, stärker als bisher auch Afghanistan und Persien in die britische Interessensphäre einzubeziehen, wenn auch Mintos Gesandtschaften dorthin außer der Sammlung wertvoller Informationen wenig greifbare Ergebnisse zeigten. Höchst bedeutsam und Mintos wesentlichste Leistung in Indien überhaupt war dagegen die Verschiebung und Sicherung der Nordwestgrenze durch einen Vertrag mit dem neuentstandenen Reich der Sikhs im Panjab.

Das Panjab und Sind hatten zu dem von Ahmad Shah Durrani, dem Sieger von Panipat, begründeten Afghanenreich gehört. Unter Ahmads Nachfolgern machte sich Sind zeitweise selbständig. Im Panjab aber fanden die Sikhs den größten Führer und Staatsmann ihrer Geschichte in einem Manne, der in vielem wie ein nordindisches Gegenstück zu Haidar Ali anmutet: Maharaja Ranjit Singh. 1799 erhielt der Neunzehnjährige von dem Afghanenkönig Lahore zum Lehen. 1802 gewann er Amritsar, mit seinem Goldenen Tempel noch heute das religiöse Zentrum der Sikhs. 1806 überschritt seine südöstliche Expansion den Satlej, und zwei Jahre später riefen die kleinen Sikh-Fürsten südlich dieses Stromes englische Vermittlung gegen ihn an. Langwierige Verhandlungen führten 1809 zum Vertrage von Amritsar, der praktisch die britische Grenze von der Jamna zum Satlej vorschob und diesen zur Interessengrenze zwischen Sikhs und Engländern erklärte. Da der Maharaja seinen weiteren Expansionsdrang im Nordwesten befriedigen konnte, wo er später Multan, das linke Indusufer mit Peshawar und sogar Kashmir hinzugewann, brachte der Vertrag von Amritsar eine Konsolidierung der briti-

schen Nordwestgrenze bis zum Tode Ranjit Singhs im Jahre 1839.

Etwas früher als der Sikh-Staat im Nordwesten hatte sich im Norden eine zweite neue Militärmacht an den Südhängen des Himalaya gebildet. Das kriegerische Bergvolk der Gurkhas hatte 1768 das Nepal-Tal erobert und anschließend seinen Staat nach Osten und Westen ausgebreitet, bis er vom Satlej bis nach Sikkim auf über 1100 Kilometer Länge zum Grenznachbarn der Engländer geworden war. Dauernde Grenzzwischenfälle und Übergriffe der Gurkhas zwangen Mintos Nachfolger, den Marquess of Hastings (1813—1823), als erste Aufgabe seiner Amtszeit die der Befriedung der Nordgrenze zu lösen. Der Gurkhakrieg (1814—1816) stellte in schwierigem Gebirgsgelände den englischen Heerführern ungewohnte Aufgaben, bei deren Lösung sie zunächst versagten. Erst im März 1816 sah sich Nepal gezwungen, den Vertrag von Sagauli zu unterzeichnen; es mußte im Osten Sikkim räumen, im Westen die Provinzen Garhwal und Kumaon abtreten — ihre Berge trugen bald die bevorzugtesten englischen Himalaya-Sommerfrischen — und einen englischen Residenten am Hofe von Katmandu empfangen. Der Vertrag begründete durch spätere Abkommen vertiefte freundschaftliche Beziehungen, die bis zur Gegenwart keine Störung erfahren haben. Den kriegerischen Instinkten, die bisher zu dauernder Beunruhigung der Grenze geführt hatten, wurde ein für beide Teile nützlich Betätigungsfeld eröffnet durch vertraglich geregelte Anwerbungen für die indische Armee, die dieser die berühmten, in beiden Weltkriegen bewährten Gurkha-Bataillone lieferten. Trotz Unterstellung seiner auswärtigen Beziehungen unter britische Kontrolle wurde das Land nicht in das britische Indienreich einbezogen und konnte so als einziger Hindustaat seine Unabhängigkeit weitgehend bewahren; sie kam und kommt besonders darin zum Ausdruck, daß Nepal Europäern strenger verschlossen ist als selbst Tibet. Seine unzugänglichen Täler sind ein Rückzugsgebiet des indischen Buddhismus, zu dessen Erforschung seine zuerst durch den verdienten britischen Residenten Brian H. Hodgson (1820—1844) erschlossenen Bibliotheken entscheidend beigetragen haben.

Nach Wellesleys Abberufung hatten sich vornehmlich in Zentralindien und Rajputana schnell Zustände entwickelt, mit denen sich allenfalls die der vom Dreißigjährigen Kriege am schlimmsten betroffenen Teile Deutschlands vergleichen lassen. Nicht nur die zunehmend in Bürgerkrieg und Chaos versinkenden Marathenstaaten brandschatzten das Land; als seine schlimmste Plage durchzogen es

afghanische Raubhorden und die nach Tausenden zählenden Frei-
beuterscharen der — aus losen Hilfstruppen der Marathenheere her-
vorgegangenen — sogenannten Pindaris. Auf flinken Pferden und
ohne allen Troß von außerordentlicher Beweglichkeit, überfielen sie
wie Heuschreckenschwärme das zum Opfer erkorene Gebiet und
vernichteten in sinnloser Zerstörungswut, was sie nicht fortschleppen
konnten. 1812 machten sie den ersten Einfall in britisches Gebiet.
1816 unternahmen sie einen Raubzug in die friedlichen Distrikte der
mittleren Ostküste, auf dem in zwölf Tagen 339 Dörfer geplündert,
3600 Menschen gefoltert und 700 getötet oder schwer verwundet
wurden. Jetzt genehmigte auch London die von Lord Hastings ge-
planten umfassenden Maßnahmen zur Ausrottung dieser Plage —
Maßnahmen, von denen freilich mehr als wahrscheinlich war, daß
sie zu einem neuen Marathenkriege führen würden. Zu einem Ein-
kreisungsmanöver größten Stils bot daher Hastings die unerhörte
Zahl von 120 000 Mann auf (davon ein Zehntel Engländer), von
denen ein Teil als Sicherungskordon zwischen Puna und Nagpur
aufgestellt wurde, um die Marathen zum Stillhalten zu veranlassen;
dem gleichen Zweck dienten neue Verträge mit Peshwa, Sindhia,
Bhonsle und mehreren Rajputenstaaten. Trotzdem schlugen noch
während der Operationen gegen die Pindaris — die im Januar 1818 mit
deren vollständiger Vernichtung abgeschlossen waren — im Novem-
ber 1817 erst der Peshwa, dann der Bhonsle los, indem beide die eng-
lischen Residenten angriffen. Diese blieben jedoch in den Schlach-
ten von Kirkee bei Puna und Sitabaldi bei Nagpur gegen zehn-
und zwölffache Überlegenheit Sieger. Den unhaltbaren Zuständen
in Indore machte die Schlacht von Mahidpur am 20. Dezember 1817
ein Ende; am 6. Januar unterzeichnete der Holkar den ihm vorge-
legten Vertrag. Nach weiteren Niederlagen und vergeblicher Flucht
ergab sich der Peshwa dem englischen Befehlshaber, der ihm in einer
sentimentalen Anwandlung eine Pension von 800 000 Rs. zusicherte;
im übrigen wurde sein Amt abgeschafft, sein Gebiet annektiert bis
auf das Fürstentum Satara, das einem Nachkommen Shivajis erhalten
blieb. Da es geschickter Strategie gelungen war, den Sindhia zum
Stillhalten zu zwingen, und das Bündnis mit dem Gaikwad auch
diese Belastungsprobe überstanden hatte, war somit der letzte Gegner
niedergeworfen und die Bahn für eine umfassende politische Be-
reinigung und Neuordnung der Verhältnisse frei.

Grundlage dieser in einigen zwanzig Verträgen mit Marathen-
und Rajputenstaaten kodifizierten Neuordnung war der Anspruch,
daß nunmehr England, bzw. die Ostindienkompanie, die oberste

Macht (Paramount Power) in Indien sei, neben der es keine unabhängige Macht mehr geben könne: aus Bundesgenossen und Gegnern der Kompanie waren Vasallen geworden, die die Regelung ihrer Beziehungen nach außen wie untereinander in die Hände der Schutzmacht legten. Die wirren Kämpfe rivalisierender indischer Mächte wurden jetzt abgelöst von dem durch die britische Oberherrschaft durchgesetzten und aufrechterhaltenen Reichsfrieden, der Pax Britannica.

10. England und Frankreich in Hinterindien

Wie die Schlacht von Plassey den Anfang, so bezeichnet das Jahr 1818 deutlich einen ersten Abschluß der englischen Eroberung Indiens — einen ersten, aber noch keinen endgültigen; denn die den Verhältnissen entspringenden Gesetze des Geschehens, die von der Besitzergreifung Bengalens unaufhaltsam zur englischen Oberhoheit über fast ganz Indien geführt hatten, blieben weiter wirksam, so daß die Einverleibung der noch übrigen Randgebiete — des Panjabs, Sinds, Assams — nur eine Frage der Zeit sein konnte. Tatsächlich kam die englische Expansion nicht einmal an den so scharf vorgezeichneten natürlichen Grenzen des vorderindischen Subkontinents zum Stehen, sondern hat sie im Westen wie im Osten erheblich überschritten. Wir benutzen das Übergreifen der englischen Eroberung auf Malaya und Burma, um auf die Geschicke auch der übrigen Teile der hinterindischen Halbinsel wenigstens einen kurzen Blick zu werfen.

Anläßlich der alle 20 Jahre fälligen Erneuerung ihrer Charta hatte die Ostindienkompanie 1813 das Monopol des Indienhandels verloren, aber das des Chinahandels behalten. Da die Heimatregierung das so schwer eroberte Java und das 1795 genommene Malakka 1815 an Holland zurückgegeben hatte, billigte Lord Hastings 1819 den ihm von Sir Stamford Raffles gemachten Vorschlag, zur Sicherung des fernöstlichen Handels die nur von einigen malaiischen Fischern bewohnte Singapore-Insel in Besitz zu nehmen. Die schnelle Entwicklung der Neugründung zu einem der wichtigsten Häfen des Ostens und einer der strategisch bedeutendsten Bastionen des englischen Weltreichs stellt dem Scharfblick der britisch-indischen Staatsmänner das glänzendste Zeugnis aus. 1824 wurde durch den oben erwähnten Tausch mit Holland auch Malakka wieder britisch; Penang war bereits 1786 von dem malaiischen Sultanat Kedah ge-

kauft worden. An diesen drei Stützpunkten — Singapore, Penang und Malakka — ließ sich England ein halbes Jahrhundert lang genügen; erst 1874 leitete ein Protektoratsvertrag mit dem Sultan von Perak eine Entwicklung ein, die schließlich sämtliche Staaten der Malaien-Halbinsel der siamesischen Oberhoheit entzog — die nördlichsten vier, Kelantan, Trengganu, Kedah und Perlis, durch den englisch-siamesischen Vertrag von 1909 — und sie in ein in mehreren Graden abgestuftes Abhängigkeitsverhältnis von England brachte. Singapore und die andern Stützpunkte auf der Halbinsel waren übrigens bis 1867 als Teile Britisch-Indiens von Calcutta aus verwaltet worden; erst in diesem Jahre wurden sie als eigene Kronkolonie der „Straits Settlements“ von Indien abgetrennt.

Weit länger noch, nämlich bis 1937, hat ein anderer Teil Hinterindiens eine Provinz Britisch-Indiens gebildet: unter Lord Hastings' Nachfolger Lord Amherst (1823—1828) beginnt die Eroberung Burmas.

Die Geschichte dieses Landes hatte seit Beginn der Neuzeit im Zeichen der Rivalität zwischen den Burmesen in Ober- und den Talaings in Niederburma gestanden. Nach dem Zerfall des Reiches von Pagan (oben S. 153 ff.) hatten im Anfang des 16. Jahrhunderts die Fürsten von Toungoo in Niederburma ein Reich mit der Hauptstadt Pegu begründet, das zeitweilig auch Arakan und Oberburma mit seiner Hauptstadt Ava am Irawaddy, unweit vom heutigen Mandalay, beherrschte. Im 17. Jahrhundert ging mit dem Niedergang dieses Reiches die Vorherrschaft wieder auf Oberburma über, wo eine neue Dynastie von Ava erstand. Um 1740 setzte eine Gegenbewegung der Talaings ein, denen es schließlich sogar gelang, Ava zu erobern. Aber ihre neue Vormachtstellung war nur von kürzester Dauer. Der in ihren Diensten stehende kleine burmesische Unterführer Alaungpaya („Alompra“) wurde nicht nur zum Befreier seiner Landsleute von der Talaing-Herrschaft, sondern zum Begründer einer neuen Dynastie und eines neuen burmesischen Großreiches. 1753 nahm er Ava, 1757 Pegu.¹⁾ Nach der Eroberung ganz Niederburmas wandte er sich gegen das mächtige Siam und nahm ihm Tavoy, Mergui und Tenasserim weg. 1760 starb er, erst fünfzigjährig, auf der Rückkehr von einer Belagerung der siamesischen Hauptstadt Ayuthia.

Seine Nachfolger setzten seine kriegerische Politik erfolgreich fort.

¹⁾ Nicht uninteressant ist es, wenn es auch geschichtlich ohne Folgen blieb, daß Duplex ihm zwei französische Schiffe zu Hilfe schickte, während die Talaings von den Engländern unterstützt wurden.

1765 wurde Manipur bekriegt. 1767 gelang der große Schlag der Eroberung und Zerstörung Ayuthias. Die Stadt, die seit 1350 Siams Hauptstadt gewesen war, gewann ihre alte Bedeutung nie mehr zurück und wurde in der Folgezeit von Bangkok als Hauptstadt abgelöst. Bald danach wurde eine aus Yünnan eingedrungene chinesische Invasionsarmee von 50 000 Mann fast restlos vernichtet.

Reaktionen der Unterworfenen blieben freilich nicht aus. 1771 erhob sich Siam; und während ein fast gleichzeitig ausgebrochener Aufstand der Talaings 1774/75 blutig unterdrückt wurde, gelang es nicht, die Siamesen wieder unter das burmesische Joch zu beugen. Nach langem Kampf wurde mit Siam, wo 1782 die noch heute regierende Rama-Dynastie zur Macht gelangt war, 1793 ein Friede geschlossen, der Burma nur Tenasserim, Mergui und Tavoy als dauernden Gewinn einbrachte.

Inzwischen war die burmesische Expansion in anderer Richtung weitergegangen. Nach der Eroberung Arakans im Jahre 1783 suchten Zehntausende von Emigranten und Partisanen im benachbarten britischen Bengalen Zuflucht, was zu dauernden Grenzzwischenfällen führte. 1813 eroberten die Burmesen den während des japanischen Feldzuges von 1943 so häufig genannten Manipur-Staat, 1821/22 Assam. Anfang 1824 marschierte eine burmesische Armee in Bengalen ein mit dem gemessenen Befehl, die Briten zu verjagen und den Generalgouverneur in den zu diesem Zweck mitgegebenen goldenen Ketten gefangen einzubringen. Der Befehl war nur zu bezeichnend für die Vorstellungen der Burmesen von der Außenwelt, die noch unklarer waren als die der Europäer von dem damals fast völlig unbekannten Lande. Dem von zahlreichen siegreichen Kriegen geschwellten burmesischen Selbstgefühl war Ava das Zentrum des Universums, die burmesische Kultur der der umwohnenden Barbaren turmhoch überlegen — noch König Mindon (1853—1879) erschrak beim Anblick einer Weltkarte, die Burma im richtigen Größenverhältnis zeigte, so sehr, daß seine Höflinge schwören mußten, die Karte sei falsch.

Auf den Rat eines Offiziers, der zweimal ohne Erfolg zur Anbahnung diplomatischer Beziehungen nach Burma entsandt gewesen war, beschloß Lord Amherst, den Hauptstoß nicht über die unwegsame Wildnis der Grenzgebirge Bengalens, sondern von der See her auf das Irawaddy-Delta zu führen. Das Landungskorps nahm im Mai 1824 ohne Schwierigkeiten Rangun; aber die Burmesen hatten die gesamte Talaing-Bevölkerung — auf deren Unterstützung die

Engländer gerechnet hatten — deportiert und das Land von Vorräten und Transportmitteln entblößt. Die ohne genügende Vorsorge ausgerüstete britische Armee erlitt ungeheure Verluste durch Seuchen, und der Krieg mit dem keineswegs zu verachtenden Gegner zog sich bis zum Februar 1826 hin; als die Briten vier Tagemärsche vor Ava standen, unterzeichnete die burmesische Regierung den Vertrag von Yandabo. Sie behielt das Irawaddy-Delta mit Rangun, mußte aber nicht nur die nördlich und südlich davon gelegenen Küstenlandschaften Arakan und Tenasserim abtreten, sondern auch den Nordostzipfel Indiens: das von den Moguls nur für wenige Jahre eroberte Assam und die Fürstenstaaten Manipur, Kachar und Jaintia. Der außerdem übernommenen Verpflichtung, einen Gesandten in Calcutta zu unterhalten, entzog sie sich jedoch beharrlich, und der britische Resident in Burma mußte 1840 zurückgezogen werden. Zwölf Jahre später, 1852, führte ein Zwischenfall in Rangun durch die Voreiligkeit eines mit burmesischen Sitten nicht vertrauten englischen Kriegsschiffkommandanten zum Zweiten burmesischen Krieg. Unter Beherzigung aller schmerzlichen Lehren des ersten geführt, endete er noch im gleichen Jahre mit der Annexion Unterburmas durch englische Proklamation ohne Vertragsabschluß, den die Burmesen verweigerten.

Unter der Regierung des menschlichen und einsichtigeren Königs Mindon entwickelten sich zwischen dem nun von der See abgeschnittenen Restreich und dem britischen Unterburma friedliche Beziehungen, insbesondere auch ein blühender Handel auf der großen Wasserstraße des Irawaddy. Bei einer Fortsetzung des gleichen Kurses wäre eine Aufrechterhaltung der Unabhängigkeit Burmas vielleicht nicht undenkbar gewesen. Jedoch Mindons junger und unfähiger Nachfolger Thibaw — er hatte seine Regierung nach alter, aber lange nicht mehr geübter Sitte mit der Tötung seiner 80 Geschwister begonnen — versuchte, durch wirtschaftliche Abkommen mit Frankreich sich ein Gegengewicht gegen den englischen Einfluß zu verschaffen; und England war nicht gesonnen, ein Übergreifen des gerade eben in schneller Ausdehnung begriffenen französischen Kolonialreiches auf dieses an Naturschätzen und wirtschaftlichen Zukunftsmöglichkeiten überreiche Gebiet hinzunehmen. Ein Willkürakt der burmesischen Justiz gegen die größte englische Handelsfirma lieferte 1885 den Grund zum Einschreiten. Binnen weniger Tage wurde die von Mindon gegründete neue Hauptstadt Mandalay besetzt, Thibaw gefangengenommen — er endete seine Tage 1916 in Indien — und das Land annektiert, dessen endgültige Befriedung

freilich erst nach mehreren Jahren eines zähen und blutigen Guerillakrieges gelang.

Fast gleichzeitig mit der Ausdehnung der britischen Herrschaft über ganz Burma war in der Osthälfte der hinterindischen Halbinsel mit der Errichtung eines französischen Protektorats über Annam im Jahre 1884 der Aufbau eines großen französischen Kolonialreiches in Indochina zum Abschluß gekommen — fast genau ein Jahrhundert nachdem ein Vertrag mit dem Annamitenkaiser Gia-Long Frankreich im Jahre 1787 seine ersten Stützpunkte in Hinterindien verschafft hatte.

Ist der weitaus größte Teil Hinterindiens indische, so ist das längs seiner Ostküste sich hinziehende Annam chinesische Kulturprovinz, über die China sogar noch bis fast zur Gegenwart eine symbolische Oberhoheit ausübte. Von der tatsächlichen Herrschaft der Chinesen wurde das Land 1428 durch den General Le-Loi, den Begründer der nach ihm benannten Le-Dynastie, befreit. 1471 fiel den südwärts vordringenden Annamiten der Rest des einst so mächtigen Reiches von Champa (vgl. oben S. 152 f., 155 f.) zum Opfer. Annam reichte damit von Tongking im Norden bis Cochinchina im Süden, welches letzteres im Jahre 1568 ein tatsächlich selbständiges eigenes Fürstentum unter der Herrschaft der Nguyen-Dynastie wurde, während in Tongking die Familie der Trinh die Macht in Händen hatte: unter der bis zum Ende des 18. Jahrhunderts andauernden formellen Oberhoheit der Le war das Land in Wirklichkeit aufgeteilt in das Tongking-Reich der Trinh und das Cochinchina-Reich der Nguyen. Ein Abkömmling der letzteren war der bereits erwähnte Gia-Long, der sich nach langen Kämpfen 1801 zum Herrscher über ganz Annam aufschwang. Daß ihm dies gelang, verdankte er der Hilfe Frankreichs, dem er bereits in dem Verträge von 1787 Tourane und die Insel Pulo Condor abgetreten hatte und das ihm durch die Vermittlung des Bischofs Pigneau de Béhaine ein Hilfskorps zur Verfügung stellte.

Der so verheißungsvollen Begründung französischen Einflusses folgten jedoch lange keine entsprechenden Fortschritte; vielmehr gestaltete die christenfeindliche Haltung der Nachfolger Gia-Longs die Verhältnisse für Frankreich schwierig und unerfreulich. Unter der Regierung des Kaisers Tuc-Duc erreichten die Christenverfolgungen ein solches Ausmaß, daß man sich endlich zu energischem Einschreiten entschloß. 1858 erschien eine französisch-spanische Flotte in Tourane, und im folgenden Jahre wurde Saigon erstürmt, konnte jedoch erst 1861 von einer Belagerung der Annamiten entsetzt werden. Der Ausbruch eines Aufstandes in Tongking begünstigte

die Franzosen, und 1862 zwangen sie den Kaiser, ihnen die drei östlichen Provinzen Cochinchinas abzutreten. Gleichzeitig nutzten sie klug die Lage im benachbarten Kamboja, wo die Überreste des alten Khmer-Reiches (oben S. 151 f., 156) den fortwährenden Angriffen der Siamesen von Westen, der Laoten von Norden, der Annamiten von Osten allmählich zu erliegen drohten. Nur zu gern fanden die Kambojaner sich bereit, durch eine französische Schutzherrschaft die Rettung vor den allseitig andringenden Feinden zu erkaufen, und so wurde 1864 gegen den Widerstand Siams ein französisches Protektorat über Kamboja errichtet. Nur drei Jahre später wurden die restlichen Provinzen des westlichen Cochinchinas ebenfalls von Frankreich annektiert, und 1873 begann mit einer von François Garnier geleiteten Expedition die französische Intervention in Tongking. Den Abschluß eines Jahrzehnts schwerer und verlustreicher Kämpfe bildete der Vertrag von Hué im Jahre 1884, der, wie bereits erwähnt, ein französisches Protektorat über ganz Annam einschließlich Tongking begründete.

Mit diesem Schritt durfte das französisch-hinterindische Kolonialreich als endgültig konsolidiert gelten. Seine weitere Abrundung erfolgte auf Kosten Siams. Mit diesem kam es 1893 zu einem Grenzstreit in dem Gebiet östlich des Mekong-Flusses. Zwei französische Kanonenboote wurden nach Siam entsandt, drangen über die Barre des Menam stromauf nach Bangkok vor und zwangen nach einer zehntägigen Blockade der Hauptstadt die Siamesen zum Nachgeben: Siam mußte seinen ganzen Besitz östlich des Mekong, d. h. das Gebiet von Laos, an Frankreich abtreten; 1907 wurde es außerdem gezwungen, die früher von ihm annektierten Provinzen Kambojas diesem zurückzugeben. Die von Japan erzwungene Rückkehr dieser Gebiete zu Siam im zweiten Weltkriege wurde nach dessen Beendigung wieder rückgängig gemacht.

Trotz dieser Aderlässe, zu denen 1909 noch der bereits erwähnte Verzicht auf die Souveränität über die vier nördlichen Malaienstaaten zugunsten Englands kam, blieb ein siamesisches Reich von bedeutenden Ausmaßen bestehen, das zwischen dem englischen und dem französischen Hinterindien die Rolle eines Pufferstaates spielte — ein englisch-französisches Abkommen von 1896 hatte beiderseitige Interessensphären abgegrenzt und im übrigen Siam ausdrücklich für neutral erklärt — und eben dieser Rolle die Erhaltung seiner Unabhängigkeit bis zur Gegenwart verdankt. Freilich hatte es außerdem das Glück, in seinem König Chulalongkorn einen Herrscher von sehr bedeutenden Fähigkeiten auf seinem Thron zu sehen, der

während seiner langen Regierung (1868—1910) das Land mit besonnener und geschickter Hand auf den Weg der Reformen leitete und so zum eigentlichen Schöpfer des modernen Siam wurde; von seiner buddhistischen Frömmigkeit legt die auf seine Kosten in siamesischen Lettern gedruckte und als Geschenk verteilte vielbändige Prachtausgabe des buddhistischen Pali-Kanons Zeugnis ab, die auch viele europäische Bibliotheken ziert.

11. Indien von 1818 bis zum Großen Aufstand

In Indien folgten auf den letzten Marathenkrieg zwei Jahrzehnte eines nur durch unbedeutende Zwischenfälle gestörten Friedens. Gerade in diese Zeit jedoch fallen bedeutsame innere Entwicklungen der englischen Herrschaft, fällt der eigentliche Beginn jener großen geistigen Auseinandersetzung Indiens mit dem Abendland, die auch heute noch keineswegs zum Abschluß gekommen ist.

Seit der Ankunft der Portugiesen waren inzwischen über 300 Jahre vergangen; trotzdem war von einer *wirksamen* Berührung der beiden Kulturen bisher kaum zu sprechen gewesen. Die sehr aktive portugiesische Religionspolitik war auf verschwindende Teile des Riesensandes beschränkt geblieben; das gleiche galt von der Tätigkeit der Handelskompanien, die zudem ausschließlich wirtschaftliche Interessen hatten. Die englische Herrschaft über Bengalen — die geistig regste Provinz Indiens — schuf erstmalig eine Berührungsfläche von genügender Breite für eine intensive Einwirkung des abendländischen Geistes. Für diese Einwirkung war Indien keineswegs unempfänglich. Abgesehen von dem selbstverständlichen Bestreben der indischen Intelligenz, sich durch Aneignung der Kultur, vor allem der Sprache, der neuen Fremdherrn materielle Vorteile zu sichern, kam ihr der Umstand entgegen, daß — nach der Zeit der „Großen Anarchie“ — Hinduismus wie Islam sich im Zustande des Verfalls und der Stagnation befanden und neuer Ideen und Anregungen zu Reformen dringend bedurften. Freilich war ein retardierendes Moment neben dem schon erwähnten Nützlichkeitsstandpunkt der Kompanie der von Anfang an zum Gesetz der englischen Herrschaft gemachte Grundsatz strikter Nichteinmischung in religiöse — d. h. in Indien überhaupt kulturelle — Dinge: bei der beherrschenden Rolle der Religion in Indien in der Tat ein unerläßliches Gebot staatsmännischer Klugheit. So antworteten denn z. B. 1793 die Kompaniedirektoren auf die im Unterhauserhobene Forderung, Missionare und Lehrer nach

Indien zuzusenden, „die Hindus hätten ein so gutes System von Glauben und Moral wie die meisten Menschen, und es wäre Verrücktheit, ihre Bekehrung zu versuchen oder ihnen irgend mehr oder eine andere Art von Bildung zu geben als die, die sie schon besäßen.“ Die Baptistenmissionare, die sich 1793 in Bengalen einschmuggelten, mußten sich schließlich in dem dänischen Serampur bei Calcutta niederlassen, wo sie Schulen gründeten und eine Druckerei einrichteten.¹⁾ Erst anläßlich der Erneuerung der Kompanie-Charta im Jahre 1813 setzte die Heimat die Zulassung der Missionare in Bengalen durch, während gleichzeitig in den Etat der Kompanie ein Betrag von 100 000 Rs. zur Förderung der einheimischen Wissenschaft und Bildung eingestellt wurde. An solcher Förderung hatte es auch vorher keineswegs ganz gefehlt, wie wir schon am Beispiel Warren Hastings' gesehen haben. Aus späterer Zeit wäre z. B. die Gründung des noch heute blühenden Sanskrit College in Benares im Jahre 1792 zu nennen. Im zweiten und dritten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts gewannen jedoch die Probleme des Bildungswesens eine neue Gestalt. Die indische Nachfrage nach englischer Bildung wurde immer dringender; der Missionar Alexander Duff, einer der Pioniere des englischen Bildungswesens, berichtet, daß man sogar auf der Straße seine Sänfte anhielt, um ihn mit Bitten um Einführung englischen Unterrichts zu bestürmen. Auf englischer Seite kam dem das Bedürfnis nach zahlreichen des Englischen kundigen Subalternbeamten entgegen. So kam es in dem zur Verteilung des erwähnten Etatpostens eingesetzten „Committee of Public Instruction“ zu dem berühmten Streit zwischen „Orientalisten“ und „Anglizisten“. Zu den ersteren zählten verschiedene der großen Pioniere der jungen indologischen Wissenschaft, die forderten, man solle „die Eingeborenen ihren jetzigen Unterrichtsgang beibehalten lassen und anstreben, die europäischen Wissenschaften darauf aufzupropfen“. Die Anglizisten dagegen wollten alle verfügbaren Mittel zur Verbreitung englischer Bildung eingesetzt wissen. Ihr wirksamster Sprecher wurde der 1833 nach Indien gekommene berühmte Historiker Lord Macaulay. Seine klassische Denkschrift, in der er die unermessliche Überlegenheit moderner westlicher Wissenschaft hervorhob und (ohne eigene Kenntnis orientalischer Sprachen) indische Kultur und Literatur lächerlich machte, gab im Jahre 1835 den

¹⁾ Es ist bezeichnend für die Erstarrung und Abkapselung des geistigen Lebens im damaligen Indien, daß die Einführung des Druckes für die indischen Sprachen ausschließlich europäischer Initiative, zumeist erst gegen Ende des 18. Jahrhunderts, zu danken war.

Ausschlag für die folgenschwere Entscheidung, englische Sprache und Bildung zur alleinigen Grundlage des höheren Erziehungswesens zu machen und alle Kräfte auf dieses zu konzentrieren in der Hoffnung, daß die englische Bildung allmählich von selbst zu den breiteren Volksschichten „herabsickern“ werde — eine Hoffnung, die schon deshalb trügen mußte, weil das Kastensystem ohnehin die Bildung weitgehend zum Privileg bestimmter Schichten machte. Trotz aller Abstriche, die die Praxis machte, trotz neuer Pläne für ein umfassendes Bildungswesen, die 1854 ausgearbeitet wurden, hat der Beschluß von 1835 bis zur Gegenwart schwer zu überschätzende Wirkungen ausgeübt. Zwar ist, wie wir noch sehen werden, die Heranbildung einer geistig anglierten Oberschicht in überraschendem Maße gelungen und hat weittragende politische Folgen gehabt. Aber der typisch rationalistische Glaube, man könne eine bodenständige, organisch gewachsene Kultur kurzerhand durch eine fremde, ihr kraft höheren Wissens überlegene ersetzen, hat sich in anderem schwer gerächt, und die Vernachlässigung der Volksbildung ist bis in neueste Zeit einer der schlimmsten Krebschäden Indiens geblieben.¹⁾

Zwölf Jahre vor Macaulay hatte ein Inder eine dessen Denkschrift in Argumenten und Forderungen ganz ähnliche Petition an den Generalgouverneur gerichtet: der edle und unvergessene Ram Mohan Roy war der erste große Vertreter jener vorläufig noch sehr dünnen Oberschicht, bei der als erste Reaktion auf die geistige Berührung mit Europa aufrichtige Bewunderung der europäischen Kultur zu dem Wunsche nach Bekämpfung von Mißständen der eigenen führte. Nachdem Roy schon 1820 in englischer Sprache ein Buch über „Die Lehren Jesu, des Führers zu Frieden und Glück“ geschrieben hatte, gründete er 1828 in Calcutta die Reformbewegung des Brahmo Samaj, die einen abstrakten synkretistischen Deismus mit starkem christlichem Einschlag verkündete — ein erster Versuch der Verschmelzung indischer und abendländischer Religion, der stets nur einen sehr engen Kreis an sich zog, aber immerhin noch in neuester Zeit einen Rabindranath Tagore zu seinen Anhängern zählte.

Der Erziehungs-Beschluß von 1835 bezeichnete das Ende der Amtszeit des Generalgouverneurs Lord Bentinck (1828—1835),

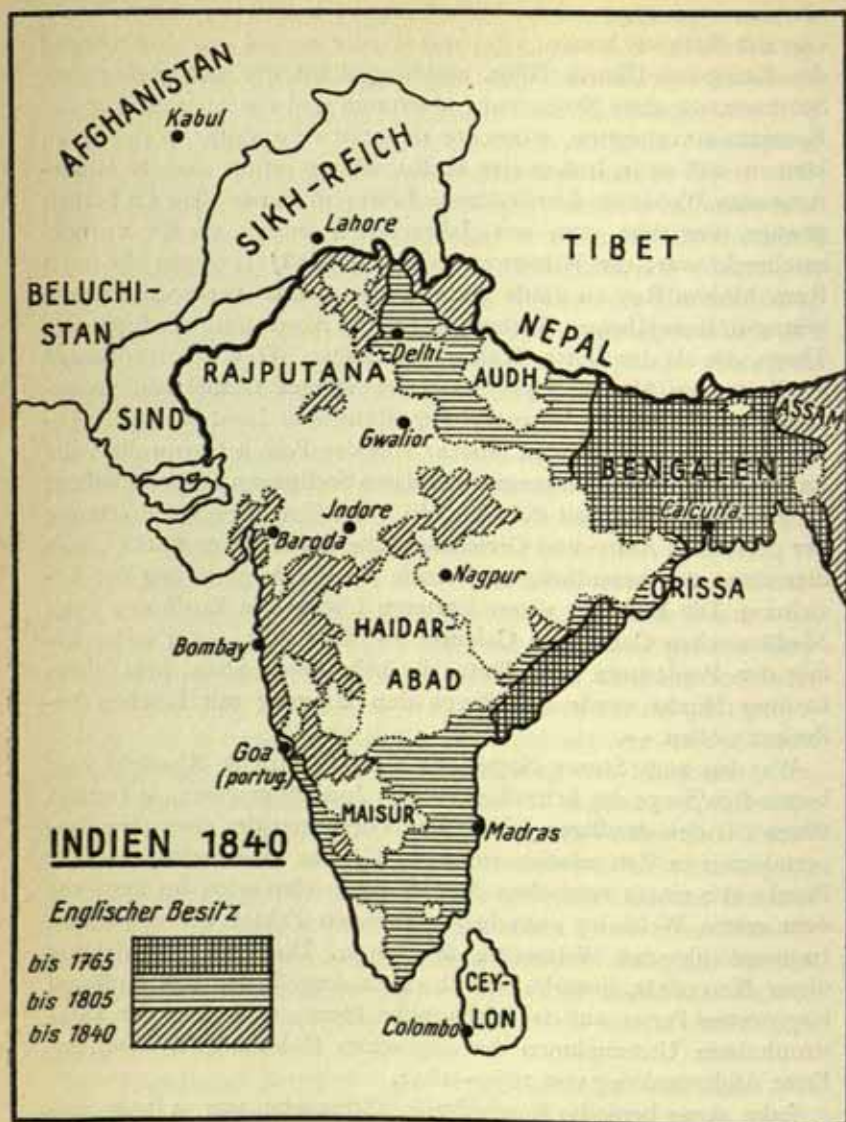
¹⁾ „Seit der kalte Hauch von Macaulays Rhetorik über das Feld indischer Sprachen und Schulbücher hinzog, ist der Elementarunterricht des Volkes in seinen eigenen Mundarten eingeschrumpft und verkümmert“, urteilte um die Jahrhundertwende der Vizekönig Lord Curzon.

dessen Name mit einer Reihe anderer Reformen und dem Einschreiten auch gegen solche Mißbräuche verknüpft ist, die die Sanktion der Religion hatten. 1833 war wieder einmal eine Erneuerung der Kompanie-Charta fällig, und angesichts der sich mehrenden Stimmen, die diese Erneuerung ablehnten und die Abschaffung der Kompanie verlangten, wünschte diese Beweise dafür vorlegen zu können, daß sie in Indien eine Kulturmission erfülle und die Regierung zum Wohle der Landeskinder führe. So wurde 1829 ein Schritt gewagt, vor dem man seit Jahrzehnten immer wieder zurückgeschreckt war: die Witwenverbrennung (*Sati*)¹⁾, gegen die auch Ram Mohan Roy zu Felde gezogen war, wurde verboten. Ebenso gelang in mehrjährigen Anstrengungen die Ausrottung der Sekte der Thags, die als der Göttin Kali wohlgefälliges Werk den Raubmord an Reisenden übte und jahrhundertlang eine Geißel Indiens gewesen war. Eine der wesentlichsten Reformen Lord Bentincks bestand in der weitgehenden Abkehr von der Politik Cornwallis', die Landeskinder von allen verantwortlichen Stellungen auszuschließen; im Zusammenhang mit der ebenfalls unter ihm erfolgten Ersetzung der persischen Amts- und Gerichtssprache durch die englische ergab dies einen der wesentlichsten Gründe für die Anglisierung der Erziehung. Die Krönung dieser letzteren bildete die Eröffnung eines Medizinischen Colleges in Calcutta im März 1835 — ein voller Erfolg den Pessimisten zum Trotz, die behauptet hatten, kein hochkastiger Hindu werde sich durch den Umgang mit Leichen beflecken wollen. —

War bis zum Sturze Napoleons die französische Rivalität eine beständige Sorge der britischen Herren Indiens gewesen, so begann ihnen seit den dreißiger Jahren das Vorrücken des russischen Imperialismus in Zentralasien steigende Unruhe zu erregen, und die Furcht vor einem russischen Angriff auf Indien wird bis kurz vor dem ersten Weltkrieg zum beherrschenden Faktor der englischen Indienpolitik und Weltpolitik überhaupt. Die erste Auswirkung dieser Nervosität, ausgelöst durch einen Angriff der von Rußland inspirierten Perser auf das afghanische Herat, war eines der katastrophalsten Unternehmen der englischen Kolonialgeschichte, der Erste Afghanenkrieg von 1839—1842.

Jedes aktive britische Eingreifen in Afghanistan war so lange ver-

¹⁾ *Sati* („*Suttee*“), wörtlich „die Edle, Treue“, bezeichnet eigentlich die Witwe, die die eheliche Treue durch den freiwilligen Tod auf dem Scheiterhaufen des Gatten krönt. Der Brauch war alt und verbreitet, aber weder allgemein üblich noch religiös direkt geboten.



früht und darum verfehlt, als es über ein noch unabhängiges Panjab und Sind hinweg erfolgen mußte. In der Tat scheiterte der Versuch, den Emir von Afghanistan, Dōst Mohammed, den Zielen der britischen Politik zu gewinnen, nur daran, daß dieser Peshawar forderte; auf dessen Besitz legte aber Ranjit Singh größten Wert, und mit dem Preis seiner Feindschaft schien die Freundschaft Dost Mohammeds zu teuer bezahlt. Der Generalgouverneur Lord Auckland entwickelte daher den politisch wie militärisch gleich törichten Plan, einen in Britisch-Indien lebenden Vorgänger Dost Mohammeds, Shah Shujā, mit britischer Hilfe wieder auf den Thron zu setzen, von dem er 1809 vertrieben worden war und den er eben erst im Jahre 1834 vergeblich wiederzugewinnen versucht hatte. So wurde 1839 ein Dreiervertrag zwischen Auckland, Ranjit Singh und Shah Shuja geschlossen. Bei dem Handel darum, wer die militärische Hauptlast des Unternehmens tragen sollte, wurde Auckland von dem schlaun Sikh völlig überspielt, ja er mußte diesem zuliebe sogar die britische Armee nicht durch das Panjab, sondern auf einem ungeheuren Umwege durch Sind und den Bolanpaß marschieren lassen. Den Emiren von Sind wurde in dünnen Worten eröffnet, daß der 1832 mit ihnen geschlossene Vertrag, der sie ausdrücklich gegen einen britischen Durchmarsch sicherte, in der jetzigen neuen Lage nicht beachtet werden könne, und es wurde ihnen eine Subsidiärallianz aufgezungen.

Der Feldzug hatte trotz seiner strategisch sehr anfechtbaren Planung militärisch zunächst Erfolg: 1839 wurden Kandahar und Kabul genommen, 1840 Dost Mohammed als Gefangener nach Indien gesandt. Politisch erwies sich das Unternehmen von Anfang an als völliger Fehlschlag. Shah Shuja war in Afghanistan nie populär gewesen; als Werkzeug einer fremden Besatzungsmacht blieb er restlos auf deren Bajonette angewiesen, so daß eine kostspielige und ständig schwieriger werdende Besetzung des Landes aufrechterhalten werden mußte. 1841 erhoben sich die Afghanen gegen die ungläubigen Fremdherren, und durch die absolute Unfähigkeit der britischen Führung in Kabul kam es zu einer Katastrophe. Nach erniedrigenden Verhandlungen und der Ermordung des politischen Leiters der Expedition begannen 16 500 Männer, Frauen und Kinder, darunter 4500 Soldaten, am 6. Januar 1842 den ausbedungenen „freien Abzug“; am 13. sah die englische Garnison von Jalālabād auf zusammenbrechendem Pferde einen schwer verwundeten Reiter auf der Straße von Kabul herankommen: es war der Arzt Dr. Brydon, der einzige Überrest der Garnison von Kabul.

Die englische Vergeltung blieb nicht aus: unter Aucklands Nachfolger Lord Ellenborough wurden noch im gleichen Jahre Jalalabad entsetzt, Ghazni zerstört, Kabul geplündert und sein großer Basar in die Luft gesprengt, 120 überlebende englische Gefangene befreit. Aber die darauf folgende englische Räumung Afghanistans und Dost Mohammeds Rückkehr auf seinen Thron unterstrichen die Vollständigkeit des englischen Fehlschlags, dessen Rückwirkungen auf das englische Ansehen in Indien nicht ausgemalt zu werden brauchen.

Es war der Fluch der bösen Tat des Afghanenkrieges, daß sie fortzeugend Böses in Sind gebären mußte. Man war dort schon zu weit gegangen, um noch zurückzukönnen. Die fortschreitende Vergewaltigung der Emire krönte ein kurzer Feldzug im Frühjahr 1843, in dem die mit größter Todesverachtung kämpfenden Belutschen in zwei blutigen Schlachten ehrenvoll unterlagen. Die Annexion des Landes zog den Schlußstrich unter ein Kapitel englischer Politik, in dessen moralischer Verurteilung die englischen Historiker einig sind.

Inzwischen war ohne britisches Zutun auch im Panjab die Lage kritisch geworden. Der Tod Ranjit Singhs kurz nach dem Abschluß des Dreiervertrages (1839) führte den Staat, dessen Schaffung und Erhaltung so ausschließlich das Werk dieser einen Führerpersönlichkeit gewesen war, in kürzester Frist an den Rand des Abgrunds. Das Sikh-Reich beruhte auf der Herrschaft einer kleinen, in einem religiösen Orden, dem Khalsa, militärisch straff organisierten Minderheit über die übrigen fünf Sechstel einer rücksichtslos ausgebeuteten Bevölkerung. Die Armee — von Ranjit Singh mit Hilfe italienischer und französischer Generäle zu einer schlagkräftigen, nach englischem Muster uniformierten Streitmacht von 90 000 Mann mit rund 500 Geschützen ausgebaut — war hier nicht nur die tragende Säule, sondern geradezu die Verkörperung des Staates; und auf sie ging in den blutigen Nachfolgestreitigkeiten und Intrigen, die auf Ranjits Tod folgten, die tatsächliche Macht über. Der festen Hand Ranjit Singhs entglitten, beunruhigt durch das Schicksal Sinds und britische Sicherungsmaßnahmen an der Grenze, ermutigt durch die englische Schlappe in Afghanistan und verlockt durch Erinnerungen an einen Nadir Shah und Ahmed Shah Durrani, überschritt sie am 11. Dezember 1843 den Satlej.

Der Ausgang des damit vom Zaun gebrochenen Krieges konnte nicht zweifelhaft sein; aber England hatte noch keinen härteren und zäheren Gegner in Indien zu bestehen gehabt. Vier schwere Schlachten wurden diesseits des Satlej gewonnen; die von Sobraon am 10. Februar entschied den Krieg, am 20. Februar waren die Briten

in der Sikh-Hauptstadt Lahore. Man wünschte eine Annexion zu vermeiden; aber der Versuch, einen erheblich verkleinerten und militärisch geschwächten Sikh-Staat unter britischer Aufsicht zu erhalten, führte schon nach zwei Jahren zu einem Aufstand und neuen Kriege, der noch einmal ein Aufgebot der ganzen militärischen Stärke der Engländer erforderte. Am 30. März 1849 wurde das Panjab annektiert. Kashmir und Jammu hatte bereits 1846 ein rajputischer Vasall Ranjit Singhs erhalten, dessen Nachkommen den so geschaffenen, in jüngster Zeit so hart umstrittenen Staat noch heute regieren.

Die Möglichkeiten einer Ausdehnung der englischen Herrschaft nach außen waren damit vorerst erschöpft; an ihre Stelle trat jetzt vorübergehend eine innere Expansion auf Kosten der Fürstenstaaten. Das Nebeneinander der Souveränität über große direkt verwaltete Gebiete und der Suzeränität über eine Vielzahl weitgehend selbständiger Vasallenstaaten hatte das englische Indienreich mit allen Großreichen der indischen Geschichte gemein. Die Ansichten über Vor- und Nachteile dieses Zustandes, über das Maß der den Staaten zu belassenden Selbständigkeit, den vertretbaren Grad englischer Einmischung in ihre Angelegenheiten haben im einzelnen gewechselt; im ganzen blieb herrschend die Anschauung, der der verdiente Indienbeamte und Historiker Sir John Malcolm 1825 klassischen Ausdruck verlieh: „Ich bin entschieden der Ansicht, daß die Ruhe, um nicht zu sagen die Sicherheit unserer ausgedehnten östlichen Besitzungen mit abhängt von der Erhaltung eingeborener Fürstentümer, die für ihren Schutz auf uns angewiesen sind. Diese sind so offensichtlich uns auf Gnade und Ungnade ausgeliefert, so vollständig in unserer Gewalt, daß, abgesehen von anderen und größeren Vorteilen, die wir aus dem Bündnis mit ihnen ziehen, allein schon ihr gleichzeitiges Bestehen neben unserer Herrschaft eine Quelle politischer Stärke ist, deren Wert man erst erkennen wird, wenn man sie verloren hat.“ Die einzige wirklich bedeutende Abweichung von der damit gekennzeichneten Generallinie fällt in die Amtszeit des tatkräftigen und reformfreudigen Generalgouverneurs Lord Dalhousie (1848—1856). Er wurde das willige Werkzeug einer Politik, deren Grundsatz es war, keine ungesuchte Gelegenheit zur Einverleibung von Fürstenstaaten ungenutzt zu lassen. Eine solche Gelegenheit bot vor allem das Ableben eines Fürsten ohne Leibeserben. Die dem Hindu zur Sicherung der Totenopfer religiös gebotene Adoption sollte in solchen Fällen wohl für den Privatbesitz des Verstorbenen, nicht aber für die Thronnachfolge anerkannt und der Staat als „heimgefallenes“ Lehen eingezogen werden. So wurden wegen Heim-

falls (*lapse*) annektiert das Reich der Bhonsles von Nagpur (die heutigen Zentralprovinzen) und die Staaten Satara, Jhansi, Sambal und Jaitpur. Gegen den Rat der Fachleute in Indien wurde ferner 1856 von der Heimatregierung die Annexion von Audh angeordnet, um einer Mißwirtschaft ein Ende zu setzen, die seit den ersten Tagen der englischen Herrschaft nie aufgehört hatte, schweren Anstoß zu erregen.

Es ist verständlich, daß Indien dem schnellen und anscheinend unaufhaltsamen Prozeß der Vernichtung und Aufsaugung seiner alten Herrscherhäuser und Fürstenstaaten mit wachsender Unruhe zusah, zumal mit den Heimfall-Annexionen die wenn auch nur teilweise Mißachtung des religiös begründeten Adoptionsrechtes, mit der Annexion Audhs aber verfehlte administrative Maßnahmen verbunden waren, die die führenden Grundbesitzerschichten dieses Landes zu erbitterten Feinden der Briten machten. Aber das Schicksal der Fürstenstaaten war keineswegs das einzige, was Indien beunruhigte. In dem Maße, wie das Dampfschiff die Entfernung von Europa nach Indien verringerte, wurde der kulturelle Einfluß Europas fühlbarer; das westliche Erziehungssystem machte Fortschritte, abendländische Technik hielt ihren Einzug¹⁾. Dazu war der Regierungskurs unverkennbar reformfreudiger und missionseifriger geworden, so daß die Befürchtung entstand, man wolle ganz Indien zum Christentum bekehren — worunter der Hindu nicht den Glauben an bestimmte Dogmen verstand, sondern Dinge wie Rindfleisch- und Alkoholgenuß und andere durch die Kastengesetze verbotene Lebensgewohnheiten. Unter einer die englischen Beobachter täuschenden ruhigen Oberfläche brodelte es in Wahrheit immer gefährlicher, bis sich endlich die Spannung entlud in dem großen Aufstand von 1857, der noch einmal die englische Herrschaft in ihren Grundfesten erschütterte.

Träger und Werkzeug dieser krampfartigen Reaktion Indiens auf eine vorerst wesentlich in religiös-kultureller Hinsicht als solche empfundene Fremdherrschaft wurde jedoch nicht die amorphe Masse des indischen Volkes — von einer Volksbewegung war nur in wenigen Gebieten, vor allem in Audh, zu sprechen —, wurden auch, trotz der Heimfall-Annexionen, nicht die Fürsten, die vielmehr England wertvollste Hilfe leisteten, sondern vielmehr die ein-

¹⁾ 1857 wurden die drei ersten Universitäten Calcutta, Bombay und Madras gegründet; die erste kurze Eisenbahnstrecke wurde im April 1853 eröffnet; der Telegraf verband 1854 Calcutta und Agra, und 1856 wurde die Linie bis Peshawar durchgeführt.

zige vorhandene schlagkräftige und bewaffnete Organisation: die indische Söldnerarmee, und auch von ihr wiederum nur der allerdings weitaus stärkste und wichtigste Teil, die Armee der Präsidentschaft Bengalen, in der Brahmanen aus Audh eine führende Rolle spielten. So ist denn der Aufstand in die englische Geschichte eingegangen als die Mutiny, die „Meuterei“ — eine Bezeichnung, die ihm, wie wir sahen, allenfalls formal, aber nicht sachlich gerecht wird.

Höchst bezeichnend war der bekannte Anlaß, der als Funke ins Pulverfaß die Explosion auslöste: bei der neu eingeführten Enfield-Muskete mußte die eingefettete Patrone beim Laden abgeissen werden; das teilweise verwendete Rinder- und Schweinefett würde hierbei Hindus die Kaste gekostet, das Schweinefett auch Mohammedaner rituell verunreinigt haben. Schleunige Abstellung des Anstoßes, Beruhigungs- und Aufklärungsaktionen fruchteten nichts. Nach mehreren kleineren Meutereien erfolgte am 10. Mai 1857 in Mirath („Meerut“) der entscheidende Ausbruch: die dort stehenden indischen Regimenter erschlugen alle Engländer, deren sie habhaft werden konnten, bemächtigten sich des unfernen Delhi und riefen den greisen Mogul „kaiser“ zum Herrscher ganz Indiens aus.

Infolge der Abziehung englischer Truppen für den Krimkrieg und nach China standen in Indien 200 000 indischen nur 38 000 englische Soldaten gegenüber, die zudem so unzweckmäßig verteilt waren, daß wichtigste strategische Punkte wie Allahabad, oder Delhi mit seinem riesigen Arsenal, ohne jeden englischen Schutz waren. So konnte es, als nun eine Hiobspost nach der andern eintraf, zeitweise scheinen, daß ganz Nordindien verloren sei. In Kānpur (Cawnpore) warf sich der Adoptivsohn des letzten Peshwa, Nana Sahib, dem man die seinem Vater bewilligte Pension nach dessen Tode gestrichen hatte, zum Peshwa auf. Der schwachen englischen Garnison gewährte er nach 20 Tagen einer im heißesten indischen Sommer auf freiem Felde durchgestandenen Belagerung freien Abzug nach Allahabad, ließ sie aber bei der Einschiffung am Ganges verräterisch niedermachen und über hundert zunächst verschonte Frauen und Kinder drei Wochen später in Stücke hacken — zwei Tage vor dem Eintreffen der englischen Entsatzkolonne. Grausig war die Rache der Zuspätgekommenen, die auch schon auf ihrem Marsche fürchterlich gegen Schuldige und Unschuldige gewütet hatten. Gleich berühmt wie die Tragödie von Kanpur ist die heldenhafte Verteidigung des Residentschaftsgebäudes in Lakhnau (Lucknow), wo Frauen und Kinder monatelang in Kellern ausharrten. Die Belagerten wurden, nachdem im September eine Entsatztruppe

sich zu ihnen durchgekämpft hatte, erst im November endgültig befreit, die danach geräumte Stadt aber erst im März 1858 wiedergewonnen. Militärisch entscheidend war jedoch die Rückeroberung Delhis, das wie ein Magnet immer neue Rebellentruppen an sich zog. Nachdem eine schnell zusammengeraffte, zur Erstürmung zu schwache Truppe seit dem 8. Juni auf dem Hügelzug nördlich der Stadt fast ununterbrochenen Angriffen getrotzt hatte, wurde mit den allmählich herangebrachten Verstärkungen im September in mehrtägigen härtesten Kämpfen die alte Kaiserstadt genommen, auf die die Augen ganz Indiens mit Spannung gerichtet waren. Von jetzt an war die endgültige Niederwerfung des Aufstandes nur eine Frage der Zeit. Am längsten dauerte sie in Zentralindien und Bundëlkhand, wo eine Bombayer Truppe von nur 4500 Mann (darunter vier indische Regimenter) Außerordentliches leistete. Hier fiel im Kampfe die zwanzigjährige Witwe des letzten Rajas von Jhansi, dessen Land Dalhousie annektiert hatte; der englische Anführer hat sie „die beste und tapferste der Rebellenführer“ genannt. Ihr Mitkämpfer Tantia Topi, der vielleicht fähigste Kopf des Aufstandes, endete im April 1859 am Galgen.

Besonders günstige Umstände hatten der Erhebung große Anfangserfolge ermöglicht; aber nicht nur war sie aussichtslos, sobald die Kraftreserven des englischen Mutterlandes zum Tragen kamen; für die Erkämpfung eines unabhängigen Indien fehlten ihr alle Voraussetzungen. Sie brachte keinen wirklich großen Führer hervor; von einheitlicher Planung und klarer Zielsetzung war keine Rede, und in den meisten der von den Aufständischen kontrollierten Gebiete herrschten Chaos und Bruderzwist.

Was die „Mutiny“ zum wichtigen Markstein der indischen Geschichte macht, sind nicht zuletzt ihre staatsrechtlichen Folgen. Jetzt endlich wurde die Ostindienkompanie — bereits durch die Charta-Erneuerung von 1833 zur Einstellung ihrer gesamten Handelstätigkeit gezwungen und seither nur mehr Treuhänder des Staates zur Verwaltung Indiens — abgeschafft; durch Proklamation vom 1. 11. 1858 übernahm die englische Krone die Regierung Indiens. An die Stelle des „Board of Control“ trat — als Mitglied des Kabinetts — ein „Staatssekretär für Indien“; aus dem Generalgouverneur wurde ein Vizekönig; der letzte Nachkomme Akbars aber wurde als Rebell abgeurteilt und starb 1862 im Exil in Burma.

Den Fürsten sicherte die Proklamation von 1858 Wahrung aller ihrer Rechte zu; tatsächlich wurde ihnen bald darauf das Adoptionsrecht schriftlich garantiert, es wurden keine Staaten mehr eingezogen,

ja der 1831 wegen Mißwirtschaft in britische Verwaltung genommene große Maisur-Staat 1881 der Wodeyar-Dynastie zurückgegeben, 1911 der Staat Benares wiederhergestellt.

Die letzte Folgerung aus der Umwälzung von 1858 wurde zwanzig Jahre später gezogen: ein Gesetz von 1876 legte dem Träger der englischen Königskrone den Titel eines Kaisers von Indien (*Kaisar-i-Hind*) bei; und man mag in dem zur Stärkung des englischen Pretsiges, zur Festigung namentlich des Bandes zwischen England und den indischen Fürsten getanen Schritt den tieferen Sinn sehen, daß der Besitz Indiens es war, der das englische Reich zum Imperium, zum Empire, machte.

12. Indien unter der Herrschaft der englischen Krone

Die neun Jahrzehnte von 1858 bis 1947 liegen heute als abgeschlossene geschichtliche Periode vor uns, an deren Anfang die formelle Übernahme, an deren Ende die Aufgabe der Herrschaft über Indien durch den englischen Staat steht. Die geschichtliche Betrachtung dieses Zeitraumes sieht sich zwei Entwicklungslinien gegenüber, die zweckmäßig nicht zu einer chronologischen Darstellung verwoben, sondern von verschiedenen Standpunkten aus nacheinander geschildert werden: den *englischen* Bemühungen um Ausbau und Sicherung des indischen Besitzes, seine Entwicklung und Nutzbarmachung; dem *indischen* Streben nach Abschüttelung der englischen Herrschaft, dem Aufstieg jener nationalen Bewegung, die am 15. August 1947 ihr Ziel erreicht hat.

„Indien war der bestimmende Faktor in jeder bedeutenden englischen Unternehmung östlich und südlich des Mittelmeeres . . . Einmal in Indien festgesetzt, ließen wir unsere Orientpolitik, obwohl deren Mittelpunkt scheinbar Konstantinopel war, in Wirklichkeit durch die Erwägungen der Sicherung unserer Besitzungen in Indien leiten. Nur Indiens wegen hat Lord Beaconsfield die Aktien der Suez-Kanal-Gesellschaft gekauft, und nur Indiens wegen sind wir jetzt in Ägypten. Die historischen Gegensätze und Kämpfe mit Rußland während beinahe eines Jahrhunderts entsprangen der angenommenen Notwendigkeit, es von den Grenzen Indiens fernzuhalten. Nur Indiens wegen besetzten wir das Kap der Guten Hoffnung und begannen jene Laufbahn südafrikanischer Ausdehnung, die letzthin (im Burenkrieg) in eine so wichtige Phase getreten ist.“

Diese Worte, von einem der bedeutendsten Vizekönige Indiens, Lord Curzon, 1909 gesprochen, umschreiben in knappster Form die beherrschende Rolle Indiens in der englischen Weltpolitik. Die Notwendigkeit, alle denkbaren See- und später auch Luftwege von England nach Indien zu beherrschen, sie durch ein immer dichter werdendes System von Stützpunkten, Kolonien, Mandaten und Einflusssphären zu sichern, hat das ganze Mittelmeer, den Vorderen Orient, Arabien, West-, Süd- und Ostafrika in den Bannkreis der englischen Indienpolitik gezogen; die stete Rücksicht auf den so wertvollen und so fernen indischen Besitz, der Wunsch, zu seiner Verteidigung in Europa den Rücken frei zu halten, frei von der Drohung einer den Kontinent beherrschenden Vormacht, stand darüber hinaus im Hintergrund fast aller Entscheidungen der großen englischen Politik. Eine Darstellung der englischen Weltpolitik aus dieser indischen Sicht, so fesselnde Zusammenhänge und Ausblicke sie eröffnen mag¹⁾, würde jedoch den Rahmen einer Geschichte Indiens sprengen, die sich vielmehr mit der Aufzeichnung der Indien selbst berührenden Geschehnisse begnügen muß.

Die Sicherung Indiens durch die Eroberung des strategisch unentbehrlichen Ceylon und die Erwerbung Singapores, das Ausgreifen nach Hinterindien durch die Eroberung Burmas sind bereits zur Sprache gekommen. Im Norden bildet der Himalaya einen praktisch unübersteiglichen Schutzwall. Trotzdem finden wir auch dort den Grundsatz durchgeführt, Indien nach außen hin zu isolieren und insbesondere das direkte Angrenzen an andere Großmächte zu vermeiden durch ein strategisches Vorfeld — der eben zitierte Lord Curzon hat es mit dem Glacis einer Festung verglichen — von Pufferstaaten oder Einflusssphären. Solche Pufferstaaten waren Nepal (vgl. oben S. 252) und weiter östlich das unerschlossene Bhutan, das nach einem kurzen Feldzug im Jahre 1865 einen Gebietsstreifen abtreten mußte und 1910 seine Außenpolitik britischer Beratung unterstellte. Zwischen beiden bildet der zu Indien gehörende Sikkim-Staat einen schmalen Zugang zu Tibet. Um 1900 griff der englisch-russische Gegensatz auch auf dieses Land über. Den Empfang tibetischer Missionen am Zarenhof, eines russischen Agenten bei dem Oberhaupt des tibetischen Kirchenstaates, dem Dalai-Lama — der andererseits Briefe des Vizekönigs ungeöffnet zurücksandte — beantwortete die indische Regierung mit dem berühmten bewaffneten

¹⁾ Vgl. dafür H. Onckens ausgezeichnetes Buch „Die Sicherheit Indiens. Ein Jahrhundert englischer Weltpolitik“. Berlin 1937.

Vorstoß nach Lhasa, der verbotenen Stadt (1903/04). Die Auswirkungen dieses Vorgehens wurden jedoch dadurch weitgehend aufgehoben, daß die 1907 zustandekommende Einigung mit Rußland beiderseitige Nichteinmischung in Tibet festlegte. Erst ab 1918, nach Rußlands Zusammenbruch, kam es zu freundlichen Beziehungen zwischen Tibet und Britisch-Indien.

Der kritische Teil der indischen Verteidigungsfront blieb auch für England die alte Schicksalsgrenze im Nordwesten, deren Vorfeld jetzt Hauptschauplatz der großen Auseinandersetzung mit Rußland wurde. Dieses eroberte 1863 Taschkent, 1867 Samarkand, 1873 Khiwa und 1876 Khokand. Da gleichzeitig eine allzu strikt beobachtete englische Nichteinmischungspolitik den afghanischen Emir Shēr Ali, den Nachfolger Dost Mohammeds, entfremdet hatte, sah sich England 1876 zu einer durchgreifenden Vorsichtsmaßregel veranlaßt. Durch friedliches Abkommen mit dem Khan von Khelat wurde das jenseits des Bolanpasses gelegene Quetta besetzt und damit ein russischer Anmarsch über Herat-Kandahar frontal gesperrt, ein solcher über Kabul und den Khaiberpaß in der Flanke bedroht. Eine strategische Bahn durch den Bolanpaß schloß später die neue Eckbastion Indiens an das indische Bahnnetz an, und die ebenfalls friedlich durchgeführte Einverleibung des restlichen Beluchistan, die die britische Herrschaft nun auch im Westen weit über die natürlichen Grenzen Indiens hinausschob, sperrte auch die südlichen Anmarschwege durch Ostpersien und Seistan.

Inzwischen hatte die betonte Hinneigung Sher Alis zu Rußland, seine brutale Zurückweisung einer englischen Gesandtschaft 1878 zum Zweiten Afghanenkrieg geführt. Wieder wurden Kandahar und Kabul erobert; Sher Ali floh zu den Russen, die sich indes hüteten, durch seine militärische Unterstützung einen Krieg mit England vom Zaune zu brechen. Ein mit seinem Sohne Yakūb Khan geschlossener Friede unterstellte Afghanistans Außenpolitik englischer Kontrolle und sah die Unterhaltung eines britischen Gesandten in Kabul vor. Dieser Gesandte wurde wenige Wochen nach seiner Ankunft, am 3. September 1879, mit seinem gesamten Gefolge ermordet, und wie im Ersten Afghanenkrieg folgte ein englischer Straf-Feldzug. Das schwierige Problem, was mit Afghanistan geschehen solle — man ging bereits daran, es in einen britischen Kandahar- und einen afghanischen Kabul-Staat aufzuteilen —, wurde schließlich durch das Auftauchen eines Neffen Sher Alis, Abdurrahmān, aus russischem Exil gelöst. Von Afghanen und Engländern anerkannt, schuf er das, was England brauchte: einen starken, aber

die Führung seiner Außenpolitik England überlassenden und auf direkte Beziehungen zu Rußland verzichtenden Pufferstaat.

Das Ringen der nächsten anderthalb Jahrzehnte ging um die Festlegung der afghanischen Nordgrenze, d. h. um die Frage, welche Linie als britische Interessengrenze dem russischen Vordringen endgültig Halt gebieten sollte. Die russische Wegnahme der Ortschaft Pänjdeh führte 1885 in London bereits zur Bewilligung von Kriegskrediten — aber die schwierige internationale Lage stimmte England nachgiebig, so daß 1886 die Grenze bis zum Oxus von einer englisch-russischen Kommission festgesetzt werden konnte. Weiter östlich rundete England seinen indischen Besitz durch die Eroberung der kleinen Himalaya-Fürstentümer Hunza und Nagar (1891/92) sowie Chitral (1895) ab, während die Russen ab 1892 das Pamir-Gebiet besetzten. 1895 wurde jedoch auch hier die afghanische Nordgrenze gemeinsam festgelegt, dabei aber jedes Angrenzen Indiens an Rußland vermieden durch die Zwischenschaltung eines afghanischen Korridors am oberen Oxus, der als sonderbares nordöstliches Anhängsel jedem Betrachter der Karte Afghanistans auffallen muß.

In den nächsten Jahren richtete sich der russische Druck vornehmlich auf Persien: Rußland suchte einen Ausgang zur See im Persischen Golf, den England seit der Vertreibung der Portugiesen aus Ormuz (oben S. 229) fast wie ein englisches Binnenmeer, jedenfalls als unabdingbaren Bestandteil des indischen Vorfeldes betrachtete. Das schon erwähnte englisch-russische Abkommen von 1907 regelte die Frage im englischen Sinne durch die Begrenzung der russischen Interessen auf eine nordpersische Zone, während Südostpersien, mit der Küste bis zu dem wichtigsten Golfhafen Bender Abbas, als englische Interessensphäre anerkannt wurde. Eine noch wirksamere Entlastung als dieses Abkommen brachte den englischen Indien-Sorgen der russische Zusammenbruch am Ende des ersten Weltkrieges.

Im Frühjahr 1919 wurde der Emir Habibulläh von Afghanistan ermordet, und sein Sohn und Nachfolger Amānulläh versuchte, die damalige kritische Lage im Panjab (vgl. unten S. 290 f.) zu einem Einfall nach Indien auszunutzen. Dieser dritte Afghanenkrieg dauerte nur zehn Tage, löste aber einen gefährlichen Aufstand der Grenzstämme aus, von denen sogleich noch zu sprechen sein wird. In einer Lage, in der ein russischer Einfall in Indien nicht mehr ernstlich zur Diskussion stand, erlangte Afghanistan trotz dem kläglich gescheiterten Feldzug 1921 seine volle staatliche Selbständigkeit; der nunmehrige König nahm diplomatische Beziehungen mit Europa auf

und schloß sogar 1921 und 1926 Nichtangriffs- und Freundschaftspakte mit Rußland ab.

Mag man rückblickend Wahrscheinlichkeit und Erfolgsaussichten eines russischen Angriffs auf Indien skeptisch beurteilen — um so realer waren und sind für Indien die lokalen Probleme der „Frontier“, die als kaum minder schwierig neben den bisher behandelten großräumigen, internationalen liegen.

Das trockene, öde Gebirgsland westlich der Indusebene und nördlich Beluchistans wird von Afghanenstämmen bewohnt — im englischen Sprachgebrauch gewöhnlich als Pathans, d. h. Sprecher der Pashtu-Sprache, bezeichnet —, die seit Jahrhunderten keine staatliche Autorität über sich anerkannt haben. Hervorragende kriegerische Tüchtigkeit mit islamischem Fanatismus vereinigend und beständig in Blutrache- und sonstige Fehden verwickelt, sind sie seit alters gewohnt, den unzureichenden Ertrag ihrer kargen Scholle durch Raubzüge in das reichere Flachland am Indus zu ergänzen und waren ein dauernder Pfahl im Fleische schon des Mogulreiches. Von den Sikhs übernahm England hier ein sehr schwieriges Erbe, und die Frage, wo die endgültige Grenze Indiens gezogen werden solle, ist niemals befriedigend gelöst worden. Der zuweilen empfohlene Rückzug bis zum Indus war weder strategisch noch politisch möglich. Ebenso wenig empfahlen die Erfahrungen der Afghanenkriege die von radikalen „Vorwärts-Politikern“ geforderte „Wissenschaftliche Grenze“ in der Linie Kandahar-Ghazni-Kabul. Zwischen diesen Extremen liegt die sogenannte Durand-Linie, d. h. die in den Atlanten als solche angegebene indisch-afghanische Grenze, die 1895 von dem britischen Major Durand mit dem Emir von Afghanistan ausgehandelt wurde und weder strategisch noch — da sie z. B. einen Stamm mitten durchschneidet — ethnographisch befriedigend ist. Ihre Errichtung war der erste Versuch der Festsetzung einer afghanisch-britischen Grenze überhaupt; aber von tatsächlicher Ausdehnung britischer Herrschaft bis zu ihr konnte keine Rede sein. Man unterschied vielmehr neben ihr die „Verwaltungsgrenze“, die die „geordneten Distrikte“ von dem zwischen beiden Grenzen liegenden Niemandsland des „Stämme-Gebiets“ trennt.

Die ersten Jahrzehnte britischer Herrschaft nach 1849 hatten im Zeichen der „Politik der geschlossenen Grenze“ gestanden; aber je fester man die Grenze schloß, desto stärker wuchs der, wie gezeigt, wirtschaftlich begründete Druck der Stämme auf sie an und machte sich in Übergriffen und Raubzügen Luft, die immer wieder zu Strafexpeditionen zwangen; von den 110 Kriegen und militärischen Un-

ternehmungen, die nach amtlicher englischer Angabe zwischen 1849 und 1899 an oder jenseits von Indiens Grenzen stattgefunden haben, dürfte die größere Hälfte auf das Stämmegebiet der „Frontier“ entfallen. Letztlich eine Folge der Demarkierung der Durand-Linie war ein großer Afridi-Aufstand, der den Khaiber-Paß blockierte, der „Tirah-Feldzug“ von 1897; und dieser wiederum wurde der Anlaß zu einer Neuregelung, die mit dem Namen des wiederholt genannten Lord Curzon verbunden ist. Er trennte das Gebiet der „Frontier“ als eigene „Nordwest-Grenz-Provinz“ vom Panjab ab, um dadurch eine gründlichere Betreuung der schwierigen Probleme zu ermöglichen; damit verbunden war eine Rückwärtsverlegung der regulären Truppen und die Aufstellung von Stammesmilizen. Die nächste schwere Krise brachte der bereits erwähnte umfassende Aufstand von 1919 — wie alle militärischen Unternehmen an der Grenze nicht zuletzt eine unerträgliche Belastung der indischen Finanzen. Ihm folgte eine neue gemäßigte Vorwärtspolitik, die durch Errichtung von Stützpunkten, Straßen- und Bahnbauten eine allmähliche Durchsetzung der englischen Herrschaft bis zur Durand-Linie anstrebte, ohne sie an mehr als den wichtigsten strategischen Punkten zu erreichen. 1930 brachen schwere Unruhen in Verbindung mit dem Gandhi-Feldzug dieses Jahres aus; 1933—1935 entwickelte sich aus einer Stammesfehde im Norden der Mohmand- und Bajaur-Krieg; 1936/37 sah der Aufstand in Waziristan, dem besonders schwierigen südlichsten Teil der Frontier, 50 000 Mann gegen den berühmten Fakir von Ipi in Waffen, und die Kämpfe in diesem Gebiet wurden bis in den zweiten Weltkrieg hinein kaum unterbrochen.

Das Beispiel der Belutschen-Stämme, deren Befriedung gleich nach ihrer Einverleibung geglückt ist, zeigt, daß auch eine Befriedung der Pathans anfänglich vielleicht denkbar gewesen wäre. Allerdings bot dem berühmten Major Sandeman die oligarchische Stammesverfassung der Belutschen Ansatzpunkte, die bei den Pathans fehlten. Vor allem aber war, als man diese später „sandemanisieren“ wollte, durch eine ihrer Eigenart nicht angepaßte Verwaltung und Rechtsprechung bereits ein nicht wieder gutzumachender Schaden angerichtet, und die inzwischen durch Waffenschmuggel im Persischen Golf erfolgte moderne Bewaffnung der Stämme (man schätzt sie auf mindestens eine Viertel Million Scharfschützen) stellte ein weiteres Hindernis dar. So übernahm das neue Dominion Pakistan an der „Frontier“ ein Problem, das von der Lösung immer noch weit entfernt war. Die Hineinziehung der „Stämme“ in die Kämpfe in Kashmir — wo sie bei ihrem Einfall im Oktober 1947, eine ihnen

so seit Jahrhunderten nicht mehr gebotene Gelegenheit ausnutzend, entsetzlich gehaust haben — hat dieses Problem nur noch bedrohlicher gemacht.

Dem hier entworfenen Bild der britischen Geschichtsperiode würden wichtigste Züge fehlen, wenn es nichts darüber sagte, daß Indien unter der britischen Herrschaft, vornehmlich in ihrer zweiten Hälfte, auf wirtschaftlichem Gebiet größere und tiefergehende Umwälzungen erlebt hat als während seiner ganzen früheren Geschichte — Umwälzungen, die das Zeitalter der Technik und des modernen Welthandels auf jeden Fall ausgelöst haben würde, die aber durch die Tatsache des Kolonialverhältnisses zu dem ersten Industrieland Europas naturgemäß intensiviert und in ganz bestimmte Bahnen gelenkt wurden.

Mochten in früheren Jahrhunderten in den einzelnen Landesteilen und Staaten Zeiten der Blüte und des Wohlstandes abwechseln mit solchen des Elends und der Verwüstung in Zeiten des Verfalls, in Kriegen, Invasionen und Rebellionen — die Struktur der Wirtschaft war unverändert geblieben: ein Nebeneinander unzähliger kleinbäuerlicher autarker Dorfwirtschaften (auch das heutige Indien ist noch äußerst städtearm), mit nur bescheidenen Ansätzen großräumiger Organisation; relativ ungeheuer gewinnbringender, aber dem Volumen nach geringfügiger Außenhandel mit Luxusartikeln, vor allem den Erzeugnissen der unerreichten indischen Webekunst, nicht mit Massengütern, für deren Umschlag alle verkehrsmäßigen Voraussetzungen fehlten. Die britische Herrschaft brachte im Gefolge der politischen, verwaltungsmäßigen und wirtschaftlichen Zusammenfassung des ganzen Subkontinents — ihrer für Indien wertvollsten Leistung überhaupt — zunächst eine Verkehrserschließung, die der vergleichbarer asiatischer Länder weit vauseilte. Freilich war sie mit mehreren Mängeln behaftet. Einmal begnügte sie sich wesentlich mit einem großzügig ausgebauten Eisenbahnnetz, während die Entwicklung der Straßen stark zurückblieb — eine Vernachlässigung, die sich später als schweres Hindernis der Motorisierung auswirkte. Sodann war auch das Bahnnetz zu einseitig ausgerichtet auf den Zubringerdienst zu den vier Knotenpunkten des englischen Handels (die bezeichnenderweise alle vier englische Gründungen sind), den Häfen Calcutta, Bombay, Madras und Karachi. Und endlich blieben von der Trägerin des sprunghaft sich entwickelnden Außenhandels¹⁾, der Schifffahrt, die Inder selbst prak-

¹⁾ Ein- und Ausfuhr betrugen in Mill. Rs.: 1835: 49 und 76, 1897: 693 und 938, 1933: 1158 und 2124.

tisch ausgeschlossen; sogar die Küstenschifffahrt blieb so gut wie ganz in englischen Händen.

Ebenfalls nur durch eine leistungsfähige großräumige Verwaltungsorganisation ermöglicht war die nächst der Verkehrserschließung größte Leistung der englischen Herrschaft, die man in dem Ausbau der seit alters geübten künstlichen Bewässerung erblicken darf. Künstliche Bewässerung ist für die Landwirtschaft in großen Gebieten, vor allem im Nordwesten, Existenzbedingung, in andern notwendige Sicherung gegen Dürrejahre. Das hier Geleistete mögen nur drei Zahlen beleuchten: der Indus-Staudamm von Sukkur, die größte Bewässerungsanlage der Welt, bewässert allein zwei Millionen Hektar Wüste und Steppe; im Stromgebiet des Indus sind 44 000 Quadratkilometer — ein Viertel mehr als die Anbaufläche Ägyptens! — durch künstliche Bewässerung der Landwirtschaft neu erschlossen worden; das Netz der Kanäle und Verteiler umfaßte 1937 in ganz Indien 120 000 Kilometer. Daß trotzdem die Lage der Landwirtschaft sehr unbefriedigend blieb, insbesondere die Verschuldung des indischen Kleinbauern (Großgrundbesitz im europäischen Sinne ist praktisch nicht vorhanden) einen gefährlichen Grad erreichte, hat mancherlei Ursachen, von denen hier nur einige erwähnt werden können.

Der revolutionären Eingriffe der englischen Verwaltung in die Agrarverfassung Bengalens ist schon oben (S. 246) gedacht worden. In andern Landesteilen war die Entwicklung verschieden, günstiger besonders im Süden. Allgemein aber wurde durch die moderne zentralisierte Regierungsbürokratie das uralte bewährte System dörflicher Autonomie und Selbstverwaltung weitgehend zerstört. Noch mehr als hierdurch wurde das wirtschaftliche Leben auch des Dorfes aus dem Gleichgewicht geworfen infolge der Verdrängung der Erzeugnisse indischen Gewerbefleißes durch europäische Maschinenwaren.

Die Industrialisierung Englands, die „industrial revolution“ — finanziert nicht zuletzt mit den gerade zu ihrer Zeit in Indien gemachten Vermögen — rief als weitaus wichtigste aller englischen Industrien die Baumwollindustrie von Lancashire ins Leben, für die die mehr als dreihundert Millionen Inder trotz ihrer relativ geringen Kaufkraft einen unvergleichlichen Absatzmarkt darstellten. Es würde schon durchgreifender Zollschutzmaßnahmen und des beschleunigten Aufbaues einer entsprechenden Industrie in Indien selbst bedurft haben, um das Land vor einer Überflutung mit billigen Baumwoll-Maschinenwaren zu schützen; daß auf beides nicht zu

hoffen war, liegt auf der Hand. Tatsächlich kam ungefähr um dieselbe Zeit, wo die Ostindienkompanie — einst der eifrige Förderer der indischen Handweberei — ihre Handelstätigkeit einstellen mußte, die indische Baumwollspinnerei und -weberei zum Erliegen — so gründlich, daß Gandhi bei der Einleitung seiner Handspinn-Bewegung monatelang suchen lassen mußte, bis auf dem Dachboden eines Bauernhauses in Gujarat ein vergessenes Spinnrad gefunden wurde. Wie dieses mit weitem Abstand wichtigste, so verlor Indien auch noch andere Gewerbe, ohne daß ihm eine entsprechende Maschinenindustrie rechtzeitig Ersatz geboten hätte; die einstigen Gewerbetreibenden halfen als besitzlose Landarbeiter den „Druck auf den Boden“ zu verstärken, der in dem teilweise übervölkerten Lande mit dem schnellen Anwachsen der Bevölkerung bedenklich zunahm. Man hat geradezu von einer „Re-Agrarisierung“ Indiens gesprochen. Als dann von der Jahrhundertmitte ab eine indische Baumwollindustrie allmählich dennoch entstand, hatte sie noch bis nach dem ersten Weltkriege gegen den erbitterten Widerstand von Lancashire zu kämpfen, der sich u. a. in der strikten Versagung jeden Zollschatzes auswirkte.

Die Entwicklung anderer Industrien — denen gegenüber bis heute die Textilindustrie das absolute Übergewicht behalten hat — vollzog sich ebenfalls nur gegen Widerstände und hielt mit den indischen Wünschen bei weitem nicht Schritt; dazu nahmen die bekannten sozialen Mißstände der frühkapitalistischen Epoche in Indien besonders krasse Formen an. Trotz den durch die gebieterischen Erfordernisse beider Weltkriege vermittelten außerordentlich starken Impulsen entspricht auch der heutige Stand der Industrialisierung Indiens noch längst nicht den Bedürfnissen des Inlandverbrauches und ebensowenig dem auf Grund der wirtschaftlichen Gegebenheiten, insbesondere der verfügbaren Rohstoffbasen und Arbeitskräfte, vertretbaren Ausmaß; aber ein sehr beachtlicher Anfang ist doch gemacht — besitzt doch z. B. Indien in den Tata-Werken in Bihar eines der größten und modernsten Eisen- und Stahlwerke der Welt —, und Indien steht mitten in einer Entwicklung, die unaufhaltsam weitergehen und von unabsehbaren sozialen Folgen begleitet sein wird. Denn nichts könnte das ungewöhnlich feste und beharrungskräftige Gefüge der hinduistischen Gesellschaftsordnung wirksamer erschüttern und z. B. auf den starren Ritualismus des Kastensystems stärker auflösend wirken als die mit der Industrialisierung verbundene Entwurzelung großer Bevölkerungsteile und die allmähliche Bildung eines städtischen Industrie-Proletariats.

Durch die Entwicklung der indischen Industrie — für deren weitere Beschleunigung das freie Indien und Pakistan alle Kräfte einsetzen — war schon vor dem förmlichen Ende der englischen Herrschaft die einst so überragende Bedeutung Indiens als Absatzmarkt für die Fertigwaren des Mutterlandes, in erster Linie die Textilien von Lancashire, weitgehend geschwunden. Die zweite Seite der gewöhnlichen wirtschaftlichen Doppelrolle eines Koloniallandes, die Lieferung von Nahrungsmitteln und Rohstoffen, war demgegenüber bei Indien von jeher stark zurückgetreten. Die erzeugten Nahrungsmittel brauchte das Land zum allergrößten Teil selbst; insbesondere beruhte die Reisausfuhr „Indiens“ tatsächlich nur auf dem Überschuß Burmas, der sogar noch ein indisches Defizit decken mußte. Für die indische Baumwollerzeugung — die drittgrößte der Welt — trat, entgegen einer weitverbreiteten Meinung, England nur in ganz geringem Maße als Abnehmer auf, da es der minderwertigen indischen Rohbaumwolle (die besonders nach Ostasien exportiert wurde) amerikanische und ägyptische vorzog. Dagegen bewirkte die Tatsache, daß Indien für die Jute, den wichtigen Rohstoff für Sack- und Zelttuch, ein Weltmonopol hat, den frühzeitigen Aufbau einer englischen Jute-Industrie sowohl in Schottland wie am Ufer des Hugli bei Calcutta. Ebenso wie die Jute auf kleine Landesteile beschränkt blieben die andern Schöpfungen englischen Kapitals: die später dem deutschen synthetischen Indigo erlegene Indigoerzeugung in Bengalen und Bihar und die Teeplantagen Assams und der Himalaya-Vorberge um Darjiling. In neuerer Zeit wäre neben der bedeutenden Ausfuhr von Manganerzen (für die der 1932 eröffnete Hafen Vizagapatam ausgebaut wurde) der Erdnuß-Export aus Südindien zu erwähnen, an dem auch deutsche Schiffe lebhaft beteiligt waren.

13. Der Weg zur Unabhängigkeit

Wenn man die indische Unabhängigkeitsbewegung als eine *nationale* bezeichnet, so ist damit bereits ausgesprochen, daß ihre ideellen Grundlagen mindestens teilweise europäischer Herkunft sind; denn Nation und Nationalismus im modernen Sinne sind Begriffe abendländischer Prägung. In der Tat ist die nationale Bewegung in Indien zwar auch (und wird in steigendem Maße) ein Streben nach politischer und wirtschaftlicher Unabhängigkeit; sie ist aber gleichzeitig und primär, und ihre Entwicklung ist nur verständlich als, ein Teil der geistigen Auseinandersetzung Indiens mit dem Abendland, deren erste Phase wir mit Ram Mohan Roy beginnen sahen.

Ein halbes Jahrhundert nach 1835 waren die Früchte der damals inaugurierten Erziehungspolitik herangereift in einer vorläufig noch „mikroskopischen Minderheit“ eines gehobenen Mittelstandes städtischer Intellektueller, die sich 1885 unter maßgeblicher Teilnahme sympathisierender Engländer, ja nicht ohne englische Initiative, Organisation und Sprachrohr schufen in dem alljährlich nach Weihnachten zusammentretenden „Indischen Nationalen Kongreß“. Weit entfernt von einer Bekämpfung der (als solche kaum deutlich empfundenen) Fremdherrschaft, erstrebten sie vielmehr nur „die Festigung der Verbindung zwischen England und Indien durch Herbeiführung der Änderung derjenigen Bedingungen, die für Indien ungerecht oder schädlich sind“. Praktisch gemeint war damit im wesentlichen das Verlangen nach einer angemessenen Beteiligung ihrer eigenen Klasse an Verwaltung und Regierung ihres Landes, die ihnen durch die Proklamation von 1858 versprochen, bisher aber vorenthalten worden war. In Männern wie dem Parsen Dadabhai Naoröji (1825—1917) — langjährigem Mitglied des englischen Unterhauses —, dem „ungekrönten König Bengalens“, Sir Surendranath Banerjea (1848—1925), in dem Engländer einen der glänzendsten Redner ihrer Sprache erkannt haben, dem Marathen G. K. Gokhale (1866—1915), dem Freund und Vorbild Gandhis und hochverdienten Erziehungs- und Sozialreformer, waren in der Tat die Zukunftsträume der Reformer von 1835 glänzende Wirklichkeit geworden. Eingeschworen auf „verfassungsmäßige Methoden“, voll selbstgefälligen Stolzes auf ihre vollendete Beherrschung der Formen und Spielregeln der englischen Politik, appellierten sie in Resolutionen und Petitionen gegen die Autokratie der Kolonialregierung an die wahren Demokraten Englands, an die „friends among the garrison“ in London; und als ersten bescheidenen Erfolg konnten sie 1892 ein Gesetz verbuchen, das gewissen Gruppen und Körperschaften erlaubte, einige wenige Mitglieder der bei Zentral- und Provinzregierungen bestehenden kleinen „Gesetzgebenden Räte“ zur Ernennung vorzuschlagen und damit erstmalig eine Art bedingten Wahlrechts auszuüben.

Die positive Einstellung der Kongreßgründer zu England und dem Geist des Westens ist in der bald schon radikal sich wandelnden Nationalbewegung dennoch bis zur Gegenwart wirksame und wichtige Komponente geblieben; es genügt, dafür das Selbstzeugnis des ersten Regierungschefs des freien Indiens, Jawaharlal Nehru, zu zitieren: „Persönlich verdanke ich England zu viel in meiner geistigen Ausbildung, um mich ihm jemals ganz fremd zu fühlen. Und ich mag

tun, was ich will, so kann ich doch von den Denkgewohnheiten und den Maßstäben der Beurteilung anderer Länder sowohl als des Lebens im allgemeinen nicht loskommen, die ich in der Schule und auf der Universität in England erworben habe. Alle meine Neigungen (abseits der politischen Ebene) sprechen für England und das englische Volk, und wenn ich geworden bin, was man einen kompromißlosen Widersacher der englischen Herrschaft in Indien nennt, so geschah dies fast gegen meinen Willen.“

Aber schon vor der Kongreßgründung war die Auseinandersetzung Indiens mit der abendländischen Kultur in eine zweite Phase eingetreten, die den unvermeidlichen Rückschlag auf die freudige Aufnahmebereitschaft der ersten darstellte. Der in den Körper Indiens eingeführte kulturelle Fremdstoff löst eine Abwehrreaktion aus, die in gröbster Form ja schon im Großen Aufstand mit zutage tritt, nach dessen Niederschlagung aber sich in höheren geistig-religiösen Bereichen fortsetzt. Die Bewunderung Europas schlägt in Abneigung um, Minderwertigkeitsgefühle werden abreagiert in einer herausfordernden Glorifizierung der eigenen Kultur, für die die europäische Indologie durch die Herausstellung von Indiens Leistungen in der Vergangenheit, und die von Amerika nach Adyar bei Madras übersiedelte theosophische Bewegung mit ihrer Bewunderung selbst der Auswüchse des Hinduismus, wertvollste Waffen liefern. Macaulay hatte 1835 prophezeit, wenn man seine Vorschläge ausführe, werde es binnen dreißig Jahren unter der Oberschicht Bengalens keinen Götzendiener mehr geben; statt dessen saß diese Oberschicht, saßen gerade auch die Westlich-Gebildeten, seit den siebziger Jahren zu den Füßen des einfachen bengalischen Dorfheiligen Ramakrishna (1836—1886), von dem eine religiöse Erneuerungsbewegung ausging. Von seinem westlich gebildeten Schüler Vivekānanda (1862 bis 1902) weitergeführt, wirkt sie in der 1897 gegründeten Ramakrishna-Mission bis heute kräftig fort. Sie zeigte dem Hindu die Möglichkeit, moderne westliche Bildung mit hinduistischer Frömmigkeit, mit betont hinduistischer Einstellung zu vereinen, und es war eine ebenso bezeichnende wie geradezu revolutionäre Tat, als Vivekananda selbst 1893 auf dem „Parlament der Religionen“ in Chicago als Prophet des Hinduismus auftrat.

Ein zweiter Exponent dieser Renaissance des Hinduismus, des „Hindu Revivalism“, war der Brahmane Dayānand Sarasvati, der 1875 die Reformkirche des Arya Samāj gründete. Reform ist aber jetzt nicht mehr Anlehnung an Europa, sondern Rückkehr zur unverfälschten Religion der arischen Urzeit, zum Veda („repristina-

tion“). Ungleich Ram Mohan Roy predigt und schreibt Dayanand in Hindi und greift in scharfer Form Islam und Christentum an. Aber indem er in den Veda, die Literatur eines polytheistischen Bauernvolkes grauer Vorzeit, einen idolfreien Monotheismus und die ganze modern-westliche Zivilisation (samt Elektrizität und Dampfmaschine) hineindeutet, bekundet auch er so deutlich wie möglich seine geistige Bezogenheit auf das Abendland.

Der Arya Samaj, 1931 in Nordwestindien eine Million Anhänger zählend, hat nicht nur auf den Gebieten der Sozialreform und Erziehung Großes geleistet, sondern auch an der nationalen Bewegung rühmlichen Anteil gehabt. Es war unvermeidlich, daß jetzt auch in dieser neben die pro-europäische Komponente in zunehmendem Maße die anti-europäische trat. Die „Neue Partei“ der „Extremisten“, die im Kongreß gegenüber den alten „Gemäßigten“ schnell an Einfluß gewann, fand einen überragenden Führer in dem Marathen Bäl Gangādhār Tilak (1856—1920), dem wohl größten Vorgänger Gandhis. Graduierte der Universität Bombay, also im Vollbesitz westlicher Bildung, wird er gleichwohl zum Gründer einer „Anti-Kuhtötungs-Liga“ und schlägt sich beim Streit um ein Gesetz zur Bekämpfung der Kinderehe auf die Seite der Orthodoxie gegen die Fremdregierung, der er das Recht zur Reformierung des Hinduismus grundsätzlich abspricht. Er ruft einen Kult des Nationalhelden Shivaji ins Leben und stellt die Bewegung unter den Schutz des populären elefantenköpfigen Gottes Ganēsha, des zu Beginn einer Unternehmung angerufenen Überwinders der Hindernisse. Und anderseits werden auf seinen Demonstrationszügen Bilder Mazzinis und Garibaldis mitgeführt, deren Werke damals in indische Sprachen übersetzt wurden. Die Schärfe seiner antienglischen Agitation, der u. a. der erste politische Mord (1897) zur Last gelegt wurde, brachte Tilak als ersten der nationalen Führer auf lange Jahre in britische Gefängnisse.

Der ohnehin natürliche Aufschwung der Bewegung wurde um die Jahrhundertwende durch Entwicklungen inner- und außerhalb Indiens bedeutsam beschleunigt. Zwei schwere Hungersnöte (1896/97, 1900) und eine Pestepidemie (1896) rückten die wirtschaftliche Problematik der Fremdherrschaft energisch ins Blickfeld; die italienische Niederlage in Abessinien (1896) und weit mehr noch der für Indien schlechthin sensationelle Sieg Japans über Rußland, Englands gefürchtetsten Gegner (1904/05), zerstörten den Nimbus der Unbesiegbarkeit europäischer Mächte durch Asiaten. Unmittelbar nach dem Russisch-Japanischen Krieg kam es zur ersten großen Kraftprobe der

indischen Nationalbewegung im Kampf gegen die Teilung Bengals.

Die längst überfällige Aufteilung der damaligen Mammut-„Provinz“ von achtundsiebzig Millionen Einwohnern wurde nämlich 1905 so vorgenommen, daß das bengalische Sprachgebiet mitten durchgeschnitten und so die intellektuell und politisch in Indien führende „bengalische Nation auseinandergerissen“ wurde. Die schwelende Glut schlug jetzt zu hellen Flammen empor; im politischen Kampf wurde erstmalig auch die Waffe des Boykotts, vor allem englischer Textilien, eingesetzt. Daneben begann 1907 mit dem ersten Bombenattentat die bis in die dreißiger Jahre nicht abreißende Kette der Terrorakte einer vom Kongreß abgelehnten, im wesentlichen auf Bengalen beschränkten radikalen Untergrundbewegung.

Ebenfalls 1907 gelang es den Extremisten, die Kongreßtagung von Surat zu sprengen. Aber die Gemäßigten behielten trotzdem diesmal noch das Heft in der Hand; sie vermochten sich unter völligem Ausschluß der Extremisten als rein gemäßigte Vereinigung neu zu konstituieren. Sie zu gewinnen und ihnen den Rücken zu stärken war Absicht und Hoffnung der Schöpfer eines neuen Verfassungswerkes, der nach dem amtierenden Staatssekretär und Vizekönig so genannten „Morley-Minto-Reformen“ von 1909. Aber eine Ausweitung der Gesetzgebenden Räte von insgesamt 124 auf 331 Mitglieder — ohne merkliche Erweiterung ihrer Befugnisse —, die Berufung je eines Inders in die Miniaturkabinette des Vizekönigs und der Gouverneure von Bombay und Madras, zweier Inder in den Rat des Staatssekretärs in London stellten nicht einmal die bescheidensten Gemäßigten zufrieden. So mußte schließlich 1911 die bengalische Teilung „abgeändert“ werden, indem das eigentliche Bengalen wieder vereinigt, aber aus dem nicht-bengalischen Westen und Süden der alten Präsidentschaft eine Provinz „Bihar und Orissa“ gebildet wurde.

Die Teilung von 1905 hatte noch eine andere sehr ernste Seite gehabt. Nicht nur zufällig hatte sie eine neue Provinz „Ostbengalen und Assam“ geschaffen, die mit ihrer mohammedanischen Bevölkerungsmehrheit einen fast genauen Vorläufer des heutigen Ost-Pakistan darstellte. Die Teilung wurde daher nebenbei auch bekämpft als Ausfluß einer Regierungspolitik, die bei der Abwehr einer, wie wir sahen, stark hinduistisch ausgerichteten Nationalbewegung in der mohammedanischen Minderheit Indiens ihren natürlichen Verbündeten suchte. Ein solches Streben wurde begünstigt durch die schwierige Lage, in der sich diese Minderheit befand. Die Moslems hatten sich der ihnen angetragenen westlichen Bildung weit weniger

aufgeschlossen gezeigt als die Hindus. Der Mohammedaner, bisher durch seine angestammte persische Bildung qualifiziert zum Dienst an einem Staat, den er in noch deutlich erinnerten Zeiten beherrscht hatte, weigerte sich, umzulernen und die Bildung der ungläubigen Fremdherrscher anzunehmen; der Hindu, durch dogmatische Skrupel nicht gehemmt, lernte mit gleicher Geschmeidigkeit Englisch wie vorher Persisch. Die den Hindus in der Regel auch wirtschaftlich unterlegenen Mohammedaner waren auf diese Weise bedenklich ins Hintertreffen geraten, und ganz hatte das auch der große Reform- und Führer nicht wieder gut machen können, der ihnen erstand in Sir Sayyid („Syed“) Ahmad Khan (1817—1898). Seine Gründung eines Mohammedanischen Colleges in Aligarh im Jahre 1875 — 1920 wurde es zu einer Mohammedanischen Universität erweitert — ist ein Markstein in der Geschichte des indischen Islams. Aber gerade Sir Sayyid war dem Argument, nur gesteigerte Loyalität könne die Moslems davor bewahren, in einem allmählich sich demokratisierenden Indien von den Hindus einfach majorisiert zu werden, nicht unzugänglich; und so war es zum guten Teil ihm zuzuschreiben, daß — wenn auch mit sehr bedeutenden Ausnahmen — die Mohammedaner im ganzen dem Kongreß fernblieben. 1906 wurde dem nach seinem Programm überkonfessionellen Kongreß in der „All-indischen Moslem-Liga“ eine konfessionell-mohammedanische Interessenvertretung entgegengestellt; im gleichen Jahre forderte eine — wenn man Jawaharlal Nehru (Autobiography S. 117) glauben darf, von der Regierung in Szene gesetzte — mohammedanische Deputation vom Vizekönig, daß künftig bei allen Wahlen die Moslems nach eigenen, von denen der Hindus getrennten Listen wählen dürften und daß ihnen eine ihren Bevölkerungsanteil übersteigende Zahl von Rats- und Parlamentssitzen reserviert werden müsse. Die Reformen von 1909 erfüllten diese Forderungen; und von den getrennten Moslem-Wahllisten von 1909 führt ein noch weiter, aber gerade Weg zu dem getrennten Moslem-Staat, dem Pakistan von 1947.

Zunächst freilich schien sich eine umgekehrte Entwicklung anzubahnen. Die Aufhebung der bengalischen Teilung verärgerte naturgemäß die Moslems — die Geste der gleichzeitigen Erhebung ihrer alten Kaiserstadt Delhi zur neuen Hauptstadt Indiens war dafür keine Entschädigung. Englands persische und türkische Politik verletzte schon vor 1914 ihren von jeher sehr ausgeprägten „extraterritorialen Patriotismus“, und im ersten Weltkriege vollends blieb die Erklärung des Heiligen Krieges durch den von ihnen noch als Kalifen des Islams anerkannten Türkensultan, mochte sie auch im

ganzen ein Schlag ins Wasser sein, doch keineswegs ohne Wirkung auf sie. So schwenkten sie allmählich in die nationale Front ein; 1916 kam es zwischen Kongreß und Liga, die gleichzeitig, aber getrennt in Lakhnau tagten, zu einer Einigung in dem sogenannten „Lucknow Pact“, der England eine gemeinsame Liste politischer Forderungen vorlegte. Die gleiche Lakhnauer Tagung wurde Zeuge der umjubelten Rückkehr der Extremisten, mit Tilak an der Spitze, in den Kongreß; nur zwei Jahre später verließen ihn resigniert die Gemäßigten und schlossen sich in einer „Nationalen Liberalen Föderation“ zusammen, deren Bedeutung in der Folgezeit ständig zurückging.

Dem sich steigernden Druck der geeinten nationalen Front, dem immer dringender erhobenen Verlangen nach politischer Anerkennung des von Indien mit überraschender Willigkeit geleisteten ungeheuren Kriegsbeitrages an Menschen, Geld und Material trug England nach langem Zögern Rechnung in der historischen Unterhauserklärung vom 22. August 1917; sie versprach „die zunehmende Beteiligung von Indern an jedem Zweige der Verwaltung und die allmähliche Entwicklung von Einrichtungen der Selbstregierung mit dem Ziele der fortschreitenden Verwirklichung eines verantwortlichen Regierungssystems in Indien als einem integrierenden Bestandteil des Britischen Reiches.“

Den ersten Schritt zur stufenweisen Verwirklichung dieser einen grundsätzlichen Wandel in der britischen Indienpolitik ankündenden Zusagen tat eine neue Indienakte des britischen Parlaments, die Verfassung von 1919, die als Ganzes bis 1937, in ihrem auf die Zentralregierung bezüglichen Teil bis zum Ende der britischen Herrschaft in Kraft geblieben ist. Sie weitete die gesetzgebenden Körperschaften zu wirklichen Zentral- und Provinzparlamenten aus, beließ ihnen aber immer noch starke Minderheiten durch die Regierung ernannter Abgeordneter. Infolge der Ausdehnung des Prinzips der getrennten Wahllisten auf Sikhs, indische Christen u. a. wurde außerdem die freie politische Parteibildung durchkreuzt von einer festgelegten Aufteilung in konfessionelle und andere Interessentengruppen. Die Befugnisse der Legislativen wurden fühlbar erweitert, aber die den britischen Kontrollorganen gegebene Möglichkeit, jede ihrer Maßnahmen zu inhibieren oder zu annullieren, zeigte — woraus auch gar kein Hehl gemacht wurde —, daß es sich vorläufig noch mehr um die Schaffung eines Übungsinstrumentes für die Inder zur Erlernung der Selbstregierung handelte. Das entscheidende Stück dieses Übungsinstrumentes war natürlich die versprochene

und jetzt für einen Teil der Provinzverwaltung verwirklichte „verantwortliche Regierung“. Während nämlich die Zentralregierung, d. h. das Kabinett („Exekutivrat“) des Vizekönigs, mit nunmehr drei Indern neben vier Engländern, weiter allein dem Vizekönig und über ihn dem Staatssekretär und dem englischen Parlament verantwortlich blieb, wurden die Provinzregierungen zweigeteilt: die politisch wesentlichen Ressorts wurden (als „*reserved subjects*“) Miniatur-Exekutivräten vorbehalten, die über Gouverneur, Vizekönig und Staatssekretär letztlich dem englischen Parlament verantwortlich blieben; unbedenkliche, praktisch aber sehr wichtige Ressorts wie z. B. Gesundheits- und Unterrichtswesen, Landwirtschaft und Industrie wurden (als „*transferred subjects*“) Kabinetten indischer Minister übertragen, die von den Gouverneuren aus den indischen Volksvertretungen ernannt und nur diesen verantwortlich waren. Exekutivrat und Ministerkabinett wurden als die beiden durch den Gouverneur verbundenen „Flügel“ der Regierung und das Ganze als „*Dyarchie*“ bezeichnet; die Praxis erwies freilich bald das System als zu künstlich zu gedeihlicher Arbeit. Endlich darf nicht unerwähnt bleiben, daß auch die Fürstenstaaten von der Reform nicht ganz unberührt blieben. Die Schaffung einer „Fürstenkammer“ brach mit dem überlebten Grundsatz der „*Isolation*“, wonach die Fürsten nur über die britische Schutzmacht miteinander verkehren durften; in Anerkennung ihrer im Weltkrieg geleisteten Dienste gab man ihnen die Möglichkeit, ihre Interessen gemeinsam zu vertreten und damit auch ihre wohlbekannte Loyalität geschlossen zur Geltung zu bringen.

Die Hoffnung, mit der neuen Verfassung das Fazit der politischen Entwicklung der Kriegezeit gezogen, den neuen Ansturm der Bewegung aufgefangen zu haben, scheiterte rasch und vollständig. Die Reformen blieben so weit hinter den indischen Hoffnungen und Forderungen zurück, daß die Ereignisse schnell an ihnen vorbei und über sie hinweggingen. So bedeutsam sie als Meilensteine der Verfassungsgeschichte Indiens waren, nicht sie machten das Ende des Weltkrieges zum Beginn einer neuen Epoche der Nationalbewegung, sondern vielmehr die Tatsache, daß England jetzt der Mann gegenübertrat, in dem wir einen der drei oder vier größten Gestalten der indischen, und eine der bedeutendsten der Menschheitsgeschichte erblicken dürfen: Mohandas Karamchand Gāndhi.

In Gandhi gewinnt eine dritte Phase in der geistigen Auseinandersetzung Indiens mit dem Westen Gestalt. Nach bewundernder Bejahung und gereizter Verneinung dringt er vor zur befreienden Über-

windung Europas. Der zum Rechtsstudium nach England geschickte Sohn einer weltfernen Kleinstadt Kathiawars — er ist 1869 in Porbandar geboren — müht sich 1887 in London fast krampfhaft ab, in Kleidung und gesellschaftlichen Fertigkeiten ein korrekter englischer Gentleman zu werden — und im gleichen London tritt er 1931 im Buckingham-Palast dem englischen König in Lendentuch und Sandalen entgegen. Seine Verneinung Europas ist radikal genug, wenn er 1909 schreibt, Indiens Heil liege im Vergessen alles dessen, was es in den letzten 50 Jahren gelernt habe; Eisenbahnen, Telegrafen, Krankenhäuser, Rechtsanwälte und Ärzte müßten samt und sonders verschwinden, und die sogenannten oberen Schichten müßten lernen, das Leben des einfachen Bauern zu führen. Aber diese Ablehnung ist doch total verschieden von der eines Tilak oder Dayanand Sarasvati. Nicht nur fehlt ihr alles Aggressive, ist sie frei von jedem Haß — und damit auch von der Schwäche, die Ressentiments und Haß uneingestanden innewohnt; sie bezieht sich ja auch nur auf die europäische Maschinentzivilisation, während Gandhi als echter indischer Universalist geistigen Werten vorbehaltlos aufgeschlossen ist. Daß die Bergpredigt für seine Lehre vom gewaltlosen Widerstand entscheidend wichtig war, hat er klar ausgesprochen. Für die von ihm vorgelebte Rückkehr zum „Leben des einfachen Bauern“ war Ruskins „*Unto This Last*“ der unmittelbare Anlaß. Neben Ruskin und einem frommen Hindu nennt er selbst Tolstoi — mit dem er Briefe gewechselt hat — als dritten von drei Männern, die für sein Leben bestimmend gewesen seien. Aber nicht nur stehen neben den westlichen Einflüssen Anregungen durch Buddhismus und Islam und als weitaus Wichtigstes von allem die Lehren der Bhagavadgita; sondern Gandhi trägt in sich den Filter, der von allem fremden Geistesgut nur das bestem indischen Geiste kongeniale durchläßt. Alle Anregungen von außen her führen ihn nur um so mehr zu echtindischen Werten zurück, in der Durchdringung mit dem Christentum vertieft und läutert sich nur sein Hinduismus. Ritualistische Fesseln bedenkenlos sprengend, wird er zum größten Vorkämpfer sozialer Reformen, besonders in seinem leidenschaftlichen Eintreten für die „Unberührbaren“, die Parias; und dennoch ist er — nicht auflösend, sondern erfüllend — gegenüber Tilak der echtere Hindu, und das Ideal des altindischen Asketen und Heiligen, des Sādhu, das er in Vollendung verkörpert, spricht auch den einfachsten indischen Bauern und Arbeiter unmittelbar an, zu dessen Welt von der der anglierten Berufspolitiker keine Brücke führt. Und so konnte denn auch nur ihm gelingen, was als seine eigentliche geschichtliche Leistung auf politischem

Gebiet gelten muß: die Bewegung einer dünnen intellektuellen Mittelschicht wurde erst durch ihn zu einer wirklichen, ganz Indien bis zum letzten Dorf durchdringenden Volks- und Massenbewegung. Als vollkommenste Ausprägung des Indertums schlechthin ist er schon früh seinem Volke erschienen, das ihm den altindischen Ehrentitel des Mahatma („der mit der großen Seele“) verlieh.

Echteste Kernstücke altindischer Frömmigkeit sind die drei Grundbegriffe von Gandhis Religion, die für ihn mit Selbstverständlichkeit zugleich die verbindlichen Grundsätze seines politischen Kampfes wurden: Wahrheit (*satya*), Gewaltlosigkeit (*ahimsa*) und Keuschheit (*brahmacarya*).

Wahrheit als das einzige wirklich Seiende (als was sie das Sanskritwort *satya* bezeichnet) ist ihm die Form, in der allein er Gott verehrt: Gott ist die Wahrheit, und „Die Geschichte meiner Experimente mit der Wahrheit“ lautet der Titel seiner Selbstbiographie. Und als er erkennt, daß die Bezeichnung seiner Kampfweise als „passiver Widerstand“ weder Haß noch Gewalt ausschließt und die Deutung als Waffe der Schwachen herausfordert, da nennt er diese Kampfweise einfach „das Beharren auf der Wahrheit“, *satyagraha*. Wenn aber bei Dayanand Sarasvati die Absicht der Rückkehr zum Veda, der Religion der arischen Urzeit, lediglich ein europäisiertes Zerrbild dieser Religion ergibt, so hat Gandhi weder gewollt noch gewußt, daß er mit seiner Erhöhung der Wahrheit die tatsächliche „Rückkehr zum Veda“ vollzog; denn die Wahrheit ist im Veda über ihre ethische Bedeutung hinaus die magische Potenz, die über allen Göttern stehend das Universum schafft und sich in seinen ewigen Ordnungen manifestiert.

Kein Erschauen, keine Realisierung der Wahrheit aber ist möglich ohne Ahimsa, jenen bekannten Grundpfeiler indischer Ethik: der Wortbedeutung nach die negative Forderung der Nicht-Tötung und Nicht-Schädigung überhaupt, umfaßt sie darüber hinaus ins Positive gewandt eine weite Skala, die von Demut und Höflichkeit über Edelmut und Fairneß bis zu allumfassender dienender Liebe reicht. Satyagraha kann sich daher auch nicht erschöpfen im bloßen Verzicht auf Gewaltanwendung, im widerstandslosen Erdulden von Schmähung und Mißhandlung; der gewaltlose Kämpfer, der Satyagrahi, muß den Gegner durch die Kraft seiner Liebe zu sich herüberziehen, ihn von seinem Unrecht überzeugen, einen „Wandel des Herzens“ in ihm bewirken. Es leuchtet ein, daß dies in der Tat mehr als „passiver Widerstand“ ist — eine Charakterisierung, die ja auch schon durch das planmäßige, vorbedachte — oft auch den Behörden

vorher genau angekündigte — Übertreten von Gesetzen, das freiwillige Aufsuchen von Verfolgung, Strafe und Gefängnis ausgeschlossen wird.

Wie nun kein Satya ohne Ahimsa, so ist für Gandhi keine vollkommene Ahimsa möglich ohne Brahmacharya, die Keuschheit und im allgemeineren Sinne Herzensreinheit. Mit der Forderung der „Selbstläuterung“, der Beherrschung der Sinne, dem von ihm 1906 abgelegten Gelübde lebenslänglicher Keuschheit wandelt Gandhi durchaus in den Spuren eines Buddha und unzähliger indischer Religiösen nach ihm. Neu und entscheidend aber ist, daß er dieses Ideal nicht in den Dienst weltflüchtiger Selbsterlösung, sondern werktätiger Liebe stellt; es allein eröffnet ihm die Möglichkeit der vollen Konzentration auf jenen Dienst am Nächsten und seinem ganzen Volk, der ihm höchster Lebenszweck ist.

Es ist eine eigenartige Fügung, daß Gandhis Weltanschauung und seine darauf fußenden politischen Kampfmethoden nicht in Indien Gestalt gewannen, sondern fern der Heimat entwickelt wurden. Eine indische Handelsfirma seiner Geburtsstadt hatte den angehenden Rechtsanwalt 1893 als Berater in einem schwierigen Zivilprozeß nach Südafrika gerufen; der ganz unerwartete Einblick in die Notlage der politisch und sozial unterdrückten 200 000 Südafrika-Indier hielt ihn im Lande fest und machte ihn zum Vorkämpfer seiner Landsleute gegen ihre Diskriminierung und Entrechtung durch das weiße Staatsvolk. Als er im ersten Weltkrieg endgültig nach Indien zurückkehrte, hatte er zwei Jahrzehnte eines schweren und wechselvollen, aber am Ende von Sieg gekrönten Kampfes in Südafrika hinter sich — eines Kampfes, den die Heimat mit steigender Anteilnahme und Bewunderung verfolgt hatte. Schon jetzt war Gandhi für Indien fast ein Nationalheros — hatte er doch Taten und Leistungen aufzuweisen, wie sich kein Politiker Indiens im entferntesten ihrer rühmen konnte. Und es war anderseits selbstverständlich, daß er selbst begierig war, die „Experimente mit der Wahrheit“, die er in Südafrika so erfolgreich angestellt hatte, in der Heimat in größerem Stile zu wiederholen.

Die Gelegenheit dazu bot sich, als im Frühjahr 1919 die Verlängerung der kriegsmäßigen Ausnahmevollmachten der Regierung durch die sogenannten „Rowlatt-Gesetze“ in ganz Indien einen Sturm der Empörung auslöste. Ein schnell gebildetes „Satyagraha-Komitee“ rief für den 6. April auf zu einem Hartäl, der altindischen annähernden Entsprechung eines modernen 24-Stunden-Generalstreiks, als Vorbereitung weiterer Maßnahmen. Aber es war, nach

Gandhis berühmt gewordenem Eingeständnis, eine „himalayagroße Fehlberechnung“ gewesen, die in jahrelanger Arbeit in einem verhältnismäßig engen Kreis von Auslandsindern erprobten Methoden so plötzlich auf die viel größeren und schwierigeren Verhältnisse des Mutterlandes zu übertragen, noch dazu in dem äußerst spannungsgeladenen Zeitpunkt unmittelbar nach Kriegsende. Schon in Bombay, Ahmedabad und Delhi kam es zu schweren Ausschreitungen der Massen, die Gandhi zum sofortigen Abbruch der Bewegung und einem selbstaufgelegten Bußfasten veranlaßten; im Panjab aber war der Aufruf wie ein Funken ins Pulverfaß gefallen und hatte Unruhen ausgelöst, die den im Kriege glücklich vermiedenen allgemeinen Aufstand einzuleiten schienen. Die englischen Unterdrückungs- und Vergeltungsmaßnahmen waren von unerhörter Schärfe und gipfelten in dem Blutbad von Amritsar, das, von General Dyer nach eigenem Eingeständnis als reiner Terrorakt durchgeführt, nach englischen Angaben 379, nach indischen ungefähr 1200 friedlichen Demonstranten das Leben kostete und den 13. April 1919 zum Schwarzen Tag in der Geschichte der englisch-indischen Beziehungen machte.

So groß die Erregung Indiens über die Standrechts-Exzesse im Panjab war, größer und nachhaltiger noch war die über deren zu späte und völlig ungenügende Sühne; besonders provozierend wirkte die Sammlung einer Ehrengabe von 50 000 Pfund für General Dyer, die ihm mit einem Ehrendegen überreicht wurde. Für die Einführung der neuen Verfassung hätte eine ungünstigere Atmosphäre nicht geschaffen werden können. Gandhi, bis dahin unermüdlicher Kämpfer gegen Mißstände und Ungerechtigkeiten, aber immer noch loyaler Bürger des britischen Weltreichs, erklärte jetzt die britische Herrschaft überhaupt für „satanisch“ und rüstete mit entsprechendem Eifer zu einem neuen Feldzug, für den ihm der Kongreß am 20. September 1920 unbeschränkte Vollmachten gab.

Gleichzeitig war die im Lucknow-Pakt sich abzeichnende Bewegung der Mohammedaner von England weg und hin zum Kongreß auf ihren Höhepunkt gelangt. Eine „Kalifats-Bewegung“, die der Moslem-Liga schnell den Rang ablief, protestierte in London nachdrücklich aber vergebens gegen die Behandlung der Türkei und des arabischen Orients. Es war das einmalige politische Meisterstück Gandhis, das „Kalifats-Komitee“ für die Annahme seines politischen und wirtschaftlichen Programms zu gewinnen, indem er andererseits den Kongreß veranlaßte, die ihm an sich gleichgültigen Beschwerden der Moslems unter Berufung auf ihre religiöse Fundierung zu den seinen zu machen. Unter enthusiastischen Verbrüderungsszenen

traten Hindus und Mohammedaner gemeinsam unter Gandhis Führung zu dem ersten großen gewaltlosen Feldzug an, der vom Herbst 1920 bis zum Februar 1922 dauerte.

Die für diesen Feldzug von Gandhi ausgegebene Losung war die der „progressiven gewaltlosen Nicht-Zusammenarbeit“ mit der Fremdherrschaft, die ihren konkreten Ausdruck zunächst finden sollte in dem „dreifachen Boykott“ der britischen Schulen und Hochschulen, der britischen Gerichte und der parlamentarischen Räte der Verfassung von 1919, praktisch also dieser Verfassung überhaupt. Eine neugeschaffene Organisation nationaler Freiwilliger stellte Boykottposten vor die Alkoholschankstellen zur Bekämpfung des als unsittlich gebrandmarkten Regierungsmonopols für Alkohol, veranstaltete Verbrennungen ausländischen Tuchs und boykottierte auch die Tuchläden. Als positive Ergänzung trat hinzu die jetzt vom Kongreß offiziell aufgenommene Handspinn-Bewegung, für die Gandhi in aller Folgezeit als für eine ihm zentral wichtige Herzenssache einen außerordentlichen Anteil seiner Energie eingesetzt hat. Unverkennbarer Ausfluß seiner negativen Einstellung zur Maschine überhaupt und anscheinend wirtschaftlich unvertretbare Rückschrittlichkeit, verband sie dennoch für Indien politische mit wirtschaftlicher Weisheit. Das grobe handgesponnene weiße Baumwollzeug, der Khaddar, der schnell zum Ehrenkleid des nationalen Indien wurde, war das wirkungsvolle Symbol des wirtschaftlichen Unabhängigkeitsstrebens, die von jedem geforderte tägliche Arbeit am Spinnrad Symbol der Überwindung von sozialen und Kasten-Gegensätzen und des jedem möglichen tätigen Handanlegens zur Erreichung des hohen Zieles; zugleich aber gab das wiedererweckte Handspinnen den Millionen durch klimatische Bedingungen und die Kleinheit ihrer Parzellen zu Teil-Arbeitslosigkeit verurteilter indischer Bauern die Möglichkeit, ihre grenzenlose Armut durch die Erzeugung wenn auch geringer zusätzlicher Werte zu lindern.

In schwer begreiflichem Enthusiasmus hatte Gandhi als Erfolg seines Feldzuges die Erringung von Swarāj, d. h. „Selbstregierung“ — ob inner- oder außerhalb des Empires, wurde offen gelassen — binnen eines Jahres versprochen. Das Jahr verging, aber von Swarāj war keine Rede. Statt dessen begann die Regierung nach langem Zögern, im Winter 1921/22 allmählich schärfer durchzugreifen, dazu veranlaßt nicht zuletzt durch die Tatsache, daß der Prinz von Wales auf seiner Indienreise im November 1921 mit Hartal und Boykott begrüßt wurde. Bald saßen außer Gandhi selbst, den man nicht an-

zutasten für rätlich hielt, fast alle Führer der Bewegung im Gefängnis. Dem verstärkten Druck von oben plante Gandhi eine Verschärfung seiner Bewegung entgegenzusetzen, die in einem bäuerlichen Steuerstreik gipfeln sollte. Da wurden, nachdem es schon im November in Bombay zu Unruhen gekommen war, am 4. Februar in Chauri Chaura eine Anzahl Polizisten von Bauern in Stücke gehackt und mit Petroleum übergossen in ihrer eigenen Polizeistation verbrannt. Zur grenzenlosen Enttäuschung seiner Getreuen blies Gandhi daraufhin die gewaltsam entartete Bewegung wiederum ab und unterzog sich einem Bußfasten; und jetzt erst wurde auch er selbst verhaftet und am 18. März zu sechs Jahren Gefängnis verurteilt. Schon zwei Jahre später wurde ihm aber der Rest der Strafe geschenkt, als nach einer geglückten Blinddarmoperation seine weitere Inhaftierung die Gefahr seines Todes in einem britischen Gefängnis und damit unabsehbare politische Folgen heraufzubeschwören schien, während anderseits die inzwischen eingetretene politische Entwicklung seine Entlassung unbedenklich erscheinen ließ.

Diese Entwicklung zeigt eine doppelte Tendenz. Das Bündnis zwischen Kongreß und Moslems geht in die Brüche, es setzt ein Rückschwung des Pendels ein, der sich bis zur Gegenwart fortsetzt und in die Aufteilung Indiens und die Erschütterungen des Sommers 1947 ausmündet; und der Kongreß zieht aus dem Scheitern des Boykotts gegen den Willen Gandhis und seiner Getreuen die Konsequenz einer freilich nur negativen Mitarbeit in den Parlamenten.

Schon im Herbst 1921 hatte ein Aufstand der mohammedanischen Nachkommen arabischer Kaufleute der Malabarküste, der sogenannten Moplahs, mit blutigen Ausschreitungen gegen die Hindus, gezeigt, daß unter der Oberfläche der von Gandhis mitreißender Persönlichkeit zustande gebrachten Verbrüderung noch genug ungelöste Spannungen sich bargen. Das Scheitern des mit so überschwänglichen Hoffnungen begonnenen gemeinsamen Kampfes mußte zu schwersten Rückwirkungen auf die konfessionelle Harmonie führen; und in der Tat verzeichnen die folgenden Jahre ein fast ununterbrochenes Ansteigen der Kurve konfessioneller Unruhen. Daß die unverändert voll-autokratisch regierten Fürstenstaaten davon weitgehend verschont blieben, charakterisiert die Zunahme der konfessionellen Spannung als Funktion der fortschreitenden Demokratisierung, indem jeder Schritt in der Richtung auf indische Selbständigkeit, westlichen Parlamentarismus, demokratisches Mehrheitsregime auch eine Vergrößerung der, wie man in Indien sagt, „kommunalen“ (d. h. die *communities* der Hindus, Moslems, Sikhs, Euro-

päer, Parias usw. betreffenden) Reibungsflächen bedeutete. 1924 macht die Abschaffung des Kalifats durch die türkische Republik automatisch auch der indischen Kalifatsbewegung ein Ende, und damit ist die Zeit der Moslem-Liga wieder gekommen. In den Jahren von 1928 bis etwa 1936 wurde ihr Stern noch einmal von einer „All Parties Muslim Conference“ verdunkelt; daß sie von da ab zur weit-aus mächtigsten „kommunalistischen“ Organisation und zum eigentlichen Gegenspieler des Kongresses wurde, verdankte sie ganz wesentlich der zähen Energie und dem unleugbaren politischen Geschick ihres Führers Mohammed Ali Jinnah (1876—1948): sein persönlicher Weg vom ursprünglichen Kongreßpolitiker zum Führer des moslemischen Separatismus und ersten Generalgouverneur von Pakistan spiegelt den eben skizzierten allgemeinen Weg des indischen Islams, wobei allerdings eine starke Komponente persönlichen Ehrgeizes nicht zu übersehen ist. Nicht nur hierin war der Moslemführer der äußerste Gegenpol des ihm nur wenige Monate im Tode vorangegangenen Mahatma; insbesondere bleibt europäischem Begreifen immer merkwürdig, daß der fanatische Vorkämpfer gesonderter muslimischer Kulturtradition persönlich — als begüterter Bombayer Rechtsanwalt — den extremen Typ des europäisierten Intellektuellen verkörperte.

Erhob gegenüber der Moslem-Liga der Kongreß immer nachdrücklicher den Anspruch, nicht nur die Hindus, sondern die ganze indische Nation einschließlich der Moslems zu vertreten — dabei auf die stattliche und steigende Zahl guter Moslems in seinen eigenen Reihen verweisend — so konnte diese Haltung die auch unter den Hindus nicht fehlenden kommunalistischen Kreise nicht befriedigen. Sie schlossen sich jetzt zusammen in der bereits 1918 gegründeten „Hindu Mahāsabdhā“, die als Abwehrbewegung gegen die Moslem-Liga aus deren Aufsteigen ihrerseits ebenfalls neue Kräfte gewann. Niemand konnte freilich ahnen, daß diese Organisation sich dereinst den traurigen Ruhm erwerben würde, aus ihren Reihen den Mörder Gandhis zu stellen.

Ein Haupt-Programmpunkt Gandhis war, wie oben erwähnt, der Boykott der neuen Parlamente gewesen. Nach dem Scheitern des Feldzuges erhoben sich mit verstärkter Eindringlichkeit die Stimmen, die schon vor seinem Beginn dies als taktisch falsch bezeichnet hatten und vielmehr für das Hineingehen in die Parlamente und „Obstruktion von innen her“ eintraten. Der eigentliche Vater dieses Gedankens war der unbestrittene Führer Bengalens, der große Chitta Ranjan Dās (*1870), dessen vorzeitiger Tod im Jahre 1925 ein folgen-

schwerer Verlust für die Bewegung war; sein Haupt-Mitstreiter war einer der besten Köpfe des Kongresses, Motilal Nehru (1861—1930), dessen Sohn Jawaharlal nach seinem Tode an die erste Stelle im Kongreß aufrückte und, ungeachtet seiner weit abweichenden sozialistischen Anschauungen, als engster persönlicher Freund und treuester politischer Gefolgsmann Gandhis von diesem zum Nachfolger designiert und so fast selbstverständlich zum ersten Premierminister des freien Indien wurde.

Das und Motilal Nehru gründeten unter dem Protest der linientreuen Gandhisten, der „No Changers“, innerhalb des Kongresses eine „Swaraj-Partei“ und errangen mit ihr in den Neuwahlen von 1923 einen großen Erfolg. Der haftentlassene Gandhi fügte sich in das Geschehene, um so eher, als er sich, wie später noch wiederholt, überhaupt „aus der Politik zurückzog“, um sich ganz seinem sozialen und wirtschaftlichen Reform- und Erziehungswerk zu widmen — wohl wissend, daß jede neue Krise ihn automatisch auf den Platz am Steuer des Kongreßschiffes zurückbringen werde.

Damit war die Swaraj-Partei die offizielle Vertreterin des Kongresses in den Parlamenten geworden. Soweit es das Ziel ihrer Obstruktionspolitik war, die Machtlosigkeit dieser Parlamente aufzuzeigen, war sie als erfolgreich zu bezeichnen; praktisch bedeutsame Ergebnisse wurden durch eben diese in der Verfassung begründete Machtlosigkeit ausgeschlossen — abgesehen davon, daß die Politik konsequenter Obstruktion der Gefahr allmählicher Verwässerung keineswegs entging.

Die Verfassung von 1919 hatte für eine Nachprüfung ihrer Bewährung und eine Untersuchung der Möglichkeit eines weiteren Schrittes in der durch die Unterhauserklärung von 1917 gewiesenen Richtung eine Frist von zehn Jahren gesetzt. Indischem Drängen gelang es, diese Frist um zwei Jahre abzukürzen: im November 1927 wurde die Ernennung einer Untersuchungskommission des englischen Parlaments unter Führung Sir John Simons bekanntgegeben. Der parlamentarische Charakter der Kommission schloß Inder von ihr aus, und dies erregte in Indien einen allgemeinen Sturm der Empörung bis in die Kreise der Liberalen hinein. Protestkundgebungen mit schwarzen Flaggen und Sprechchöre „*Simon go back!*“ begleiteten die Kommission 1928 auf ihrer Reise durch Indien. Um jedoch dem negativen Boykott einen positiven „konstruktiven Beitrag“ zur Seite zu stellen, sollte eine „Konferenz aller Parteien“ einen indischen Verfassungsentwurf vorlegen. Dieser wurde von Motilal Nehru ausgearbeitet, aber schließlich von Mohammedanern und Sikhs wegen

ungenügender Berücksichtigung ihrer Ansprüche abgelehnt. Der Kongreß aber verband ihn mit einem einjährigen Ultimatum: nur wenn England bis zum 31. 12. 1929 Indien den Dominion-Status gewähre, werde er sich an die Nehru-Verfassung gebunden halten (die auf eine Art Dominion-Status hinauslief), andernfalls aber die schon in einer Entschließung von 1927 erhobene Forderung voller Unabhängigkeit endgültig machen und einen neuen gewaltlosen Feldzug beginnen. Die Regierung bezeichnete daraufhin zwar ausdrücklich Dominion-Status als Endziel der verfassungsmäßigen Entwicklung Indiens und kündigte als Form der kommenden Reformberatungen eine Konferenz am Runden Tisch zwischen Vertretern Indiens und der englischen Parteien an, aber von Bewilligung des Dominion-Status bis zum Jahresende 1929 war selbstverständlich keine Rede. Damit war die Bahn für Gandhi frei.

Der zweite — oder wenn man den Hartal von 1919 mitrechnen will, dritte — Gandhi-Feldzug dauerte vom April 1930 bis April 1934 und stand im Zeichen des „Zivilen Ungehorsams“ oder „Zivilen Widerstandes“. Nach einem propagandistisch äußerst wirkungsvollen mehrwöchigen Fußmarsch zur Küste mit 79 seiner engsten Mitarbeiter begann Gandhi persönlich am 6. April 1930 mit dem ostentativen Bruch des Salzsteuergesetzes durch Selbsterstellung von Meersalz. Mit ungeheurer Begeisterung folgte Indien seinem Ruf, und die nächsten Monate vermittelten einen eindrucksvollen Begriff von dem Umsichgreifen und Erstarken der Bewegung seit 1922. Die meisten mohammedanischen Verbündeten von damals blieben freilich abseits; aber gerade an dem so neuralgischen Punkte der Nordwestgrenze, in der rein mohammedanischen Grenzprovinz, führte ein Mohammedaner, Abdul Ghaffar Khan — bald mit dem Ehrennamen eines „Frontier Gandhi“ belegt —, dem Kongreß in der paramilitärischen Organisation seiner „Rothemden“ eine disziplinierte Hilfstruppe zu. Gleichzeitig flammte in Bengalen die terroristische Untergrundbewegung neu auf, während in Burma ein offener Aufstand beträchtliche Truppenmengen band. Es waren sorgenvolle Wochen für die Regierung, die daher auch diesmal nicht so lange zögerte wie 1920. Auch Gandhi selbst wurde bereits am 5. Mai verhaftet und auf Grund einer Verordnung von 1827 ohne Gerichtsverfahren interniert. Die Gefängnisse reichten nicht, die sich hineindrängenden Massen der Satyagrahis — darunter nicht wenige Frauen aus gutem Hause — zu fassen, die sich ihren Grundsätzen getreu vor dem britischen Gericht nicht verteidigten.

Bei aller Schärfe der Bekämpfungsmaßnahmen ließ die Regierung

dennoch nichts unversucht, um mit dem Kongreß zu einem Kompromiß zu gelangen, der dessen Beteiligung an der Konferenz am Runden Tisch ermöglichen sollte. Trotzdem mußte schließlich die Konferenz im November in London ohne den Kongreß ihr Werk beginnen. Angesichts der offenbaren Zwecklosigkeit dieses Verhandeln ohne den Hauptbeteiligten setzte die Regierung Hemmungen und Bedenken mutig beiseite; die Konferenz wurde Mitte Januar vertagt, und gleich darauf wurden Gandhi und die Mitglieder des „Arbeitsausschusses“, der obersten Kongreßleitung, bedingungslos aus der Haft entlassen. Nach wochenlangen Beratungen der Kongreßführer unter sich fuhr Gandhi nach Delhi und schloß mit dem Vizekönig Lord Irwin (später Lord Halifax) den berühmten „Delhi-Pakt“ vom 5. März 1931, in dem der Kongreß sich zur Suspendierung des Zivilen Ungehorsams und Teilnahme an der Konferenz bereit erklärte.

Wie er in Delhi allein dem Vizekönig gegenübergetreten war, so fuhr Gandhi im August 1931 als einziger Abgesandter des Kongresses nach London. Hier aber hatte er es nicht wie dort mit einem einzelnen Verhandlungspartner zu tun, sondern er fand sich in einem Klüngel widerstreitender politischer, konfessioneller, kultureller und wirtschaftlicher Gruppen- und Sonderinteressen, für deren vollständige Vertretung auf der Konferenz gewissenhaft gesorgt war. In diesem Gremium den über-kommunalen, „nationalen“ Standpunkt des Kongresses zur Geltung zu bringen, war für einen einzelnen ein aussichtsloses Beginnen. Die Konferenz lief sich immer stärker fest an der „kommunalen Frage“. Was diese so unlösbar machte, war in erster Linie das 1906 zuerst den Moslems zugesicherte Prinzip der „weightage“, d. h. der Reservierung von Mandaten für eine Minderheits-community in einer Anzahl, welche die nach dem Bevölkerungsanteil dieser Minderheit zu errechnende überstieg. Dieses Prinzip kehrte sich jetzt in den mohammedanischen Mehrheitsprovinzen Panjab und Bengalen gegen die Moslems, für die doch gerade in diesen wenigen Mehrheitsprovinzen die Bewahrung ihrer ohnehin nur schwachen Mehrheit von 56 bzw. 55 Prozent von höchster Wichtigkeit gewesen wäre. Dagegen verlangten im Panjab vor allem die Sikhs — die traditionell mit den Moslems noch auf weit gespannterem Fuße lebten als die Hindus — unter Berufung auf ihre historische und militärische Bedeutung eine glatte Verdoppelung der ihnen zustehenden 13 Prozent der Mandate, während natürlich die Hindus sich ebenfalls nicht ganz an die Wand drücken lassen wollten. In Bengalen ergab sich eine ähnliche Komplizierung durch die

außerordentliche „weightage“ für die Europäer Calcuttas. Was immer man über die Notwendigkeit des Schutzes besonders politisch rückständiger Minderheiten in einem allgemein noch politisch unreifen Lande vorbringen mag — wird die Zusammensetzung eines Parlaments oder Rates erst einmal nicht von dem Ausfall einer allen gleiche Chancen gebenden demokratischen Wahl abhängig gemacht, sondern durch einen Mandatsschacher widerstreitender Interessentengruppen bestimmt, so kann das Ergebnis nur die fortschreitende Verschärfung der Gegensätze sein, die schließlich zu der Zerreißung Indiens und den beklagenswerten Ereignissen von 1947 geführt hat.

In Gandhis Abwesenheit war der in Delhi geschlossene Waffenstillstand bereits wieder in die Brüche gegangen. Der am 28. 12. 1931 ohne jedes greifbare Ergebnis in Bombay ankommende Mahatma fand Bengalen unter einer scharfen Notverordnung stöhnend, seine Freunde Abdul Ghaffar Khan und Jawaharlal Nehru verhaftet. Ein letzter Versuch, den Frieden zu retten, scheiterte; am 2. Januar 1932 wurde der Zivile Ungehorsam wieder aufgenommen. Aber die Regierung war darauf vorbereitet und hatte inzwischen Erfahrungen gesammelt; ihre Unterdrückungsmaßnahmen waren so schnell und durchgreifend, daß die Bewegung, trotz aller Ausdauer, mit der sie weitergeführt wurde, von vornherein zur Aussichtslosigkeit verurteilt war; als sie am 3. April 1934 offiziell eingestellt wurde, war sie in Wirklichkeit längst tot. Und nun ergab sich genau dasselbe wie 1922: die Abgeordneten des Kongresses erschienen nach vierjähriger Abwesenheit wieder auf den Bänken der Zentral- und Provinzparlamente, Gandhi aber trat diesmal sogar in aller Form aus dem Kongreß aus, um sich ganz der Aufbauarbeit für das indische Dorf und dem Kampf für die Parias zu widmen.

Dieser letztere war noch während seiner Gefangenschaft im Sommer 1932 plötzlich akut geworden. Die „kommunale Frage“ war nämlich, nachdem die Inder sie auf der Rundtafel-Konferenz nicht hatten lösen können, von den Engländern durch einen „kommunalen Schiedsspruch“ geregelt worden, und dieser sah getrennte Wahlen auch für die „Unberührbaren“ vor. Darauf erklärte Gandhi, er werde sich diesem Versuch, einen Keil in den Hinduismus zu treiben, durch ein Fasten bis zum Tode widersetzen. Die Regierung war bereit, einer anderen Lösung zuzustimmen, wenn sich Kasten-Hindus und Parias selbst darüber einigten; und so erzwang Gandhi nach wenigen Fasttagen eine Regelung, die die getrennten Wahlen beseitigte, dafür aber den Unberührbaren in anderer Weise noch weit größere Vorteile sicherte. Der Mahatma nahm diesen Zwischenfall zum

Anlaß, sofort, ohne Rücksicht auf den noch im Gang befindlichen Satyagraha-Feldzug, vom Gefängnis aus eine mächtige Reformbewegung für die Unberührbaren zu entfesseln, in deren Verlauf er im Mai 1933 noch einmal ein Dreiwochenfasten für sie durchführte.

Die Ausarbeitung der neuen Verfassung, mit der nach einer dritten, verkleinerten Rundtafel-Konferenz erst ein gemischter Ausschuß von Ober- und Unterhaus, dann das englische Parlament selbst befaßt wurde, zog sich noch längere Zeit hin; erst am 2. August 1935 konnte der englische König und Kaiser von Indien dem „Government of India Act 1935“ seine Genehmigung erteilen.

Das Kernproblem dieser Verfassung war die Einbeziehung der Fürstenstaaten. Hatte 1919 die Errichtung der Fürstenkammer an ihrem staatsrechtlichen Verhältnis zu Britisch-Indien (im engeren Sinne) noch nichts geändert, so sollten sie jetzt mit den „autonomen“ Provinzen zu einer allindischen Föderation zusammengeschlossen werden. Gegen dieses Prinzip war vom indischen Standpunkt nichts einzuwenden; um so mehr aber gegen die geplante Art seiner Durchführung. Nicht nur war nämlich keine Modernisierung der noch ganz mittelalterlichen, absolutistischen Regierungsform der Staaten vorgesehen; es sollte ihnen überdies im Zentralparlament ein ihre tatsächliche Bedeutung in Indien weit übersteigender Einfluß eingeräumt werden. Während in den Staaten nur 24 Prozent der indischen Gesamtbevölkerung lebten, sollten in der „Bundesversammlung“ 33 Prozent, im „Staatsrat“ aber sogar 40 Prozent der Sitze von den Fürsten *ernannt*, nicht vom Volke gewählte Abgeordnete einnehmen. Die Absicht war unverkennbar, die wohlbekannte Loyalität der Fürsten mit ihrem ganzen und noch künstlich vermehrten Gewicht gegen den indischen Nationalismus in die Waagschale zu werfen. Dies war ein zu hoher Preis für die so stürmisch geforderte und nun endlich gewährte „Verantwortlichkeit im Zentrum“ — um so unannehbarer, als von dieser Verantwortlichkeit (nämlich eines indischen Kabinetts gegenüber dem indischen Bundesparlament) die entscheidenden Gebiete der auswärtigen Beziehungen und der Landesverteidigung ausgenommen und durch Sonderbestimmungen rund vier Fünftel des Staatshaushalts der Bewilligung durch das Bundesparlament entzogen waren. Es ergab sich also eine Dyarchie im Zentrum, während allerdings in den Provinzen nun die Dyarchie von 1919 verschwand und der „provinziellen Autonomie“, d. h. einer parlamentarischen Demokratie, Platz machte. Aber auch diese sehr beträchtliche Ausweitung des Sektors indischer Selbstregierung

wurde weitgehend illusorisch gemacht durch praktisch allumfassende Sonder- und Vetorechte des Generalgouverneurs wie der Provinzgouverneure: die neue Verfassung war ein sehr verbessertes und vergrößertes Instrument, aber doch immer noch ein Übungsinstrument, das dem Übenden jederzeit wieder aus der Hand genommen werden konnte. Von Dominion-Status war weder dem Sinn noch dem Wortlaut nach irgendwie die Rede. Enttäuschung und Unzufriedenheit Indiens waren allgemein.

Der schärfste Widerspruch erhob sich allenthalben — auch seitens der Moslemliga, die die Belange der Mohammedaner ungenügend gewahrt fand — gegen den föderativen Teil der Verfassung, dessen Einführung abhängig gemacht war vom freiwilligen Beitritt zur Föderation so vieler Fürsten, daß ihre Untertanen die Hälfte der Gesamtbevölkerung der Staaten ausmachten. Die Zeit der langwierigen Verhandlungen mit den Fürsten nutzte der Kongreß zur Entfesselung eines großen Reformfeldzuges in den bis dahin von seiner Tätigkeit ausgenommenen Fürstenstaaten; es erwies sich dabei, daß in diese mittelalterliche Festung nur langsam eine Bresche zu schlagen war. Die Verhandlungen mit den Fürsten aber zerschlugen sich endgültig im Juni 1939: ungeachtet ihrer auf der Rundtafel-Konferenz ausgesprochenen grundsätzlichen Bereitschaft zum Beitritt erklärten sie jetzt die ihnen zugemuteten Opfer an Hoheitsrechten zugunsten der Föderation für unannehmbar. Kurze Zeit später war durch die Entwicklung der Kriegszeit die Verfassung von 1935 ohnehin überholt, so daß es zur Verwirklichung ihres föderativen Teiles nie gekommen ist.

Dagegen wurde der auf die Provinzen Britisch-Indiens bezügliche Teil am 1. April 1937 in Kraft gesetzt, und damit auch die Bestimmungen, die Aden und Burma von Indien abtrennten; Burma erhielt als eigene Kronkolonie eine Verfassung, die im wesentlichen der der indischen Provinzen entsprach. Zuvor hatten im Februar 1937 Wahlen stattgefunden¹⁾, die dem Kongreß einen überwältigenden Sieg brachten. In sechs der elf Provinzen erhielt er die absolute Mehrheit, und in diesen Provinzen kam es im Juli 1937 — und später noch in zwei weiteren — zur Bildung von Kongreß-Regierungen. Im Panjab und in Bengalen dagegen kamen, wie zu erwarten, die Moslems an die Macht.

Fast sofort begannen gegenseitige heftige Anklagen wegen Benach-

¹⁾ Das Wahlrecht war jetzt auf etwa 43% der männlichen, 10% der weiblichen Erwachsenen ausgedehnt und damit gegen bisher vervierfacht.

teilung oder Unterdrückung der Moslems in den Kongreß-, der Hindus in den Moslem-Provinzen. Und wenn auch zweifellos die meisten dieser Klagen übertrieben oder grundlos waren; wenn auch der Kongreß — dessen Regierungen übrigens gerade von englischer Seite das beste Zeugnis bekamen — vielleicht in der Handhabung seiner politischen Übermacht nicht immer die freiwillige Beschränkung und Mäßigung aufbrachte, die weise gewesen wäre — ein Hauptgrund für den zunehmenden Aufschwung des Kommunalismus war eben doch der Umstand, daß der erweiterte Bereich indischer Selbstverwaltung zugleich eine erweiterte Arena zur Verfechtung kommunaler Ansprüche und Gegensätze war. Die Moslem-Liga, die jetzt einen rapiden Aufstieg nahm, fand sich in ihrer Ablehnung des Föderationsplanes durch die Erfahrungen mit der Provinzialautonomie bestärkt und verlangte den Einbau immer weitergehender Sicherungen für die Moslems. Nachdem zunächst ein Plan autonomer mohammedanischer „Kulturzonen“ entwickelt worden war, griff sie später das etwa um 1930 zuerst in die Debatte geworfene, damals aber noch kaum ernst genommene Schlagwort vom „Pakistan“ auf: die indischen Moslems seien nicht eine religiöse Minderheit — ein Ausdruck, der sich für eine Gemeinschaft von über 90 Millionen Menschen überhaupt verbiete —, sondern gegenüber den Hindus eine eigene Nation; jede allindische Föderation liefere sie der Herrschaft der Hindus aus; ihre Lebensinteressen könnten nur gewahrt werden durch die Errichtung unabhängiger mohammedanischer Staaten (Pakistan)¹⁾ in den mohammedanischen Mehrheitsgebieten Nordwestindiens und Ostbengalens. Dieser Pakistan-Plan wurde im Frühjahr 1940 zum Programm der Moslem-Liga erhoben und seitdem von ihr mit steigender Entschiedenheit und Verbissenheit verfochten.

Der Zweite Weltkrieg brachte das nationale Indien in ein Dilemma. Nur eine kleine radikale Minderheit war entschlossen, sich im Kampf gegen England wenn nötig selbst dem Teufel zu verbünden. Der Führer dieser Minderheit war der bedeutendste Führer Bengalens, S. C. Bose (1897—1945), seit 1921 einer der verdientesten Streiter des Kongresses. Nachdem er kurz vor Kriegsausbruch die von ihm vertretene radikale Politik gegen Gandhi und Nehru nicht hatte durchsetzen können und, von der gesamten Kongreßleitung desavouiert, sein Amt als Kongreßpräsident niedergelegt hatte, entfloh er im Frühjahr 1941 über Rußland nach Deutschland; von dort

¹⁾ Die persische Wortbedeutung „Land der Reinen“ soll sich angeblich nur zufällig ergeben, da das Wort ein Akrostichon sei aus Panjab Afghanistanprovinz (d. h. Nordwest-Grenzprovinz) Kashmir Sind.

später im Unterseeboot nach Japan verbracht, stellte er in Burma aus kriegsgefangenen und in Malaya ansässigen Indern eine „nationale Befreiungsarmee“ auf, mit der er 1943 an der gescheiterten japanischen Offensive gegen Assam und Bengalen teilnahm. — Im übrigen aber war Indiens anti-nazistische Einstellung eindeutig, und noch entschiedener seine Parteinahme für China und gegen Japan. Für Gandhi kam hinzu sein unverbrüchlicher Grundsatz, aus der Bedrängung des Gegners durch Dritte keinen Vorteil zu schlagen — ein Grundsatz, der ihn z. B. in Südafrika veranlaßte, während eines für die Regierung äußerst unangenehmen Europäer-Streiks den Kampf der Inder auszusetzen. Konnte also die große Mehrheit der Inder eine wirksame Behinderung der englischen Kriegführung nicht wünschen, so war sie dennoch entschlossen, den Krieg zur Erringung neuer und diesmal entscheidender Zugeständnisse auszunutzen. Da England solche Zugeständnisse wohl für die Zeit nach Beendigung des Krieges verhielt, während seiner Dauer jedoch tiefgreifende Umwälzungen in Indien für unmöglich erklärte, der indische Nationalismus aber gerade auf das Sofort entscheidenden Wert legte, so ergab sich schon bald nach Kriegsbeginn ein unlösbarer Gegensatz, der zum Rücktritt der Kongreßregierungen und diktatorischer Regierung der Provinzgouverneure kraft ihrer Sondervollmachten führte.

Nach dem Scheitern weiterer Einigungsversuche eröffnete Gandhi am 17. Oktober 1940 einen neuen Feldzug des Zivilen Ungehorsams, der jedoch auf einen genau begrenzten, langsam planmäßig ausgeweiteten Kreis von ihm schriftlich zugelassener Teilnehmer und rein symbolische Anti-Kriegspropaganda beschränkt war; auch so brachte er im Laufe der Zeit einige Tausende ins Gefängnis. Der Kriegseintritt Japans verschaffte Ende 1941 den fortgesetzten englischen Annäherungsversuchen verstärkte Aufnahmebereitschaft in Kongreßkreisen. Gandhi zog sich wieder einmal von der Leitung des Kongresses zurück, und am 6. Januar 1942 wurde in Erwartung kommender englischer Schritte der Zivile Ungehorsam in aller Form eingestellt.

Am 24. März erschien in Delhi als Abgesandter des englischen Kriegskabinetts Sir Stafford Cripps. Er bot dem indischen Nationalismus die Erfüllung dreier bisher stets abgelehnter Hauptforderungen: Ausarbeitung einer indischen Verfassung durch eine indische Nationalversammlung ohne englische Einmischung, vollen Dominion-Status einschließlich des Rechts zum Austritt aus dem Empire, und als Drittes die definitive Befristung: Konstituierung der National-

versammlung sogleich nach Kriegsende. Er konnte nicht bieten, was die *conditio sine qua non* des Kongresses war: sofortige Umbildung der Zentralregierung (die verfassungsrechtlich noch auf dem Stande von 1919 geblieben war!) im Sinne wirklicher Machtübertragung an die Inder und Übergabe der Landesverteidigung in indische Hände. Klauseln, die als Entgegenkommen an die Pakistan-Politik der Moslem-Liga gedeutet werden mußten, und Bestimmungen, die in der künftigen Nationalversammlung den Fürsten eine ähnliche Rolle zuwiesen, wie sie die Verfassung von 1935 ihnen zugedacht hatte, trugen mit bei zu der nach langwierigen Verhandlungen unter maßgeblicher Beteiligung Gandhis vom Kongreß ausgesprochenen glatten Ablehnung. Auch die andern Parteien und Gruppen lehnten, wenn auch z. T. mit anderer Begründung, die Cripps-Vorschläge ab; entscheidend war das Nein des Kongresses, dessen schwerwiegende Folgen vorauszusehen waren und nicht auf sich warten ließen.

Am 1. Mai 1942 bekannte sich die Kongreßleitung erneut in aller Form zur Führung Gandhis, und dieser begann unverzüglich mit der Vorbereitung eines neuen Feldzuges unter der Losung: „Engländer, verlaßt Indien!“ Eine Entschliebung in diesem Sinne wurde vom „Parlament“ des Kongresses, dem „Allindischen Kongreß-Komitee“, am 8. August in Bombay nahezu einstimmig angenommen. Am nächsten Morgen, noch ehe irgendwelche praktischen Maßnahmen auch nur angekündigt waren, wurden Gandhi und seine Mitkämpfer verhaftet.

Einen Sturm, wie er nun losbrach, hatte Indien seit 1857 nicht erlebt. Die Verhaftung der offiziellen Kongreßleitung konnte eine Kampagne des gewaltlosen Widerstandes nicht verhindern, beschwor aber dazu alle Gefahren einer Untergrundbewegung herauf, in der weitgehend die radikal-aktivistischen Elemente das Heft in die Hand bekamen. Hunderte zerstörter Bahnhöfe, verbrannter Post- und anderer Regierungsgebäude, aufgerissene Schienen, entgleiste Züge, Straßensperren, Sabotagen, Unruhen und Streiks bezeichneten monatelang den Ernst der Krise — während der japanische Landesfeind im eroberten Burma zu einem Schlage gegen Bengalen rüstete. Zwar gelang es auch diesmal der Regierung, der Lage allmählich wieder Herr zu werden; aber es wurde auch für die Dauer des Krieges kein ernstlicher Versuch mehr gemacht, den abgerissenen Faden wieder anzuknüpfen.

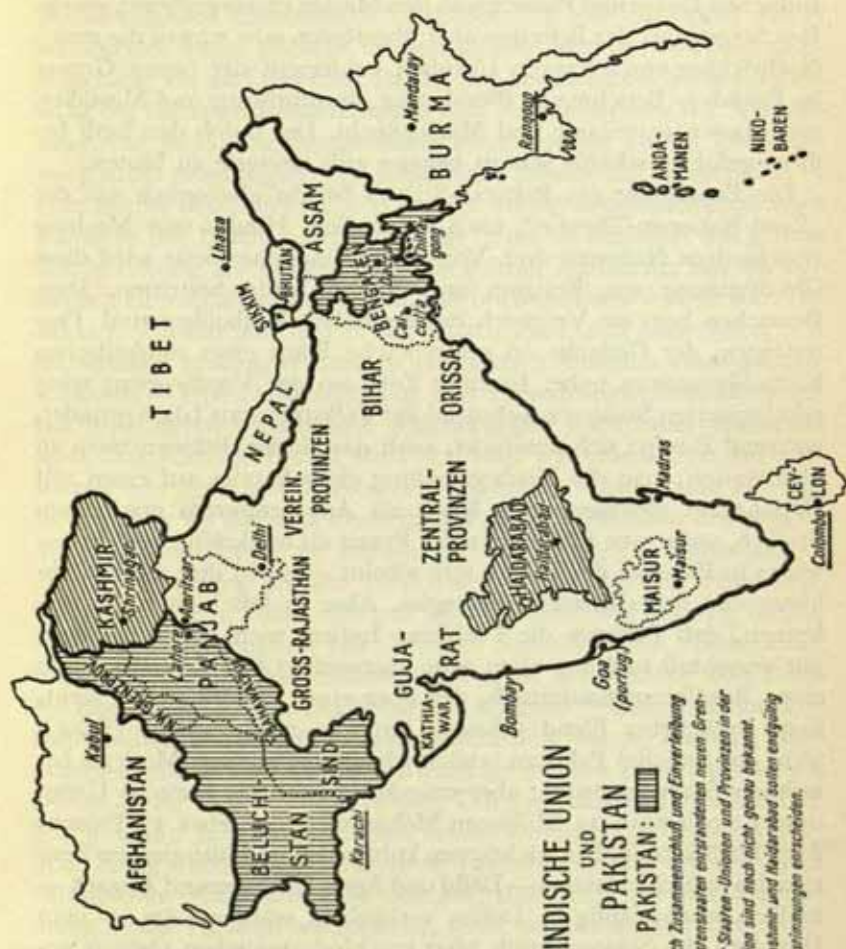
Mochten die Cripps-Vorschläge von Indien abgelehnt worden sein — nachdem sie einmal gemacht waren, konnte England nach Kriegsende nicht wohl weniger bieten. Dazu zwang die so stark ver-

änderte Weltlage zu der Einsicht, eine Aufrechterhaltung der britischen Herrschaft gegen den ständig gewachsenen Widerstand Indiens müsse Mittel kosten, die England sich nicht mehr leisten könne und die sich letzten Endes auch nicht mehr lohnen würden; und damit paarte sich die Hoffnung, durch ehrlichen und gutwilligen Verzicht Passiva in Aktiva, widerspenstige Beherrschte in wohlgesinnte und nützliche Freunde verwandeln zu können — eine Hoffnung, die auch nicht getrogen hat. Denn während allerdings die junge Republik Burma durch den Vertrag vom Oktober 1947 den britischen Reichsverband verlassen hat, ist Indien entgegen seinem früher oft beteuerten Vorsatz freiwillig im Commonwealth geblieben und wird diesem in Zukunft auch als souveräne Republik weiter angehören¹⁾.

Im März 1946 traf eine neue britische Kabinettsmission in Indien ein. Ihre Vorschläge sahen ein ungeteiltes Indien und sofortige Bildung einer indischen Übergangsregierung (*Interim Government*) vor. Da die letztere an der Ablehnung des Kongresses scheiterte, rief Jinnah die Moslems für den 16. August zur „direkten Aktion“, d. h. praktisch zum Bürgerkrieg, auf. Schwerste Unruhen brachen aus, und obgleich Anfang September die Interimsregierung doch noch gebildet wurde und ihr Ende Oktober auch die Moslemliga beitrug, verschärfte sich die Lage immer mehr und ließ England schließlich nur die Wahl zwischen einem nicht zu verantwortenden Einsatz militärischer Machtmittel oder einer radikalen Sofortlösung, deren Durchführung schließlich geradezu überstürzt wurde. Auch der Kongreß mußte sich der Macht der von der Moslemliga heraufbeschworenen Verhältnisse beugen und erklärte sich Ende April 1947 mit der Teilung Indiens einverstanden. Der am 1. März an General Wavells Stelle getretene letzte englische Vizekönig Lord Mountbatten flog nach London, und der Teilungsplan, den er von dort mitbrachte, wurde im Juni von den indischen Führern angenommen.

Die nun folgende Endphase spielte sich in geradezu atemraubendem Tempo ab. Der in einer Unterhauserklärung Attlees vom 20. Februar 1947 auf „spätestens“ den 30. Juni 1948 festgesetzte Unabhängigkeitstermin wurde auf den 15. August 1947 vorverlegt; bereits am 11. Juni verabschiedete das englische Parlament das letzte in der langen Reihe seiner Indien-Gesetze, die „Indische Unabhängigkeits-Akte“; binnen drei Wochen wurde die schwierige Frage der Grenzziehung zwischen den beiden Dominien geregelt: die am

¹⁾ Ceylon wurde am 4. Februar 1948 selbständiges Dominion, in dem jedoch auf Grund eines besonderen Abkommens England weiterhin Flotten- und Luftstützpunkte unterhält.



24. Juli gebildete Kommission gab am 17. August die neuen Grenzen bekannt — zwei Tage n a c h dem Inkrafttreten der Teilung, nachdem am 15. August in Delhi und Karachi, den Hauptstädten der neuen Dominien, der Union Jack niedergeholt und die Flaggen der Indischen Union und Pakistans an den Masten emporgestiegen waren. Den Siegesjubiläum der Befreiten aber übertönten sehr schnell die ersten Nachrichten von schweren Unruhen beiderseits der neuen Grenze im Panjab — Berichte von Plünderung, Brandstiftung und Massaker, von Massenaustreibung und Massenflucht. Der durch den Leib Indiens geführte scharfe Schnitt begann aufs heftigste zu bluten.

Die Errichtung des Pakistan-Staates beruht ideologisch auf der „Zwei-Nationen-Theorie“, nach der Indiens Hindus und Moslems verschiedene Nationen sind. Von nationalindischer Seite wird diese Gleichsetzung von Religion und Nation heftig bestritten. Dem Deutschen liegt ein Vergleich mit deutschen Katholiken und Protestanten, der Gedanke an gelegentliche Pläne eines süddeutschen Katholikenstaates nahe. In einer Zeit, wo der Vorderorient seine säkularisierten Staaten zunehmend auf Volkstum statt Islam gründet, während Europa sich anschickt, auch das Nationalitätenprinzip zu überwinden, mag die Neubegründung eines Staates auf einen mit Nationalität gleichgesetzten Islam als Anachronismus erscheinen. Freilich, wenn eine Idee sich in der Praxis als tragkräftig bewährt — wie es in Pakistan der Fall zu sein scheint —, so ist ihre theoretisch-historische Anfechtbarkeit belanglos. Aber es läßt sich nicht verkennen, daß Pakistan die Probleme Indiens nicht gelöst, sondern nur verschärft und den alten neue hinzugefügt hat. Zwar ist durch einen Bevölkerungsaustausch, der über etwa 12 Millionen Flüchtlinge unsägliches Elend gebracht hat, das nordwestliche (jedoch nicht das östliche) Pakistan tatsächlich ein fast nur von Moslems bewohnter Staat geworden; aber umgekehrt zählt die Indische Union immer noch etwa 42 Millionen Mohammedaner, etwa 13 Prozent ihrer Bevölkerung. Die wichtigsten kulturellen und historischen Zentren des indischen Islams — Delhi und Agra, Lakhnau und Aligarh — mußten zwangsläufig in Indien verbleiben, während das — vom Hauptteil des Staates durch 1600 km hindustanischen Gebiets getrennte — bengalische Pakistan von Calcutta abgeschnitten ist. Für die wirtschaftlichen Folgen der Trennung sei ein einziges Beispiel genannt: 70 Prozent der indischen, und damit der Welt-Juteanbaufläche liegen in Ost-Pakistan, die gesamte indische Juteindustrie aber am Hugli-Ufer in der Indischen Union.

Es wäre töricht gewesen zu erwarten, daß eine weltgeschichtliche

Wende wie die Selbständigwerdung eines Fünftels der Menschheit nach anderthalb Jahrhunderten der Fremdherrschaft sich ohne ernste und langwierige Übergangs- und Anlaufschwierigkeiten vollziehen sollte. Die Zerreißung Indiens in zwei feindliche Hälften hat diese Schwierigkeiten unermesslich vergrößert. Es war ein Start, wie er schwieriger kaum gedacht werden konnte; daß er trotzdem nicht mißglückt ist, darf das neue Indien mit berechtigtem Stolz erfüllen. Mag die bisherige Konsolidierung und Normalisierung der Verhältnisse, die merkliche Entspannung zwischen den beiden Dominien noch nicht berechtigen, von endgültiger Bewährung zu sprechen — eine höchst beachtliche Probe innerer Stärke und staatsmännischen Könnens hat Indien bereits abgelegt in der so schnellen wie gründlichen Lösung der Fürstenfrage, die bei der Entlassung aus der britischen Herrschaft schließlich einfach offen gelassen worden war. Die Staaten wurden teils den benachbarten Provinzen einverleibt, teils zu wenigen großen, einheitlich verwalteten Unionen zusammengeschlossen — eine Flurbereinigung und Verwaltungsreform allergrößten Stils, deren segensreiche Auswirkungen noch nicht abzusehen sind. Das künftige Indien wird sich statt aus einem Dutzend Provinzen und über 500 Staaten und Stätchen — mit einem Kartenbild, bunter als das vom Deutschland des Westfälischen Friedens — aus höchstens etwa 25 annähernd ausgewogenen, lebensfähigen Bundesstaaten (zu solchen werden auch die bisherigen Provinzen) zusammensetzen. Diese wahrhaft geschichtliche Umwälzung vollzog sich nahezu reibungslos, mit alleiniger Ausnahme von Haidarabad, wo eine fünftägige Polizeiaktion untragbar gewordenen Zuständen ein Ende setzen mußte. Der Sonderfall Kashmir — mit einer zum Teil nach Indien tendierenden Moslem-Mehrheit von 75 Prozent, einer Hindu-Dynastie und Führungsschicht grenzt das Land an beide Dominien an — ist der schwierigste Teil des Pakistan-Problems. Der hier über ein Jahr lang zwischen beiden Dominien geführte tatsächliche Krieg wurde am 31. Dezember 1948 durch einen von der UNO vermittelten Waffenstillstand beendet; und wenn die mit Zustimmung beider Parteien beschlossene, unter der Leitung der UNO vorzunehmende Volksabstimmung das Schicksal Kashmirs endgültig geklärt haben wird, ist der Weg frei zu einer gedeihlichen Zusammenarbeit der Indischen Union und Pakistans, deren unbedingter Notwendigkeit man sich auf beiden Seiten nicht verschließt.

Bertold Spuler

GESCHICHTE MITTELASIENS

Zur Aussprache:

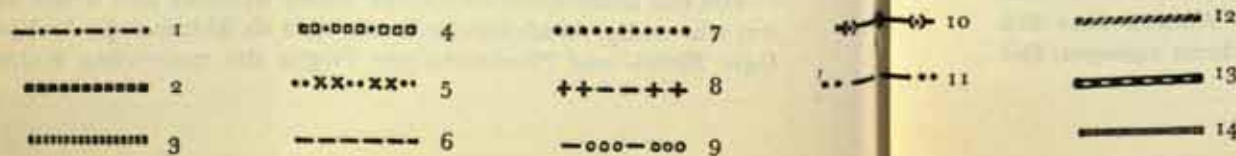
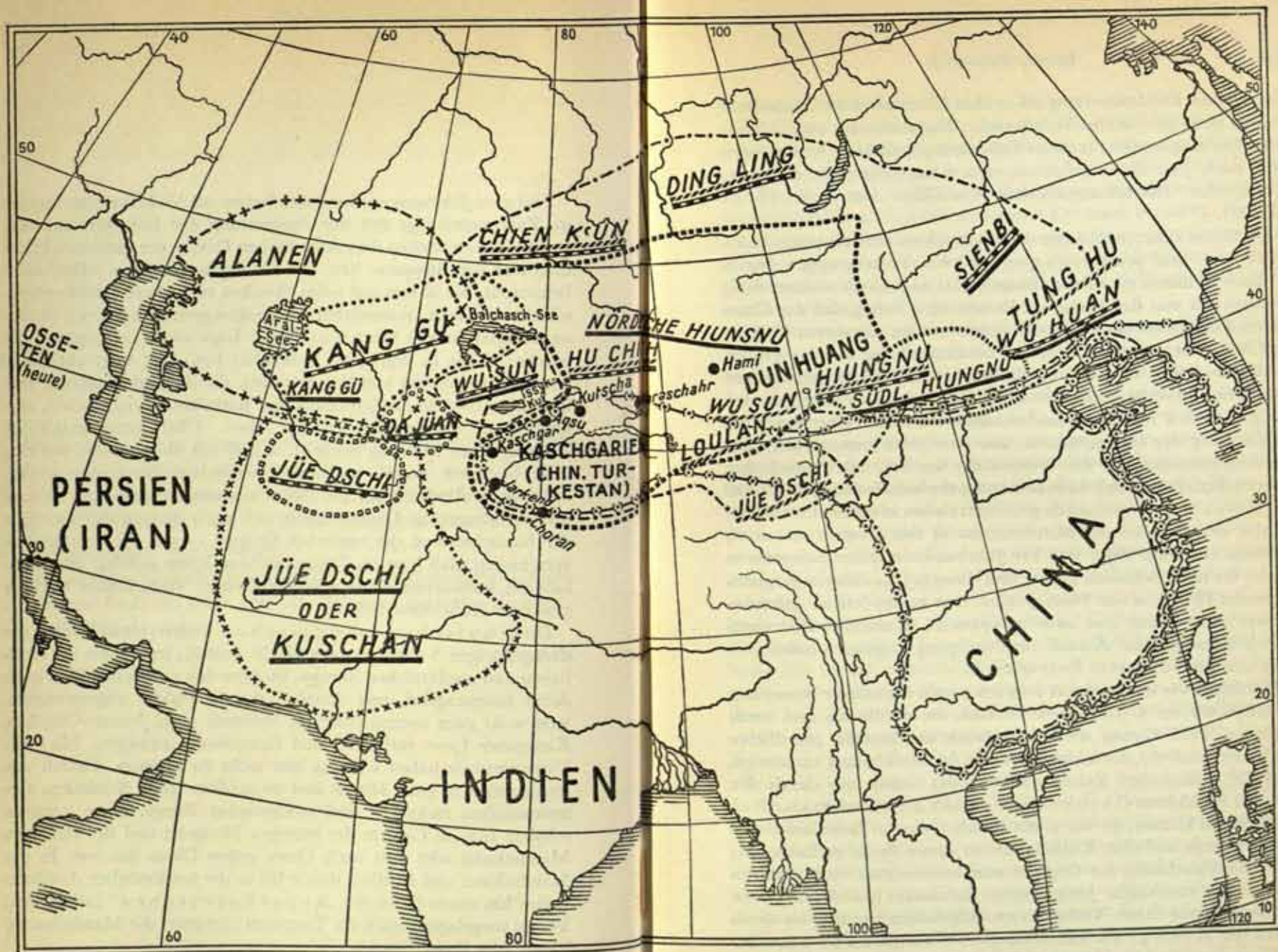
Alle Namen sind so auszusprechen, wie das dem deutschen Lautwerte entspricht. Nur ist „z“ immer stimmhaftes „s“ und „q“ immer am Hintergaumen gesprochenes „k“ (nie „qu“ wie in „Quelle“). „Gh“ ist „Zäpfchen-r“ wie im Berlinischen „am Tage“, „sh“ ist stimmhaftes „sch“ wie in „Loge“.

Der Verfasser verdankt Frl. Dozentin Dr. Annemarie von Gabain und Herrn Prof. Dr. Hans Heinrich Schaefer wertvolle Hinweise.

Fast zwei Jahrtausende hindurch hatten die Völkerverschiebungen im Zusammenhange mit der Ausbreitung der Indogermanen das weite Gebiet zwischen dem Atlantischen Ozean, der indischen Halbinsel und den Steppen-, See- und Gebirgslandschaften Mittelasiens beherrscht. Sie hatten auf weite Strecken eine ältere Bevölkerungsschicht verdrängt, unterworfen oder aufgesogen, ohne daß wir (außer an wenigen Stellen) heute noch in der Lage wären, anzugeben, um welche Völker es sich dabei gehandelt hat. Fest steht aber, daß nördlich und östlich von den Räumen, die die Indogermanen nun besetzten, Gemeinschaften finnischer, ugrischer, samojedischer, türkischer und mongolischer Sprache leben. Über deren sprachliche Vergangenheit ist wenig bekannt, so daß wir nicht wissen, wie sich diese Sprachen damals zueinander verhielten. Sie weisen außerordentliche Ähnlichkeiten in ihrem agglutinierenden Aufbau und ihren Ansätzen zur Lautharmonie auf; doch ist — außer zwischen der finnischen und der ugrischen Gruppe — das Wortmaterial so verschieden, daß hier ein Zusammenhang kaum sichtbar ist. Allenfalls das Auftauchen weiter zurückreichender Texte könnte hierüber genauere Aufschlüsse liefern.

Die *f i n n i s c h e n* und *u g r i s c h e n* Völker, einschließlich der dazugehörigen *S a m o j e d e n* (E. N. Setälä), treten uns im nördlichen und nordöstlichen Europa, bis über den nördlichen Ural nach Asien hineinragend, und daneben nur in einigen abgesprengten, jetzt wohl ganz untergegangenen Splittern (sog. Jenissei-Ostjaken, Karagassen [jetzt türkisiert] und Kamassiner) entgegen. Mit ihrer Vergangenheit haben wir uns hier nicht zu befassen. Östlich von ihnen saßen in ganz Mittel- und im größten Teile Nordasiens Gemeinschaften türkischer und mongolischer Zunge. Diese letzteren schoben sich im Gebiete der heutigen Mongolei und der südlichen Mandschurei sehr weit nach Osten gegen China hin vor. In der Mandschurei und nördlich davon bis in die nordöstlichen Ausläufer Asiens hin waren ihnen die „*h y p e r b o r e i s c h e n*“ (arktischen) Völker vorgelagert; auch die Tungusen (darunter die Mandschuren) haben hier ihren Sitz.

Von den Einzelschicksalen dieser Völker in früher Zeit wissen wir nur sehr wenig, da schriftliche Kunde über sie fehlt und die Archäologie Mittel- und Nordasiens nur Fragen der materiellen Kultur



Zeichenerklärung

1. Hunnisches Reich um 174 v. Chr. 2. Nördl. Hunnenreich 70 v. Chr. 3. Südliches Hunnenreich um 70 v. Chr. 4. Yü-tschü 150 v. Chr. 5. Yü-tschü / Kuschān 70 v. Chr. 6. Wusun 100 v. Chr. / 70 v. Chr. 7. K'ang-kü um 100 v. Chr. 8. Alanen-gebiet seit etwa 250 v. Chr. 9. Tayüan 100 v. Chr. 10. China um 100 v. Chr. 11. China um 70 v. Chr. — Unterstreichungen der Völkernamen bedeutet: 12. Wohnsitze 174 v. Chr. 13. Wohnsitze 100 v. Chr. 14. Wohnsitze 70 v. Chr.

klären kann. Die Ausbreitung des antiken Erbes durch die Diadochenstaaten hatte griechisches künstlerisches Empfinden bis nach Mittelasien hin ausgestrahlt; manche Gebrauchsgegenstände hatten ihren Weg nach dem Osten gefunden, etwa Glasgegenstände, deren ursprüngliches Herstellungszentrum Phoinikien war (um Christi Geburt).

Die ersten zusammenhängenden Nachrichten über die proto-türkischen und proto-mongolischen Völkergruppen (wenn in dieser Frühzeit ein solcher Name schon angewandt werden darf) erhalten wir von den Chinesen. Es war kein Zufall, daß die Chronisten des Reiches der Mitte sich immer stärker mit diesen Völkern befaßten. Das stand vielmehr im Zusammenhang mit der großen Völkerbewegung, die sich im dritten vorchristlichen Jahrhundert zum ersten Male bemerkbar machte. Es handelt sich dabei um den Gegenstoß der mittel- und nordostasiatischen Völker gegen die Ausbreitung der Indogermanen, also eine jener ganz großen Auseinandersetzungen, die den Verlauf der uns bekannten Geschichte beherrschen. Denn auch diese Bewegung der mittelasiatischen Völker hat ja etwa zwei Jahrtausende gedauert: sie hat in einem ihrer Höhepunkte der Bevölkerung Mitteleuropas in den Ungarn ein neues Element eingefügt (895) und hat Jahrhunderte später mongolische Heere bis nach Schlesien (1241) und dann (1529, 1683) osmanisch-türkische Heere bis vor Wien geführt. Erst in den letzten Jahrhunderten ist sie durch eine neue europäische, in neuester Zeit europäisch-amerikanische Ausdehnungsbewegung abgelöst worden, die sich nun über die ganze Erde erstreckt.

Versetzen wir uns an den Ausgangspunkt dieser Bewegung, so sehen wir im 3. Jahrhundert v. Chr. die nördlichen und nordöstlichen Teile Chinas wiederholt durch die Einfälle „nördlicher Barbaren“ bedroht, die schließlich einen solchen Umfang annahmen, daß die chinesischen Kaiser glaubten, das Gebiet nur durch den Bau der berühmten Chinesischen Mauer (etwa 214 v. Chr.) schützen zu können, die vor allem erlaubte, die mit Beute beladenen Eindringlinge auf dem Rückmarsch an dieser Stelle zu fassen (da das Hinüberschaffen des Gepäcks sehr beschwerlich war) und womöglich zu vernichten. Jenseits dieses Bauwerkes freilich konnte die Konsolidierung dieser Völker kaum aufgehalten werden, als deren Kern die H u n g - n u auftreten, die wir als „H u n n e n“ zu bezeichnen gewohnt sind. Freilich läßt sich trotz den in chinesischen Texten überlieferten hunnischen Namen und Wörtern über den sprachlichen Charakter dieses Volkes nichts Sicheres aussagen. Der

japanische Orientalist Kurakichi Shiratori, der sich zuletzt mit dieser Frage beschäftigte, ist von der früheren Meinung, daß es sich um eine türkische Sprache handle, wieder abgegangen und hat später Verwandtschaft mit dem Tungusischen vertreten. Dazu kommt noch der Umstand, daß sich im Rahmen des hunnischen Staatsverbandes offenbar auch andere völkische Elemente befanden, die vielleicht proto-(lir-)türkisch (s. u. S. 321) oder proto-mongolisch sprachen (ähnliche Verhältnisse bestanden im Mittelalter im mongolischen Staate). Nur soviel besagt die chinesisch überlieferte Glosse aus dem Anfang des 4. Jahrhunderts.

Wie auch sonst immer wieder bei der Bildung nomadischer Großreiche in Asien, war das erste hunnische Reich, von dem wir wissen, das Werk eines einzigen Mannes, Mao-tun, der nach dem Tode seines Vaters 209 v. Chr. zur Macht kam, sehr rasch die einzelnen, nach einer Einigung häufig gar nicht strebenden nomadischen Stämme nördlich des eigentlichen Chinas zusammenfaßte und dadurch die Größe des hunnischen Staates begründete, unterstützt durch eine Periode inneren Zerfalls im Reiche der Mitte, aus dem ihm eine nicht unbeträchtliche Zahl von Helfern zuströmte. Zwar unternahmen die Chinesen von 200 v. Chr. ab Angriffe auf das hunnische Reich und konnten es von den Grenzen etwas zurückdrängen, aber die Mongolei blieb in ihrem Besitze, und die Ausdehnung ins Gebiet der damaligen Kirgisen und nach dem Tarim-Becken [dem heutigen Ost- (Chinesisch-) Turkestan] konnte nicht aufgehalten werden. Damals lebten im östlichen Teile dieses Gebietes bis in die chinesische Provinz Kan-su hinein nur Indogermanen, und zwar die nordöstlichen Ausläufer des iranischen (bzw. indo-iranischen = arischen) Zweiges dieser Sprachgemeinschaft. Die Chinesen bezeichneten dieses Volk mit dem Namen Yü e - t s c h i; es sind die T o c h a r e r, deren chinesischer Name „Zgudscha[ka]“ (ältere Aussprache) mit der Bezeichnung der Skythen zusammenhängt (so mit Vorbehalt G. Haloun) und die mit den fälschlich „Tocharer“ genannten Arschi und ihrer eigenen indogermanischen Sprache (vgl. unten S. 316f.) nicht verwechselt werden dürfen. Die (echten) Tocharer unternahmen nach dem gewaltsamen Tode Mao-tuns (174 v. Chr.) etwa im Jahre 165 den Versuch, sich der hunnischen Oberherrschaft zu entledigen. Da das Unternehmen mißlang, mußten die Yü e - t s c h i nach dem Südwesten fliehen: die Hauptmasse stieß durch das Gebiet am Ili und Issiq Köl nach Transoxanien und Sogdien (um Samarkand) vor (W. M. Mac Govern).

Allerdings waren diese Gebiete nicht unbewohnt. Die skythischen Saker (N. C. Debevoise), von den Chinesen als „Sai“ und „Scha-ka“ bezeichnet, im Gebiete um den Issiq Kōl und in Sogdien, wichen unter dem Drucke der Yüe-tschü nach Süden aus (daß sie vielmehr Türken gewesen seien — so E. Meyer, Mordtmann und A. Z. V. Togan —, ist sicher unrichtig) und stießen z. T. (62 v. Chr.) bis ins nordwestliche Indien (wo sie das Reich Kaschmir, chin. Gopin, gründeten), zum Hauptteile aber nach Drangiana, das seitdem nach ihnen Sakaстана hieß (um 139 v. Chr.) und noch heute in iranisch weiterentwickelter Lautung Sīstān heißt (arabische Wiedergabe einer früheren Lautstufe „Sidschistān“). Dabei nahmen die Saker die iranische Umgangssprache dieses Landes und des heutigen Afghanistan an, die — ohne feste Kanzleitradition und also ohne Pflege — in ihrem Munde sehr rasch verwilderte (bearbeitet von E. Leumann, Sten Konow und H. W. Bailey).

Obgleich von den Yüe-tschü bei ihrem Vorstoße über den Jaxartes 129/28 v. Chr. auch das gräko-baktische Reich zurückgedrängt wurde (wohl nicht ganz erlag, so F. Altheim), blieben sie in ihren neuen Wohnsitzen nicht unabhängig. Vielmehr gelang es den von den Chinesen unterstützten, bisher ungenannten Wusun, einem Volke von Hirtennomaden ohne Städte und ohne Ackerbau (W. Eberhard), auf ihrer Westwanderung um 160 v. Chr. das Gebiet der heutigen Dsöngarei zu besetzen, wo sie sich seitdem hielten, solange sie ein geschichtliches Leben führten. Über ihre Volksindividualität sind lebhaft Auseinandersetzungen geführt worden, die vor allem in der Frage gipfeln, ob sie mit dem Volke der Arschi (fälschlich Tocharer genannt, vgl. oben) identisch seien (so W. Henning und O. Maenchen-Helfen, die Wu-sun für chinesisch Orsun = Arschi, türkisch Ersin, ansehen) [anders H. W. Bailey] oder doch das ethnische Substrat dieses Volkes bilden (G. Haloun), sodaß Wusun die Bezeichnung für die beiden durch Texte des 7. Jahrhunderts bekannten Dialekte (besser „Sprachen“) des (Pseudo-) Tocharischen im Tarim-Gebiet wäre (Sprache A: Agni; Sprache B: Kutscha). Man fand nämlich bei den Turfan-Expeditionen der Jahre 1898 ff. (A. Grünwedel, Sir Aurel Stein, P. Pelliot, A. v. Le Coq) Texte in einer indischen Schrift, die eine Sprache indogermanischen Gepräges, vor allem indogermanischen Verbalsystems darstellen, während z. B. das Deklinationssystem deutlich über einer indogermanischen Grundlage nicht-indogermanische (aber noch nicht eindeutig geklärte) Überlagerungen aufweist. Das Auffällige daran ist, daß diese indogermanische Sprache offenbar zu der euro-

päischen Gruppe der sog. kentum-Sprachen gehört, wenn das Problem auch infolge mannigfach auftretender Schwierigkeiten noch nicht eindeutig gelöst ist (E. Sieg, W. Krause). Es handelt sich offensichtlich um einen Zweig der indogermanischen Sprachgemeinschaft, der während der großen Völkerverschiebungen auf nicht mehr zu klärende Weise hierher verschlagen worden ist. Die Bezeichnung „Tocharer“ für dieses Volk geht darauf zurück, daß sich in türkischen Texten die Bezeichnung „Toghri“ (nicht Tochri!) findet, sodaß man sie anfänglich mit den aus klassischen und arabischen Texten bekannten (echten) Tocharern (= Yüe-tschi) gleichsetzte. In Wirklichkeit nannte dieses Volk sich (wenigstens in Qaraschahr) Arschi, während für die zweite hierher gehörige Sprachgruppe in Kutscha keine Eigenbezeichnung bekannt ist.

Neben diesen Wu-sun nennen die Chinesen noch ein Reich von selbsthaften Acker- und Weinbauern sowie Pferdezüchtern im heutigen Fergana und in Ch o q a n d mit dem Namen T a - y ü a n, ferner ein nomadisches Reich K ' a n g - k ü nördlich von den Yüe-tschi (Sogdien und Chwârizm). Ihr völkisches Gepräge war ebenso wie das einiger kleinerer Stämme sicherlich iranisch; auch Feuertempel finden sich. Weiter südwestlich lag seit 256/247 v. Chr. das Reich der Parther unter der arsakidischen Dynastie, auch den Chinesen wohlbekannt, dessen Schicksale uns aber in diesem Zusammenhang im einzelnen nicht berühren.

Die W u - s u n lösten sich schon bald von der hunnischen Oberhoheit, und auch das chinesische Reich hatte sich inzwischen soweit erholt, daß seine Bewohner auch in Mittelasien wieder zu einer aktiven Hunnenpolitik übergehen und den Versuch zu einem Bündnisse mit den Y ü e - t s c h i machen konnten, der freilich zunächst (um 130 v. Chr.) noch scheiterte. Als aber dann die seit 133 geführten chinesischen Angriffskriege gegen die Hunnen, deren Herrscher seit 126 weniger bedeutende Persönlichkeiten waren, 123 zur Verlegung der h u n n i s c h e n Hauptstadt in das Gebiet des heutigen Urga und schließlich 121 zur Unterstellung zweier hunnischer Vasallenstaaten unter China führten, sank die Macht des ersten hunnischen Reiches ziemlich rasch; das chinesische Handelsmonopol nach Mittelasien war dadurch gesichert. 105 wagten es die Wu-sun, sich gegen sie mit den Chinesen zu verbinden; diese konnten von ihrem westlichsten Vorposten Tun-huang bis an den Pamir vorstoßen. Um 85 mußten die Hunnen westwärts abziehen und erlitten dabei eine Niederlage durch die Wu-sun. Die Chinesen eroberten 77 Lou-lan, 71 Kutscha im Tarim-Becken, gründeten hier sowie in

Qaraschahr eigene Kolonien und knüpften Beziehungen zu den Tibetern und den Parthern an. Das hunnische Reich zerfiel bald in zwei verschiedene, untereinander rivalisierende Staaten, die unter chinesischen Angriffen schwer zu leiden hatten. So zogen es die nördlich wohnenden Hunnen 43 v. Chr. vor, sich in ihre alten Wohnsitze nördlich der Wüste Gobi in der Mongolei zurückzuziehen, nachdem 49 schon die Tingling und die (noch zu erwähnenden) Kirgisen nach Westen, in das Gebiet der Selenga bzw. ins heutige Tangu Tuwa, abgezogen waren (B. Ögel). Die weiter im Süden wohnenden Hunnen wanderten westwärts nach Mittelasien. Dieses bisher rein iranische Gebiet wurde dadurch zum ersten Male von „turanschen“ Völkern unterworfen. (Seit dieser geographischen Verschiebung der beiden hunnischen Reiche spricht man vom westlichen — bisher südlichen — und vom östlichen — bisher nördlichen — hunnischen Reiche.) Doch wurden die westlichen Hunnen durch Hunger und Seuchen sowie durch Kämpfe mit den Wu-sun als den Verbündeten der Chinesen und dann mit den Chinesen selbst und andern Nachbarn (Sien-pi, s. u. S. 320) seit 36 so geschwächt, daß sie diesen fortan (mit einer kurzen Unterbrechung 19—40 n. Chr.) auf lange Zeit hinaus tributpflichtig (aber auch durch Handel und wachsende kulturelle Angleichung verbunden) blieben, auch wenn sie Teile des Tarim-Beckens unterwerfen konnten, wo der einflußreiche Herrscher von Jarkend ermordet worden war. Im Westen blieben die Wu-sun trotz der Spaltung in zwei Staaten doch eine bedrohliche Macht.

Durch diesen stetigen, westwärts gerichteten Druck der Hunnen gerieten die iranischen und die übrigen indogermanischen Völker Mittelasiens allmählich in Bewegung. Die Alanen zwar, die sich diesen Namen eben damals zugunsten eines älteren zulegten, wie chinesische Quellen bezeugen, ließen sich nur zum Teil (nach Südrußland) verdrängen; die Hauptmasse unterwarf sich dem iranischen Staate K'ang-kü. Bei den Alanen handelte es sich um die nördlichen Teile des iranischen Volkstums (dann also nicht um Teile der Wu-sun = echten Tocharer, so Maenchen-Helfen), die nicht im parthischen Staate aufgegangen waren und sich offensichtlich in bewußtem Gegensatz zu diesem parthischen „Arierlande“ (= Ērān, Īrān) ihrerseits auch „Arier“ nannten, was dann in ihrer Sprache Alanen (Arjan > Alan) wurde (H. H. Schaefer). Sie werden uns noch begegnen.

Der andere indogermanische Stamm, der in eine Wanderung hineingerissen wurde, waren die Yü-e-tsch'i im südöstlichen Turkestan und im Gebiete zwischen dem oberen Oxus und dem Hindu-

kusch, deren Einfluß aber mittelbar bis zu den Alanen reichte. Eben damals unterwarf einer der fünf Stämme, in die sie zerfielen, die Kuschān, die vier übrigen, und seither sind sie unter diesem Namen bekannt geworden, vor allem auf indischen Inschriften und Münzen und bei zwei abendländischen Geschichtschreibern. Sie schoben sich über das heutige Afghanistan allmählich nach Nord-west-Indien vor; die Saken gerieten unter ihre Botmäßigkeit und wurden von ihnen teilweise als Kolonisten nach Chotan verpflanzt. Das Kuschān-Reich erstreckte sich also rings um den Hindukusch herum bis nach Indien, eine Staatenbildung, wie sie sonst geschichtlich kaum wieder vorgekommen ist. Freilich macht uns die Unsicherheit der Datierungsweise bei den Indern eine genauere Festlegung des Emporkommens dieses Feudalstaates unter Kadphises (Kudschula [kara]) I. und II., der endgültigen Vernichtung des gräko-baktrischen Reiches (vielleicht um 45 v. Chr.) und den glanzvollen Höhepunkt unter Kanischka (wohl um 125/50 n. Chr.), dem vielgepriesenen Beschützer und Förderer der griechisch beeinflussten Gandhara-Kunst und des Buddhismus, fast unmöglich. Der Hilferuf, den der letzte Kuschān-Herrscher Vasudeva (chin. Po-t'iao) 229 angesichts des Zusammenbruchs seines Staates nach China richtete, hängt sicherlich mit dem Aufkommen der sassanidischen Macht in Persien zusammen und bildet also eine Parallele mit dem Untergang des sassanidischen Reiches (Pērōz 651) (H. H. Schaeder).

Die Amtssprache des Kuschān-Reiches in seinen nördlichen Bestandteilen ist das (ost-iranische) sogdische gewesen, ein Idiom mit fester Kanzlei-Tradition und deshalb geregelter Schreibung, die nach ihrem sprachlichen Stande offensichtlich südlich des Oxus ausgebildet worden ist (H. H. Schaeder) und deren Geltung sich über Transoxanien, Fergana und das Tarim-Becken erstreckte. Sie hat dann im Zusammenhang mit der Festsetzung des Persischen als iranischer Schriftsprache (ebenso wie das zum West-Iranischen überleitende Chwarizmische — erforscht von A. Z. V. Togan und W. Henning) bis auf geringe Reste (Jaghñōbī) in den späteren Jahrhunderten ihren Untergang gefunden und ist erst durch Handschriftenfunde zu Beginn unseres Jahrhunderts wieder bekannt und entziffert worden (R. Gauthiot, F. C. Andreas, H. H. Schaeder, H. Junker, E. Benveniste, W. Henning, O. Hansen).

Befanden wir uns beim Kuschān-Reiche hinsichtlich der zeitlichen Festsetzung und aller historischen Einzelheiten auf sehr schwankendem Boden, so sind uns dagegen die Kämpfe der Chinesen mit den Hunen, die sich seit 73 n. Chr. erneuerten und die nach

anfänglichen hunnischen Erfolgen seit 90 den Chinesen entscheidende Vorteile brachten, wieder genauer bekannt. Sie finden ihren vorläufigen Abschluß im Osten dadurch, daß sich kurz nach 150 n. Chr. östlich der Hunnen das Sien-pi-Reich erhob, die Schöpfung eines Volkes, über dessen Nationalität wir uns gleichfalls nicht im klaren sind: auch hier schwanken die Ansichten zwischen türkisch, mongolisch (so P. Pelliot) und tungusisch. Während aber die Sien-pi ihre geschichtliche Rolle ganz in Ostasien spielten und hier also nicht eingehender zu behandeln sind, ist doch der Tatsache zu gedenken, daß sie einem Teil der Hunnen die Herrschaft in der Steppe streitig machten und sie dadurch südlich ins chinesische Reich abdrängten, wo diese stellenweise für mehrere Jahrhunderte örtliche Dynastien bildeten, und daß sie den entscheidenden Anstoß zur großen Westwanderung eines anderen Teils der Hunnen gaben, die wir in ihren Einzelheiten allerdings kaum zu erfassen vermögen, da die nach Westen abwandernden Teile dieses Volkes der Sicht der chinesischen Geschichtschreibung entchwanden.

Wir wissen nur, daß die Hunnen (sogdisch Chūn) nun die Alanen überrannten und mit sich nach dem Westen rissen. Dadurch wurde dieses ostiranische Reitervolk (seit 402) aus der Wolgalandschaft heraus über die Donau hinweg bis in germanische Gebiete (406), bis nach Gallien und Spanien hinein verdrängt, wo es sesshaft wurde (Got-Alanien = Katalonien). Die in der heutigen Südostukraine ansässigen Teile zogen sich schließlich in das nördliche Kaukasusvorland zurück. Aber auch dort konnte sich dieser Reststamm im Laufe der Jahrhunderte dann nicht mehr halten. Von Tscherkessen und Türkvölkern, schließlich auch von Russen und Ukrainern eingeengt, mußte er im mittleren Teile des Kaukasus zu beiden Seiten des Bergrückens in ganz unzugänglicher Gegend seine Zuflucht suchen, schon früh (mit einem noch nicht erklärten Namen, vielleicht aus arsyā: H. W. Bailey) als Asioi (griechisch) bzw. Āss (arabisch) (russisch Jas; ungarisch Jász: Jazygen; danach Jassy) oder (bei den Georgiern) als Oss(et)en bekannt. Dieses Volk ist noch heute neben den Armeniern das einzige indogermanische Volk in Kaukasien und hat seine ostiranische Sprache (in drei Mundarten) bis zum heutigen Tage bewahrt. In ihr nennt es sich Iron, so also noch heute am Namen „Iranier“ (Arier) schlechthin festhaltend, wie dies ihre Vorfahren vor zwei Jahrtausenden mit der Bezeichnung „Alanen“ ebenfalls getan hatten.

Wir verlassen damit die West-Hunnen, die ihre großen Erfolge der für Europa damals überraschenden, von den Parthern

übernommenen Angriffstaktik verdankten: dem Pfeil- und anschließenden Lanzenreiter-Angriffe, der durch Scheinrückzüge unterbrochen wurde und währenddessen die Hunnen auch nach rückwärts schossen sowie Hinterhalte bildeten (A. von Pawlikowski-Cholewa). Ihr weiteres Geschick — ihre Niederlassung im mittleren Donaubecken, ihr Vorstoß bis nach Italien und bis nach dem mittleren Gallien unter Attila (451—454) — bildet einen wesentlichen Teil der europäischen Geschichte, aus der sie freilich schon bald nach Attilas Tode wieder — und zwar für immer — verschwunden sind.

Sie gingen entweder in den umliegenden europäischen, in ihrer Mehrzahl aber in den türkischen Völkern auf, die vor den Hunnen her oder mit ihnen zusammen nach Osteuropa, vor allem in das Wolga-Ural-Gebiet, gedrängt worden waren. Es handelte sich dabei neben den B a s c h k i r e n, die vielleicht nur türkisierte Verwandte der Madjaren sind und die damals noch keine bedeutende geschichtliche Rolle gespielt haben, und neben Sabiren und weniger hervorgetretenen Stämmen vor allem um zwei Völker von weitreichender Bedeutung, die C h a s a r e n und die W o l g a - B u l g a r e n. Wenigstens diese haben sprachlich allem Anschein nach nicht zu den Türken im engeren Sinne gehört, also zu jener Völkergemeinschaft, die nahe verwandte, gegenseitig mehr oder minder verständliche Schattierungen desselben Idioms spricht. Vielmehr hat sich ihre S p r a c h e durch eigenartige Sonderentwicklungen (gekennzeichnet durch die häufige Verwendung der Laute l, i, r an Stelle der „gemein-türkischen“ sch, a, z) völlig eigenständig entwickelt und ist den übrigen Türken gänzlich unverständlich geworden, wenn sie auch (so J. Benzing, anders K. H. Menges) ihrer Ableitung nach rein türkisch ist (was — gegen F. Altheim — nur für das Wolga-Bulgarische gesagt werden kann, da wir aus dem Chasarischen nur wenige Wörter kennen). Der bis in die Gegenwart erhaltene Ausläufer des Wolga-Bulgarischen ist nach allgemeiner Ansicht das T s c h u - w a s c h i s c h e an der mittleren Wolga.

Die C h a s a r e n, vielleicht die westlichen Vorposten des (gleich zu behandelnden) westtürkischen Reiches und seit 198 n. Chr. am Kaukasus im Kampfe gegen die Armenier, dann die Perser und Ost-römer auftretend, konnten seit etwa 600 ein Reich aufbauen, das sich vom nördlichen Kaukasus-Vorlande westlich über die untere Wolga bis auf die Krim und über den Dnjepr erstreckte und dem längere Zeit hindurch mehrere südrussische (bzw. ukrainische) Stämme unterworfen waren. Sie selbst waren damals (737—861)

den Muslimen tributpflichtig. Über die *i n n e r e* Geschichte dieses Staates sind wir nur dürftig unterrichtet. Wir kennen gerade den in typisch früh-türkischer Weise abgestuften Staatsaufbau unter einem „Chaghan“ als obersten Leiter, umgeben von einer Schicht von Adligen, die das politische Leben maßgebend bestimmten und die sich um 740 auffälligerweise dem mosaischen Glauben angeschlossen hatten: der letzte Missions-Erfolg dieser Religion, der zur Folge hatte, daß die Chaghane gelegentlich mit ausländischen Juden in Verbindung traten. Die breite Masse des Volkes bekannte sich aber schon früh zum Christentum und später zum Islam.

A u ß e n p o l i t i s c h war das Augenmerk der *C h a s a r e n* in den ersten Jahrhunderten des Bestehens dieses Staates vor allem nach Süden gerichtet: gegen die letzten Sassaniden und dann gegen die Kaukasien beherrschenden Muslime führten sie bis etwa 800 häufige und vielfach erbitterte Kämpfe, verschiedentlich mit den Oströmern verbündet, deren Kaiser sogar in verwandtschaftliche Beziehungen mit ihren Chaghanen traten. Das Ende brachte dem Staate aber schließlich der Zusammenschluß der ostslawischen Stämme durch die normannischen Waräger (seit 862). Als deren Staat Rußland erstarkt war und sich außenpolitischen Rückhalt gesichert hatte, eroberte Fürst Swjatoslaw 969 die Hauptstadt Sarkel am Don. Der nachdrängende türkische Stamm der Petschenegen (von dem noch zu reden sein wird) schob die letzten Reste des Volkes ans Azowsche Meer und auf die Halbinsel Krim zurück. Dort sind sie 1016 von den Byzantinern und den inzwischen Christen gewordenen Russen endgültig vernichtet worden. Daß ihre letzten Nachkommen sich schließlich mit den (freilich ein „Normal-Türkisch“ im engeren Sinne sprechenden), einer talmudlosen Spielart des mosaischen Glaubens anhängenden Karäern vereinigten, ist verschiedentlich behauptet worden, aber nicht ernsthaft in Erwägung zu ziehen; in jüngster Zeit hat man trotzdem einige sprachliche Anhaltspunkte dafür namhaft gemacht (A. Zajackowski; dagegen O. Pritsak).

In noch stärkerem Maße als für die Chasaren war offenbar für die *W o l g a - B u l g a r e n* der *H a n d e l* (namentlich mit Pelzen, Lederwaren, Honig) das eigentliche Lebenselement, vor allem die Vermittlung zwischen Osteuropa und Mittelasien, die bis in die jüngste Vergangenheit in jener Gegend zentralisiert war, in der auch sie saßen: an der mittleren Wolga (von Welikij Ustjug bis Saratow und von Murom bis Ufa) mit der Hauptstadt Bulgar (russisch „Bolgary“), etwas südlich des heutigen Kazan. Freilich wissen wir von

den Wolga-Bulgaren noch weniger als von den Chasaren. Wir können nur sagen, daß ihr Staat, von den russischen Siedlungen noch durch finnische Stämme getrennt, lange Jahrhunderte ohne wesentliche Schwächungen lebte und in mehrere Fürstentümer zerfiel. Schließlich ist er 1236/37 von den Mongolen zerstört worden, in denen die Wolga-Bulgaren dann aufgingen, soweit sie nicht — in abgelegenen, vielfach waldigen Gegenden wohnend — sich als Tschuwaschen bis auf den heutigen Tag erhalten haben (allerdings unter starken völkischen Verlusten an die umliegenden finnischen und russischen Siedlungen). — Ein Zweig der Wolga-Bulgaren hat sich im 7. Jahrhundert zwischen den an der unteren Donau wohnenden Slawen unbekannten Namens niedergelassen und (ebenso wie die Waräger in Rußland) hier die staatliche Ordnung durchgeführt. Auch hier haben die Eroberer ihre Sprache zugunsten der slawischen aufgegeben; auch hier haben sie (wie die Rus = Waräger) ihren Namen an die Slawen weitergegeben, die sie unterworfen hatten: die (D o - n a u -) B u l g a r e n. Ihre Schicksale als die eines südlichen Slawenvolkes gehören nicht in den Rahmen dieses Überblicks.

Wir haben uns nun wieder Mittelasien zuzuwenden, über das wir für die frühen nachchristlichen Jahrhunderte nur wenig sagen können. Es scheint, daß die c h i n e s i s c h e O b e r h o h e i t hier etwa 175 z u E n d e g e g a n g e n ist, kurz nachdem unter Kaiser Mark Aurel (bei den Chinesen An-tun = Antonius) 166 — nach der Eroberung Ktesiphons durch die Römer ein Jahr zuvor — eine Verbindung zwischen Rom und China zustande gekommen war. Das Tarim-Becken und die Reiche Fergana (Ta-yüan) und Chwârizm (K'ang-kü) waren praktisch unabhängig und zerfielen in verschiedene kleinere Fürstentümer (S. P. Tolstov), die um 300 bzw. um 270 Botschafter (mit unbestimmtem Auftrage) nach China sandten.

Etwa in der gleichen Zeit, in der die H u n n e n sich, wie wir sahen, i n N o r d - C h i n a der Regierung bemächtigen konnten, tauchen auch am nordöstlichen Rande des persischen Hochlandes wieder innerasiatische Fremdvölker auf, zuerst 356 die Chioniten, deren Angriffe keine nachhaltige Gefahr bedeuteten, dann aber seit dem Beginn des 5. Jahrhunderts die (H) E p h t h a l i t e n (arab. „Haital“), die vielfach (auch von den Indern) als „Weiße Hunnen“ bezeichnet werden, obgleich sie von den „eigentlichen Hunnen“, den Awaren und den übrigen Bewohnern Turkestans in den chinesischen Quellen geschieden werden, die sie vielmehr mit den Yüetschi oder auch mit den Bewohnern Turfans in Zusammenhang bringen, ohne daß wir in der Lage wären, Genaueres über ihre Her-

kunft (aus einem besonderen Clan?) zu sagen. Es wird nur berichtet, daß sie früher in der Dsöngarei lebten und zeitweise den A w a r e n (chinesisch = „Shou-shan“?, besonderer Schimpfname „Shuan-shuan“ = wimmelndes Gewürm) untertan waren, einem vielleicht mongolischen Volke (J. Marquart, W. Eberhard), das seit 413 die Oberhoheit über seine Nachbarn gewann (anders D. Sinor).

Durch sie nach Süden abgedrängt, konnten sich die — durchaus nomadisch organisierten — H e p h t h a l i t e n des Tarim-Beckens mit seinen Festungen und Chotans bemächtigen, Sogdien sowie Baktrien (Balch) besetzen und die letzten Reste der Yüe-tschü beseitigen. Um 425 gründeten sie bei Bādhaghīs (nordöstlich Herāt) ihre Hauptstadt Qunduz. Von hier aus griffen sie die Sassaniden an, erlitten aber 427 eine schwere Niederlage, die sie erst 454 durch die Vernichtung eines ganzen persischen Heeres wettmachen konnten. Dadurch, daß es ihnen dann gelang, sich in die persischen Thronkämpfe einzumischen und die zu ihnen geflohenen Thronkandidaten durchzusetzen, wobei die Perser 475 und 484 wiederum schwere Niederlagen erlitten, war ihre Macht so gefestigt, daß sie neue Angriffe der Perser (507—513) abwehren konnten. Aber dadurch, daß sie, ebenso wie die Yüe-tschü (Kuschān) vor ihnen, in Nordwest-Indien eindringen und deren Erbe antraten, waren sie durch indische Belange so sehr in Anspruch genommen, daß sie die iranischen Verhältnisse aus den Augen verloren. Als dann die hephthalitische Macht in Indien 532 schwer erschüttert worden war, hatte das Sassaniden-Reich seine gefährlichste innere Krisis, den kommunistisch orientierten Mazdakismus, siegreich überstanden und war nun wieder in der Lage, sich gegen diesen hartnäckigen Feind zu wehren, der die seit einem Jahrtausend bedrohte Nordostflanke Persiens wieder gefährdet hatte. Dieses Unheil war um so drohender, als die im Jahre 552 zum ersten Male unter diesem Namen auftretenden Türken sich nun der awarischen (Shou-shan-)Oberherrschaft entledigten und dieses Volk vernichteten oder zum Abzuge nach Europa zwangen, wo ihre letzten Reste 796 an der ungarisch-steinischen Grenze durch die Truppen Karls des Großen endgültig besiegt worden sind. (Die heutigen Awaren im nordöstlichen Kaukasien haben mit ihnen nur den Namen gemeinsam.) Einem türkisch-sassanidischen Bündnisse ist dann um 562 die endgültige Beseitigung der Hephthaliten gelungen, deren letzte Überbleibsel bald darauf auch in Indien ausgelöscht wurden. Die Hephthaliten v e r s c h w i n d e n damit aus der Geschichte.

Mit der Besetzung des nördlichen Hephthaliten-Gebietes bis an

den Oxus und der bald darauf erfolgten Eroberung Baktriens und des heutigen Afghanistans aus der Hand der Sassaniden, die durch ihre Kämpfe mit Byzanz an einer aktiven Gegenwehr verhindert waren, schob sich das große asiatische Eroberervolk nach Mittelasien vor, das diesem Gebiete bis auf den heutigen Tag das Gepräge gegeben hat. Den Namen „Türk“ (= Kraft, Stärke) verdankt es offenbar der Bezeichnung eines Stammes oder eines Herrscherhauses. In früher Zeit treffen wir bei ihnen auch die Selbstbezeichnung „Oghuzen“ (byzantinisch „Uzen“), die offensichtlich älter war. Als die Muslime das Bedürfnis fühlten, all jenen mittelasiatischen Stämmen, die ihnen als Träger sehr ähnlicher Sprachen entgegentraten, unter einem gemeinsamen Namen zusammenzufassen, ist der Name „Türken“ als umfassende Bezeichnung üblich geworden, wie wir ihn heute gebrauchen. Eine Verbindung mit den Hunnen, wie chinesische Schriftsteller sie zuweilen herstellten, wurde von den Türken abgelehnt und ist wissenschaftlich offensichtlich nicht haltbar (gegen Aristow); die verschiedenen Totem-Tiere (Wolf bei den Türken, Stier bei den Hunnen) gehen freilich nur auf die gerade herrschenden Clans zurück.

Vor der Mitte des 6. Jahrhunderts ist uns von dem Schicksale türkischer Völker — das Wort soll von nun an in seinem heutigen Sinne verwendet werden — nichts Sicheres bekannt. Wir sahen, daß die Versuche, zahlreiche von jenen Völkerschaften, die wir bisher kennenlernten, dem Türkentum zuzuschreiben, heute fast alle aufgegeben sind. Wir können nur vermuten, daß im Gefolge des Zusammenbruchs der hunnischen Reiche die späteren Türken in schwer zugängliche Altaï-Täler gedrängt wurden und dort in jenem Gebiete eine zeitweilige Heimat gefunden haben, das die spätere Sage „Ergenekon“ nennt. Zu staatlicher Bedeutung gelangten sie, als etwa um die Mitte des 6. Jahrhunderts der Herrscher Bumin (seit 552: Chaghan, nach chinesischen Quellen auch „Ilchan“) eine Macht in seiner Hand vereinigte, die ihm zu übernationaler Bedeutung verhalf, so daß die Chinesen seit eben diesem Jahre Beziehungen zu ihm aufnahmen. Die westlichen Teile seines Staates (etwa das heutige Turkestan und Chwārizm mit dem Tarim-Becken und der Dsöngarei) übertrug er seinem Bruder İstāmi mit dem Titel eines Jabgu (daher byzantinisch „Silzibulos“ = „Syr jabgusu“), während er selbst die Osthälfte (die nördliche Mongolei bis an die Chinesische Mauer, das Flußgebiet des Orchons, der Selenga und Tola sowie den Oberlauf des Jenisseis) als Oberchan selbst in der Hand behielt. Schon hier zeigt sich die eigentümliche,

offenbar uralter Überlieferung entsprechende, für die Tibeter schon im 7. Jahrhundert maßgebliche (H. Hoffmann) und durch lange Jahrhunderte bei den Türken und noch bei den Mongolen festgehaltene Ordnung des **Aufbaus türkischer Reiche**, die unter einem obersten Herrscher seinen nächsten Verwandten in genau abgestufter Hierarchie mit symbolischen Titeln die einzelnen Bestandteile des Staates (nach den Himmelsrichtungen geordnet, die durch Farbenbezeichnungen ebenso wie im chinesischen Reiche versinnbildlicht wurden) zuweist und diesen Verwandten in einer bestimmten Reihenfolge die Anwartschaft auf die oberste Herrschaft in Aussicht stellt. Ihnen zur Seite stehen Berater (Minister, Wesire) in einer ebenfalls hierarchisch geordneten Stufenfolge (O. Pritsak). Dieses System erinnert lebhaft an den von Diokletian vorgenommenen Aufbau des Römischen Reiches mit seinen (allerdings anfänglich nicht verwandten) Augusti und Caesares*) (der Abendländern dieses Prinzip leicht deutlich machen kann), in gewisser Weise auch an ähnliche Erscheinungen im späten Oströmischen Reiche oder an die Gliederung des Karolingischen Staates, ohne daß natürlich ein genetischer Zusammenhang bestünde. Wenn auch dieses Verwaltungsprinzip sich noch in frühmongolischer Zeit findet, so ist es doch hier bald verblaßt.

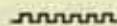
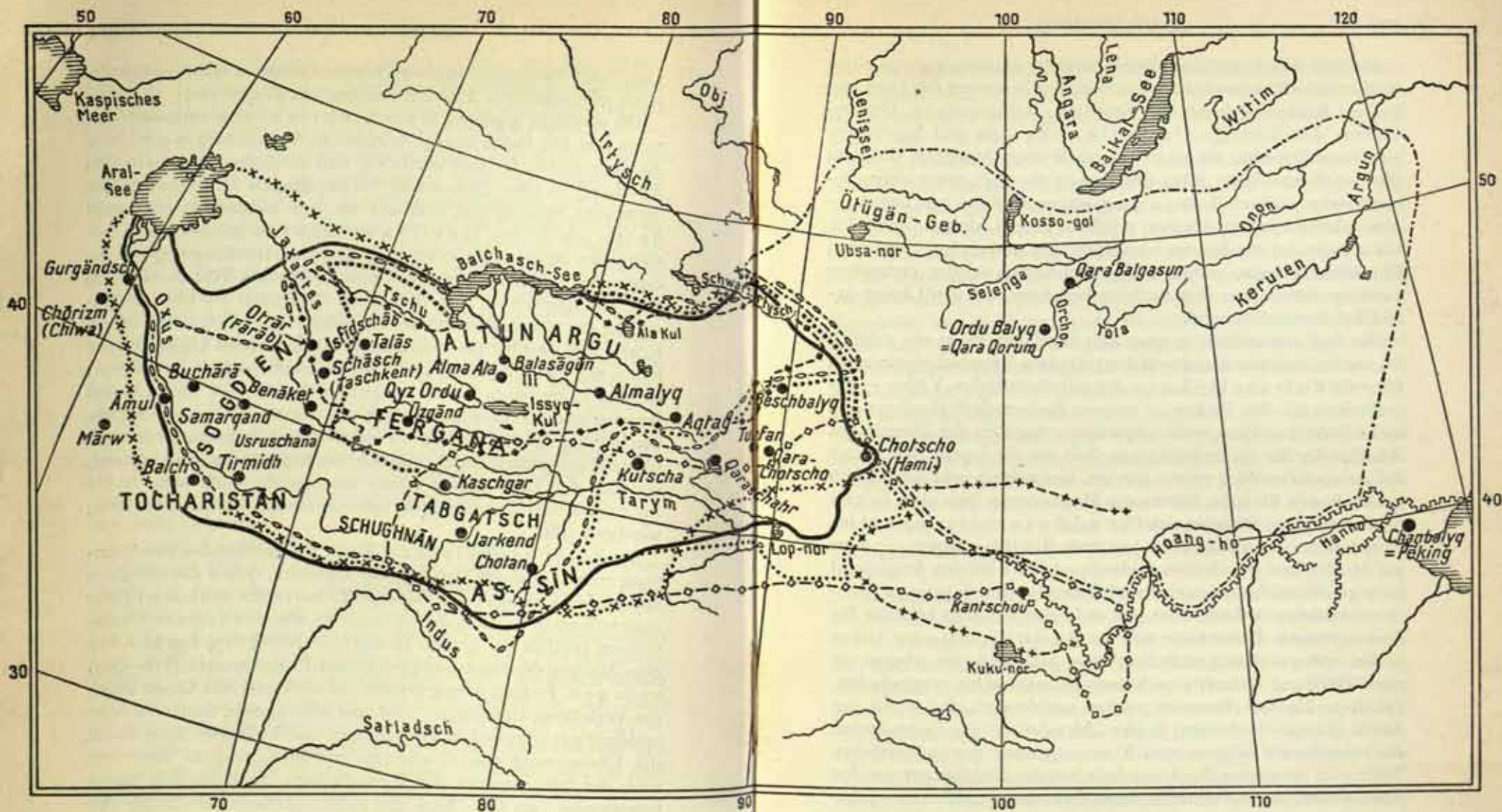
Wie häufig in Staaten mit einer derart abgestuften Verwaltungshierarchie, wie etwa auch im spätrömischen Reiche, hat dieses System schon bald zu wiederholten Halbierungen des Staates in zwei (und mehr) Teile geführt. Beim **früh-türkischen** (oghuzischen) Reiche, das nach seiner geographischen Lage im **Osten** als das **kök-** (= blau-) **türkische** bezeichnet wurde (O. Pritsak), waren es zwei Teile (582), die jeweils wieder aus Stammesbünden bestanden, wie die verschiedenen, mit Zahlwörtern versehenen Stammesnamen (so die **Toquz Oghuz** = neun Oghuz — arab. „Toghuzghuz“ — im Osten und die **On oq** = zehn Pfeile im Westen) beweisen. Es handelt sich bei dem früh-türkischen Reiche also um einen typischen Zusammenschluß nomadischer Stämme, wie er nun auf Jahrhunderte hinaus für Mittelasien kennzeichnend bleibt und dessen stets wechselnde Bildungen zusammen mit den vielfach nur sehr spärlichen Nachrichten die

*) Nach tibetischen Quellen scheint es sogar, daß einer der west-türkischen Chane den Titel „Caesar“ angenommen habe (H. Hoffmann) (oder etwa von den Oströmern verliehen bekam ??). Das braucht aber nicht auch eine Kenntnis dieses röm.-hyg. Herrschaftsprinzips zu bedeuten.

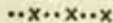
Geschichte Innerasiens in jenen Jahrhunderten zu einem so schwierigen geschichtlichen Problem machen (E. Chavannes).

Die sorgfältig gepflegte *Geschichtsschreibung* der Chinesen und ihre durch häufige kriegerische Verwicklungen geschärfte Aufmerksamkeit für ihre westlichen und nördlichen Nachbarn (W. Eberhard) zu einer Zeit, wo die Historiographie im iranischen Gebiete sehr darniederlag, während für den Wolgaraum überhaupt *keine* schriftlichen *Quellen* vorliegen (von gelegentlichen oströmischen Notizen angesichts von Bündnisverhandlungen gegen die Sassaniden mit den dortigen und mittelasiatischen Türken, z. B. 568 und 580, abgesehen), sind der Grund dafür, daß wir über die Geschichte des östlichen köktürkischen Staates wesentlich besser unterrichtet sind als über die Westtürken. Mit derartigen Unterschieden haben wir nun auf Jahrhunderte hinaus immer wieder zu rechnen; sie sind es im wesentlichen, die entscheiden, ob wir uns in einem Berichte über die einzelnen Völker und Staaten auf wenige Notizen beschränken müssen oder ob wir eingehendere Angaben (etwa auch über die kulturellen Gegebenheiten) machen können, ein Umstand, den sich der Leser immer wieder klarmachen muß, wenn er die Eigenarten einer Darstellung der innerasiatischen Verhältnisse richtig würdigen will.

Die *beiden türkischen Reiche* überstanden ihre Trennung nicht allzulange. Intrigen der Chinesen, denen das östlichere Reich schon Ende des 6. Jahrhunderts Tribut zahlte, und innerer Zwist unterhöhlten sie so rasch, daß sie (trotz eines großen Sieges im Ordos-Gebiete [südlich der großen Hoang-ho-Schleife] 615) 630 bzw. 657 dem Ansturm der Armeen der mächtigen T'ang-Dynastie (618—907) *erlagen*. Freilich gelang es nicht auf die Dauer, die Chane durch die Verleihung chinesischer Titel und Ehrenränge, durch die Vermählung mit chinesischen Prinzessinnen und Hofdamen sowie durch die Überweisung von Geschenken zufriedenzustellen. Aber erst nach der Inbesitznahme des Tarim-Beckens durch das von Srongtsan-gam-po (um 620—649) gegründete tibetische Großreich (für die Jahre 670 bis 692) konnte Ilteresch 679/82 die unzufriedenen Großen, vor allem aber auch die breite Masse des Volkes, für die von den chinesischen Auszeichnungen direkt nichts abfiel (wenn auch die Fürsten sie an ihrem Wohlstand teilnehmen ließen), zu einem *Aufstande* gegen die chinesische Oberherrschaft zusammenfassen, zum Abzuge aus der Nachbarschaft des chinesischen Reiches nach dem Norden bewegen und das Joch der Fremdherrschaft abschütteln.



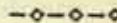
1



2



3



4



5



6



7



8



9



10

Zeichenerklärung

1. Die Chinesische Mauer mit ihren Verzweigungen.
2. Das westliche kök-türkische Reich 552 bis 745 (die Ostgrenze fällt mit der Westgrenze des östlichen Reiches zusammen).

3. Das östliche kök-türkische Reich 552 bis 745; von 745/47—840 Uigurisches Reich, dann Kirgisches Reich.
4. Die „Vier Garnisonen“ unter chinesischer Herrschaft 715—766.
5. Unter chinesischer Oberherrschaft zwischen 670 und 751 (nordwestlich der „Vier Garnisonen“).

6. Qarluqisches Gebiet seit 766.
7. Qarluqisches Gebiet (Ilig-Chane) um 1000.
8. Westlicher Uiguren-Reststaat 840 bis auf das 13. Jahrhundert.

9. Der Staat der „Gelben Uiguren“ 840 bis um 1090, dann Tangutenstaat bis 1207 (umschließt im Osten das Ordos-Gebiet in der großen Hoangho-Schleife).
10. Gesamt-Umfang des Qara-Chitai-Reiches (mit Vasallen) um 1130 bis 1218.

Iteresch wurde nach der Beseitigung der chinesisch eingestellten Kreise zum Chan gewählt, nahm nach der Besetzung des alten türkischen Rückzugsgebietes für Notzeiten (Refugiums) im Ötükän-Gebirge den Titel *Qutluğ Chaghan* an und begründete eine neue Dynastie, die unter seinem Bruder *Qapaghan Chaghan* (691—716) und unter *Bilgä Chaghan* (716—734), sowie deren Berater, dem „weisen“ *Tonjuquq*, ein neues Reich von bedeutendem internationalem Ansehen errichten konnte, dessen Geschichte wir aus gleichzeitigen chinesischen Berichten und einigen tibetischen Chroniken kennen, während das ebendamals wieder erstandene westliche Reich (von dem noch zu berichten sein wird) kaum geschichtlich deutlich wird.

Wir sind nun endlich in einer Zeit angelangt, wo es uns möglich ist, uns im Zusammenhang mit den religiösen Umschichtungen auch über die *kulturelle Lage* der mittelasiatischen Völker — insbesondere also der Türken — genauer Rechenschaft abzulegen, als dies die doch vielfach recht allgemeinen Angaben der chinesischen Schriftsteller für die davorliegende Zeit erlaubt hatten. Die durch die ersten Sassaniden erneut belebte, hierarchisch und dogmatisch gefestigte und über die Wirren des Mazdakismus (vgl. oben S. 324) hinübergerettete Religion des (Neu-) *Zoroastrismus* ist bekanntlich im wesentlichen eine nationale Religion gewesen, die zwar auf Mission und gewaltsame Ausbreitung (etwa bei den Armeniern) nicht ganz verzichtet, sich aber nach Innerasien nur in ganz rudimentären Ansätzen verbreitet hat und auf jeden Fall dort keinerlei Bedeutung besaß. Dafür hatte sich der *Buddhismus* aus Indien in den ersten vor- und nachchristlichen Jahrhunderten (ebenso wie nach Tibet und Ostasien) auch nach Mittelasien hin vorgeschoben. Erhaltene Handschriftenreste machen uns deutlich, daß er bei den *Arschi* (Pseudo-Tocharern) beider „Mundarten“ im Tarim-Becken die herrschende Religion war. Aber auch unter den südwestlichen Türken in iranischer Nachbarschaft hat der Buddhismus vor 850 Mission betrieben und versucht, deren Totemismus und Schamanismus zu verdrängen, über den freilich nur wenig bekannt ist. Doch wird uns berichtet, daß es gerade staatspolitische Gründe waren, die den *Wesir Tonjuquq* veranlaßten, gegen die Verbreitung dieser Religion unter den Türken im zweiten Reiche Stellung zu nehmen. Das Verbot des Tötens und des Kämpfens ließ ihm diese Religion als ungeeignet für das wehrhafte Türkenvolk erscheinen.

Damit war nicht nur der buddhistischen Religion und der von ihr vertretenen Kultur, sondern auch der indischen Schrift der Weg zu

den Kōk-Türken versperrt. Freilich besagte das nicht, daß die Türken, erst einmal in den Bereich der Weltreligionen und ihrer Kultur getreten, sich deren Wirkung auf die Dauer hätten entziehen können, obwohl sie — wie wir sahen — ein logisch organisiertes (feudalistisches) Staatswesen, eine nicht unbedeutende eigene Kultur und überdies ein eigenes Alphabet besaßen. Dieses Alphabet wies eine Form auf, die an die germanischen Runen erinnert, und wird demgemäß als das „türkische Runen-Alphabet“ bezeichnet. Allerdings geht es, ebenso wie das germanische Runenalphabet, auf die Anregung früherer Schriften zurück, in diesem Falle offenbar auf ein aramäisches Alphabet (für ein iranisches Idiom) in sogdischen Kanzleien, also die Schrift jener Handelsnation, von der noch zu reden sein wird. Freilich ist es in vorbildlicher Weise den Gesetzen der türkischen Sprache angepaßt und deshalb mit Recht als „das vollkommenste Alphabet“ bezeichnet worden, „das die Türken bis zum heutigen Tage besaßen“ (W. Barthold). Wir kennen dieses Alphabet genau aus Inschriften, die im vergangenen Jahrhundert am Orchon und am Jenissei entdeckt worden sind und deren Buchstaben durch Wilhelm Thomsens (1842—1927) Scharfsinn entziffert worden sind. Die Talas-, die Jenissei-, insbesondere aber die Orchon-Inschriften sind das älteste und zugleich eines der wichtigsten Denkmäler zur türkischen Geschichte in deren eigener Sprache.

Sie enthalten neben politischen Nachrichten auch viel Material für das religiöse, kulturelle, soziale und wirtschaftliche Leben der im kōk-türkischen Staate vereinigten Völker, aber auch ihrer Nachbarn. Der oberste Herrscher trägt den Titel „Chaghan“, der den Awaren (Shoushan) entlehnt war, während andere Titel (z. B. „Schad“ vom gleichen Stamme wie „Schāh“ und „Ichschēd“, vielleicht auch Bāg von sogdisch Bagh = Gott, Herr) einen iranischen Ursprung haben. Der Staatsaufbau wies die schon bekannte, typisch mittelasiatische Aufgliederung des Gebietes unter den Angehörigen des Herrscherhauses auf. Unter dem Chaghan stand der Jabgu und (sachlich gleich-, ranglich nachgeordnet) der Schad als Verwalter der einzelnen Reichsteile, wobei jeder der beiden kōk-türkischen Staaten seine eigenen Würdenträger mit diesen Titeln hatte. Die regierende Familie stützte sich auf eine breite Schicht von Adligen (Tarqan, Bāg usw.), die ebenso wie die Herrscher in patriarchalischen Familienverhältnissen lebten und eine ausgedehnte Klientel von Hörigen und Abhängigen besaßen, also die für nomadische Staatswesen typische feudalistische Verfassung aufwiesen. Sie alle lebten nach einem streng

geregelten Ehrechte, das die Heirat mit den Witwen des verstorbenen Vaters (außer der leiblichen Mutter) und des Bruders nach dessen Tode vorschrieb und neben der Hauptfrau (als Gemahlin des Chaghans „Chatun“; ein Wort nicht völlig geklärter Herkunft) noch Nebenfrauen (küni) kannte, also eben jene Zustände verkörperte, die wir noch in der mongolischen Frühzeit wiederfinden, die aber keineswegs auf Mittelasien beschränkt sind (ähnlich in China).

Dieser führenden Schicht stand die breite Masse des Volkes (Qara Budun) gegenüber, verstärkt noch durch Sklaven (Qul) und Sklavinnen (Küng), die als Kriegsgefangene oder auch über den Verkauf durch Verwandte in diese Stellung gekommen waren, deren Behandlung aber im Rahmen der patriarchalischen Familienverhältnisse einigermaßen human gewesen zu sein scheint. Sie konnten freigelassen werden und fanden dann vielfach Aufnahme unter den Gardetruppen des Herrschers. Auch für die Stellung der „breiten Masse“ wurde durch die Chane offenbar manches getan; Versicherungen eines Herrschers, „er habe das nackte Volk bekleidet und die Armen reich gemacht“, sind gewiß nicht nur eine Redensart gewesen und zeigen zumindest, was man von einem Chan erwartete und wodurch er sich die unruhigen Nomaden geneigt machen konnte, da sie sonst mit dem wichtigsten Besitze (den Herden) leicht zu einem andern Fürsten überwechseln konnten. Unterworfenen Fremdvölker hingegen wurden nicht nur zur Tributzahlung (meist in natura) herangezogen, sondern teilweise auch in türkisches Gebiet verpflanzt und militärisch eingesetzt. Häufige Kriegszüge sorgten dafür, daß hier stets eine Zufuhr frischen Blutes erfolgte.

Den Türken blieben innere Auseinandersetzungen nicht erspart. Sie beruhten nach der eindeutigen Aussage der Quellen darauf, daß sich die einfache Volksschicht, die an ihrem gewohnten Leben und damit auch an ihren nationalen (und damit auch religiösen und kulturellen) Überlieferungen festhielt, gegen die Adligen wandte, weil diese sich weitgehend der chinesischen Kultur angeschlossen hatten, dankbar chinesische Titel und Ehrengaben annahmen, Eheverbindungen mit Chinesinnen eingingen (zu denen die Chinesen nach ihren alten diplomatischen Regeln auch hier die Hand boten) und sich in immer stärkerem Maße der uralten chinesischen Kultur erschlossen. Es handelt sich also um jenen Angleichungsvorgang, der bei den Steppenvölkern Mittelasien immer wieder beobachtet werden kann, wenn sie in den Bereich der chinesischen (auch einer andern) Kultur geraten und den sich Usurpatoren hier wie sonst so oft in der Weltgeschichte zu Nutzen machten. Auf Gegensätzlich-

keiten dieser Art beruhen auch die Bewegungen, die zum Wiederaufleben des türkischen Staates 681/82 führten. Wenn diese Auseinandersetzungen in der neuesten russischen Literatur (W. Barthold schon 1925, A. Bernstamm mit leisen Einschränkungen 1946) lediglich als „Klassenkampf“ bezeichnet werden, so wird dabei an der Wirklichkeit vorbeigesehen. Das Ziel einer sozialen Umwälzung, d. h. eines Neubaus des Staates auf andern Grundlagen als dem erbten nomadischen Feudalismus, wird nirgends erkennbar und war für eine derart auf ihre eigenen Überlieferungen beschränkte Gesellschaft auch gar nicht denkbar. Allenfalls mögen die chinesisch beeinflussten Kreise Anschauungen der dortigen Autokratie vertreten haben: doch wird Derartiges in der Überlieferung nirgends wirklich faßbar.

Die Grundlage dieser noch immer wesentlich *nomadischen* Wirtschaft war die Viehzucht, die neben dem Fleisch auch die gegorene Stutenmilch (Qumys) (wie sie noch die Mongolen kannten) als Beitrag zur Nahrung lieferte, daneben die Jagd, nur in ihren ersten Anfängen auch die Landwirtschaft. Aus den pallisadenumzäunten Winterlagern (Qyschlaq) entstanden mit chinesischer und sogdischer Hilfe allmählich feste Städte. Hier war auch der Sitz der Handwerker, denen in erster Linie die Verarbeitung der landwirtschaftlichen Erzeugnisse und die Herstellung der für das tägliche Leben notwendigen Geräte oblag, während Gegenstände der höheren Kultur noch immer vorwiegend aus China und Iran und Rohmaterialien auch von den Chinesen und aus der Mandchurei eingeführt wurden. — An einigen Stellen fand sich auch primitiver Bergbau, vor allem auf Eisen, daneben auch auf Gold und Silber (besonders im Altai).

Über die auf dem *Totemismus* (Wolf) und dem Schamanismus beruhende Religion ist nur wenig bekannt; vor allem wurden Himmel, Erde und Wasser (als Ortsgottheit) verehrt. Den verstorbenen Helden (nicht aber den Frauen und Kindern) wurden unter religiösen Zeremonien Denksteine (Balbals) errichtet. Die Seele Abgeschiedener dachte man sich offenbar als Vogel (deshalb „er starb“ = „sein Geist flog weg“).

Dieser nomadische Staatsaufbau, wie er in vielen frühen Staaten Mittelasien gewiß in durchaus ähnlicher Weise zu finden war, fand sein Ende durch die allmähliche *Sesshaftwerdung* der in das Stromgebiet von Oxus und Jaxartes, von Ili, Tschu und Tarim sowie nach Fergana einströmenden türkischen Massen, die aus diesen Gebieten nun ein wirkliches „*Turkestan*“ (= *Türkenland*)

machten. Ein derart grundlegender Bruch mit der Vergangenheit vollzieht sich natürlich weder schlagartig noch auch freiwillig. Im Falle der Türken war es ihre Vermischung mit der seßhaften iranischen Einwohnerschaft, die sich in jener Zeit mit Naturnotwendigkeit vollziehen mußte, die aber noch heute nicht abgeschlossen ist, insofern sich die von kaufmännischer Tätigkeit lebende iranische Stadtbevölkerung etwa in Buchara, aber auch andernorts, bis jetzt als besonderes Element, teilweise noch mit iranischer Umgangssprache (z. B. in Buchara) gehalten hat, bis an die Schwelle der Gegenwart als „Sarten“ bezeichnet. An dieser Festigkeit des kaufmännischen Selbstbewußtseins (im Gegensatz etwa zum bäuerlichen) zeigt sich die straff organisierte Geschlossenheit dieses Standes, die ihn befähigt hat, sich viele Jahrhunderte hindurch als führende Schicht Mittelasiens zu behaupten. Das lag natürlich auch daran, daß die Vermittlung des Austausches der Güter Vorderasiens und Chinas auf den beiden Seidenstraßen — diesen Lebensadern des Kontinents — in ihren Händen lag und daß sie das Erbe der berühmten Handelsnation der (ostiranischen) Sogdier (oben S. 331) übernahmen, die ihre Kolonien im Westen bis auf die Krim (die nach ihnen benannte Stadt Sughdaq, russ. Surosh) und östlich bis ins Tarim-Becken entsandten und in deren Händen noch lange auch die hierher ausgebreitete Seidenindustrie (zuletzt noch im Süden, z. B. in Merw) lag. Vielfach waren diese Kaufleute somatisch die Nachkommen dieser Nation, die ihr heimatliches Idiom im Zuge der Verdrängung der ostiranischen Sprachen (vor allem des Sogdischen und des Chwarizmischen) und der iranischen Mundarten durch die am Hofe der Samaniden, der Ghaznawiden und der Seldschuken (vgl. unten S. 341 f.) herrschend werdenden eupersische Literatursprache aufgegeben hatten. Die Sogdier waren ebenfalls von buddhistischer Mission erreicht worden, hatten sich aber im ausgehenden sassanidischen Zeitalter teilweise den Lehren Manis angeschlossen, jenes Religionsstifters, der sich im 3. Jahrhundert dadurch einigen sassanidischen Königen empfohlen hatte, daß diese hofften, sein aus iranischen, christlichen und gnostischen Ideen aufgebautes System den verschiedenen Bekenntnissen ihres Staates gleichmäßig aufnötigen zu können. Als dann aber spätere sassanidische Könige (seit 272) zum Zoroastrismus zurückkehrten, waren die Anhänger von Manis Lehren (außer nach Ägypten und dem Westen auch) nach dem Osten abgewandert, wo sie zuerst bei den Sogdiern einen gewichtigen Erfolg erzielen sollten. Hierbei übernahmen die Sogdier die syrische Schrift in ihrer eigenartigen, durch

die typisch manichäische Pflege der Buchgestaltung entwickelten ursprünglich südbabylonischen Form. So ist sie mitsamt der manichäischen Religion auch den Türken weitergegeben worden (nachdem die syrische Kursive vorher schon bei der Schöpfung des türkischen Runen-Alphabetes Pate gestanden hatte, oben S. 331); freilich nicht mehr den Kök-Türken, sondern den Uiguren und andern städtischen Türken aller Bekenntnisse.

Das eben noch so mächtige **osttürkische Reich** war nämlich inzwischen dem Andrang eines neuen türkischen Volkes **erlegen**, das früher zum Verbande des kök-türkischen Staates gehört, zeitweise in chinesischen Militärdiensten gestanden und dadurch erhebliche Einwirkungen der dortigen städtischen Kultur empfangen hatte: den **Uiguren**. Diese hatten sich mit einigen andern Stämmen verbunden und im Zusammengehen mit den Chinesen 742 das ganze Gebiet des ost-türkischen Staates um Beschalyq und Chami bis an den Tarim erobert (doch erst um 800 für dauernd). Ihre Hauptstadt beließen sie (745) freilich in Qara Balgasun (= Quz Ordu) am Orchon. Die bisher staatstragende Schicht des osttürkischen Reiches, die sich als die „Neun Oghuzen“ (Toquz Oghuz; arabisch Toghuzghuz; chinesisch T'u-küe [von Türk]) bezeichneten, wurden in der Gegend von Beschalyq zusammengedrängt; mit ihnen gehören die von den Chinesen: Scha-t'uo („Steppenbewohner“) benannten türkischen Stämme zusammen. Schon im 9. Jahrhundert zogen es die Toquz Oghuz allerdings vor, südöstlich abzuziehen und ins westliche China einzudringen, wo sie sich im 10. Jahrhundert in den Wirren örtlicher Dynastien verlieren. Der Name „Toquzghuz“ allerdings ist, wenigstens bei den arabischen geographischen Schriftstellern des 9. und 10. Jahrhunderts, die den Stämmen entlang der Seidenstraße ihre besondere Aufmerksamkeit zuwandten, an ihren einstigen Wohnsitzen haften geblieben und (unter nicht mehr eindeutig zu klärenden Umständen) auf die Uiguren und später noch andere Türken übertragen worden, eine Tatsache, die lange Zeit zu großen Verwirrungen Anlaß gab und erst in letzter Zeit aufgeklärt worden ist (J. Markwart; V. Minorsky).

Die Überlieferung über das **geschichtliche Schicksal** der Uiguren ist recht dürftig. An eigenen Zeugnissen darüber mangelt es, und was die Araber und Chinesen hierüber berichten, ist sehr wenig und recht undeutlich. Dagegen ist uns ihr (späteres) **kulturelles Leben** durch die Ausgrabungen des beginnenden 20. Jahrhunderts (aus Chotschu = Turfan) klar erkennbar, das allerdings auf vor-uigurischen Grundlagen aufbaut. Wir kennen ihre

ostasiatisch, teilweise auch iranisch und späthellenistisch beeinflusste, farbenprächtige Malerei, wir wissen auch über ihre Religion Bescheid. Durch einen Beschluß des Herrschers, der nach der Eroberung des „Refugiums“ im Ötükän-Gebirge den Titel „Eltebir“ mit „Chaghan“ vertauschte (A. v. Gabain), war nach einer kurzfristigen Besetzung der damaligen chinesischen Hauptstadt Lo-Yang (762) in Verbindung mit einem tibetischen Vorstoße der Manichäismus zur Staatsreligion erhoben worden, den man dort über sogdische Missionare kennengelernt hatte. Zwar ergibt sich aus der schriftlichen Überlieferung, daß es (seit dem Untergang der ersten uigurischen Dynastie Jaghlaghar 781) auch Buddhisten unter ihnen gegeben hat (F. W. K. Müller, W. Bang Kaup), aber der Manichäismus war mit der Politik dieses Staates doch so sehr verankert, daß sich die Herrscher als seine Beschützer auch nach außen hin — in China und West-Turkestan — fühlten und mit Repressalien drohten, falls die dortigen Machthaber gegen die Manichäer vorgehen würden.

Diese Gefahr bestand durchaus, seitdem auch in West-Turkestan bedeutende politische Umwälzungen vor sich gegangen waren. Zu den türkischen Stämmen, die sich (742—745) am Sturze des kök-türkischen Reiches beteiligt hatten, gehörten auch die Q a r l u q e n (persisch „Challuch“, tibetisch „Garlog“), die ursprünglich an der Selenga und westlich davon gesessen und sich, mit den Uiguren verfeindet, in den letzten Jahrzehnten nach Westen und Südwesten vorgeschoben hatten, teilweise in Verbindung mit den Chinesen, denen nach dem Zusammenbruche des osttürkischen Reiches die Gegenden am Altai und um Beschbalyq zeitweilig untertan geworden waren. Hier lag das westtürkische Reich der „Zehn Pfeile“ (O n O q), das sich unter der Führung des Stammes Türgisch zu Ende des 7. Jahrhunderts, nach der Befreiung des Ostreichs aus der chinesischen Bevormundung, ebenfalls wieder erhoben und sich der Oberhoheit des osttürkischen Staates nach dem Tode des Chaghans Qapaghan 716 entzogen hatte. Freilich wurde das westtürkische Reich gerade in diesem Augenblicke von der vollen Wucht des Angriffs der muslimischen Araber getroffen, die unter dem Statthalter Qutaiba ibn Muslim (705—715) von Nordost-Persien (Chorassan) aus zum Vormarsch antraten und in einem kühnen und geschickten Feldzuge sich Transoxaniens bemächtigten. Unter diesen Umständen war es dem westtürkischen Reiche verwehrt, zu einer staatlichen Festigung zu kommen. Immer wieder versuchten die Chinesen und die Araber, sich hier festzusetzen. 751 stießen sie dabei am Flusse Talas (arab.

„Tarāz“) in einer blutigen Schlacht auch untereinander zusammen; die Chinesen mußten den Rückzug antreten. Die Ermordung eines der bedeutendsten Herrscher, der Zusammenbruch des osttürkischen Reiches und schließlich der Vorstoß der Qarluqen haben dann um 776 auch dem westtürkischen Reiche ein Ende bereitet und in den Stromtälern des Ili und des Tschu (im „Siebenstromlande“ = Jeti Suw = russ. Semiretschje) einen neuen türkischen Staat entstehen lassen: das Reich der Qarluqen, das durch die große Katastrophe der chinesisch-ugurischen Armee bei Beschbalyq 790/91 im Zusammengehen mit den Tibetern die chinesische Bedrohung abwies, die dann durch die Inbesitznahme des Tarim-Beckens durch die Tibeter (bis um 860) ganz ausgeschaltet wurde. Mit den Qarluqen arbeiteten andere türkische Stämme, wie die Jaghma (um Kaschgar), die Tschigil und die nun zum erste Male auftretenden Türkenen zusammen (ob die persische Form für den Namen Türkisch? so W. Kotwicz), über deren Geschick im einzelnen aber angesichts des fehlenden Quellenmaterials nichts Näheres ausgesagt werden kann. — Ein Teil der westlichen Türken, die Oghuzen, ließen sich am Aral-See und am Nordrande des Kaspischen Meeres (bis an den Ural-Fluß hin) nieder, wo sie uns noch begegnen werden.

Das Auftreten der Araber in Mittelasien brachte den bis heute entscheidend wichtigen Faktor in die Völkerwelt Mittelasiens, nicht etwa in deren Nationalität — die in Innerasien und dem persischen Chorassan immer nur in einzelnen (zuletzt im 15. Jahrhundert erneuerten) Streusiedlungen vertreten war —, sondern in ihrer Religion, dem Islam. Der Islam hat nicht nur dem Buddhismus im westlichen Innerasien den Todesstoß versetzt, wozu das seit 798 eingeleitete gemeinsame Vorgehen mit den Chinesen gegen die Tibeter das Seine beitrug: das war nicht schwer, da er schon um 600, wenigstens im Westen, durch das Christentum und den Manichäismus weitgehend zurückgedrängt war. Vielmehr sind nun gerade diese beiden Religionen in ihrem Bestand gefährdet worden, wenn sie sich in mehr oder minder bedeutenden Resten auch noch Jahrhunderte hindurch hielten, im Falle des Manichäismus eben durch die Uiguren geschützt, wie wir schon sahen.

Bekanntlich ist aber der Islam in diesem Wettbewerb der Weltreligionen schließlich Sieger geblieben. Dieser Erfolg beruhte sehr wesentlich darauf, daß sich im Innern der mohammedanischen Gemeinde inzwischen eine wichtige Wendung vollzogen hatte. Die Religion des „Propheten“ hatte aufgehört, das Bekennt-

nis lediglich der arabischen Herrschicht zu sein. Die Tore der Moscheen waren auch den unterworfenen Völkern, den Aramäern, den Ägyptern und den Persern, weit geöffnet worden, und diese Völker hatten sich im 8. Jahrhundert — endgültig durch den Sieg der abbasidischen Dynastie (749/50) — völlige Gleichberechtigung erkämpft. Damit war der Islam erst wirklich zu einer übernationalen Weltreligion geworden; damit hatten aber auch bestimmte Kreise innerhalb der muslimischen Gemeinde sich aufgerufen gefühlt, bewußt als Missionare ihrer Religion zu wirken. Neben der Ausbreitung, die der Islam durch die Kaufleute und die Träger der Kultur und der Gelehrsamkeit durch all die Jahrhunderte bis auf den heutigen Tag erfahren hat, waren es in jenen Jahrhunderten die „wandernden Derwische“, die sich dieser Aufgabe widmeten, also die Träger jener Bewegung, aus der sich — aus Wurzeln, die hier nicht im einzelnen zu behandeln sind — die islamische Mystik (der „Sufismus“) entwickelt hat. Diese Kreise fanden in Chwārizm und in dem ostpersischen Samanidenstaate (874—999) an den hier beheimateten „freiwilligen Glaubenskämpfern“ einen festen Rückhalt. Ihre Tätigkeit löste bei den türkischen Stämmen an der Grenze des iranischen Siedlungsgebietes einen starken Widerhall aus und ließ ihnen manchen von jenen Werbern als „Heiligen“ erscheinen, so daß sich schon bald auch mancher Türke zu einer ähnlichen missionarischen Wirksamkeit berufen fand. Auch die Chalifen in Bagdad wandten sich nach der Überwindung innerstaatlicher Schwierigkeiten zu Ende des 9. Jahrhunderts dieser Aufgabe zu, auf die sie das Vorhandensein türkischer militärischer Einheiten in ihrem Lande (bekehrter früherer Kriegsgefangener) und die Möglichkeit einer Anknüpfung erneuter politischer Verbindungen eindringlich hinwies. (Sie waren es auch, die aus solchen Überlegungen heraus 922/23 die Wolga-Bulgaren endgültig dem Islam zuführten.)

Auf diese Weise begann der Islam unter den Türken Wurzeln zu schlagen (O. Turan); er begann, die Gefährlichkeit der Nachbarschaft türkischer Stämme — Qarluquen waren 792/93 in Fergana eingebrochen und hatten 806, ebenso wie die Uiguren und die Tibeter, gegen die Araber gekämpft — herabzumindern. Im Endergebnis gelang es, der Religion des „Propheten“ neue Bekenner und Verteidiger zu gewinnen: die Türken gehören seit ihrer Bekehrung zu den aufrichtigsten Anhängern der Lehre Mohammeds.

Ein türkischer Stamm freilich entzog sich vorderhand noch bewußt dem Islam: die stark chinesisch beeinflußten und städtischer

Kultur gegenüber aufgeschlossenen, deshalb aber auch als Handelsmittler sehr geeigneten Uiguren. Das spielte aber deshalb eine geringere Rolle, weil deren Großreich — wie wir nur aus chinesischen Quellen wissen — 840 durch die Kirgisen vernichtet worden war, die ihrerseits dem Druck ihrer Nachbarn ausgewichen waren. Die Uiguren wurden südwärts, ins Gebiet der Stadt Beschbalyq und noch weiter südlich Yduq schahry (Chara Choto) sowie ins Gebiet des heutigen Kan-tschou im Osten verdrängt. In diesen Gegenden verschafften sie endgültig dem türkischen Elemente die Mehrheit und besaßen nach der Ausschaltung der tibetischen Macht im Tarim-Becken um 860 jahrhundertlang zwei kleinere Staaten, von denen der östliche (die „Gelben Uiguren“ um Kan-tschou) allerdings um 1030 von dem tibetischen Stamme der Tanguten (chinesisch „Hsi-hsia“) unterjocht wurde, deren ostwärts bis ins Ordos-Gebiet reichender Staat bis 1227 existierte, während der westliche, [dessen Herrscher den alttürkischen Titel „Yduq qut“ (= Heilige Majestät) führten], bis zum Mongoleneinfall im 13. Jahrhundert bestand. Bei diesen Uiguren ist der Manichäismus durch den Buddhismus und in geringerem Maße durch das (nestorianische) Christentum verdrängt worden und hat damit — nach seinem Verbote in China 843 — seine letzten Bekenner verloren: er ist seitdem als lebende Religion nicht mehr greifbar.

Mit dem Vorstoße der Kirgisen dringt ein uraltes Volk in Innerasien ein, allerdings ein Stamm, dessen Geschichte uns manches Rätsel aufgibt. Die Kirgisen (Qyrgyz) sind den Chinesen schon seit 201 v. Chr. bekannt (falsche Lesung ihres Namens in späterer Zeit „Chakassen“) und waren 49 v. Chr. aus dem Altai ins Selenga-Becken abgezogen. Sie werden aber hier als blondes, blauäugiges Volk geschildert, und man hat angenommen, daß es sich bei ihnen um ein ursprünglich nicht-türkisches und erst später türkisiertes und auch somatisch mit Türken vermisches Volk handeln müsse. Ihre aus dem 7. bis 9. Jahrhundert erhaltenen Runen-Inschriften (am oberen Jenissei) sind jedenfalls in türkischer Sprache abgefaßt: auch sie ein wertvolles geschichtliches Zeugnis, das uns wieder einmal einen etwas tieferen Blick in den inneren Aufbau dieses nomadischen, im wesentlichen viehzüchtenden Volkes erlaubt. Wie in den Orchon-Inschriften finden wir auch hier eine breite Schicht von Adligen (Bägs) mit patriarchalischer Sippen-Verfassung, mit einer zahlreichen Klientel und Sklaven, denen die breite Masse des Volkes (Qara Budun) gegenüberstand. Auch sie unterstanden

einem obersten Herrscher (Chaghan; der uigurische Titel Eltebir wurde nach 840 aus Prestigegründen übernommen). Allem Anschein nach war aber der Zusammenschluß der Einzelstämme zu einem Volksganzen erst kürzlich erfolgt. — Wie die Kök-Türken, mit deren Resten sie verschiedentlich (Anfang des 8. Jahrhunderts) zusammengestoßen waren, huldigten auch sie dem Totemismus (Totem-Tier der Wolf); wie sie, unterhielten sie (zwischen 648 und 755) Beziehungen zum chinesischen Kaiserhofe, ohne dadurch ihre Autonomie zu verlieren, die sie offenbar auch nach der Eroberung des nördlichen Teiles des osttürkischen Gebietes wahrten. Iranische Kultureinflüsse hatten sie wohl über das Gebiet von Talas erreicht.

Waren auch die Kirgisen selbst einstweilen islamischen Einflüssen nicht erreichbar, so erleichterte doch die Zerstörung des uigurischen Großstaates als der Schutzmacht der Manichäer die Ausbreitung des Korans wesentlich. Naturgemäß waren die Qarluqen als Nachbarn der Samaniden die ersten, die sich dem Islam (seit etwa 960) zugänglich zeigten. Auch hier spielte der Anschluß eines Gliedes der regierenden Familie der Qarachaniden (= Schwarz-Chane; schwarz ist auch die Farbe für den Norden) oder Ilig-Chane (Reichs-Chane [O. Turan]; ebenfalls nach ihrem Titel) eine wesentliche Rolle, wie in anderer Beziehung später bei den Mongolen. Offenbar hat die Ausbreitung des Islams hier auch zur Festigung der herrschenden Dynastie beigetragen.

Die Verwaltungsverhältnisse des qarachanidischen Staates waren dadurch sehr verwickelt, daß sie nach typisch türkischer Weise (vgl. oben S. 326) vielfältig gegliedert waren. Das Staatsgebiet zerfiel unter einem obersten Herrscher in zwei Hälften (Westen und Osten), die sich wieder verschiedentlich aufgliederten und in denen neben den einzelnen Gebieten wieder verschiedene Adlige als Heerführer und neben ihnen Minister mit verschiedenen, hierarchisch genau abgestuften Titeln (die vielfach älterer türkischer Terminologie entlehnt waren) nebeneinander standen. Wie früher, so waren auch jetzt die einzelnen Glieder der Familie in einer bestimmten Reihenfolge zur obersten Herrschaft berechtigt, wobei sie neben ihrem Personennamen (der schon bald muslimisch war), je nach dem Rang, den sie in dieser Stufenleiter innehatten, verschiedene Totem- (Ongun-) Titel (Arslan = Löwe und Bughra = Kamelhengst für den Herrscher und den Thronfolger) annahmen, so daß die wirklichen Zusammenhänge der Personen-Identität bis in die jüngste Zeit nicht erkannt worden waren und erst jetzt (durch O. Pritsak) in eindringender Analyse der Hi-

storiker und der Münzen wirklich aufgeklärt worden sind. Dabei hat sich ein bis ins Letzte ausgeklügeltes, an sich bewundernswertes, aber als Prinzip der Staatsverwaltung doch untaugliches System herausgebildet, da es letztlich — trotz den Bemühungen z. B. Jūsuf Qadyr Chans (1014—1024) — wieder zum Zerfall des Staates (1047), zu vielen inneren Zwisten und Kriegen und damit (wenn auch erst nach längerer Zeit) zum Untergang des Staatswesens geführt hat, das freilich schon lange vorher ohne rechte politische Kraft dahinsiechte.

Dazu hat im Endergebnis auch der bedeutsame *M a c h t z u w a c h s* beigetragen, den das qarachanidische Reich kurz nach der Annahme des Islams durch die Vernichtung des ostiranischen samanidischen Staates (999—1003) erlangte, da dessen Gegenwehr durch die Teilnahmslosigkeit der muslimischen Geistlichkeit an dem Ringen mit einer ebenfalls islamischen Macht gelähmt war. Der qarachanidische Bereich reichte nun vom Oxus im Westen bis nach Chami und zum Lop-nor im Osten und umfaßte auch Ost-Turkestan. Dieser Erfolg war möglich geworden durch eine Zusammenarbeit mit der Dynastie der Ghaznawiden, die zwar selbst türkischen Ursprungs war, deren Mittelpunkt (Ghazna im heutigen Afghanistan) aber im muslimischen Gebiete lag und deren Bedeutung also im Rahmen der Geschichte des Islams zu würdigen ist. Immerhin waren auch die Qarachaniden hierdurch in die Verwicklungen des Vordern Orients hineingezogen. Der Auseinanderfall des Staates 1047 (Osthälfte mit der Hauptstadt Balasaghun = Quz Ordu, später Kaschgar, östlich des Pamirs und Ferganas; Westhälfte westlich davon mit der Hauptstadt Özkänd im östlichen Fergana, später Samarqand) ließ es trotz dem riesigen Umfange der beherrschten Gebiete nicht zu einer wirklichen Großmachtstellung des qarachanidischen Staates kommen, dem die verlustreichen Auseinandersetzungen mit den einst verbündeten Ghaznawiden den Weg in das iranische Kulturland versperrten. Dagegen ist Chotan im südlichen Ost-Turkestan 1032 in qarachanidische Hände gefallen.

Seit 1034 entstand südlich des Oxus jene Großmacht, die einer Ausdehnung der Qarachaniden endgültig Halt gebot und die den entscheidenden Umschwung in der Lage des Türkentums herbeigeführt hat. Vier Brüder, Söhne eines oghuzischen Häuptlings Seldschük (oder Saldschuq?, in arab. Wiedergabe: Seldschuq), gründeten in engem Zusammenwirken nach ihrem Übertritt aus qarachanidischem Hoheitsgebiete nach Persien jenen türkisch bestimmten Staat, der nach ihrem Ahnherrn die Bezeichnung des „seld-

s ch u k i s c h e n“ trägt und der zum ersten Male auch die Kernländer des Islams einer türkischen Dynastie unterwarf, während die Ghaznawiden und Tuluniden doch nur Ost-Iran und Indien bzw. Ägypten, nicht aber den Sitz des Chalifats beherrscht hatten. Durch die Seldschuken wurde die Vorherrschaft des (teilweise schiitisch bestimmten) Iraniertums im Islam gebrochen, und wenn es auch nicht unsere Aufgabe sein kann, die auf islamischem Boden spielenden Geschehnisse des seldschukischen Staates hier zu beschreiben, so muß doch wenigstens auf den Entscheidungssieg bei Malazgird (Mantzikert) westlich des Wan-Sees in Ost-Anatolien 1071 hingewiesen werden, der die ganze, jahrhundertlang behauptete Ostgrenze des Byzantinischen Staates zum Einsturz brachte und Kleinasien der türkischen Besiedlung eröffnete, die ihm dann bald — und zwar bis auf den heutigen Tag — das Gepräge verlieh.

Um die Gefahr, in der das Oströmische Reich damals schwebte (und aus der es auch das Eingreifen der Kreuzfahrer seit 1097 infolge der inneren Gegensätze unter den Christen nicht befreite), wirklich zu verstehen, muß darauf hingewiesen werden, daß gerade in diesem Jahrhundert auch nördlich des Schwarzen Meeres, in der heutigen Ukraine, die türkischen Völker wieder in Bewegung geraten waren. Die Ma d j a r e n allerdings (freilich kein türkischer Stamm, aber offenbar türkischer Führung unterstehend) hatten auf ihrem Vormarsch vom Südrande des Ural-Gebirges aus im 9. Jahrhundert byzantinisches Gebiet nicht wirklich berührt und seit 895 in der Ebene an der mittleren Donau, in dem nach ihnen benannten Ungarn, eine neue Heimat gefunden (J. Németh).

Hinter ihnen her ergossen sich aber die türkischen P e t s c h e n e g e n (griechisch „Patzinak(it)en“) in acht „Horden“ und vierzig Stämmen westwärts, denen der Zusammenbruch des chasarischen Reiches 969 erlaubte, aus dem Gebiet am Ural-Flusse in die ukrainische Ebene einzufallen und ihren Einflußbereich bis an die Karpathen und die Donau auszudehnen. Auch die russischen Fürstentümer mußten ihnen zeitweilig bis zum endgültigen Siege 1036 Tribut zahlen, während das Gebiet der Wolga-Bulgaren — nordwärts liegend — von ihrer Wanderung nicht betroffen wurde. 1020/30 ließen sie sich in einzelnen Scharen im nördlichen Teile der Balkanhalbinsel nieder und bedrohten von hier aus das Byzantinische Reich gerade in den Jahren der Seldschukengefahr auch von Nordwesten her. Erst als sie 1091 durch die Oströmer bei A i n o s (Enez) eine vernichtende Niederlage erlitten, war die Gefahr gebannt. Ihre letzten Reste sind dann in den Jahren zwischen 1123 und 1171 beim Überschreiten

der Donau in einzelne Abteilungen aufgerieben worden und verschwinden damit aus der Geschichte (A. N. Kurat).

Aber auch damit hatte die große Westwanderung der Türk-Völker noch lange nicht ihr Ende erreicht. Zwar haben die nicht in den Verband des seldschukischen Staates eingetretenen Teile der Oghuzen, die Ende des 10. Jahrhunderts den Islam annahmen, westwärts abwanderten und 1054 als „Torki“ in den Gesichtskreis der Russen traten, nur einmal, 1064, die untere Donau erreicht und sind dort von den Byzantinern abgewiesen worden, die einzelne Scharen von ihnen über ihr Reich hin als Grenzwachen ansiedelten.

Den Abschluß der türkischen Westwanderung vor dem mongolischen Vorstoß bildet für die heute ukrainischen Gebiete aber erst das Eindringen der — vom Islam noch unberührten — Kumanen (auch Komanen = Qūn oder Qōn; spätere Selbstbezeichnung Qyptschaq, russisch „Polowzer“, in mitteldeutschen Quellen gelegentlich „Falben“). Sie dehnten sich als Jäger-Krieger im 11. Jahrhundert allmählich über die Ukraine hin in jener Flachlandschaft aus, die nach ihnen den Namen „Qyptschaq-Steppe“ noch lange getragen hat (D. Rasowskij), und erreichten 1067 den Dnjepr, jenseits dessen damals noch die Petschenegen saßen. Obschon die Kumanen in verschiedene Stämme gespalten und durch das Fehlen eines gemeinsamen Oberherrn in ihrer Machtentfaltung beschränkt waren, konnten sie zwischen 1061 und 1210 doch über 50mal Einfälle in das Gebiet der Russen machen, für das sie eine wahre Landplage darstellten und dessen Bewohnern sie als „Gottesgeißel für die Sünden“ galten. Verheerend war auch ihr Einbruch in Ungarn 1071/72. Gelegentlich stießen sie auch in die Balkanhalbinsel vor; an der Vernichtung der Petschenegen 1091 waren sie als Bundesgenossen der Byzantiner beteiligt. Sie waren ein tapferes Reitervolk und kulturellen Einflüssen aus dem Süden bis zu einem gewissen Grade zugänglich. Ihre schamanistisch-totemistische Religion mit Grabsteinen (Balbals) gaben sie teilweise zugunsten des Christentums auf: Abendländische Missionare faßten im „Codox Cumanicus“ (zuletzt herausgegeben von K. Grönbech) Wörterverzeichnisse und Hymnen zusammen. Doch hängen die noch heute christlichen, türkischen Gagsen in der Dobrudscha (teilweise um 1930 nach Anatolien überführt) sicher nicht mit ihnen zusammen. — Die Kumanen nahmen auch die Reste früher in der Ukraine lebender türkischer Stämme in sich auf, und umgekehrt sind diejenigen von ihnen, die trotz dem Mongolensturme und der Niederlage an der Kalka 1223 an Ort und Stelle verblieben — frei-

lich sehr allmählich —, in den Tataren aufgegangen, jener Mischung von Türkstämmen und Mongolen, die sich in Osteuropa nach dem Mongolensturme als völkische Einheit türkischer Zunge bildete. Andere Teile der Kumanen traten im 13. Jahrhundert in byzantinische Dienste; wieder andere flohen nach Ungarn, wo sie dann madjarisiert wurden, wo aber noch heute mehrere Grafschaften (Komitate) nach ihnen benannt sind.

Wenden wir unsern Blick nun wieder dem Osten zu, so sehen wir die Qarachaniden durch den mächtigen Staat der Seldschuken in Transoxanien festgehalten. Die dürftigen Quellennachrichten erlauben uns nicht, uns ein genaues Bild vom inneren Leben und der sozialen Gliederung dieses Staates zu machen, und das 1073 in Bagdad entstandene große türkisch-arabische Wörterbuch des Mahmūd al-Kāschgarī gibt für die geschichtliche und kulturelle Entwicklung der Türken und die Feststellung der einzelnen Mundarten doch nur fragmentarische Nachrichten, deren Wichtigkeit im einzelnen durch diese Feststellung allerdings nicht in Frage gezogen werden soll, etwa auf dem Gebiete der Volksdichtung, der Volkskunde und der materiellen Kultur. Dazu gehören Angaben über die Abzeichen der Herrscher, über die Einrichtungen der Post und die Musiker am Hofe. Auch wissen wir, daß die Qarachaniden noch lange statt der arabischen Buchstaben die uigurischen bei der Wiedergabe ihrer türkischen Muttersprache anwandten. Eine Renaissanceform dieser Schrift (aus dem 15. Jahrhundert) kennen wir ferner aus dem uns erhaltenen Fürstenspiegel, dem Qutadghu Bilig („glückbringenden Wissen“) des Jūsuf Chāss Hādschib, der 1069/70 in Kaschgar verfaßt (und jüngst in der Türkei durch R. Rahmeti Arats Bemühen neu herausgegeben worden) ist. Leider enthält dieses Werk — dessen ältere Abschriften in arabischer, die jüngere in uigurischer Schrift vorliegt und dessen Bedeutung für die Kenntnis der Entwicklung der türkischen Sprache ganz außerordentlich ist — im wesentlichen langatmige Ratschläge und philosophische Reflexionen, während die Angaben über die Staatsverwaltung und die wirtschaftliche Entwicklung verhältnismäßig gering sind und wir bei den allgemeinen Erwägungen meist annehmen müssen, daß es sich um theoretische Hinweise, nicht aber um eine Darstellung des wirklichen Lebens handelt. — Das Aufkommen solcher und anderer, islamisch ausgerichteter Literaturwerke in türkischer Sprache in Transoxanien ist ein Beweis dafür, daß das Türkische hier weithin zur allgemeinen Umgangssprache wurde. In Chwārizm ist in jenen Jahrhunderten das einhei-

mische Chwarizmische dem Türkischen gewichen (vgl. auch oben S. 334).

Das qarachanidische Reich hat im 12. Jahrhundert eine entscheidende Krise erlebt, indem zum ersten Male (nach den Awaren, falls diese tatsächlich Mongolen waren) ein mongolisches Volk aus dem Osten nach Innerasien vordrang: die Qytai (Chytai, chinesisch „K'i-tan“), die in den Jahren 916—1125 das nördliche China beherrscht hatten, wo sie die Dynastie Liao gründeten. Durch den Vorstoß der tungusischen Dschurtschen aus der Mandschurei wurden sie aber teilweise von dort verdrängt, während die Eroberer hier die „Goldene Dynastie“ (chinesisch „K'in“, mongolisch „Altan Chan“) begründeten, der sich die zurückgebliebenen Teile der Qytai unterwarfen. Die übrigen Angehörigen dieses Volkes, denen andere mongolische Stämme, darunter wahrscheinlich die Naiman, schon in der Bekämpfung der mittelasiatischen Reiche vorgearbeitet hatten, drangen unter Führung Je-lü ta-schis, des Hauptes eines der beiden herrschenden Clans, (auf zwei Wegen?) gegen das qarachanidische Reich vor. Während das eine Unternehmen (zwischen 1128 und 1133) bei Kaschgar vernichtet wurde, gelang es dem andern Teile, nordwärts über den Oberlauf des Jenisseis nach Balasaghun vorzustoßen, den dortigen qarachanidischen Herrscher 1130 zu vernichten, sich in seinem Gebiete und bald auch in Kaschgar und in Chotan festzusetzen und sogar dem mächtigen Seldschukenfürsten Sandschar 1141 nördlich von Samargand mit 10—20 000 Mann eine schwere Niederlage beizubringen. Offenbar war es dieser Sieg eines nicht-muslimischen (teils buddhistischen, teils schamanistischen) Volkes über die Mohammedaner, dessen Gerücht bei den Kreuzfahrern letztlich die Sage vom Priester Johannes auslöste, jenem geheimnisvollen christlichen Herrscher des Ostens, von dem das Abendland ein Zusammengehen gegen die Muslime und deren Vernichtung erhoffte.

Die Qytai, die man in Mittelasien nun Qara-Qytai („Schwarze Qytai“) nannte, waren kulturell sehr stark chinesisch beeinflusst, bedienten sich des Chinesischen als Verwaltungs- und (neben dem Arabischen) Münz-Sprache und vertraten nicht das alttürkische Prinzip einer Teilung der Herrschaft unter die Mitglieder der regierenden Sippe, sondern einen straffen Zentralismus, während sie — ähnlich wie später die Mongolen — den meist in den Randgebieten gelegenen, unterworfenen Reichen (so einigen qarachanidischen Teilstaaten und dem uigurischen Restgebiete) ihre nominelle Selbständigkeit unter ihrer Oberhoheit (in verschiedenen Graden der

Abhängigkeit) beließen, ihnen Religionsfreiheit gewährten und von ihnen im wesentlichen nur Tribut einzogen, der nach chinesischem Muster auf den Höfen (nicht den Personen) lag. Ihr Herrscher führte den Titel *Gürchân* (vielleicht = *Gür Chan* [aus *Külchan*] = „der allgemeine, [weit]mächtige, tatkräftige Herrscher“ [K. H. Menges, O. Pritsak]). Ihm unterstand nun das ganze Gebiet zwischen Fergana und Balch, wo sein Land sogar bis südlich des Oxus reichte, bis nach Chotan im Süden, nach Chami und über den Lop-nor im Osten und bis zum Balchasch-See im Norden. Die Residenz war in *Hu-ssü Ordu*, bei oder in *Balasaghun*.

Das *westqarachanidische* Reich um *Samarqand* und *Buchara* hingegen blieb nominell unter der einheimischen Dynastie selbständig, war aber doch so schwach, daß es den Schutz der *Seldschuken*, der damals in Ostpersien einflußreichen *Chwārizmschāhe* und zeitweise auch der *Qara Qytai* anerkennen mußte. — Bezeichnend für die Festigung des Islams im westqarachanidischen und sein Vordringen auch in den *Qara Qytai*-Staat war das Auftreten von Missionaren türkischer Nationalität. Einige von ihnen wurden später als Heilige verehrt, vor allem *Ahmed Jesevī* (aus *Jesī*, der heutigen Stadt *Turkestan*, gest. 1166/67).

Die Gefahren, die dem Staate der *Qara Qytai* drohten, kamen nicht von der Aufteilung in einzelne Gliedstaaten (die es — wie wir sahen — nicht gab) oder von unruhigen Vasallen, sondern daher, daß die Herrschaft zweimal in der Hand von Frauen und ihren Geliebten oder auch von unmündigen Kindern lag. Das führte zu Auseinandersetzungen, die sich schon bald verderblich auswirkten. Als sich nämlich auf der Flucht vor dem erstarkenden *Dschingis-Chan* der Fürst des mongolischen Stammes der *Naiman* (= „acht“ [Clans]), *Kütschlüg*, der mindestens zeitweise (wie sein ganzer Stamm und wie die mongolischen Stämme *Keräit* und *Öngüt*) Christ war, nach Westen wandte, gelang es ihm, die Tochter des herrschenden *Gürchāns* zu heiraten, dann seinen Schwiegervater zu stürzen und sich selbst 1211 zum *Gürchān* auszurufen. Zu diesem Erfolge hatte wesentlich die Tatsache beigetragen, daß in *Buchara* und *Samarqand* soziale Unruhen ausgebrochen waren, zu deren Unterstützung der damals fast ganz Persien beherrschende *Chwārizmschāh Mohammed II.* seit 1207 Angriffe auf *Transoxanien* unternommen und 1210 einen bedeutenden Sieg am *Talas* davongetragen hatte (K. A. Wittfogel, K. H. Menges).

Doch nun nahte für die ganze mittelasiatische und persische Staatenwelt das Verhängnis in Gestalt *Dschingis Chans*, dem

sich schon 1209 die teils buddhistischen, zu einem nicht ganz unerheblichen Hundertsatze aber auch nestorianisch-christliche Uiguren unter ihrem Yduq Qut (oben S. 339) unterstellten (die bisher unter qaraqytischer Oberhoheit gelebt hatten), und dem sich 1211 der Rest der westlichen Qarachaniden unterwarf. So gelang es ihm nach längeren Kämpfen schließlich 1218, den Naiman-Herrscher Kütshlüg zu besiegen und zu vernichten, während ein früheres Adelsgeschlecht sich unter Barāq „dem Kanzler“ (nämlich des letzten Gürkĥāns) 1210 im südostpersischen Kirmān festsetzte (bis 1306). Schon zwei Jahre später wurde auch der Chwārizmschāh von seinem Schicksal erreicht.

Damit ist der Name des Mannes gefallen, der für Asien eine neue Epoche heraufführte: Dschingis Chan, der Groß-Chan der Mongolen. Deren Aufkommen, ihre geschichtliche Entwicklung, ihre Bedeutung und ihre Kultur werden im Zusammenhang mit der Darstellung ihres staatlichen Lebens an anderer Stelle zu schildern sein, so daß hier auf die hochbedeutsame Mongolenzeit nicht im einzelnen eingegangen werden muß. Es genügt darauf hinzuweisen, daß die Mongolen als echte Nomaden mit ihren Pferden, ihren (zweirädrigen) Wagen und ihren Herden verwachsen waren, in reiner Naturalwirtschaft lebten und vaterrechtlich auf der Grundlage von Clans (Oboch) organisiert waren. Die Stellung der Frau war aber keineswegs bedrängt; sie war nicht nur Herrin des Zeltes, sondern unterstützte auch die Männer in vielem (auch auf Kriegszügen) und war demgemäß auch durch eigene Güter (Indsche) versorgt. Haupterbberechtigt war der jüngste Sohn (Ot-tschigin = Herr des Feuers [im heimischen Herde]). Religion war ein Totemismus mit gewissen monotheistischen Zügen, der fremden Religionen gegenüber duldsam blieb und also auch dem hier Fuß fassenden nestorianischen Christentum nicht in den Weg trat (B. Ja. Wladimirzow; E. Hae-nischs Ausgabe der „Geheimgeschichte der Mongolen“ von 1240).

Temudschin, der Sohn eines unbedeutenden Häuptlings in der Mongolei, hatte sich durch seine militärische Tüchtigkeit und die Kunst der Menschenführung in schweren, blutigen Kämpfen gegen eine ganze Reihe von Nebenbuhlern durchgesetzt. Daß hierbei gewisse Gegensätze zwischen der Aristokratie (Nojon = Lehen-sherr und Adliger, Tarchan = Steuerfreier) (als deren Führer Temudschin dann gelten sollte) und den Bestrebungen der weniger begüterten Schichten (Vasallen: Unaghan Boghol und Gefolge: Nökör) nach sozialem Aufstiege eine Rolle spielten, ist möglich, läßt sich aber (entgegen der jüngsten russischen Auffassung vom klassen-

kämpferischen Charakter dieser Bewegung) nicht aus den Quellen wirklich nachweisen und hat angesichts der damaligen sozialen Struktur der Mongolei und der auch sonst bei den Nomaden immer wieder zu beobachtenden Kämpfe zwischen einzelnen Führern sicherlich keine ausschlaggebende Bedeutung besessen. Eher wird man an Auseinandersetzungen zwischen den „Waldstämmen“ (Jägern; am Baikal-See und Oberlaufe des Jenissei) und „Steppenstämmen“ (Hirten; zwischen Kulun-Buir-See und dem Südhange des Altais) als ein treibendes Motiv denken müssen. Als Ergebnis dieser Kämpfe war Temudschin 1206 auf einer großen Volksversammlung (einem „Quryltai“) als Oberhaupt des mongolischen Gesamtvolkes bestätigt worden und hatte den Titel Dschingis Chan bekommen, der sprachlich noch nicht sicher erklärt ist (vielleicht Ozean-Chan [im Sinne etwa des tibetischen Dalai Lama = Ozean-Priester] in der Bedeutung „großmächtiger Chan“?). Nach einer straffen Organisation des Heeres auf Grund des Zehner-Systems und der Entwicklung der alten Rechtssatzungen (Biligs; Dzarlyq = einzelne Anordnung des Herrschers) zu einem geschlossenen System (Jasa) war ihm im Jahre 1215 die Vernichtung des Kin-Reiches (oben S. 345) in Nord-China gelungen. Auseinandersetzungen mit der weitausgreifenden Politik des damaligen Chwärizmschāhs Mohammed II. hatten 1218 zum entscheidenden Zusammenstoß mit diesem und 1220 zu seinem Untergang geführt. Sein kraftvoller Sohn, eine Condottiere-Natur, führte noch bis 1231 einen verzweifelten, aber vergeblichen Kleinkrieg um die Wiedererrichtung des Staates.

Die Oberhoheit der Mongolen über Mittelasien — einschließlich Transoxanien — ist aber dadurch nicht mehr in Frage gestellt worden, und bei der Aufteilung des Gesamtreiches nach des Eroberers Tode 1227 fiel Transoxanien mit den angrenzenden Teilen Innerasiens (bis an die Grenze des Gebietes der Uiguren) an seinen Sohn Tschagatai (Residenz bei Almalyq), die östlich anschließenden Gebiete, deren genaue Abgrenzung aber in den Quellen nirgends angegeben wird (am Emil und Qobuq), an dessen Bruder Ögädäi, der 1229 Großchan wurde (gest. 1241), während der jüngste Sohn Tolui (gest. 1233) das Erbe in der eigentlichen Mongolei antrat. Doch begab sich auch Ögädäi nach seiner Wahl zum Großchan dorthin und residierte in der Stadt Qara Qorum. Die eroberten russischen Gebiete, dazu anfänglich auch Kaukasien und die asiatischen Gebiete bis an den Aral-See, fielen (1237—1241) an die Nachkommen von Dschingis Chans ältesten Sohn Dschotschi, der 1227 vor dem Vater gestorben war. Während der Kern dieses Staates,

der Goldenen Horde, in Europa lag und also hier außer Betracht bleiben muß, besaßen die Landstriche zwischen dem Ili und dem Jaxartes in dem Prinzen Schyban einen eigenen Herrscher, dessen Nachkommen — in lockerer Unterstellung unter die Goldene Horde — eine besondere Dynastie bildeten, neben der im Gebiete zwischen dem Irtysch, dem Ala Köl, dem Ili und dem Jaxartes (mit dem Kern im Siebenstromlande = Jeti suw, vgl. oben S. 337) ein weiteres Herrscherhaus unter den Nachkommen von Dschingis Chans ältestem Enkel Orda lebte (gelegentlich „Weiße Horde“ genannt). Einzelheiten von hier wissen wir nicht; größere Beachtung fanden diese Gebiete in den Chroniken erst, als zu Ende des 14. Jahrhunderts von hier aus eine staatliche Neuordnung der Goldenen Horde erfolgte.

In Transoxanien waren die Zuständigkeiten zwischen Tschagatai und Ögädäi nicht klar abgegrenzt. So kam es im Anschlusse an einen mongolenfeindlichen Aufstand in Buchara 1238/39 (die Stadt hatte sich nach der Verwüstung durch die Mongolen ziemlich rasch wieder erholt) zur Absetzung des dortigen Statthalters Mahmūd Jalawatsch und zu Auseinandersetzungen zwischen den Brüdern. Der Übergang der Würde eines Groß-Chans an Toluis Sohn Möngkă (Mängü) 1251 hatte eine weitgehende Entmachtung der Nachkommen Tschagatais und Ögädäis zur Folge, und nach der Wahl Qubilais zum Groß-Chan 1259 und dem Bürgerkriege mit seinem Bruder Ariq Bögä, dem sich die Mongolei unterstellt hatte und der schließlich infolge der Blockade der Getreidezufuhren dorthin unterlag, hatte das mittelasiatische Reich Tschagatai keine internationale Bedeutung mehr, da es durch interne Kriege zwischen einzelnen seiner Nachkommen und Prinzen aus andern Seitenlinien lange Zeit geschwächt wurde. Gleichzeitig hatten diese Gebiete unter wiederholten Angriffen des in Iran unter Hülägü seit 1256 entstandenen neuen mongolischen Staates zu leiden, und wenn den Transoxaniern auch die Wegnahme von Grenzgebieten der Goldenen Horde in Chwārizm gelang, so war es doch trotz der längeren Regierung Tuwas (1281—1306) und eines auf seine Initiative zurückgehenden kurzlebigen Friedensvertrages der einzelnen mongolischen Staaten doch erst der Übertritt des Chans Tarmaschirīn (1326—1334) zum Islam, der den mittelasiatischen Besitzungen der Mongolen einen inneren Zusammenhalt gab und die dortigen Mongolen mit den alteingesessenen Türken eine so enge sprachlich-kulturelle Gemeinschaft eingehen ließ, daß die Bewohner sich nun als Volkstum eigener (türki-

scher) Prägung verstehen lernten, für das sich die Bezeichnung „Tschagatai“ herausbildete, einer jener türkischen Volksnamen nach bedeutenden Persönlichkeiten, wie sie in der damaligen Zeit auch sonst geprägt wurden (Özbegen, Nogaier, später Osmanen). Neben der türkischen Umgangssprache hat hier allerdings noch lange das Persische die Rolle der Literatursprache gespielt.

Über die eigentlich politischen Zustände des tschagataischen Reiches und erst recht über seine Innen- und Wirtschaftspolitik sind wir nur ganz unzulänglich unterrichtet. So gut wie alle Nachrichten stammen von Quellen aus anderen Teilen des mongolischen Gesamtstaates oder auch von außerhalb (wobei die chinesischen Angaben für diese Jahrhunderte in betreff Mittelasien sehr dürftig sind), und eigene Münzen und Denkmäler haben sich nur sehr spärlich (für den Anfang gar nicht) erhalten. All das läßt die Aussagen über dieses Gebiet als sehr farblos erscheinen. Auch über die einheimischen Dynastien (etwa bei den immer noch überwiegend buddhistischen Uiguren, den suzeränen Qarachaniden, aber auch an vielen andern Orten) wissen wir kaum mehr als die Namen einzelner Herrscher; bei vielen Herrscherhäusern dieser Art (die teilweise willkürlich in andere Gegenden verpflanzt wurden, wie die Qarachaniden nach Özgänd im östlichen Fergana) können wir nicht einmal sagen, wie lange sie sich gehalten haben. Zumeist verlieren sich etwa seit dem Beginn des 14. Jahrhunderts die Nachrichten über sie, und die Münzen, die sie prägten, hören auf. Jedenfalls ist klar, daß die furchtbare Vernichtung, die die Mongolen über die Kultur Mittelasien — bis zum Anfang des 13. Jahrhunderts in Städten wie Buchara und Samarqand eine der bedeutendsten des Islams — gebracht haben, zu einer weitgehenden Verödung dieser Landstriche und zu einem tiefen Verfall auch wirtschaftlicher Art führte. Wiederholte Bürgerkriege zu Beginn des 14. Jahrhunderts und Angriffe des Groß-Chans von China her haben diesen Zusammenbruch vollständig gemacht.

Obwohl Tarmaschirin durch seinen Übertritt zum Islam nicht mit den mongolischen Gewohnheiten brach und sich in wesentlichen Punkten weiter daran hielt, kam es doch in den östlichen Teilen seines Reiches, wo auch die nominelle Hauptstadt Almalyq (am Ili) lag, zu Unruhen, während der Herrscher sich in Transoxanien aufhielt. Während des nun ausbrechenden Bürgerkrieges wurde Tarmaschirin ermordet; aber keiner der Prätendenten, die sich um die Krone bewarben, konnte sich wirklich durchsetzen. So verfiel die Regierungsgewalt im Staate Tschagatai

völlig. Zwar gab es Schein-Chane aus der Nachkommenschaft Dschingis Chans, die tatsächliche Gewalt geriet aber im Westen des Staates in die Hände der Adligen, der Bāgs (mongolisch „Nojon“). Im Osten hingegen konnte sich eine neue Dynastie durchsetzen, die von Tughluq Temür 1347/48 begründet wurde. Einzelheiten über diese Vorgänge sind uns nur schwer faßbar, da sie lediglich in Geschichtswerken persischer Herkunft dargestellt werden, die sich gegenseitig häufig widersprechen und teilweise noch nicht zugänglich sind. Münzen aus dieser Zeit fehlen weitgehend.

Diesem Wirrwarr in Innerasien wurde aber schon nach verhältnismäßig kurzer Zeit ein Ende bereitet durch einen der Adligen, die sich bisher in die Herrschaft geteilt hatten, T e m ü r (persisch „Timur“, nach seinem Beinamen Lāng = der Lahme in europäischen Quellen „T a m e r l a n“) aus dem türkisierten Mongolenstamme Bar(u)las. Ihm gelang es seit etwa 1360, sich in vielen einzelnen Kämpfen in Transoxanien durchzusetzen und sich hier die einheimischen Nomaden dienstbar zu machen, die nun als „T s c h a g a t a i e r“ bezeichnet wurden und die Kerntruppe seines Heeres abgaben. Obwohl sie ebenso wie Temür sunnitische Muslime waren, hielten sie doch an einer Reihe mongolischer Gebräuche fest. Dazu gehörte die Zopftracht, die sie von den übrigen Muslimen so sehr unterschied, daß man sie gelegentlich gar nicht als wirkliche Anhänger des Islams anerkennen wollte. Die weiter im Osten, in Ost-Turkestan und am Balchasch-See, gelegenen Gebiete blieben dagegen außerhalb des entstehenden Reiches Temürs. Sie waren das Siedlungsgebiet verschiedener nomadischer Stämme, die sich einfach „M o g h o l“ (= Mongolen) nannten, wobei aber nicht klar ist, ob sie tatsächlich noch mongolisch sprachen. Sie sind trotz allen anfänglichen Gegensätzen im Laufe des 15. und 16. Jahrhunderts in der einheimischen, sesshaften, türkisch sprechenden Bevölkerung aufgegangen; ihre Chans-Dynastie ist untergegangen. Ebenso blieb die eigentliche M o n g o l e i von Kriegszügen Temürs verschont. Hierhin hatten sich die Nachkommen der mongolischen Kaiser-Dynastie (Yüan) in China zurückgezogen, als sie 1367/68 aus dem Reiche der Mitte vertrieben wurden. Die Nachkommen Qubilais haben dann noch Jahrhunderte als Chane der Mongolei geherrscht, ohne daß sie je wieder zu größerer Bedeutung gelangt wären. Ihre Unabhängigkeit gegenüber China sicherte der große Sieg des Oiraten-Chans Esen Bögä 1449, und sie blieb trotz der Aufspaltung in einzelne Fürstentümer (seit 1543) gewahrt (vgl. unten S. 354).

Wenn auch Temür sein Reich durch die Vernichtung oder wenigstens Beseitigung der einzelnen B ä g s zusammenbrachte, so zerstörte er doch nicht die S t a m m e s - (Clans-) V e r f a s s u n g, die den mittelasiatischen Nomaden der damaligen Zeit das Gepräge gab und auf der die ganze soziale Struktur beruhte. Er verstand es vielmehr, sie geschickt seinen Zwecken nutzbar zu machen, manche von ihnen durch Privilegien herauszuheben und durch Belohnungen zu entschädigen. So ließen sich alle diese Stämme und Clans ohne großen Widerspruch in seinen Staat eingliedern, dessen Hauptstadt aber — allen nomadischen Überlieferungen zuwider — S a m a r - q a n d wurde, jene Stadt, die durch ihn und seine Bautätigkeit (die vielfach von zwangsverschleppten Künstlern aus andern Ländern getragen wurde) sowie die hier versammelten Gelehrten zu neuem Ruhme gekommen ist.

Temürs F e l d z ü g e griffen schon bald über Mittelasien hinaus. 1379 erlag ihm C h w ä r i z m, dessen Bevölkerung sich wiederholt gegen ihn erhob und deshalb schließlich besonders unnachsichtig bestraft wurde. Dadurch wurde diese Stadt mit ihrer umgebenden Landschaft sehr wesentlich in ihrer Mittlerrolle zwischen dem mittleren Wolgagebiete und Mittelasien getroffen, die sie jahrhundertlang innegehabt hatte. Dagegen bot sie Temür einen bequemen Stützpunkt für seine Feldzüge ins Gebiet der Goldenen Horde (an die untere Wolga; 1391 und 1395) und schützte gleichzeitig seine Flanke während seines Vorstoßes nach Persien, nach Kleinasien und Syrien. Damit dehnte sich sein Reich, wie das der Nachfahren Dschingis Chans, auch über V o r d e r a s i e n aus; Temürs Wirken hier muß also im Zusammenhang mit den geschichtlichen Schicksalen Vorderasiens dargestellt werden. Hier genügt es zu sagen, daß sein R e i c h nach seinem T o d e 1405 alsbald a u s e i n a n d e r - b r a c h und seinen Nachkommen die meisten der von ihm eroberten Gebiete verloren gingen. Einer seiner Söhne, Schähroch (gest. 1447), residierte in H e r ä t, also im Osten des iranischen Siedlungsgebietes. Ein Enkel Temürs, U l u g h B ä g, verwaltete 1409—1449 einen Teil des Reiches von Samarqand aus, das er ebenfalls durch prächtige Bauten schmückte und das weiterhin ein Sitz muslimischer, vorwiegend iranischer Gelehrsamkeit blieb. Die weitgehende Scheu der Nachkommen Temürs vor militärischen Unternehmungen ermöglichte außerdem das Aufblühen einer iranischen und bald auch mittelasiatisch-türkischen („tschagataischen“) Poesie, als deren vornehmster Vertreter 'Alī Schīr Newā'ī (1441—1501) genannt werden muß. Als Mäzen solcher Bestrebungen hat sich in erster Linie Prinz

Baisongqor (gest. 1433) als Statthalter in Täbriz und Herät verdient gemacht.

Während dieses Jahrhunderts begannen nun aber auch die nördlich von Transoxanien wohnenden türkischen Stämme, sich staatlich zu organisieren. Hier hatte sich eben im 15. Jahrhundert der Stamm der Özbeğen (russisch „Uzbeken“) unter dem Chan Abu'l-Chair (gest. 1462), einem Nachkommen Dschotschis, zu politischer Bedeutung aufgeschwungen. Unter ihm ergossen sich die Özbegen aus Mittelasien nach Transoxanien und in die Gebirgsgegenden nördlich des Pamirs. Sie waren von persischer Bildung und islamischer Gesittung weniger berührt als jene Schichten, die das Reich der Nachkommen Temürs getragen hatten. Eine unausbleibliche Folge war das Sinken des kulturellen Niveaus, aber auch die Verminderung der politischen Bedeutung, die diese Länder bis in jene Zeit besessen hatten.

Zwar gelang es Abu'l-Chairs Enkel Schybanī (später vielfach Schaibani genannt), seinem Reiche eine gewaltige Ausdehnung zu geben und mit Buchara und Samarqand zwei alte Sitze muslimischer Gesittung in seine und seiner Dynastie Hand zu bringen. Doch bildete das özbegische Volk damals keine Einheit mehr, und eben dieser Umstand trug den Keim eines späteren Zerfalls der politischen Macht in sich. Schon zu Abu'l-Chairs Zeiten hatten sich zahlreiche Stammesverbände von seiner Oberherrschaft losgesagt und waren in die riesigen, nördlich vorgelagerten Steppengebiete ausgewandert, die sich bis weit nach Sibirien hinein erstrecken. Diese Stämme erhielten infolgedessen den Namen Kasachen (Qazaq), d. h. Abwanderer (mit den Kosaken slawischer Volkszugehörigkeit keinesfalls zu verwechseln!), wurden aber nach russischem Vorbilde bis vor wenigen Jahrzehnten häufig irrig Kirgis-Kasaken oder einfach Kirgisen genannt. Sie sind somatisch besonders stark mongolisch durchsetzt, stärker jedenfalls als die heutigen Özbegen mit ihrem starken iranischen Blutsanteil. Während Schybanī in einer Auseinandersetzung mit dem erstarkenden Reiche der Safawiden in Persien stand, die zeitweilig sogar Buchara besetzten (1510/11), begannen auch die Kasachen ihm zuzusetzen, so daß es großer Anstrengungen bedurfte, um sich im Besitze der eroberten Gebiete zu halten.

Trotzdem gelang es dem bedeutendsten Herrscher der Schaibaniden-Dynastie, 'Abd Allāh, noch einmal, sein Reich zu ungeahnter Ausdehnung zu führen. Er eroberte die teilweise kurz zuvor verlorengegangenen Gebiete von Buchara (1557), Balch, Samarqand und Taschkent, anfänglich (seit 1561) als Statthalter

seines Vaters, seit 1583 selbständig, und führte bis zu seinem Tode 1598 eine tatkräftige Regierung, wobei er sich auch auf kulturellem und wirtschaftlichem Gebiete, durch die Anlage von geistlichen Lehranstalten und Moscheen sowie Bewässerungskanälen, bedeutsame Verdienste erwarb, die seinen Namen unter den Bewohnern jener Gegend unsterblich machten und sein Leben ebenso wie jenes Temürs mit einem Kranze von Sagen umflochten.

Nur einer derart kraftvollen Persönlichkeit war es möglich, der drohenden Gefahren Herr zu werden, die das Reich umlauerten, und die durch einen mit Mühe unterdrückten Zwist mit seinem einzigen Sohne vermehrt wurden. Inzwischen hatte das kasachische Volk sich nach einer Zeitspanne der Schwäche erneut erhoben und war mit den Özbegen in Streit geraten. Auch Gegensätze zwischen der meist türkisch sprechenden, unter dem Namen „Sarten“ (heute Schimpfname; oben S. 334) zusammengefaßten Stadtbevölkerung und den Nomaden machten sich in immer stärkerem Maße geltend, während die Auseinandersetzung zwischen den türkischen Stämmen und den Iraniern für das Bestehen des Staates weniger Bedeutung hatte, da die zuletzt genannten, die man unter dem Namen Tadschiken zusammenfaßte, ohne großen Widerstand in die südlichen Gebirgsgegenden zurückgedrängt wurden oder im türkischen Volkstum aufgingen.

Doch kamen nun Einfälle der mongolischen Kalmücken (Oiraten) hinzu. Sie hatten sich wie die übrigen Mongolen seit 1575 der tibetischen Form des Buddhismus (Lamaismus) angeschlossen, und einer der mongolischen Stämme, die Dsöngaren („Leute des linken [Heeres-]Flügels“), hatte nach der Thronbesteigung Galdans (Boschokto Chans) 1671 ein mächtiges Reich gegründet, dem seit 1681 das Tarim-Becken, seit 1690 auch das Land der Chalcha-Mongolen (in der eigentlichen Mongolei) untertan war. Doch wurden sie nach dem Schlachtentode Galdans bei seiner Niederlage am Tula-Flusse 1696 aus diesen Gebieten verdrängt und wandten sich nun west- und südwärts. 1710 brachten sie das (schon vorher ihrem Einflusse offene) Tibet in ihre Gewalt, das sie aber 1723 an die Chinesen verloren, und lösten durch ihr Vorgehen nicht unerhebliche Verschiebungen innerhalb des mittelasiatisch-türkischen Völkerbestandes aus, so die Wanderung der (echten) Kirgisen (früher vielfach als Kara-Kirgisen bezeichnet), die sich ins Gebiet Dscheti Suw (russisch Semirjetchje) (zwischen Balchasch-See und Issyk Köl) und nach Fergana vorschoben, aber auch in ihren neuen Wohnsitzen ihre räuberische Nomaden-Lebensweise beibehielten.

Dazu kam, daß damals die Vorboten des Zaren in Sibirien erschienen. 1584 hatte Jermak die Eroberung dieses Landes eingeleitet, 1587 war die Stadt Tobolsk gegründet worden. So war es nicht erstaunlich, daß auch die kasachische Steppe das Augenmerk der Russen auf sich lenkte. Seit 1594 fanden — zunächst ergebnislose — Verhandlungen zwischen beiden Völkern statt; auch in Bucharas erschienen damals Sendboten des osteuropäischen Staates.

Das ganze mittelasiatische Türkentum wurde von einer wachsenden Unruhe ergriffen. Innerhalb der Kasachensteppe und zwischen Kasachen und Özbegen kam es zu mannigfaltigen Streitigkeiten; die Macht des bucharischen Staates sank trotz den Maßnahmen einzelner tüchtiger Herrscher, wie des 'Abd al-'Aziz (1645—1680), und die einzelnen adligen Geschlechter wurden sowohl hier als auch bei den Kasachen immer mächtiger und beseitigten schließlich die Chansdynastien tatsächlich, teilweise auch nominell. Der kasachische Gesamtverband, dem um 1600 die Besetzung Taschkents gelungen war, das (bis 1723) Hauptstadt wurde, zerfiel schon im 17. Jahrhundert in mehrere getrennte Staatswesen, die als die „Große“, „Mittlere“ und „Kleine Horde“ bezeichnet werden und infolge inneren Zwistes dauernd an Macht einbüßten, aber eben dadurch auswärtigen Mächten willkommene Ansatzpunkte zu einem Eingreifen boten. Auch das bucharische Reich verlor bedeutend an Einfluß, und neben ihm konnte sich das Chanat von Chiwa (Chōrezm = älter Chwārizm) behaupten, wo anfänglich ebenfalls Nachkommen des Chans Dschotschi herrschten, deren Verwaltung zu Ende des 17. Jahrhunderts durch die Regierung der einzelnen Stammeshäupter (Emire oder Sultane genannt) abgelöst wurde, die nur gelegentlich einen Nachkommen Dschingis Chans als Herrscher einsetzten. Doch hatte das so wenig Bedeutung, daß die offizielle Geschichtsschreibung jener Gegenden dieses Tun direkt als „Chanspiel“ bezeichnete.

Das Gebiet der Kasachen, das dem russischen Machtbereiche am nächsten lag, war den Werbungen des Zaren am meisten ausgesetzt. Obwohl das Volk um 1700 im Chan Tjawkas noch einmal einen ausgezeichneten Gesetzgeber gefunden hatte, war die Große Horde 1717 genötigt, Peter den Großen um Aufnahme in den russischen Untertanenverband zu ersuchen. Der russische Kaiser kam dieser Bitte nach. Als dann nach der Eroberung Taschkents durch die aus dem chinesischen Reiche herausdrängenden Dsöngaren die Mittlere und Kleine Horde nach Westen bis an den Ural geschoben wurde, gelang es geschickten russischen Agenten, 1732 bzw.

1734, auch diese Verbände, kurz darauf sogar den kleinen türkischen Stamm der *Karakalpak* am Oxus (Syr-Darja), zum Anschlusse an das Russische Reich zu veranlassen. Das Machtstreben des Chans Abu'l-Chair der Kleinen Horde, der sich mit russischer Hilfe der übrigen Kasachen und zeitweise sogar afghanischer Gebiete zu bemächtigen suchte, und die Bemühungen, nach der Vernichtung des dsöngarischen Reiches unter Amursana durch die Chinesen 1759 mit China Fühlung aufzunehmen (1762), gaben den Russen Veranlassung, sich immer eifriger um die Gebiete zu kümmern, um so mehr, als die schon seit dem 17. Jahrhundert hier sesshaften und den Russen hörig gewordenen Mongolen *Torgut* (tatarisch und russisch „Kalmücken“ genannt) nun durch westwärts fliehende Stämme aus dem dsöngarischen Gebiete Verstärkung erhielten und in die Gegend nordöstlich des Kaspischen Meeres erhebliche Unruhe brachten, die allerdings dadurch wesentlich gemildert wurde, daß 1770/71 die Hauptmasse der Kalmücken (unmittelbar vor dem gerade das südliche Wolga- und Jaik-Tal ergreifenden Aufstande Emil Pugatschóws) östlich der unteren Wolga nach dem Osten abzogen. Sie kamen erst nach schwersten Verlusten im Tarim-Becken an, wo sie sich den Chinesen unterstellten. Dadurch waren die Kalmücken westlich der unteren Wolga so sehr geschwächt, daß sie seither militärisch (auch als — lamaistisch-buddhistische — Helfer der Russen gegen die Muslime) keine Rolle mehr spielten.

Schließlich boten zwiespältige Herrscherwahlen und Zerwürfnisse zwischen den Chanen und ihren Untertanen den Zaren Gelegenheit, die oberste Verfügungsgewalt gänzlich in ihre Hände zu bringen, so daß die Herrscher der Kasachen ohne deren Einwilligung nichts mehr unternehmen konnten. Zeitweise (z. B. 1784/85) kam es auch zu unmittelbaren Beziehungen zwischen den kasachischen Stammesoberhäuptern und den Russen unter Übergehung der Chane. Damals entstand durch die Absonderung eines Teils der Kasachen unter einem besonderen Chan die sogenannte „*Innere*“ oder „*Bukerjew*“-sche Horde: seither standen sich bis zum Umsturz von 1917 vier kasachische Stammesverbände gegenüber. Weitere Wirrnisse folgten, während welcher die Russen ihre Militärstationen immer tiefer in das Land vorschoben, bis sie 1822 darangehen konnten, die Chanatswürde überhaupt abzuschaffen und den Horden ein aristokratisches Regiment aufzunötigen, das dem kasachischen Volke eine einheitliche politische Willensbildung ungeheuer erschwerte. 1845 erfolgte die Lösung der letzten Beziehungen, die noch zu

China bestanden hatten; das Land von Wjernyj (dem heutigen Alma Ata) bis nach Kaschgar (im heutigen Chinesisch-Turkestan) kam zeitweilig unter russische Verwaltung.

Da schien sich unter dem energischen Emporkömmling Ja'qūb Chan von Kaschgar (1865—1877) auf russische und chinesische Kosten ein neues unabhängiges Türkenreich in Mittelasien zu entwickeln. Sein Gebiet umfaßte schließlich (als Jetti-Schahr = Sieben-Städte-Land) Kaschgar, Jengihisar, Jarkend, Chotan, Aqsu, Qaraschahr, Chami und Turfan. Gleichzeitig hatten sich 1861 die muslimischen Dunganen in der chinesischen Provinz Kan-su und im Thien-schan erhoben und weite Gebiete, 1866 mit Hilfe der ostturkestanischen Tarantschen auch Kuldscha in ihre Macht gebracht, während sie 1865 aus Ost-Turkestan durch Ja'qūb Beg zurückgetrieben wurden. 1869/71 plünderten sie Alaschan und das Ordos-Gebiet sowie Uljassutai und Kobdo in der Mongolei. Nun rafften sich die Chinesen zu ihrer Bekämpfung auf: 1872/73 wurden die Dunganen fast gänzlich aufgerieben, und bis 1878 war das ganze Gebiet (mit Ausnahme von Kuldscha, das bis 1881 von den Russen besetzt blieb), wieder in chinesischer Hand.

Die Russen gingen inzwischen planmäßig und tatkräftig vor. 1859 hatte das Innenministerium des Zaren die Verwaltung des kasachischen Landes übernommen, das damit ganz offiziell dem Russischen Reiche einverleibt war. Nach einem Aufstandsversuch 1869 wurde 1889 die Steuerbefreiung der Adligen aufgehoben und damit deren Einfluß weitgehend unterbunden. Freilich hatten sich während der vergangenen Jahrhunderte unter ihnen ebensowenig wie unter den übrigen Kasachen politische Bestrebungen gezeigt. Auch die Kultur dieser damals weitgehend nomadischen Bevölkerung hatte keinerlei Bedeutung erlangt, wie sie die weiter südlich gelegenen Gebiete trotz dem Absinken des allgemeinen Standes bewahrten. Dem Schicksal dieser Südgebiete müssen wir uns noch zuwenden.

Bucharas Geschick war ungleich mehr mit dem seiner mittelasiatischen Nachbarn verflochten als dasjenige der nördlicher gelegenen Gebiete; das Land blieb aber auch mit der islamischen Kultur stärker in Berührung. Die zeitweilige Einnahme der Stadt Buchara durch den persischen Schah Nādir 1740 hatte den Wechsel des Herrscherhauses zur Folge, indem nach längerem Schwanken ein Prinz des Hauses Mankit sich des Thrones bemächtigte (1785). Seine Nachkommen suchten das Land zu einem Mittelpunkt islamischer Rechtgläubigkeit zu machen. Tatsächlich erfuhr das Schulwesen einen bedeutenden Ausbau, und für die übrigen

Muslime Rußlands, wie die Wolga-Tataren, stellte Buchara lange Jahrzehnte hindurch tatsächlich den Hort aller religiösen Selbstbesinnung dar. Um die Mitte des 19. Jahrhunderts gelang es den Herrschern, die Macht des özbegischen Adels zurückzudrängen, und auch die unteren Schichten an der Verwaltung zu beteiligen. Trotzdem konnte sich die Dynastie auf die Dauer Rußland gegenüber nicht unabhängig erhalten. Im Jahre 1868 mußte Muzaffar ad-Din die Oberherrschaft des Zaren anerkennen und einige Landstriche, darunter Samarqand, abtreten, wurde aber durch Gebietsteile Chiwas entschädigt, mit dem die Bucharer bisher häufig Krieg geführt hatten. Zur gleichen Zeit annektierten die Russen auch das seit 1709 bestehende özbegische Sultanat Fergana, dessen Mittelpunkt die Stadt Choqand bildete und das in den Jahrzehnten zuvor durch Wirren stark zerrüttet worden war. Die bucharischen Herrscher wurden schon bald durch die Festlegung der Grenze gegen Afghanistan in die große russisch-englische Auseinandersetzung in Mittelasien hineingezogen, und überhaupt trat das Eigenleben dieser Landstriche mehr und mehr hinter den Auswirkungen der großen Politik dieser beiden Mächte zurück, Auswirkungen, die ebenso wie die Eingliederung des Landes in die gesamtrussische Wirtschaftspolitik im Rahmen der russischen Geschichte darzustellen sind. Die Anlehnung des Chans an Rußland, auch in ökonomischer und verkehrstechnischer Hinsicht, wurde immer enger, ohne daß indes der kulturelle Einfluß Rußlands sich bis zum ersten Weltkriege stärker bemerkbar gemacht hätte.

Das Reich von Chiwa, durch die Schwankungen des Unterlaufes des Oxus und durch die Verlagerung des großen Verkehrs auf weiter nördlich gelegene Routen schon im 17. Jahrhundert der Ungunst der Zeiten stark ausgesetzt, hatte überdies durch Raubzüge der Türkmeneu viel zu leiden und erlebte, wie Buchara, durch die Eroberung der Stadt Chiwa durch Nādir Chān von Persien einen Dynastiewechsel (Ende des 18. Jahrhunderts). Unter den Qungrād war dem Lande eine neue Zeit des Aufschwungs vergönnt. Um 1840 erreichte der Staat seine größte Ausdehnung und übertraf damals an kulturellem Hochstande zeitweise Buchara. Auch für die Landwirtschaft und den Handel wurde eifrig gesorgt. Erneute Kriege mit den Nachbarn, dazu Zusammenstöße mit den herannahenden Russen, erschütterten den Staat wiederum, bis 1873 die Stadt Chiwa von den Russen genommen wurde. Der Chan verlor alles Land östlich des Oxus. Doch wurde ihm und seinen Nachfolgern als russischen Vasallen ein Teil des Gebietes belassen. An-

schließlich gelang es den Russen unter Skobelevs Führung, die Türkmene zu besiegen (Einnahme Gök-Tepes [russisch „Geok-Tepe“ umschrieben] 1881); im Anschlusse daran unterwarf sich Merw 1884 freiwillig.

Infolge der russischen Revolution wurden die Herrscher von Chiwa und Bucharä 1920 vertrieben und ihr Gebiet schließlich mit dem übrigen Turkestan vereinigt.

Den Russen bedeutete der Besitz Turkestans einmal ein Vorfeld bei ihrer Auseinandersetzung mit England und Britisch-Indien, bis diese Rivalität durch den russisch-britischen Vertrag von 1907 beigelegt wurde. In diesem Sinne erfolgte auch die Erschließung des Landes durch Bahnen und der Ausbau von Straßen; als Teile der russischen Gesamtstaatspolitik können diese Ereignisse nur im Rahmen einer russischen Geschichte gewürdigt werden. Bedeutungsvoller auch für die Bevölkerung selbst war die Tatsache, daß unter russischer Herrschaft, von einigen Unruhen abgesehen, die dauernden Fehden unterbunden wurden und die wirtschaftliche Entwicklung des Landes gewaltige Fortschritte machte, allerdings im Rahmen der russischen Gesamtstaatsplanung. Schon die zarische Regierung begann mit der Anlage von Baumwollpflanzungen, deren wirtschaftliche Bedeutung für das Gesamtreich unbestreitbar war und auch die finanzielle Lage der Bevölkerung hob, gleichzeitig aber die Fläche für den Anbau von Feldfrüchten einschränkte, so daß Turkestan nur bei einem Zusammengehen mit dem Russischen Reiche leben konnte, losgelöst aber vor einer Hungersnot gestanden hätte.

Das zeigte sich deutlich in den Jahren 1916 bis 1920. Damals erhob sich die muslimische Bevölkerung des Landes gegen die Einziehung als Arbeitssoldaten, gegen die einseitige Wirtschaftspolitik des Zarismus und gleichzeitig gegen die ununterbrochen geförderte Zersiedlung des Landes durch russische Kolonisten, denen im Verlaufe von Jahrzehnten ungeheure Landmassen zugewiesen worden waren. Doch brach der Aufstand dank dem tatkräftigen Eingreifen der russischen Regierung bald zusammen. Freilich bildeten die Unruhen, die 1917 im Gefolge der Revolution ausbrachen, gewissermaßen eine Fortsetzung. Doch konnten die damals gebildeten nationalen Ausschüsse und Regierungen sich nur einige Monate halten, um dann der Gewalt der Roten Armee zu weichen. Auch die Aufstandsbewegung der „Basma tschi“, die im Lande weiterglomm und 1921/22 ihren Höhepunkt erreichte, konnte trotz dem Eingreifen des bekannten türkischen Staatsmannes Enwer Pascha, der 1922 in Turkestan fiel, keine dauernden Erfolge erzielen.

Sie zeigte aber den Russen, wie gefährlich ein nationaler Zusammenschluß Turkestans werden konnte.

So kam es im Jahre 1924 zu einer Aufteilung Turkestans in einzelne Republiken, deren Umfang verschiedentlich verändert wurde. Das trug ebenso wie das Nebeneinander einzelner Stämme in eigenen Staaten dazu bei, die Spannungen innerhalb des Landes wachzuhalten und durch gegenseitige Reibungen ein gemeinsames Vorgehen der Turkestaner zu unterbinden. Heute bestehen folgende Sowjetrepubliken: Das riesige Kasachstan im Norden mit der Hauptstadt Alma-Ata, Turkmenistan mit der Hauptstadt Aschchabad im Südwesten, nördlich davon das Özbekistān (russisch „Usbekistan“) unterstellte Karakalpakien mit der Hauptstadt Nukus, Özbekistan mit der Hauptstadt Taschkent im Süden, das iranische Tadschikistan mit der Hauptstadt Stalinābād (früher Duschamba) ebenda, und schließlich Kirgisistan mit der Hauptstadt Frunse (früher Pischpek) im Südosten.

Bei all diesen Staaten handelt es sich — von Tadschikistan abgesehen — um Gebiete mit einer türkischen Bevölkerung, die aber durchaus nicht vollkommen einheitlich ist. Die von früher ererbten wirtschaftlichen und sozialen Gegensätze werden durch mundartliche Besonderheiten gesteigert, und so hat sich heute das Gefühl einer stammesmäßigen Eigenständigkeit entwickelt, bei dem alle diese Unterschiede mitsprechen. Gewiß könnte dieser Gegensatz durch eine gegenseitige Verständnisbereitschaft ausgeglichen, könnten die mundartlichen Unterschiede durch die Schaffung einer Gemeinsprache überbrückt werden. Doch kann dies bei der heutigen Lage nur in einer längeren Frist erreicht werden. Ob eine Entwicklung in dieser Richtung möglich ist, hängt ganz und gar von den zukünftigen Schicksalen des Landes ab.

Hans O. H. Stange

GESCHICHTE CHINAS VOM URBEGINN BIS AUF DIE GEGENWART

EINLEITUNG

ZEITLICHE UND RÄUMLICHE ÜBERSICHT

ZEITABSCHNITTE UND ZEITRECHNUNG

China, das wie ein uraltes Rätsel in unsere Tage ragt, erscheint vielfach dem gebildeten Laien als eine fernliegende, fremde und unverständliche Welt. Auch heute noch ist zumeist das Bild, das sich der ernsthaft interessierte Gebildete von China macht, sei es mittelbar oder unmittelbar, durch die überholten Auffassungen des 18. und die krassen Urteile des 19. Jahrhunderts bestimmt. Dem oberflächlichen Betrachter dagegen scheint einfach alles umgekehrt zu sein als bei uns. Die Frauen tragen Hosen, die Männer Röcke, zur Begrüßung schüttelt man nicht dem anderen, sondern sich selbst die Hand, zur Kühlung benutzt man nicht kalte, sondern heiße Getränke und heiße feuchte Tücher. Der Arzt wird nur solange bezahlt, wie man gesund ist und ihn nicht braucht. Als pietätvollstes Geschenk der Kinder für ihre Eltern gilt ein kostbarer Sarg; die schlimmste Rache, die man an einem Feind nehmen kann ist, daß man sich selbst vor seiner Tür aufhängt. Diese und ähnliche Merkwürdigkeiten sind in vielen Fällen das Einzige, was man von China weiß.

Es ist darum keine leichte Aufgabe, auf einem äußerst beschränkten Raum dem Leser einen wirklichen Eindruck von mehr als dreieinhalb Jahrtausenden beglaubigter Geschichte, ihren gestaltenden und zerstörenden Kräften, zu geben. Naturgemäß kann eine so kurze Darstellung nicht erschöpfend sein. Vor dieser Schwierigkeit hat sich bisher aber jede, selbst die umfangreichste Darstellung der chinesischen Geschichte gesehen. Deshalb ist im folgenden die politische Geschichte mit ihrer verwirrenden Fülle der für den Gesamtverlauf der Ereignisse zumeist belanglosen Einzelheiten nur sehr kurz und in großen Zügen behandelt worden. Denn eine breitere Darstellung dieser Vorgänge würde doch nur eine endlose, unübersichtliche Kette monotoner Wiederholungen von unverständlichen Namen, von Kriegen, Spaltungen und Bürgerkriegen, eine Aneinanderreihung von wechselnden Dynastien ergeben, die oft nur aus zufälligen Gründen zur Herrschaft gelangten. Für die Einteilung der chinesischen Geschichte geben die Dynastien daher nur wenig Anhaltspunkte. Es ist zumeist Sache des subjektiven Empfindens und damit der Willkür des Darstellers geblieben, ob eine Dynastie zum vorhergehenden Zeitabschnitt oder zum folgenden zu rechnen sei. Deshalb kann allein die kulturgeschichtliche Einteilung eine sinnvolle Reihe von geschichtlich bedeutsamen Perioden ergeben. So ist in dieser

Darstellung auch dem Wunsche des Verlages, der Kulturgeschichte einen breiten Raum einzuräumen, um so lieber stattgegeben worden, als gerade die Kultur Chinas durch ihre schöpferische Begabung und ihren Formenreichtum am ehesten Aufmerksamkeit zu gewinnen und Achtung einzuflößen vermag. Zugleich soll vor allem der Zusammenhang zwischen Politik und Kulturgeschehen und die Tiefenwirkung der Politik auf das wirtschaftliche, gesellschaftliche und kulturelle Leben aufgezeigt werden. Gerade die chinesische Geschichte wird, wenn man sie nicht allein von einem ausschließlichen Standpunkt, sondern im Zusammenhang unter den wechselnden Gesichtspunkten des politischen, sozialen, wirtschaftlichen, religiösen, künstlerischen und geistigen Lebens betrachtet, stets neue, überraschende Seiten aufweisen. Die äußerste Beschränkung des Raumes brachte es mit sich, daß vieles nur kurz gestreift werden konnte. Proben aus der chinesischen Literatur in den Text einzufügen, verbot sich von selbst; auch mußte auf Bildbeigaben leider verzichtet werden.

Ein kurzer Überblick im großen Rahmen über die Epochen der chinesischen Geschichte soll die Übersicht und das Verständnis der eingehenderen Darstellung der einzelnen Abschnitte erleichtern, ohne die Tatsachen in ein starres Schema pressen zu wollen. Die geläufige historische Periodenteilung in Vor- und Frühgeschichte, Altertum, Mittelalter und Neuzeit ist auch für diese Darstellung der chinesischen Geschichte beibehalten worden. Es kommt nur darauf an, die Einschnitte zu erkennen, die die Epochen abschließen und von anderen trennen. Das epochemachende Ereignis, das die geschichtliche Entwicklung des chinesischen Altertums abschließt und eine in allem grundsätzlich neue Epoche einleitet, ist — wie in Europa die über das Gebiet der antiken Kultur hereinbrechende Völkerwanderung und die Ausbreitung des Christentums — auch in China, eine über einen längeren Zeitraum sich hinziehende Völkerbewegung und das damit verbundene Eindringen der Weltreligion des Buddhismus. Damit hebt das chinesische Mittelalter an, das in seiner Kultur, wenn es auch in vielen Dingen auf dem Altertum weiterbaut, sich von diesem doch grundsätzlich unterscheidet. Die Neuzeit beginnt mit dem Eindringen der europäischen Kolonialmächte und dem langsamen Hineinwachsen des chinesischen Raumes in die moderne Weltpolitik und den Weltverkehr. Tatsächlich ist dieser Vorgang für China noch einschneidender als für Europa das Zeitalter der Entdeckungen.

Die Geschichte des Altertums wird gekennzeichnet durch die Entwicklung des archaischen Königtums, das Werden des feudalen Reiches und sein Aufgehen im antiken Absolutismus, in der Wirt-

schaftsgeschichte durch den Übergang der gebundenen Naturalwirtschaft zum freien Frühkapitalismus und die Ausdehnung des Handels. Die Kultur des Altertums ist aristokratisch. Der Höhepunkt der Geisteskultur ist klare Vornehmheit des Geistes.

Im Mittelalter tritt an die Stelle des feudalen Reiches der Staat der Beamtenhierarchie. Damit geht Hand in Hand das Vorherrschen der städtischen Kultur, das Aufblühen des Handwerks, erhalten vor allem in den Steinskulpturen und den Töpfereien und in den Erzeugnissen des übrigen Kunstgewerbes, die durch den Handel über See bis in den mittelländischen Raum drangen. Das geistige Leben steht ganz im Banne der aufkommenden Weltreligion und der mittelalterlichen schwärmerischen Innigkeit des Gefühls, die sich am reinsten in der tief empfundenen Lyrik, in der weltabgewandten Sung-Scholastik und einer stimmungsvollen Landschaftsmalerei ausprägt.

Die Neuzeit steht politisch mehr und mehr unter dem Eindruck des Eindringens der Europäer. Durch die gewaltige Bevölkerungsvermehrung wird sie zu einem Zeitalter der Massenbewegungen. Die Vermassung wird spürbar in Landwirtschaft, Handwerk und Kunst. Die Bevölkerungsdichte zwingt zur überseeischen Auswanderung, die dann am Ende des 19. Jahrhunderts zur sogenannten „Chinesenfrage“ führt. Für die Geisteskultur der Neuzeit ist typisch die kritische Nüchternheit des Verstandes und das Vorherrschen der Wissenschaft. Durch den Einbruch europäischer Ideen bricht schließlich das überkommene Weltbild zusammen, und in der Gegenwart kommt es zu dem bisher noch nicht abgeschlossenen Ringen um neue Formen.

Wenn auch die Quellen der chinesischen Geschichtsschreibung und die Überreste aus der Vergangenheit mit der späteren Zeit ganz beträchtlich zunehmen, die Kenntnis umfassender, tiefergehend und reicher an Einzelheiten wird, ist es hier dennoch unser Bemühen geblieben, die einzelnen Zeiten an Umfang möglichst gleichmäßig zu behandeln.

China bietet gegenüber den anderen alten Kulturen des Orients den unschätzbaren Vorteil, daß bis in die jüngste Vergangenheit hinein die Möglichkeit einer lebendigen Anschauung von seinen geschichtlich gewordenen Lebensformen vorhanden war. Indessen liegt hier Vorteil und Nachteil zugleich, denn die Gegenwart zeigt als Endglied einer langen Entwicklung keineswegs in allen Lebensformen unverändert gebliebene Überreste des Altertums oder des Mittelalters. Zahlreiche Begriffe und ihr Inhalt haben sich im Laufe der Zeit außerordentlich stark gewandelt. So wurde das geschichtliche Verständnis vielfach dadurch irregeführt, daß man — zum Teil unter

dem Eindruck der chinesischen naiven Geschichtsauffassung der älteren Zeit — Dinge, von denen uns aus dem Altertum oder Mittelalter unter denselben Bezeichnungen berichtet wird, wie sie noch lebendigen Einrichtungen beigelegt werden, deshalb ohne weiteres miteinander gleichsetzen zu können glaubte. Vielfach ist aber nur der Name gleich geblieben, während die Sache selbst sich verändert hat, eine Erscheinung, die wir in der europäisch-abendländischen Kultur selbst auf Schritt und Tritt beobachten können. Solche Irrtümer haben in der Betrachtung der chinesischen Geschichte ganz besonders verhängnisvoll gewirkt, weil durch sie die Meinung aufgekommen ist, daß die chinesische Geschichte sich in Jahrtausenden ohne Veränderung gleichgeblieben sei. So kam es zur Auffassung Hegels, daß die chinesische Geschichte statarisch, also eigentlich überhaupt keine Geschichte sei. Tatsächlich aber haben wir auch in China — und vielfach dort sogar mehr als anderswo — die Möglichkeit zu sehen, wie sich die Geschichte nach inneren Gesetzen entwickelt. Indessen wurde der gesetzmäßige Ablauf häufiger durch äußere Einflüsse gestört, als bei der europäischen Kultur. Während in Europa nur einmal am Ende des Altertums eine höchst entwickelte und verfeinerte Kultur von Barbaren überflutet und erstickt wurde, die Wellen der Perser, Parther, Araber, Mongolen und Türken aber vom Kernland der Kultur ferngehalten werden konnten, ist es in der chinesischen Geschichte ein häufiger Vorgang, daß die stetige Entwicklung des kulturellen Lebens durch den Einbruch fremder Völker mehr oder weniger stark gehemmt oder gar in ihrer Richtung verändert wird.

Die chinesische Chronologie kennt keine fortlaufende Ära, sondern nur eine rein dynastische Zeitrechnung. In der Zeittafel am Schluß des Bandes sind daher auch die chinesischen Dynastien aufgeführt, als Anhalt für die schon, namentlich durch die Kunstgeschichte, geläufig gewordene politische Zeitrechnung nach Dynastien.

Eine Eigentümlichkeit der chinesischen Zeitrechnung ist der aus den zehn Himmelsstämmen und zwölf Erdästen gebildete Sechzigerzyklus, mit dem im hohen Altertum zuerst nur die Tage des Jahres gezählt wurden. Später aber diente er vornehmlich zur Jahresrechnung.

Im Altertum wurde, sobald das Bedürfnis nach einer Chronologie auftrat, das Jahr, in dem ein neuer Herrscher die Regierung antrat, oder auch das darauffolgende neu beginnende Jahr als erstes Jahr seiner Regierung gerechnet, und so weiter die folgenden Jahre bis zum Ende seiner Herrschaft. Dann wird in der gleichen Weise wieder mit dem nächsten Herrscher begonnen. Auch die Feudalfürsten haben mit

zunehmender Selbständigkeit sich eine eigene Zeitrechnung zugelegt, in der bewußt ihre Gleichstellung mit der königlichen Macht zum Ausdruck kommen sollte. Allerdings haben die Fürsten der Einzelstaaten jeweils mit Annahme des Königstitels eine neue Jahresrechnung begonnen. Damit ist zum ersten Male im 3. vorchristlichen Jahrhundert noch während der Regierungsperiode eines Herrschers eine neue Zeitrechnung begonnen worden. Unter anderen Gesichtspunkten wird dieser Neubeginn der Zeitrechnung noch während der Regierung desselben Kaisers seit dem Jahre 163 v. Chr. zum Grundsatz für etwa eineinhalb Jahrtausende chinesischer Geschichte. Die Jahresbezeichnungen oder Devisen, die damit eingeführt wurden, wechselten nicht nur beim Regierungswechsel, sondern auch mehrfach während einer Regierung, so daß unter der länger dauernden Herrschaft eines Kaisers bis zu mehr als zehn neue Regierungsdevisen vorkommen. Ja, manchmal gibt es sogar für ein Jahr zahlreiche verschiedene Bezeichnungen. Unter der Mongolendynastie werden die Jahresdevisen allmählich weniger häufig gewechselt, seit der Ming-Dynastie ist es dann üblich geworden, daß jeder Herrscher nur eine Regierungsdevise annahm, so daß man die Kaiser selbst auch nach ihrer Regierungsdevise benannte.

Von diesen Regierungsdevisen hat es mit Einrechnung der nicht-legitimen und nicht-anerkannten Dynastien im Laufe der Zeit etwa 800 gegeben. Darunter zahlreiche besonders beliebte, die zweimal oder noch häufiger vorkommen. Sie bestehen zumeist aus zwei, selten aus mehr Wörtern. Inhaltlich wechselt ihre Bedeutung je nach dem Charakter der Zeit. Ursprünglich im Altertum und auch noch im frühen Mittelalter war ein Ereignis oder eine Naturerscheinung von besonders guter Vorbedeutung bestimmend für die Namensgebung. Mit der Vorherrschaft des Buddhismus werden abstrakte Begriffe beliebter, die dann seit der Sung-Zeit vorherrschen.

Wenn wir zum Beispiel von Kaiser K'ang-hi sprechen, so soll das streng genommen heißen, daß wir den Kaiser meinen, dessen Regierungsperiode mit der Devise K'ang-hi bezeichnet wird, denn der Kaiser hatte während seiner Herrschaft überhaupt keinen Namen, der genannt werden durfte, er war eben schlechthin *der* Kaiser. Sogar sein Name, den er als Prinz geführt hatte, wurde für tabu erklärt und durfte überhaupt nicht mehr gebraucht werden. Nach dem Tode erhielt der Kaiser dann einen sogenannten posthumen Ehrennamen und dazu noch einen Tempelnamen, unter dem ihm geopfert wurde. Hier wird jeweils, so weit überhaupt Namen genannt werden, nur einer, und zwar der bekannteste, genannt.

Aber nicht nur die Kaiser werden unter verschiedenen Namen aufgeführt, auch jeder Chinese trägt eine Reihe von Namen. Als Kind empfängt er einen Beinamen, zu dem mit der Mündigkeitserklärung der sogenannte Mannesname tritt. Dazu kommen, namentlich bei literarisch und künstlerisch tätigen Personen, noch zahlreiche andere Beinamen, die nach Eigenschaften oder nach dem Geburtsort oder nach sonstigen persönlichen Besonderheiten angenommen oder von den Zeitgenossen beigelegt werden. Nach dem Tode erhält auch jeder Chinese, ob hoch oder niedrig, einen posthumen Ehrennamen. Selbst in der Gegenwart ist diese Gepflogenheit noch sehr beliebt. So ist zum Beispiel bei Sun Yat-sen Sun der Familienname, Yat-sen die südchinesische Form seines Beinamens. Tschung-schan ist ein ihm beigelegter Ehrenname, der daher rührt, daß er während des Exils in Japan kurz vor der chinesischen Revolution von 1911 unter dem japanischen Namen Nakayama, ins Chinesische übersetzt Tschung-schan, lebte. Nach seinem Tode wurde ihm dann als höchste Ehrung der Name Kuo-fu „Vater des Vaterlandes“ beigelegt.

Der älteste Name, mit dem sich die Chinesen bezeichnen, ist der ihrer ersten Dynastie Hia, unter dem sie in der ersten Hälfte des zweiten vorchristlichen Jahrtausends aus dem Dunkel der Urgeschichte in das Dämmerlicht der Frühgeschichte treten. Daneben bezeichneten sie ihr Reich auch schon früh im Gegensatz zu den umliegenden Barbaren als „Reich der Mitte“. Später nannten sie sich auch gern nach der glanzvollen Dynastie Han: Leute von Han, namentlich, wenn sie das eigentliche chinesische Volkstum zum Unterschied von einem anderen kenntlichmachen wollten. Der Name „China“, mit dem wir das Land bezeichnen, ist ursprünglich der Name einer zentralasiatischen Landschaft, der fälschlich zuerst ungefähr im 4. Jahrhundert n. Chr. auf das Reich der Mitte übertragen worden ist. Ebenso hat der russische, griechische und persische Name für China „Kitai“, der von den tungusischen Khitan herrührt, die 916—1125 das Reich Liao im Norden von China beherrschten, mit dem eigentlichen China gar nichts zu tun. Der Name „Seres“, der „Seidenleute“ bedeuten soll, und zuerst von Ktesias erwähnt wird, dann bei Horaz, Strabo und Plinius häufig vorkommt, bezeichnet dagegen bestimmt nicht die Chinesen.

DER CHINESISCHE RAUM

China erstreckt sich von Norden nach Süden über mehr als 20 Breitengrade. Es hat gegenwärtig einen Umfang von mehr als

7 Mill. qkm und eine Bevölkerung von weit über 400 Millionen. Die große Ausdehnung bedingt eine außerordentlich reiche Mannigfaltigkeit in geographischer Hinsicht. Das Klima Chinas erstreckt sich vom winterkalten bis in das tropische hinein. Neben einer reichen und durchaus eigenen Tier- und Pflanzenwelt weist die Bevölkerung des Landes auch zahlreiche rassische Verschiedenheiten auf. Die Unterschiede zwischen den Bewohnern des äußersten Südens und des äußersten Nordens sind kaum geringer als die zwischen einem Sizilianer und einem Isländer; die zwischen den Bewohnern des äußersten Westens und des äußersten Ostens nicht weniger groß als etwa die zwischen einem Bretonen und einem Polen. Man kann daher ohne Übertreibung sagen, daß China ein eigener Erdteil für sich ist, der in einzigartiger Weise durch natürliche Grenzen nach außen abgeschlossen ist. Gegen Westen bilden die hinterindischen Gebirgsketten und die Ausläufer des zentralasiatischen Massivs einen kaum übersteigbaren Grenzwall. Nur im Nordwesten läßt ein schmales Tor, das „Nephritor“ den Durchgang offen. Allein durch dieses Tor sind die Handelsstraßen und auch die Wege der Kulturbeziehungen in den Jahrtausenden hindurchgegangen.

Im Norden ist China durch einen breiten Wüsten- und Steppengürtel abgeschlossen, der der höheren Kultur, nicht aber den Steppenvölkern ein unüberwindliches Hindernis entgegenstellte. Daher ist schon früh durch den Bau der großen Mauer der Versuch gemacht worden, die Steppenvölker fernzuhalten. Wichtige Pässe im Nordosten sind der Paß von Kalgan und der Paß von Schan-hai-kuan. Nach Osten begrenzt es eine flache, hafenarme Küste, die von der Halbinsel Schantung wie von einem vorspringenden Keil unterbrochen wird. Die versandete Mündung des Gelben Flusses bietet der Schifffahrt keine Möglichkeiten, und so ist es hier nie zur Bildung bedeutender Häfen gekommen. Demgegenüber ist die südchinesische Küste mannigfaltig gegliedert und reich an guten Häfen, aber durch zahlreiche, parallel laufende Gebirgsketten von dem natürlichen Hinterland im Innern abgeschnitten, was die Entwicklung eines fruchtbaren überseeischen Verkehrs erheblich beeinträchtigte. Diese Abgeschlossenheit des Landes durch seine natürlichen Grenzen hat der chinesischen Geschichte nahezu zu allen Zeiten ihren ausgesprochen binnenländischen Charakter aufgeprägt.

Wie eine gewaltige Mauer trennt der vom K'un-lun ausgehende, sich an einzelnen Stellen bis über 3000 m erhebende Ts'in-ling-schan das Reich und teilt damit Nord- und Südchina ab. Diese beiden Hälften unterscheiden sich in nahezu allen Hauptcharakterzügen.

Im Norden herrscht Weizenkultur und Ackerbau mit dem Rind als Pflugtier vor, im Süden Reisbau als Ackerbau mit dem Wasserbüffel als Zugtier, daneben ausgesprochene Gartenwirtschaft und zum Teil noch Hackbau bei der Urbevölkerung. Im Norden gibt es Landstraßen, Pferde, Maultiere, Esel, Kamele und Wagen als Fortbewegungsmittel, im Süden Wasserstraßen, Flüsse und Kanäle, Boote und Sänften als Transportmittel. Die Nordchinesen sind typische Binnenländer und Landbewohner, die fest an der Scholle hängen. Die Südchinesen dagegen sind mehr Fluß- und Seefahrer, die den Großteil der überseeischen Auswanderer stellen. Der Norden stand stets unter einer starken Einwirkung sibirischer und zentralasiatischer Steppenvölker, während der Süden vorwiegend Einflüsse von Südostasien empfing. Die Eigentümlichkeit z. B., daß das Rind nicht als Milchtier benutzt wird, teilen die Chinesen mit dem gesamten südöstlichen Asien. Weiter ist der Süden charakterisiert durch Palmen und zahlreiche andere tropische und subtropische Kulturpflanzen. Schon die beträchtlichen klimatischen Unterschiede zwischen Süden und Norden bedingen wiederum starke Verschiedenheiten im Hausbau, in den Gerätschaften, wie in Sitte und Brauchtum überhaupt. Auch rassisch unterscheidet sich, abgesehen von zahlreichen Einzelseigenschaften der Bewohner der verschiedenen Landschaften, eine südchinesische Gruppe von einer nordchinesischen Gruppe. Die Nordchinesen sind von hellerer Hautfarbe, höherem Wuchs und kräftigerem Körperbau. Die Südchinesen sind kleiner, zierlicher und von dunklerer, oft bis ins rötliche spielender Hautfarbe.

Außer dem grundlegenden rassischen Unterschied zwischen dem Norden und dem Süden wird auch schon früh ein Unterschied im Volkscharakter der Bevölkerung des Ostens und des Westens von den Chinesen empfunden. So wird bereits in der Han-Zeit festgestellt, daß die großen Staatsmänner aus dem Osten, nämlich der Provinz Schantung, die großen Feldherren dagegen aus dem Westen, nämlich der Provinz Schansi, stammen. Dazu treten noch Unterschiede in der sozialen Schichtung; die Vornehmen sind sämtlich schlanker, schmalgliedriger und haben schmalere Gesichter. Weiter finden sich in den abgelegenen Gebirgstälern oder in unwirtlichen und unzugänglichen Gegenden des Südens noch starke Reste von zahlreichen Stämmen der Urbevölkerung, unter denen die wichtigsten Gruppen die Miaotse und die Man-tse sind.

Die Lößlandschaften des nördlichen China durchströmt der Huangho, der „Kummer Chinas“, aber auch im guten das Schicksal Chinas. Oft hat er im Laufe der Jahrtausende sein Bett gewechselt

und dadurch ungeheure Katastrophen verursacht. Die Veränderungen seines Laufes sind so groß, daß er zu manchen Zeiten nördlich der Halbinsel Schantung ins Meer geströmt ist, zu anderen Zeiten südlich davon mündete. Für die Schifffahrt hat er wenig Bedeutung, um so mehr aber für die Landwirtschaft, denn er befruchtet die große nordchinesische Ebene, die im Grunde nichts anderes als sein gewaltiger Schuttkegel ist. Das Tal des mittleren Huangho ist die Wiege der eigentlichen chinesischen Kultur. Der gewaltigste Strom Chinas und zugleich die große Schlagader für die Schifffahrt und das Verkehrs- und Wirtschaftsleben Südchinas ist der Yangtsekiang. Aus dem osttibetischen Hochgebirge kommend, tritt er durch tiefzerklüftete Schluchten bei I-tsch'ang in ein weites Tal, das sich wie ein Gürtel quer durch die Mitte des Landes zieht. Er ist bis auf 1000 km stromaufwärts für große Ozeanschiffe befahrbar, weist zahlreiche Häfen und bedeutende Städte an seinem Lauf auf und ist, namentlich an seinem Unterlauf, durch ein dichtes Kanalnetz mit den Zentren des Wirtschaftslebens verbunden. Ein dritter großer Strom, kleiner als die beiden anderen, aber deshalb von Bedeutung, weil er den chinesischen Tropenstreifen durchfließt, ist der Si-kiang, der Westfluß, der bei Kanton in das südchinesische Meer mündet.

Politisch war das Gebiet des eigentlichen China in den letzten Jahrhunderten in 18 Provinzen eingeteilt. Zu diesen treten noch neun weitere, die aus den beim Reich verbliebenen Teilen der Außenländer gebildet sind.

Die Schwerpunkte des politischen und damit des kulturellen Lebens haben im Laufe der Geschichte häufig gewechselt. Maßgebend für die Wahl des politischen Mittelpunktes waren jeweils politische oder strategische oder Verkehrs- und wirtschaftspolitische Gründe. Oft ist auch die Tradition und das Ansehen der alten Kaiserstadt bei der Wahl des Regierungssitzes stark ins Gewicht gefallen.

Die älteste Hauptstadt ist Lo-yang, der Kernpunkt der ältesten chinesischen Kultur am mittleren Huang-ho. In fruchtbarem Tal, rings von Bergen geschützt gelegen, doch mit günstigen Verbindungen nach allen Seiten, ist sie mehr als acht Jahrhunderte zu den verschiedenen Zeiten Residenz gewesen.

Am häufigsten und längsten, im ganzen fast ein Jahrtausend, war die prächtige und ehrwürdige Kaiserstadt Tsch'ang-an oder Si-an-fu Hauptstadt und Sitz der regierenden Dynastie. Sie verdankt ihr Ansehen der überaus günstigen strategischen Lage in einem breiten Tal von größter Fruchtbarkeit.

Die Dritte der Kaiserstädte, die auf eine glanzvolle Geschichte von

fast sieben Jahrhunderten als Hauptstadt vom Ende des Mittelalters bis in die jüngste Gegenwart zurückblicken kann, ist Peking, das, wenn auch eine der ältesten Städte der Erde, die jüngste der alten Hauptstädte ist. Sie verdankt ihre Wahl, trotz ungünstiger strategischer Verhältnisse, ihrer Lage in der Nähe der Nordgrenze und wurde vor allem von den Eroberern aus dem Norden zur Hauptstadt genommen.

Die drei übrigen Kaiserstädte K'ai-feng, am unteren Huangho, Nanking am Yangtse und Hang-tschou im Küstengebiet des Südwestens wurden vornehmlich, wenn die Dynastie ihren Sitz unter dem Druck feindlicher Angriffe mehr und mehr nach Süden verlegen mußte, zur Hauptstadt gewählt.

Die Wirkung auf die Kultur, die die Verlegung des politischen Mittelpunktes mit sich brachte, war in China nicht anders als in europäischen Reichen, denn in den meisten Fällen bringt nicht nur der Einfluß der Umgebung eine Wirkung auf Politik und Kultur mit sich, sondern allein der Name der Hauptstadt selbst bedeutete häufig schon ein Programm.

Unter den Außenländern, die als Kolonialgebiete dem chinesischen Reich angegliedert wurden, ist die Landschaft Ost-Turkestan das älteste. Ihr heutiger chinesischer Name Sin-kiang bedeutet zwar „Das neue Gebiet“, doch ist sie als Provinz des Reiches mehr als zwei Jahrtausende alt. Die Landschaft besteht aus der Dsungarei im Norden und dem Tarim-Becken im Süden, die durch den Gebirgszug des T'ien-schan, des „Himmelgebirges“, voneinander getrennt werden. Etwa die Hälfte des Landes sind Wüsten und schwer zugängliche Hochgebirge. Das Tarim-Becken wird nach Süden, Westen und Norden von hohen Gebirgen abgeschlossen und besteht aus einer sehr niederschlagsarmen Mulde, in der früher in zahlreichen Oasen reiche und blühende Kulturen bestanden. Durch die zunehmende Versandung ist von diesen Oasen nur noch ein kleiner Teil übriggeblieben. Die Bevölkerung besteht aus einem bunten Gemisch von Nomaden verschiedenster rassischer und sprachlicher Zugehörigkeit. Die Schätzungen der Bevölkerungszahl schwanken zwischen drei und sechs Millionen. Die Größe des Gebietes beträgt etwa 1,4 Millionen qkm.

Schon in der ältesten Zeit war das Gebiet nördlich und südlich des T'ien-schan durch die alten transkontinentalen Handelsstraßen wichtig und berühmt. Seit dem Überwiegen des Seehandels ist die Bedeutung dieser Straßen ganz zurückgegangen, so daß sie zum großen Teil verödet oder verfallen sind. Durch die russischen inner-

asiatischen Eisenbahnen ist der Handel und die Politik in der Gegenwart ganz nach Rußland orientiert.

Im Nordwesten schließt sich an Ost-Turkestan die gewaltige Hochebene der Mongolei, die in einer Ausdehnung von etwa 4 Millionen qkm zum großen Teil von abflußlosen Wüsten und Steppen eingenommen wird. Die Dichte der Bevölkerung ist infolgedessen außerordentlich gering. Die gesamte Mongolei einschließlich der zu ihr gehörenden Randgebiete wird nur von wenigen Millionen bewohnt. Auf drei Seiten ist sie von Gebirgen umschlossen, nach Südosten trennt sie ein Gürtel von nur niedrigen Höhenzügen von China. Im Südwesten senkt sich das Land zu den Steppen der Dsungarei und den Wüsten des Tarim-Beckens hinab. Die Außenmongolei im Norden ist heute eine sowjetische Volksrepublik, die ganz unter russischem Einfluß steht. Das fruchtbare Land der weiten Grasflächen der Inneren Mongolei im Süden ist schon stark von chinesischen Kolonisten, die zäh und stetig den Ackerbau weiter nach Norden tragen, durchsetzt. Das Kernland der Mongolen liegt zwischen den beiden Flüssen Onon und Kerulen südöstlich des Baikal-Sees. Die Bevölkerung besteht aus den Westmongolen, den Nachkommen der einstigen Welteroberer, die im Altai-Gebiet, in Teilen Ost-Turkestans und in der Kukunor-Provinz leben, den Nordmongolen in der Außenmongolei und den Südmongolen in der Inneren Mongolei, die sich immer stärker mit Chinesen vermischen. Die Wirtschaft besteht vorwiegend in nomadisierender Viehzucht, in die von Süden der Ackerbau eindringt.

Im äußersten Nordwesten des Reiches liegen die Provinzen der Mandschurei, des alten Stammlandes der Mandschus. Ihr südlicher Teil, das Tal des Liao und die Halbinsel Liao-tung, stand schon früh unter chinesischem Einfluß, während die nördlichen Teile erst allmählich und verhältnismäßig spät chinesisches Kulturgebiet, dann aber, namentlich vom Ende des 19. Jahrhunderts, von einer jährlich wachsenden Menge chinesischer Siedler überflutet wurden. Im ersten Drittel dieses Jahrhunderts stieg die Bevölkerung durch chinesische Einwanderung sprunghaft auf etwa 40 Millionen an. Wirtschaftlich ist die Mandschurei durch die reichen Agrargebiete, in die chinesische Siedler die fruchtbaren Steppen verwandelten, wichtig und durch die Sojabohnenkultur berühmt geworden. Im Westen wird auch bedeutende Viehzucht getrieben. Die auf reiche Bodenschätze, Kohle und Eisen, gegründete Schwerindustrie ist vorwiegend mit japanischem Kapital aufgebaut und entwickelt worden. Durch eine Reihe von Eisenbahnlinien, von denen die Südmandschurische Eisen-

bahngesellschaft das bedeutendste Wirtschaftsunternehmen des Landes ist, ist das Gebiet schon verhältnismäßig gut erschlossen.

Das jüngste der chinesischen Kolonialländer ist Tibet, das höchste und unzugänglichste Bergland, und bis heute das verschlossenste Land der Erde. Im Süden wird es von den Ketten des Himalaya, im Norden vom K'un-lun und seinen Ausläufern eingeschlossen. Mitten hindurch zieht sich der Transhimalaya. Das ganze Land besteht aus einer Hochebene, die bis 5000 m ansteigt. Die Hauptstadt Lhasa selbst liegt 3600 m hoch. Als zweite Hauptstadt des Landes gilt Schigatse. An Flüssen haben der Indus, Brahmaputra, Mekong, Salwen dort ihre Quellen. Das Land besitzt zahlreiche Seen, deren größter der Tengri-nor ist. Das Klima ist sehr kalt und trocken, mit außerordentlich starken Temperaturschwankungen und geringen Niederschlägen. Auf zwei Millionen qkm Fläche lebt eine Bevölkerung von etwa vier Millionen. Die Wirtschaft ist wenig entwickelt, die Erzeugnisse des Landes kommen in der Hauptsache aus der Viehzucht und Landwirtschaft. Das wichtigste Haustier ist der Yak, der Arbeitstier ist und zugleich durch Milch, Butter, Fleisch, Leder und Wolle für die Bevölkerung die wichtigste Ernährungsquelle darstellt. Die Bodenschätze sind bisher wenig bedeutend.

Die Religion beherrschte das Leben des Landes der lebenden Buddhas bis in die Gegenwart vollkommen. Der bemerkenswerteste Zug des gesellschaftlichen Lebens ist die Vielmännerei, d. h. bei der Kostspieligkeit der Frauen teilen sich mehrere Brüder in eine Frau. Die Umgangsformen werden durch eine starre, mittelalterliche Etikette beherrscht, so daß Tibet räumlich und geistig isoliert in mittelalterlichen Formen dahinlebt. Der europäische Einfluß ist geringer als in irgendeinem anderen Lande der Erde.

DAS ALTERTUM

DIE VOR- UND FRÜHGESCHICHTE

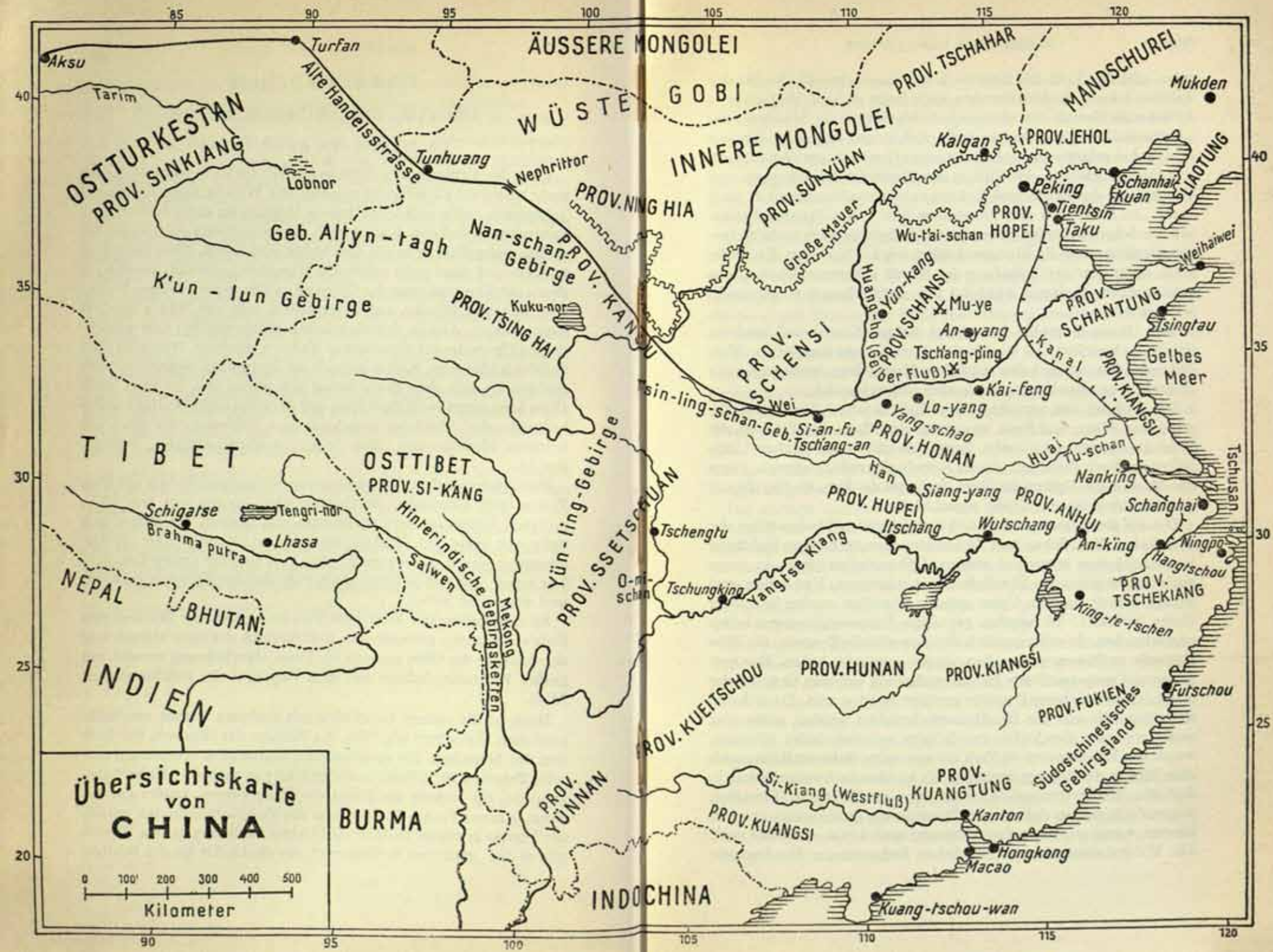
Im Dämmern der Urzeit

Über den Ursprung der chinesischen Kultur ist in früheren Zeiten mehr spekuliert als geforscht worden. Die Wissenschaft vergangener Jahrzehnte wollte sich unter keinen Umständen dazu bereitfinden, anzunehmen, daß eine Kultur auch dort entstanden sein könnte, wo sie uns beim Eintritt in die Geschichte zum ersten Male entgegentritt. So sind dann auch zahlreiche Theorien aufgestellt worden, in denen die Einwanderung der Chinesen in ihre gegenwärtigen Wohnsitze teils von Westen, aus Zentralasien, teils von Süden her behauptet wird. Andere Forscher haben demgegenüber den autochthonen Charakter der chinesischen Kultur verfochten. Nun wird aber in Wirklichkeit eine Kultur niemals als Fertigware importiert, noch entfaltet sie sich ohne Befruchtung von außen her. Es kann nach allem keineswegs zweifelhaft sein, daß die chinesische Kultur aus der befruchtenden Mischung verschiedenster Elemente, die etwa am mittleren Huangho von allen Seiten zusammenströmten, entstanden ist.

Die Chinesen haben sich immer zwar viel und ausführlich mit allen Zeiten ihrer Geschichte beschäftigt, aber so gut wie gar nicht mit dem Ursprung ihrer Geschichte und Kultur. Sie haben sich dafür vor allem mit Mythen begnügt und sie meist naiv als Geschichte geglaubt. Aus diesen Mythen geht nun mit großer Deutlichkeit hervor, daß sich in ihnen die verschiedensten Elemente gemischt und überlagert haben.

An den Anfang der Welt wird P'an-ku gestellt, der Himmel und Erde voneinander getrennt hat, und dadurch der erste Mensch und der Schöpfer der Welt zugleich ist. Diese Überlieferung stammt mit großer Wahrscheinlichkeit aus dem Sagengut der südchinesischen Miao.

Dann ist die weitere Geschichte mit endlosen Reihen von halbgöttlichen Herrschern angefüllt, den Kaisern des Himmels, der Erde und der Menschen. Die verschiedenen Kulturgüter werden auf einzelne Personen als Erfinder zurückgeführt; so habe ein „Kaiser“ den Hausbau, ein anderer die Kunst des Feuerbohrens, wieder ein anderer, genannt Fu-hi, die Jagd und die Viehzucht erfunden, gerade der letztere erscheint auch in zahlreichen Namensvarianten. Weiter gibt es den „göttlichen Feldbauern“, der die Geräte für den Feldbau



schuf und das Volk den Gebrauch von Spaten und Hacke für den Feldbau lehrte. Die bedeutendste, auch heute noch im Volksglauben fortlebende Gestalt der chinesischen Mythologie ist Huang-ti, der „Gelbe Kaiser“, von dem es heißt, daß er aus dem K'un-lun von Westen her gekommen sei. Er habe seiner Gemahlin aus dem Stamme von Si-ling befohlen, das Volk in der Zucht der Seidenraupen und Behandlung der Fäden und Kokons zu unterweisen, damit es nicht mehr „an Hautrissen und Frostbeulen litte“. Sein Priesterschreiber soll die Schrift erfunden haben, deren Erfindung nach anderer Lesart allerdings dem Fu-hi zugeschrieben wird. Nach der Überlieferung sollen vor der Erfindung der Schrift geknotete Schnüre, den peruanischen Quippus ähnlich, für Aufzeichnungen gebraucht worden sein.

Von Huang-ti werden langwierige heftige Kämpfe mit anderen Stämmen berichtet, ob es sich dabei um die südchinesischen Miao gehandelt hat, ist nach den spärlichen Nachrichten nicht mehr mit Sicherheit zu entscheiden, doch aber wahrscheinlich.

Die Teilung des wirtschaftlichen Lebens unter die beiden Geschlechter Mann und Frau, von denen der Mann den Feldbau, die Frau die Seidenzucht treibt, beruht zweifellos auf uralter Überlieferung. Nach Bräuchen, die im Ritenbuch erwähnt werden, tötete der Mann beim Opfern die Tiere, während die Frau die Gefäße mit den Früchten für das Opfer zurechtstellte.

Die auf die mythologischen Urkaiser folgenden Idealgestalten der Wahlkaiser, Yao, Schun und Yü können schon als halbgeschichtliche Persönlichkeiten betrachtet werden. Offensichtlich laufen in ihnen auch wieder gemischte Überlieferungen zusammen. Von Schun wird gesagt, daß er aus dem Osten stamme. Von ihm werden besondere Opfer berichtet. Yü werden gewaltige Stromregulierungsarbeiten zugeschrieben. Er soll angeblich die erste erbliche Dynastie, die Hia-Dynastie in Honan (etwa 1800—1500) gegründet haben. Der entartete und grausame letzte Hia-Herrscher soll von dem Gründer der nachfolgenden Schang-Dynastie gestürzt worden sein. Da sich die Ereignisse, die von der Hia-Dynastie berichtet werden, mehr oder weniger in der Geschichte der Schang zu wiederholen scheinen, wurde die Hia-Dynastie vielfach als eine späte Rekonstruktion nach dem Muster der Schang angesehen. Es ist aber doch wahrscheinlich, daß den Überlieferungen über die Hia geschichtliche Tatsachen zugrunde liegen, so daß wir die Dynastie als geschichtlich ansehen können, wenn auch ihre Einrichtungen noch kaum erkennbar sind. Die Wiederholung der geschichtlichen Ereignisse der Hia-Dynastie

während der Yin-Dynastie ist kein Grund, die Geschichtlichkeit der ersteren in Zweifel zu ziehen. Dann an solchen getreulichen Wiederholungen der geschichtlichen Vorgänge ist die lange chinesische Geschichte durchaus nicht arm. Als Beispiel sei nur auf die weiter unten geschilderte Wiederholung der Ereignisse der Überwindung der Liao-Dynastie durch die Kin und der Kin-Dynastie durch die Mongolen verwiesen, bei denen die historischen Vorgänge sich fast völlig gleichen.

Für die Aufhellung der chinesischen Vorgeschichte ist noch viel aus Grabungen zu erwarten, nachdem die ersten Grabungsfunde schon so überraschende Ergebnisse gezeitigt haben. Die ältesten auf chinesischem Boden gefundenen Spuren menschlichen Lebens sind die bei einem Dorf in der Nähe von Peking gefundenen Schädel und Skelettreste des *Sinanthropus Pekinensis*, einer Frühmenschenform, dessen Lebenszeit mehrere hunderttausend Jahre zurückliegt. Dieser Frühmensch besaß schon die Anfänge einer gewissen Kultur. Er benutzte steinerne Geräte und tierische Knochensplitter als Werkzeuge und verstand das Feuer zur Nahrungszubereitung und zum Wärmen zu benutzen. Aber die Funde enthüllen auch zugleich die rohe Wildheit dieser Frühmenschen, denn die gefundenen Schädel sind ganz offenbar gewaltsam vom Körper abgetrennt und mit Werkzeugen aufgebrochen worden, um ihnen das Gehirn zu entnehmen.

Der zeitlich nächste Fund ist am gleichen Ort in einer Höhle oberhalb der ersten Fundstätte gemacht worden. Es handelt sich dabei um eine Familie von 7 Personen, mehrere Frauen und Kinder, die anscheinend in dieser Höhle Zuflucht gesucht haben und dann dort ermordet wurden. Ihre kulturelle Hinterlassenschaft ähnelt der der gleichzeitigen und gleichstufigen europäischen Schichten und weist auf ein Alter von 25 000 Jahren hin.

In der großen Ebene sind bis in die Mandchurei hinein zahlreiche Funde von bemerkenswerten Töpfereien gemacht worden, darunter häufig eine Art von Dreifüßen, die an ein Ziegeneuter erinnern. Denn sie sind nicht eigentlich ein Gefäß auf drei Füßen, sondern drei spitze Gefäße, die zu einem vereinigt sind. Der Dreifuß bildet später in seinen mannigfaltigen Formen die Leitform der altchinesischen Geräte überhaupt.

Die nächste Fundserie hat die Kultur von Yang-schao, rund 50 km ostwärts vom großen Huangho-Knie, unweit der späteren Hauptstadt Lo-yang zutage gebracht. Hier wurde fein gearbeitete, bemalte Keramik gefunden, deren Oberfläche manchmal geglättet ist und wie gefirnißt aussieht. Die Formen der Muster schienen auf den

ersten Blick eine große Ähnlichkeit mit den Grundmustern der in Südosteuropa und im Vorderen Orient gefundenen Töpfereien aufzuweisen. Diese Ähnlichkeiten dürften aber kaum mehr sein als allgemeine Stilähnlichkeiten primitivster Linienmuster überhaupt, und es wäre höchst unvorsichtig, aus den doch nur recht entfernten Anklängen vorschnell weittragende kulturhistorische Schlußfolgerungen zu ziehen, wie das leider schon geschehen ist.

Wenn auch, nach den Aussagen der Anthropologen, auf Grund des anthropologischen Befundes der Skelettreste, die mit diesen Töpfereien zusammen gefunden worden sind, angenommen werden kann, daß die Träger der Yang-schao-Kultur die Vorfahren der Chinesen waren, so fehlt doch bisher jedes Bindeglied zu der späteren Kultur aus der Mitte des zweiten vorchristlichen Jahrtausends.

Weitere Grabungen im Westen von Kansu brachten eine Fülle von teils ähnlichen, teils nahe verwandten Formen zutage. In den jüngeren Schichten in Kansu wurden neben den Töpfereien auch Beile und Geräte aus Kupfer gefunden. In Honan dagegen wurden unter diesen aus der jüngeren Steinzeit, dem dritten vorchristlichen Jahrtausend stammenden Funden keinerlei Spuren von Metallen entdeckt. Die Funde beweisen, daß die Lößlandschaften von Nordwest- und Mittelnord-China von den Trägern dieser Kultur der bemalten Bandkeramik, der Yang-schao-Kultur, dicht besiedelt waren. Japanische Gelehrte haben in zahlreichen Ausgrabungen in der Mandschurei und Ostmongolei Funde einer Töpferei mit gepreßtem Webemuster, die auf eine maritime Kultur hinweisen, gemacht. Dabei wurden viele Steingeräte aus der jüngeren Steinzeit, aus späteren Schichten auch Bronzegegenstände gefunden. Während bei den Funden in Honan nur zahlreiche Schweineknochen, nicht aber Rinder- und Pferdeknochen gefunden wurden, sind in Schantung mit den Resten einer schwarzen Töpferware gerade vorwiegend Rinder- und Pferdeknochen gefunden worden. Ebenso wurden im äußersten Westen, am Rande des tibetischen Hochlandes, kaum Schweineknochen, sondern vorwiegend Rinder- und Wildknochen gefunden. Soweit diese bisher im Verhältnis zu dem ungeheuren Gebiet nur geringfügigen Funde irgendwelche Schlüsse erlauben, kann man sagen, daß der mittlere Lauf des Huangho schon im späten Neolithikum eine Feldbauernkultur gehabt hat, während in den peripheren Gebieten die Hirten- und Jägerkulturen vorzuwiegen scheinen.

Das archaische Reich

Zufällig wurden bei Anyang in Honan am Westrande der großen Ebene beim Bau einer Bahnlinie überraschende Funde gemacht. In anfänglichen Raubgrabungen, denen später systematische Grabungen folgten, wurde eine Bronzekultur mit einem ganzen Archiv von zahlreichen Inschriften entdeckt. Diese lassen die bronzezeitliche Kultur der Schang deutlich erkennen. Der Gegenstand der Inschriften sind ausschließlich Orakel, deren Inhalt unendlich vielseitig ist. Wir sehen, daß die damaligen Menschen kaum einen Schritt taten, ohne die Orakel zu befragen. Die Fragen befassen sich mit Natur- und Himmelserscheinungen, mit der Sorge um Ernte und Herden, und damit mit der wichtigen Frage, ob Regen oder Trockenheit zur rechten Zeit eintreten. Sie haben zum Gegenstand die Jagd und alle Angelegenheiten der inneren und äußeren Politik, wie Verträge, Bündnisse, Kriege, ferner alle sozialen Beziehungen, wie Hochzeiten, Gastmähler und Reisen, den Haus- und Städtebau und schließlich alle möglichen Pläne und Vorhaben des täglichen Lebens. Aus diesen Inschriften können wir die volle Geschichtlichkeit der Schang, oder wie sie seit dem 19. König heißt, der Yin-Dynastie (etwa 15. bis 11. Jahrhundert v. Chr.) erweisen. Dadurch gewinnt die chinesische Tradition von der vorhergehenden Hia-Dynastie erheblich an Wahrscheinlichkeit. Doch beginnt mit der Schang etwas völlig Neues. Der erste Herrscher führt den Namen „Der Allererste“. Zudem tritt plötzlich und unvermittelt eine hochentwickelte Bronzekultur mit einem schier unerschöpflichen Reichtum der Formen und einem ur-eigenen Stil auf. Als Ornament erscheint vorzugsweise der Bildkopf eines Fabelwesens, der aus menschlichen und tierischen Zügen zusammengesetzt ist, und mit dem bisher noch nicht befriedigend gedeuteten Namen T'ao-t'ie bezeichnet wird. Weiter tritt ein mäanderartiges Muster, das sogenannte „Donnermuster“ auf.

Die Tatsache, daß vorher nie Schriftzeichen noch Gegenstände dieser Bronzekultur an anderen Stellen aufgetaucht sind, hat zu der Auffassung geführt, daß diese mit Pferden, Rindern und Wagen vielleicht aus dem Westen nach China gekommen seien, während andere Forscher gerade daraus den Schluß ziehen, daß wir hier etwas völlig Eigenartiges, nur an dieser Stelle Entstandenes, vor uns haben.

Die Kultur der Schang zeigt aber ausgesprochen eine schon frühe Mischung aus fremden Eroberern und ansässiger neolithischer Bevölkerung, denn bei den Ausgrabungen wurden übereinander verschiedene Schichten gefunden. Die verschiedenen Elemente, die sich

miteinander vermischt haben, sind einmal der Feldbau mit Schaf- und Rinderherden, andererseits eine Stadtkultur mit Weideland, zu denen als drittes Kulturelement noch Jagd und Fischfang treten. Die Flächenausdehnung des Reiches im frühen Altertum war nur vergleichsweise gering. Es ist ein wahres „Reich der Mitte“, zu dem die umwohnenden Stämme nur in ein loses Verhältnis traten, oder mit dem sie auch zum Teil in unablässigen Kriegen standen, bei denen schon verhältnismäßig große Truppenmengen aufgetreten sind. Es gab Kavallerie, Wagenkämpfer und Fußvolk. Unter den Waffen, die damals benutzt wurden, ist besonders auffällig eine Art von Armbrust, wie sie bei den südchinesischen Man-tse noch heutigen Tages die wichtigste Waffe ist. In den Geräten tritt niemals Eisen auf, alle Geräte sind aus Bronze. Eisen findet sich in China überhaupt erst seit der Han-Zeit, und die Eisentechnik ist auch dann noch nicht besonders hoch entwickelt. Das Element der Schrift rechtfertigt es, diese Kultur den archaischen Hochkulturen zuzurechnen. Die Schrift verfügt bereits über mehr als 2000 verschiedene Schriftzeichen und enthält schon alle späteren Bildungselemente der chinesischen Schrift. Der Charakter der Schriftzeichen ist nur noch stärker bildhaft, die Formen noch roh und, durch das spröde Material bedingt, eckig und wenig flüssig. Sie fand ausschließlich zu sakralen Zwecken Verwendung. Ihrem geheimnisvollen Charakter entsprechend war sie ein magisches Mittel für den Verkehr mit der übersinnlichen Welt. Die Kenntnis und die Bewahrung dieser magischen Kunst lag ausschließlich in den Händen der Priester.

Das bestimmende Element für die Handlungen des Menschen in frühen Kulturen sind Furcht und Sorge um die Zukunft; sie lasten lähmend auf seinem Tun, sie treiben ihn aber andererseits immer wieder zu dem Versuch, sich durch die Erkenntnis der Zukunft von dem lähmenden Druck zu befreien. So sucht er das Wohl und Wehe, das als künftiges Geschick vor ihm liegt, durch Orakel zu ergründen. Entscheidend ist bei den Menschen der verhältnismäßig dicht besiedelten frühen asiatischen Agrarkulturen der Ausfall des Ernteertrages, den sie, in ständigem Kampf mit den Naturgewalten, einem maßlosen Klima abringen müssen. So kehren die Fragen nach reicher Ernte oder nach Mißernte, die Fragen, ob Wind und Regen zur rechten Zeit kommen oder nicht, in den Orakeln, mit denen sich der Mensch an die Gottheit wendet, immer wieder.

Aber selbst dann, wenn das Klima der Ernte günstig war, blieb sie noch von Unheil in anderer Gestalt bedroht; Insektenfraß oder Wildschaden oder Feuersbrunst durch Blitzschlag, konnten den schon

als gesichert erscheinenden Ernteertrag in Frage stellen oder gänzlich vernichten. Weiter erforderte der ständige Kampf mit der Naturgewalt des launischen Stromes straffe Ordnung im Dienste an den Deichen und formte damit zugleich das Weltbild der Kultur. Vernachlässigte man einmal die Unterhaltung des Deiches, so folgten Naturkatastrophen von ungeheuren Ausmaßen. Daraus ergab sich für den Feldbauern des Huangho-Tales die Idee von der magischen Wechselwirkung von Naturereignissen und der Ordnung unter den Menschen, und schließlich von der Einheit allen Geschehens überhaupt, der ein verpflichtendes Grundgesetz, das Tao, zugrunde liegt.

Die Ordnung unter den Menschen wurde als Abbild des himmlischen Kosmos aufgefaßt. Ist sie gestört, so zeigt der Himmel, daß das Grundgesetz gebrochen ist, oder aber er tut seinen Willen durch seinen Sohn kund. Denn wie sich der Sternenhimmel um den Polarstern, dreht sich die staatliche Ordnung um die Person des Kaisers, den Sohn des Himmels, der zugleich oberster Herrscher und oberster Priester ist. Er ist zwar selbst nicht von göttlicher Natur, der höchste aller Menschen, aber doch nur ein Mensch, und damit schließlich dem Himmel und den Göttern unterworfen. Ja, seine größere Götternähe steigert nur seine Verantwortlichkeit. Er wird verantwortlich für die Sünden des ganzen Volkes und soll für sie Genugtuung oder gar Buße leisten. Mit diesem Weltbild verschmolz der wohl ältere, auf patriarchalische Sippen gegründete Ahnenkult. Aus Naturdienst und Ahnendienst setzte sich also das älteste religiöse Leben zusammen. Unter den Naturmächten ist besonders bedeutsam die Gottheit des Erdbodens und der Feldfrüchte. Die Namen der Gottheiten des Bodens und der Feldfrüchte werden geradezu in der Bedeutung der „Staat“ oder „die Dynastie“ angewendet. Staat und Agrarwesen sind in der ältesten Zeit kaum zu trennen. Denn um Acker und Ernte dreht sich das gesamte Leben der Nation. Ferner gibt es Gottheiten der Berge, der Wasserläufe, des Windes, der Wolken, des Regens, des Feuers, der Himmelsrichtungen, der Sonne, des Mondes, der bedeutendsten Sterne, nämlich der fünf Planeten und einiger Fixsternbilder, schließlich noch eine ganze Reihe kleinerer Naturdämonen. Den höchsten Rang unter diesen Gewalten nimmt der Himmel ein. Mit der Gottheit der Erde wird er zu einem Paar verbunden, das das Wachsen, Blühen und Reifen der irdischen Natur hervorbringt.

Die politische Lebensform läßt erkennen, daß auf die ursprüngliche Wahlmonarchie ein archaischer Absolutismus gefolgt zu sein scheint, denn der Eroberer, der mit Waffengewalt die bisherigen Dorf- und Stadtstaaten zu einem großen Staat zusammenschweißte,

nahm diesen Staat als sein alleiniges Eigentum in Anspruch. Ein uralter Spruch sagt: „Alles Land unter dem Himmel ist Eigentum des Herrschers, alle Menschen auf der Erde sind des Herrschers Diener.“ Dieser archaische Absolutismus findet allerdings schon früh, wie wir in der Schang-Kultur sahen, seine Einschränkung durch einen ständischen Feudalismus. Die Gesellschaft, die geschichtet in Eroberer und Unterworfenen ist, hat an ihrer Spitze einen Kriegeradel, dem auch der erbliche Priesterstand entstammt. Der Adel ist seinerseits wieder in Stufen unterteilt. Nächste dem Adel ist der wichtigste Stand der Bauernstand. Dann folgen als dritter und vierter Handwerker und Kaufleute. Schon früh werden berufsständische Organisationen erkennbar. Für die bäuerliche Bevölkerung die nachbarschaftlichen Dorfverbände, für die Handwerker in den Städten Gemeinschaften, die etwa unseren Zünften entsprechen würden, und sich unter anderem dadurch äußerten, daß die einzelnen Handwerke geschlossen in bestimmten Vierteln oder Straßen wohnten, wie die Ausgrabungen in Anyang gezeigt haben. Der Kaufmannsstand ist bei der weitgehenden Spezialisierung der archaischen Frühkulturen nicht ohne Bedeutung, wenngleich er erst in späterer Zeit von hervorragender Wichtigkeit wird. Die Kaufleute scheinen auch schon früh in gildenartigen Verbänden zusammengeschlossen, die ihrerseits an die Stelle einer staatlichen Rechtsordnung treten. Ein staatliches Recht fehlt bis in die Mitte des Altertums so gut wie völlig. An seine Stelle tritt die alles umfassende und alles durchdringende Sitte.

Die Sippe ist in den ältesten Zeiten bei offenbar vorherrschendem Vaterrecht und exogamem Eherecht der bestimmende Faktor des gesellschaftlichen Lebens. Eigentümlicherweise ist unter den Herrschern vorwiegend Bruderbfolge zu beobachten. Im allgemeinen herrscht Einehe, eine zweite Frau wird grundsätzlich nur dann genommen, wenn die erste unfruchtbar ist und nicht die für den Ahnendienst notwendigen Söhne zur Welt bringen kann. Dazu gibt es unter den Wohlhabenden natürlich noch Kebsweiber, zumeist aus dem Sklavenstande, deren Kinder legitimiert und erbberechtigt werden konnten. Die Sklaverei scheint ein wesentlicher Bestandteil der Gesellschaft gewesen zu sein und zum Teil harte Formen gehabt zu haben.

DAS WERDEN VON VOLK UND STAAT

Das feudale Reich

Der letzte der Herrscher der Schang- oder Yin-Dynastie war ebenso wie der letzte der Hsia ein grausamer Despot. Wir haben uns den

Kern der mit zahlreichen bildhaften Einzelzügen verbrämten Überlieferung so vorzustellen, daß der Machtkampf des Lehnsherren mit den Vasallen im Laufe der Jahrhunderte immer schärfer wurde und schließlich, wenn der Lehnsherr den Versuch machte, einen unbeschränkten Absolutismus aufzurichten, er der geschlossenen Fronde aller Vasallen begegnete, die ihn mit dem Hinweis auf seine Unsittlichkeit für unwürdig des Thrones erklärten und gewaltsam absetzten. An seiner Stelle erkannten sie dann den Würdigsten oder vielmehr den Mächtigsten aus ihrer Mitte als Lehnsherren an, was indessen gewöhnlich nicht ohne schwierige Kämpfe abging. Führer der Opposition unter den Fürsten am Ende der Schang-Dynastie waren die Herzöge von Tschou, die die Markgrafschaft des Westens innehatten. Sie herrschten über ein Hirtenvolk, vielleicht türkischen Stammes, oder standen doch mindestens in engen Beziehungen zu Fremdvölkern und waren von ihnen stark durchsetzt. Sie waren von barbarischer Roheit, aber von großer politischer Klugheit. Den spärlichen Berichten ist zu entnehmen, daß ein Herzog von Tschou vom König gefangen gesetzt und erst auf hohes Bußgeld hin, das von seinen Anhängern erlegt wurde, freigegeben worden war. Damit schien die Fronde zunächst gebrochen und die Krone Sieger zu sein. Der Sohn dieses Herzogs, der sich später als König Wu-wang nannte, stellte sich aber wieder an die Spitze der Lehnfürsten und vernichtete in der Schlacht bei Mu-ye (11. Jh. v. Chr.), mit Hilfe barbarischer Bundesgenossen, die königliche Macht. Nach dieser Schlacht war indessen seine Machtstellung noch keineswegs gefestigt, denn er mußte mit kluger Nachgiebigkeit die Fürsten für sich zu gewinnen versuchen. Ja, er mußte sogar den Nachkommen der entthronten Dynastie ein Herzogtum zum Lehen geben. Nach seinem Tode brach während der Regentschaft, die der Herzog Tan von Tschou für seinen minderjährigen Neffen führte, Aufstände aus, die nur mit Mühe niedergeschlagen werden konnten. Dieser Herzog Tan von Tschou ist als der eigentliche Schöpfer der Staatsverfassung des Tschou-Reiches anzusehen.

Unter Tsch'eng-wang wurde ein Reichstag abgehalten, auf dem die Lehnfürsten und auch zahlreiche umliegende Barbarenstämme zur Huldigung erschienen. Der König Mu-wang (im 10. Jahrhundert), eine bedeutende Persönlichkeit von hoher militärischer und politischer Begabung, verstand durch vorsichtige und kluge Politik die Stellung des Königtums weiter zu festigen und die Lehnsherren für sich zu gewinnen. Ein erfolgreicher Feldzug nach Westen scheint ihn bis tief nach Innerasien geführt zu haben. Die Legende hat diesen

Feldzug später mit zahlreichen Einzelzügen ausgestattet. Politisch weit bedeutsamer jedoch war sein siegreicher Kriegszug nach Süd-osten, in dessen Verlauf er das mächtig aufstrebende Reich Sü im Gebiet des Huai-Flusses vernichtete. Danach war es wieder möglich, einen glanzvollen Reichstag an der Stätte, die durch die Erinnerung an den mythischen Idealkaiser Yü verklärt war, einem markanten Berge in der Ebene südlich des Huai-Flusses, abzuhalten. Was Mu-wang durch Klugheit gelungen war, mißlang seinem Nachfolger durch Härte im Machtkampf. Die Lehnsfürsten empörten sich in offener Rebellion und rotteten das gesamte königliche Geschlecht aus, einzig dem König und seinem Sohn gelang es zu fliehen und sich zu verbergen. Daß dennoch der Gedanke der legitimen Erbfolge stark genug war, zeigt sich darin, daß der Königssohn, der dem Blutbad entronnen war, nach einem Interregnum von 14 Jahren wieder den Thron besteigen konnte. Möglicherweise hatte auch die Eifersucht der Großen eine andere Entscheidung verhindert. Dieser Herrscher, der unter dem Namen Süan-wang von 827—782 regiert hat, hat drei siegreiche Feldzüge zur Abwehr der Barbaren geführt. Doch rissen die Überfälle der hunnisch-türkischen Reitervölker, die leicht beweglich waren und von den schwerfälligen Heeren der Tschou, deren Hauptwaffe in Kriegswagen bestanden zu haben scheint, schwer zu fassen waren, nicht ab.

Unter dem folgenden Herrscher versagten die großen Vasallen dem König beim Einfall der Hunnen die Heerfolge. Der Grund hierfür war nach der Überlieferung, daß der König, um seine schöne Konkubine zum Lachen zu bringen, die Lehnsfürsten durch falschen Alarm genarrt hatte. Diese Verhöhnung empfanden sie als Bruch des Treueverhältnisses und leisteten dann, als beim wirklichen Einfall der Hunnen die Signalf Feuer angezündet wurden, dem Ruf keine Folge. Die Hunnen bemächtigten sich der Hauptstadt, der König wurde getötet, der Hof wich nach Osten aus und nahm die Stadt Lo-i, das spätere Lo-yang, als Residenz. Erst dann wurden die Hunnen durch ein Heer der vereinten Fürsten von Ts'in, Ts'i und Wei vertrieben. Die Fürsten von Ts'in wurden darauf mit einem Teil des westlichen Kronlandes als Markgrafen des Westens belehnt. Der größte Teil des Kronlandes war damit dem Königtum verlorengegangen, und der Herrscher geriet zugleich in noch größere Abhängigkeit von seinen Vasallen. Die Urkunde, mit der auf einem Bronzegefäß den Ahnen von der Belehnung der alten Kaiserstadt an den Fürsten von Ts'in Mitteilung gemacht wurde, wurde nach mehr als anderthalb Jahrtausenden in Schensi aufgefunden. Mit dem Jahre

770 beginnt der Niedergang der königlichen Macht, die nun eingengt auf kleinem Gebiet inmitten mächtiger Vasallenstaaten lag.

Das Aufkommen der Groß-Staaten und der Verfall der königlichen Macht

Wegen der Verlegung der Hauptstadt nach Osten heißt von nun an die Dynastie die Östliche Tschou. Die Periode von 722—481 wird die Tsch'un-ts'iu-Periode genannt, weil Konfuzius sie in seinem berühmten Werk Tsch'un-ts'iu „Frühling und Herbst“ behandelt hat. Die sieben großen Staaten, die „Sieben Kampfhähne“, die in den nächsten Jahrhunderten das Schicksal des Reiches bestimmten, waren:

Das Fürstentum Ts'in in Schansi, dessen Fürsten aus dem königlichen Geschlecht stammten;

das Fürstentum Ts'i im Nordwesten von Schantung, dessen Fürsten mit dem Königshause verschwägert waren;

das Fürstentum Ts'in, dessen Fürsten als Markgrafen des Westens die wichtige Schlüsselstellung im Tale des Wei innehatten;

das Herzogtum Sung, weniger bedeutend an Umfang als vielmehr dadurch, daß sein Fürstengeschlecht von der Schang-Dynastie abstammte und ein erbliches Amt im Kronrat innehatte.

Die Fürsten dieser vier Staaten fühlten sich dem Könige durchaus ebenbürtig und glaubten ebenso berechtigten Anspruch auf das Königtum zu haben. Darum erfüllten sie ihre Lehnspflichten im Laufe der Zeit immer widerwilliger, und sahen nicht ohne Schadenfreude die Schwächung der königlichen Macht in den fortgesetzten Hunnenkriegen, während sie stetig und zielbewußt ihre eigene Macht vergrößerten.

Die Herrschaft Tsch'u im Tal des mittleren Yang-tse,

die Herrschaft Wu, und

die Herrschaft Yü, beide im Mündungsgebiet des Yang-tse, waren von anderem Volkstum und anderer Kultur und konnten schon der beträchtlichen Entfernung wegen nur in einem losen Abhängigkeitsverhältnis gehalten werden, das sich im wesentlichen auf die Anerkennung der Oberhoheit des Königs beschränkte, innerlich standen sie den Tschou fremd gegenüber und trieben ihre eigene Politik, die sogar zeitweilig machtvoll unmittelbar in das Geschehen des Reiches eingriff.

Im Jahre 704 nahm der Freiherr von Tsch'u in seinem Territorium den Königstitel an, den die Herrscher dieses immer mächtiger werdenden Staates fortan führten, ohne jedoch von den Tschou-

Königen als solche förmlich anerkannt zu werden. Vielmehr wurden sie in ihrer Eigenschaft als Reichsstände amtlich noch jahrhundertlang weiter als Freiherrn bezeichnet.

Unter den zahlreichen kleineren Lehnsfürstentümern konnten oder wollten das Fürstentum Lu in West-Schantung, das Fürstentum Wei in Südost-Schansi, das Fürstentum Ts'ai im Nordwesten von An-huei, die Grafschaft Ts'ao in Ost-Honan und die Grafschaft Tscheng in West-Honan, obwohl ihre Fürsten sämtlich königlichen Geschlechts waren, dem Königtum auch keine Stütze bieten. Sie gerieten durch das neu aufkommende System von Fürstenbünden mehr und mehr in Abhängigkeit von den Groß-Staaten. Der erste dieser Fürstenbünde wurde im Jahre 715 zwischen dem Herzog von Sung, dem Fürsten von Ts'i und dem Fürsten von Wei geschlossen.

So verlor das Königtum gegenüber den immer trotziger werdenden Feudalherren ständig an Macht, konnte deren Übergriffe nicht verhindern, noch in ihren Fehden als Schlichter auftreten. Ja, 707 geschah das Unerhörte, daß der König selbst bei einem Kriegszug gegen den unbotmäßigen Grafen von Tscheng durch einen Pfeilschuß verwundet wurde.

Die Hegemoniebestrebungen einzelner Staaten

Die Abwehr gegen den Druck der von allen Seiten andrängenden Völker verlangte für das in inneren Fehden zersplitterte Reich eine starke Macht, die die geschwächte Zentralgewalt nicht mehr besaß. Besonders, als im Jahre 660 ein Hunneneinfall bis nach Honan führte, machte sich das Bedürfnis nach einer starken Autorität geltend. So erstand aus der Mitte der Lehnsfürsten eine kraftvolle Persönlichkeit, der Herzog Huan von Ts'i, der sich als Präsidialfürst, Hegemon oder Protektor an die Spitze des Bundes der Lehnsfürsten stellte und als solcher vom König bestätigt wurde. Ihm gelang es, die barbarischen Stämme im Norden abzuwehren und im Vertrag von Schaoling (656) im Süden dem Vordringen von Tsch'u Einhalt zu gebieten. Es ist wahrscheinlich, daß ihn nur die Eifersucht der anderen Fürsten abgehalten hat, sich selbst zum König zu machen, denn dem Zeremoniell nach hatte er sich dem Königtum bereits gleichgestellt. Sein Staat war für ihn ein mächtiger Halt. Im schwach besiedelten Kolonisationsland der Ostmark, in der heutigen Provinz Schantung, war durch kluge Innen- und Wirtschaftspolitik, nämlich Förderung des Fischfanges und der Salzherstellung eine derartige Hebung des Wohlstandes und durch Begünstigung der Einwanderung eine solche Stärkung der Volkskraft erreicht, daß der Staat einer der mächtig-

sten wurde. Dazu konnte er sein Gebiet durch Eroberungen an den Grenzen auf etwa den doppelten Umfang vergrößern. Neunmal brachte Herzog Huan von Ts'i die Fürsten zum Fürstentag unter seinem Vorsitz zusammen. Einen dieser Fürstentage, den im Jahre 651, schildert der Philosoph Meng-tse. Unter feierlichsten Schwüren verpflichteten sich die Fürsten zur Aufrechterhaltung der feudalen Gesellschaftsordnung durch Anerkennung der unteilbaren legitimen Erbfolge, der Souveränität in ihren Erbländen und der Adelsprivilegien. Nach dem Tode des Herzogs Huan schwächten Thronstreitigkeiten unter seinen Söhnen den Staat so sehr, daß die Stellung des Hegemonen an den Staat Tsin überging. Dieser Staat, der die Nordmark bildet, hatte seine Grenzen stetig nach Norden, Westen und Osten verschieben und an der Nordgrenze des Reiches eine machtvolle Mark bilden können. Herzog Wen von Tsin konnte wieder Ordnung in das von Wirren erschütterte Reich bringen. Die Könige verdankten ihren Thron fortan nur noch dem Schutze der mächtigen Hegemonen. Indessen blieb das Königtum auf die rein rituellen Aufgaben seiner priesterlichen Funktionen beschränkt. Seine religiöse Autorität und damit die Treue der Lehnsfürsten zu ihm war aber jahrhundertlang noch wirksam. Tsin konnte das Vordringen der Macht des Südens aufhalten und auch den immer mächtiger werdenden Groß-Staat der Westmark Ts'in unter dem Herzog Wen vorübergehend ausschalten. Auch unter seinen Nachfolgern behielt der Staat seine führende Stellung längere Zeit, bis er infolge von inneren Wirren zerfiel. Es waren nämlich in einigen Staaten ähnliche Erscheinungen zu beobachten wie im großen im ganzen Reich. Mächtige Sippen in erblichen Ämtern und zugleich Inhaber von Afterlehen, die die tatsächliche Gewalt im Staate innehatten, stellten ihr eigenes Sippeninteresse über das Staatsinteresse, drängten die angestammten Fürsten in den Hintergrund, setzten sie schließlich ganz ab und übernahmen den Staat oder teilten ihn mit ebenso mächtigen Rivalen. Damit hebt die Epoche an, die in der chinesischen Geschichte „die kämpfenden Reiche“ heißt. Das Reich war in unablässigen Kämpfen und Wirren, Thronstreitigkeiten und Staatsstreichen in eine Reihe von Mittel- und Großstaaten mit eigener Kultur und teilweise eigener Sprache zerfallen, deren Höfe Mittelpunkte glanzvollen kulturellen Lebens waren, aber auch als Sammelpunkte für Abenteurer und Glücksritter ein Spiegelbild des sittlichen Verfalls der Zeit boten. China schien einer Entwicklung entgegenzugehen, die der des mittelalterlichen Europa nicht unähnlich war.

Im Jahre 473 war der Staat Wu von Yü vernichtet worden. Immer mehr aber zeigte es sich, daß der Kampf um die ausschlaggebende Macht im Reiche zwischen den beiden Staaten Ts'in im Westen und Tsch'u im Süden ausgetragen werden sollte.

In diesen langen Kämpfen der Mark Ts'in um die Vorherrschaft hat es an schweren Rückschlägen nicht gefehlt, aber die Unbedingtheit des straff gelenkten Staates und die durch nichts zu erschütternde Entschlossenheit, alles für diesen Staat einzusetzen, brachten schließlich den Erfolg. Der Staat Ts'in hat es erstmalig fertiggebracht, die Chinesen dazu zu erziehen, ihren Familien- und Sippenegoismus dem Staatsinteresse unterzuordnen.

Nach Vernichtung des Staates Yü im Jahre 334 beherrschte Tsch'u den gesamten Süden, während Ts'in im Nordwesten so sehr an Macht und Ansehen zunahm, daß sein Fürst den Königstitel annehmen konnte. Darauf folgten mehrere andere Staaten seinem Beispiel. Das Ziel des Kampfes war damit aufgedeckt. Das Königtum der Tschou führte nur noch ein Schattendasein und hatte lediglich noch sakrale Bedeutung. Im Jahre 256 trug der letzte Tschou-König den Tatsachen Rechnung und trat den Thron an Ts'in ab. Damit hatte das sich nun bildende absolutistische Imperium seine rechtliche Bestätigung empfangen.

Das antike Imperium

Das neue Reich der Ts'in war zwar das folgerichtige Ergebnis und der krönende Abschluß der jahrhundertelangen politischen Entwicklung des Altertums, dennoch erhob das neue Staatswesen den Anspruch, eine ganz neue Epoche zu beginnen. Um dieses Neue auch schon im Namen zum Ausdruck zu bringen, nannte sich der Herrscher fortan nicht mehr König, sondern Kaiser. Mit dem „Ersten Kaiser“ sollte eine neue Ära beginnen. Der Schöpfer dieses Einheitsstaates, der „Erste Kaiser von Ts'in“ war ein genialer Despot, der sich schon bei Lebzeiten Gedenksteine errichtete, sich aber das gewaltigste Denkmal in dem Bau des Reiches, das er schuf, setzte. Militärisch war die Einigung des Reiches durch ihn vollzogen, die politische und kulturelle Begründung des Reiches war das Werk seines Reichskanzlers Li Sse. Das, was Konfuzius gewollt hatte, nämlich die Einheit von Staat und Kultur, die in den Einzelstaaten sich zu verlieren drohte, wiederherzustellen, vollendeten der erste Kaiser von Ts'in und sein genialer Kanzler, wenn auch in einem ganz anderen Sinne, als Konfuzius gedacht hatte. An die Stelle der durch die überlieferten Formen und durch die Gemeinschaft der aufs

engste mit dem Staatsleben verknüpften Religion zusammengehaltenen feudalen Territorialherrschaften trat der fest geordnete und geschlossene absolutistische Einheitsstaat, dessen Vorzug in der Vereinheitlichung der Gesetze, Maße und Gewichte, in der Normung der Wagenspurbreite, für das nordchinesische Lößland eine unerläßliche Voraussetzung des Verkehrs, und in der Vereinheitlichung der Schriftzeichen, wodurch überhaupt die Einheit der chinesischen Kultur gewährleistet wurde, bestand.

Um die feudale Opposition, die an der Tradition hing und sich allen Neuerungen mit zäher Hartnäckigkeit widersetzte, zu brechen, schlug der Kanzler die berühmte Bücherverbrennung vom Jahre 213 vor. Daraufhin wurden alle Schriften, die das Bild der feudalen Vergangenheit festhielten, soweit sie sich in privatem Besitz befanden und nicht in den kaiserlichen Archiven lagerten, eingezogen und verbrannt. Ausgenommen war alles Urkundenmaterial aus den kaiserlichen Archiven von Ts'in und alles Schrifttum über praktische Gegenstände, wie zum Beispiel das Orakelwesen, die Medizin, die Landwirtschaft und dergleichen mehr. Die Wirkung der Bücherverbrennung war infolgedessen nicht so weitgehend, wie sie gemeinhin dargestellt wird. Eigentlich betroffen werden sollte die feudale Tradition, die aber in der Erinnerung des noch lebenden gebildeten Feudaladels und der Priesterschaft am festesten bewahrt wurde. Darum wurden als Träger dieser Erinnerung und Vertreter der oppositionellen reaktionären Intelligenz im Zusammenhang mit der Bücherverbrennung 400 Angehörige der gebildeten Schichten lebendig begraben, wodurch zugleich symbolisch alle Erinnerung an die alten Zeiten erstickt werden sollte. Dieser krasse Despotismus rief bei der Opposition nur verzweifelte Entschlossenheit, bei den Anhängern Mißtrauen hervor. Die Lehre von dem Recht des Aufstandes gegen einen Herrscher, der das Sittengesetz bricht, war trotz des Versuchs der Ausrottung aller Tradition noch in lebendiger Erinnerung. Das verzweifelte Volk empörte sich an mehreren Stellen, aus jahrelangen Partisanenkämpfen ging schließlich das Reich der Han hervor. Liu Pang, ein schlichter Mann aus dem niederen Landadel, stellte sich an die Spitze eines Häufleins verzweifelter Verbannter und wurde zum Vorkämpfer für das nach Milde und Gerechtigkeit verlangende Volk. Er war eine einfache Natur, von lauterem Charakter, ohne überragende Geistesgaben und gelehrte Bildung, aber von adeliger Gesinnung und gewinnender Liebenswürdigkeit. Mit natürlichem Takt verstand er es, andere anzuhören und gutem Rat ein offenes Ohr zu leihen. Durch diese Eigenschaften war er schließlich seinen

politisch und militärisch begabteren Gegenspielern überlegen. So wurde er der Gründer der Han-Dynastie, als deren erster Kaiser er unter dem Namen Kao-tsu geherrscht hat. Unter seiner Regierung führte er gewisse Milderungen des drakonischen Systems der Ts'in ein, im wesentlichen blieb aber das Gefüge des Staates unverändert. Zwar nahm er einzelne Belehnungen an Sippengenossen und Anhänger vor, aber am Prinzip des absolutistischen Einheitsstaates wurde grundsätzlich festgehalten. Der antike Absolutismus, wie er in der Han-Dynastie ausgebildet wurde, gipfelte schließlich in einer Verschmelzung und Versöhnung der alten priesterlichen Königsidee mit der absolutistischen.

Nach dem Tode des ersten Han-Kaisers nahm zum erstenmal in der chinesischen Geschichte eine Frau die Zügel der Regierung in die Hände. Die Witwe des Kaisers führte die Regentschaft für ihren unmündigen Sohn mit skrupelloser Grausamkeit, allerdings auch mit imponierender Energie. Die Kaiserin Lü ist für alle späteren Zeiten ein warnendes Beispiel des Weiberregimentes geworden.

Wu-ti (141—86 v. Chr.), ein Urenkel des Gründers der Dynastie, gestaltete das Reich der Han zum Weltreich aus. Einerseits wurde der gesamte Süden restlos dem Reich einverleibt, andererseits durch die Expedition des Tschang K'ien das Tor nach Innerasien eröffnet, in einem weiteren Feldzuge das gesamte Tarimbecken (Ost-Turkestan) erobert und als „Westlande“ dem Reiche unterstellt. Nach Süden dehnte Wu-ti seine Eroberungen bis nach Annam und nach Osten bis nach Korea aus. Auch im Norden wurden die Grenzen gegen das Hunnenreich vorgeschoben und damit alle Bedrohungen vom Reich ferngehalten. Die Erweiterung des Reiches über ungeheure Landstrecken, die von verschiedenen Völkern bewohnt waren, und lange, ungestörte Friedensjahre führten einen ungeahnten Aufschwung der Kultur und des Wirtschaftslebens herbei. Aber durch Bevölkerungsdruck und frühkapitalistische Latifundienwirtschaft kam es mehrfach zu schweren wirtschaftlichen Krisen. Die Kosten für die Eroberungen führten zu gewagten wirtschaftlichen und finanzpolitischen Maßnahmen, mit denen man aber doch schließlich der Krise nicht Herr werden konnte. So machte sich auf die Dauer das Bedürfnis nach durchgreifenden Reformen immer fühlbarer.

Die Han-Dynastie hatte zwar noch Belehnungen vorgenommen, aber diese Lehen hatten nicht den Charakter von Territorien, sondern lediglich von Pfründen. Die Inhaber dieser Pfründen bezogen ihre Einkünfte und lebten in der Hauptstadt, wo sich das politische Leben abspielte. Verschickung in das Lehnsland bedeutete Verbannung und

politische Kaltstellung. Denn bei der strengen Zentralisierung war Einfluß auf die Politik nur von der Zentrale, der Hauptstadt, aus möglich.

So wurde der Schauplatz der Rivalität der Großen des Reiches und ihrer Sippen die hohen Ämter und militärischen Kommandostellen in der Hauptstadt, namentlich aber auch der Kaiserpalast selbst. Hier gelangten die Großen durch Töchter ihrer Sippen, die dem Kaiser vermählt wurden, zu beherrschendem Einfluß. Damit nahm die große Politik den Charakter von Hof- und Haremsintrigen an, in denen die mächtigen Adelscliquen um die Führung rangen. Fast bei jedem Thronwechsel rissen die Verwandten der Mutter des neuen Kaisers die entscheidenden militärischen und zivilen Schlüsselstellungen an sich. In der zweiten Hälfte des ersten vorchristlichen Jahrhunderts wurde die Sippe Wang durch Verschwägerung mit dem Kaiserhaus allmächtig. Schließlich bemächtigte sich Wang Mang im Jahre 8 n. Chr. des Thrones, gründete eine neue Dynastie (9—23 n. Chr.) und versuchte eine umfangreiche politische und wirtschaftliche Reformgesetzgebung durchzuführen. Allerdings war diese Gesetzgebung von doktrinärer Starrheit, nahm keine Rücksicht auf die bisherige Entwicklung und die tatsächlichen Verhältnisse. Die ungeschickte und anmaßende Außenpolitik Wang Mangs, die der gegebenen Wirklichkeit keine Rechnung trug, führte zum Bruch mit dem südlichen Reich der Hunnen, die bisher als Bundesgenossen die Oberhoheit der Han anerkannt hatten, und hatte langwierige, kostspielige, aber fruchtlose Feldzüge zur Folge. Dabei gingen auch die Eroberungen Wu-ti's in Zentralasien verloren. Länger als ein halbes Jahrhundert blieben die „Westlande“ vom Reich abgeschnitten. Harte, drückende Zwangsmaßnahmen des neugeschaffenen Polizeistaates führten im Inneren zu allgemeinen Empörungen, in deren Verlauf die Han den Thron für ihre Sippe zurückgewinnen konnten. In diesen verwüstenden Rebellionskriegen, von denen wohl der schwerste der Aufstand der „Roten Augenbrauen“ war, die so hießen, weil sie als Kennzeichen ihre Augenbrauen mit unabwaschbarer Farbe rot gefärbt hatten, wurde die Bevölkerung derart vermindert, daß sich weitere wirtschaftliche Maßnahmen erübrigten.

Die Han-Dynastie hat aber dann noch 200 Jahre als sogenannte spätere Han geherrscht. Unter der Regierung Ming-ti's (58—75 n. Chr.) und seiner Nachfolger wurde die Schutzherrschaft über Turkestan wieder aufgerichtet. Nun war der Zugang zu den Westlanden wieder eröffnet. Eine Gesandtschaft, die Ming-ti durch Turkestan und Baktrien nach Indien ausgesandt haben soll, brachte im

Jahre 65 n. Chr. eine Buddhastatue und buddhistische Schriften von dort mit. Damit findet zum ersten Male der Buddhismus in den chinesischen Geschichtsquellen Erwähnung. Von nun an beginnt der Siegeszug des Buddhismus in China.

Im zweiten Jahrhundert n. Chr. begann wieder der rücksichtslose Machtkampf unter den großen Sippen und damit der Verfall der Dynastie. Infolge der sittlichen Verwahrlosung am Kaiserhofe brach im Jahre 168 n. Chr. der Aufstand der „Gelben Turbane“ aus, einer schwärmerischen religiösen Bewegung, die sich überraschend schnell ausbreitete und nur mit blutigster Härte niedergeschlagen werden konnte.

Das Reich der Han ging unaufhaltsam der Auflösung entgegen. Heerführer in den Provinzen fielen vom Reich ab und machten sich zu unabhängigen Herrschern. Einer von ihnen, der berüchtigte Tung Tscho, riß sogar in der Hauptstadt die Macht an sich und übte eine kurze, aber drückende Diktatur aus. Durch das Wüten der rohen Soldateska des Diktators sind unendlich viel mehr Kulturwerte vernichtet worden, als die berüchtigte Bücherverbrennung von 213 zerstört hatte. Der letzte Kaiser der Han wurde schließlich 220 zur Abdankung gezwungen. Das Reich zerfiel nun in drei Teile.

„Reiche wachsen und schwinden, Staaten kommen und vergehen“, so leitet der berühmte historische Roman oder die romantische Geschichte, die „Erweiterte Geschichte der drei Reiche“ die Darstellung des nun folgenden Zeitabschnittes ein. Der Roman schildert die Zeit der Auflösung der Lebensformen und des Unterganges des chinesischen Altertums. In seinem letzten Jahrhundert erstrahlt noch einmal das heldenhafte Rittertum in ununterbrochenen Kämpfen in altem Glanz auf und wird von der Überlieferung in diesem nationalen Heldenepos verklärt. Einer der Helden dieser Kriege, der durch seine unerschütterliche Tapferkeit und sein Draufgängertum dem chinesischen Volk besonders ans Herz gewachsen ist, war Kuan Yü, der vom Heros zum Kriegsgott erhoben wurde. Er ist aber nicht nur der Kriegsgott, sondern der wahre Nationalgott Chinas, der zum Schutze gegen alle Arten von Übel angerufen wird. Diese hervorragende Stellung des Kriegsgottes ist ein Beweis dafür, wenn es dessen noch bedürfte, daß das chinesische Volk von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart im Grunde außerordentlich kriegerisch war. Alle gegenteiligen Behauptungen, soweit sie nicht überhaupt tendenziös sind, stützen sich nur auf die theoretische Verurteilung des Krieges durch die Moralisten.

Die folgende Zeit bringt eine völlige Zersplitterung des Reiches.

Mächtige Heerführer warfen sich zu Herrschern auf und gründeten als Soldatenkaiser eigene Reiche. Dann brach der Sturm der Völkerwanderung über China herein.

DIE ALTEN POLITISCHEN UND SOZIALEN LEBENSFORMEN

Staat und Gesellschaft

Das staatliche Leben wurde, wie wir gesehen haben, durch das Lehnssystem bestimmt. Daß es sich um echtes Lehnswesen handelte, mit einer wechselseitigen Treuepflicht von Lehnsherrn zum Vasallen, kann nach allem keinesfalls zweifelhaft sein. Schon aus dem Ende der ersten beiden Dynastien geht klar hervor, daß der Kaiser nicht nur nach oben dem Himmel, sondern auch nach unten dem Volk, d. h. zur Zeit des Feudalsystems dem Adel, verantwortlich ist. Keinesfalls ist sein willkürlicher Wille unumschränktes Gesetz. Die Vasallität schließt also auch im alten China ein echtes wechselseitiges Dienst- und Treueverhältnis des Vasallen zum Lehnsherrn und ein Schutz- und Treueverhältnis des Lehnsherrn zum Vasallen ein. Die Wechselseitigkeit der Verhältnisse zeigt sich auch darin, daß die Fürsten zur Huldigung an den Hof kamen und daß die Könige zu Visitationsreisen in die Lehnsländer reisten.

Die Entstehung des Lehnswesens ist nicht aus einer Staatstheorie oder einem universalistischen Staatsgedanken zu erklären, sondern aus dem praktischen Bedürfnis, das mit den tatsächlichen Gegebenheiten in einen vernünftigen Einklang gebracht werden mußte. Nach der vollkommenen Idee des Feudalismus steht dem Könige das Obereigentum an allem Land seines Reiches zu. Der Satz des Feudalrechts „Nulle terre sans seigneur“ findet im Chinesischen seine vollkommene Entsprechung. Die Größe des Reiches unter der Tschou-Dynastie und die verhältnismäßig unsichere Beherrschung, zudem der verschiedene Charakter der einzelnen Landesteile, hätten einen starren Zentralismus unmöglich gemacht. Das einzig Mögliche für den Herrscher war es, sich auf die Treue bewährter Anhänger zu stützen. Die geringe Entwicklung des Verkehrs und der Wirtschaft, die noch reine Naturalwirtschaft war, sind die Voraussetzungen für das Lehnswesen. Die Lehnsmonarchie brachte den Vorteil mit sich, in einer wenig mit Verkehrsmitteln ausgerüsteten Zeit überall die nötigen tatkräftigen Heerführer und Beamten zu haben. Die spätere Entwicklung zeigt den Nachteil jeder Lehnsmonarchie, nämlich die stetig schwindende Autorität der Zentralgewalt. Die feierliche reli-

giöse Verpflichtung bei der Belehnung spricht dem nicht entgegen, daß es sich im Grunde um einen wechselseitigen Rechtsvertrag handelt, der beide, den Geber und Empfänger, zu Leistung und Gegenleistung verpflichtet.

Eine Reihe der Lehnstaaten, namentlich die an der Peripherie des Reiches liegenden, waren fremdstämmige Herrschaften unter eigenen Fürsten oder Häuptlingen, die zumeist nur nominell die Oberhoheit des Reiches anerkannten. Der König begnügte sich bei Gründung der Dynastie in weiser Beschränkung mit ihrer Huldigung. Praktisch aber blieben, wie die spätere Entwicklung, besonders in den südlichen Herrschaften, ganz klar erkennen läßt, sowohl die Herrscher wie auch die Staaten unabhängig.

In der Geschichte des Altertums tritt als bestimmend für die Entwicklung des chinesischen Lehnswesens der **K r i e g** in Erscheinung, und zwar einmal die Kriege nach außen, namentlich gegen hunnisch-türkische Völker, die den Ausgang des Wettstreites zwischen den absolutistischen Bestrebungen der Krone und dem Streben der Fürsten, die Lehen zu freiem Allodbesitz zu machen, für die Vasallen entschieden. Zum anderen die Fehden oder Kriege zwischen den einzelnen Vasallenstaaten selbst, die auf die Entwicklung der gesamten Gesellschaftsordnung von nachhaltigster Wirkung waren. Gerade in der formativen Periode der chinesischen Kultur ist die geistige Entwicklung und Reife nicht an ein bestimmtes Wirtschaftssystem oder eine soziale Struktur geknüpft, sondern von der Politik bestimmt. Politik ist aber in dieser Zeit nahezu ausschließlich Krieg. Erst der Krieg mit allen seinen Folgen bringt tiefgehende wirtschaftliche und soziale Umwälzungen mit sich.

Die Staatsverfassung der Tschou, wie sie der Überlieferung nach im wesentlichen auf Herzog Tan von Tschou zurückgeht, war überwiegend militärisch. Das Reich einschließlich aller Lehngebiete war eingeteilt in neun Provinzen, „Inseln“ genannt, an deren Spitze „Hirten“ standen. Die Zentralregierung setzte sich zusammen aus dem Kronrat der drei Herzöge, Erbämtern, die den vornehmsten Geschlechtern zustanden, daneben ein Ministerrat mit einem Kanzler an der Spitze, dessen Befugnisse in mancher Hinsicht denen der fränkischen Hausmeier ähnelten. Die „sechs Ministerien“ lassen noch ihre Entstehung aus Würdenträgern am Hofe eines kleinen Stammesfürsten erkennen. Neben der Zentralregierung geht die Provinzialregierung einher. Auch sie untersteht unmittelbar dem Herrscher. An der Spitze einer jeden Provinz stand ein Zivilgouverneur und ein militärischer Kommandeur. Dazu wurde jeweils zu Kontrollmaß-

nahmen ein besonders von der Zentralregierung ausgesandter Generalinspekteur abgeordnet. In der späteren Entwicklung der Tschou-Zeit nahm diese Staatsverfassung zunehmend an Bedeutung ab. Je mehr die eigentliche politische Macht bei den Lehnstaaten lag, desto mehr wurde auch das System ihrer inneren Verfassungen für die Verwaltung aller Teile des Reiches maßgebend. Die innere Organisation der Lehnstaaten tritt uns im Laufe der Zeit am deutlichsten im Staat Ts'in entgegen. Dieser verdankt seine Entwicklung zur Großmacht einer straffen Staatsorganisation mit einer disziplinierten, militärisch organisierten Verwaltung. Während das Feudalreich nur die Sitte oder das Herkommen als das Regulativ der gesamten sozialen Beziehungen kannte, haben die Einheitsstaaten, die sich gerade auf der Vernichtung der bisherigen Gesellschaftsform und damit auch der Sitte und des Herkommens aufbauten, das Bedürfnis nach neuen Formen des gesellschaftlichen Zusammenlebens, die der Staat durch seine Gesetzgebung bestimmt. An die Stelle der vom Religiösen her bestimmten Sitte tritt also nun das positive Recht als folgerichtige Entwicklung des Absolutismus.

Der Staatsmann, der den Staat Ts'in organisiert und ausgestaltet hat, war Wei Yang, auch genannt „der Herr von Schang“. Daß diese Gesetzgebung auch alte Einrichtungen fortführte, zeigt der Einbau der nachbarlichen Dorfverbände in die Staatsverfassung. Danach waren immer jeweils fünf benachbarte Sippen zu einem verantwortlichen Nachbarschaftsverbande zusammengefaßt. Jede dieser fünf Sippen war für die Taten oder Unterlassungen aller fünf einzelnen verantwortlich und wurde gegebenenfalls rücksichtslos dafür haftbar gemacht.

Die Verfassung, die die Ts'in-Dynastie dem Reiche gab, war die eines streng zentralisierten absolutistischen Einheitsstaates. Das gesamte Reich war in 36 Provinzen eingeteilt, die unmittelbar der zentralen Verwaltung unterstanden. Die inzwischen erheblich entwickelte Wirtschaft und die noch ständig ausgestalteten Verbesserungen des Verkehrs durch den Bau gewaltiger Reichsstraßen machten diese Staatsverfassung überhaupt erst möglich, wenn auch natürlich die meisten Schwierigkeiten, die die Größe des Reiches mit sich brachte, im wesentlichen noch bestanden. Man versuchte, sie durch ein straff gegliedertes und diszipliniertes Beamtentum zu überwinden. Strafen für Vergehungen waren grausam und wurden häufig angewendet. Nach dem Sturz der Ts'in Dynastie übernahm die Han-Dynastie mit gewissen Abschwächungen und Milderungen den Rahmen, den die Ts'in entwickelt hatte.

Das Heerwesen beruhte ursprünglich allein auf der Heerfolge des Lehnadels, der seine Knechte mitführte. Entsprechend der Größe des Landes war die Anzahl der zu stellenden Knechte, Pferde und Wagen. Den Kern des Heeres bildeten im Anfang der Feudalzeit die Kriegswagen, zweirädrige, nach hinten offene, mit zwei Stangenpferden und zwei Außenpferden bespannte, schwerfällige Fahrzeuge, die mit zwei Mann, dem Lenker und dem Kämpfer, oder auch mit drei Mann, dem Lenker, dem Bogenschützen und dem Speerwerfer bemannt waren. Die Kampfweise dieser Kriegswagenheere war dem Denken der ritterlich feudalen Zeit entsprechend; oft bestand sie in Zweikämpfen, denen herausfordernde Reden, ähnlich denen der homerischen Helden, vorangingen, ein ritterlicher Ehrenkodex blieb häufig im Kampfe gewahrt.

In der Kriegführung trat aber allmählich ein Wandel ein. Während in der reinen Feudalzeit der Gegner immer noch als Standesgenosse erschien, dem man auch im schärfsten Kampfe mit Ritterlichkeit gegenübertrat, brachten die Kriege der Massenheere des einzelstaatlichen Absolutismus den rücksichtslosen Willen zur Vernichtung des Besiegten zur Herrschaft. Die Schlachten endeten regelmäßig mit der völligen Niedermetzelung der Unterlegenen. Es wurde geradezu Sitte, dem gesamten gegnerischen Heere nach dem Sieg den Kopf abzuschlagen. So wurden nach dem Siege von Tsch'ang-p'ing im Jahre 260 an einem Tage 450 000 Köpfe abgeschlagen. Selbst wenn man diese überwältigende Zahl mit nüchternem Zweifel betrachtet, bleibt die rücksichtslose Roheit, mit der der Gegner vernichtet und ausgerottet wurde, noch entsetzlich genug. Vom Staate Ts'in wurde zuerst im Kampfe mit den benachbarten Hirtenstämmen im 4. Jahrhundert eine leichte Reiterei entwickelt, die ihm schließlich die endgültige taktische Überlegenheit sicherte und namentlich auch in der Folgezeit dem Reich der Han seine Erfolge gegen die Hunnen und die großen Eroberungszüge nach Innerasien erst ermöglichte.

Es ist oft behauptet worden, daß die Familie die Grundlage des chinesischen Reiches sei. Nichts ist falscher als das. Die ganze chinesische Geschichte ist nur ein einziger Gegenbeweis gegen diese Behauptung, denn fast immer haben die großen Familien das Sippeninteresse dem Staatsinteresse vorangestellt. Der Staat war ihnen entweder der Feind, gegen den es die Sippe zu schützen galt, oder die willkommene Beute, der man nachjagte.

Die frühesten Gesellschaftsklassen, die wir deutlich erkennen können, sind die fünf Klassen des reichsunmittelbaren hohen Adels:

1. Herzog,
2. Fürst — der chinesische Ausdruck bezeichnet genau wie im Deutschen auch den allgemeinen Begriff,
3. Graf — der Ausdruck entspricht ebenfalls wieder genau dem deutschen Graf oder Markgraf,
4. Freiherr — eine allgemeine Bezeichnung, die in späterer Zeit wie unser „Herr“ auch dem Nichtadligen zugestanden wurde,
5. Baron — als der niederste Grad der reichsunmittelbaren Territorialherren.

Weiter gab es den niederen Adel der „hundert Familien“, hervorgegangen aus den Aftervasallen und Schwertrittern, dann die Stände der Bauern, Handwerker und Kaufleute. Außerdem gab es zahlreiche Sklaven.

Die gewaltige Masse der bäuerlichen Bevölkerung hat die sie überschichtenden Eroberer im Laufe der Zeit immer wieder aufgesogen. Um die Mitte des ersten vorchristlichen Jahrtausends begann der feudale Geburtsadel sich mehr und mehr in seiner Absonderung zu verwischen, zumal da er durch den Absolutismus der Einzelstaaten möglichst niedergehalten wurde. Der aufkommende Schwertadel stand vorwiegend im Militärdienst und in der Staatsverwaltung, er ergänzte sich einestails aus verarmten Nachkommen des hohen Adels, andererseits aus den Bürgern der immer bedeutender werdenden Städte. Aber auch später blieb die Geschichte gerade mit ihren sich immer wiederholenden Palastintrigen, Staatsstreichen und Rebellionen eine fortgesetzte Kette von Kämpfen des Adels gegen die totalitären Ansprüche des Absolutismus.

Die gesellschaftliche Entwicklung in der Han-Zeit wird bestimmt einerseits durch die Schwächung der Macht des grundbesitzenden Adels durch zunehmende Erbteilung des Großgrundbesitzes, andererseits durch eine gewisse Demokratisierung des Staates, die dadurch bedingt ist, daß durch ihre Gelehrsamkeit und ihren Geist auch gelegentlich Leute niederer Herkunft eine hervorragende Rolle spielen können. Man darf indessen diesem Aufstieg aus unteren Volksschichten nicht eine zu große Bedeutung beimessen, da auch der alte kriegerische Feudaladel sich schließlich immer durch Männer aus dem niederen Volke, die sich im Kriege hervorragend ausgezeichnet hatten, ergänzte.

Ursprünglich vertrat die auf einem strengen und komplizierten Ritualismus gegründete Sitte das Recht als Prinzip der patriarchalischen Gesellschaftsordnung.

Feudales Recht war und ist immer Gewohnheitsrecht. So standen an der Stelle rechtlicher sittliche Grundsätze. Die Rechtsverhältnisse

am Grundbesitz waren so, daß der Kaiser der Theorie nach der Eigentümer, praktisch aber der Feudaladel der Besizende war. Im Laufe der Zeit, mit dem Schwinden des Gewohnheitsrechtes und des Feudalismus, bildete sich eine gewisse Übung in Kauf und Verkauf von Land heraus. Soweit der Staat sich um das Recht kümmerte, war es ausschließlich Strafrecht. Auch hierfür gab es ursprünglich keine Gesetze, sondern die Entscheidungen wurden nach Herkommen, Brauch und Sitte gefällt. Die Strafen waren überaus grausam. Sie bestanden in Brandmarkung, verschiedenen Verstümmelungen und mehreren grausamen Todesarten. Als Gefängnisse gab es tiefe Erdlöcher, unseren mittelalterlichen Verliesen vergleichbar. Ursprünglich war also die Sitte mit wechselseitigen Verpflichtungen Grundlage des gesamten Rechtslebens, einschließlich des Strafrechts. Um 800 v. Chr. wurde erstmalig der Anfang einer gewissen Gesetzgebung gemacht, vielleicht in innerem Zusammenhang mit dem Streben der Krone nach Absolutismus. Im wesentlichen handelte es sich bei diesen Gesetzen aber auch nur um die Festsetzung der Strafen. Mit dem Verfall der Sitte in den fortdauernden Kriegen entstand dann das Bedürfnis nach umfangreicherer Gesetzgebung. Als vorbildlich galt die Gesetzgebung von Ts'in, wie sie durch Wei Yang geschaffen wurde. Sie war drakonisch, aber wirksam.

Unter dem Han-Kaiser Wen-ti wurde eine Reform des Strafrechts und Strafvollzuges vorgenommen. Es sollten in Zukunft an die Stelle der als grausam empfundenen Strafen durch Verstümmelung Stockschläge in verschiedener Anzahl nach der Schwere des Vergehens treten. Die als Milderung gemeinte Reform stellte sich aber in Wirklichkeit als eine Verschärfung heraus, denn erst nach langer Zeit wurde bekannt, daß kaum einer der Betroffenen die fürchterliche Prügelstrafe lebend überstanden hatte.

Die Rechtsprechung war von jeher ein Hoheitsrecht des Herrschers, das im Feudalismus mit der Belehnung an den Vasallen überging, im späteren Absolutismus dagegen vom Herrscher bestellten Beamten übertragen wurde.

Die Gesamtheit dessen, was wir Handels- und Bürgerliches Recht nennen, ging dabei die Regierung nicht mehr an, soweit private Rechte in Betracht kamen, als bäuerliche Gewohnheiten, Handelsbräuche, Marktgewichte und anderes. Wenn diese Angelegenheiten von der staatlichen Gesetzgebung berührt wurden, so geschah das nur zu Zwecken des Gemeinwohles und nicht für die Aufrechterhaltung privater Rechte. Nur wenn die öffentliche Sicherheit, die Interessen der Regierung oder das Gemeinwohl in Mitleidenschaft gezogen wurden, trat das Strafrecht in Erscheinung.

Das Familienrecht war am stärksten durch die Sitte bestimmt, und ist es für alle Zeiten geblieben. Der Pater Familias war absoluter Herr seiner Familie, aber in seinen Entscheidungen durch das Herkommen bestimmt und praktisch durch starken Einfluß der ältesten Matronen der Sippe beschränkt. Das Erbrecht war, soweit wir sehen können, Primogenitur, lediglich die Erbfolge der Herrscher lag nicht fest, sondern konnte vom Erblasser in freier Wahl bestimmt werden. Die Grundsätze der Erbfolge für den Herrscher wichen somit also von dem üblichen Gewohnheitserbrecht ab.

Das Wirtschaftsleben

Nach der Überlieferung soll die Grundform des bäuerlichen Wirtschaftslebens im frühen Altertum das sogenannte „Brunnenfeldsystem“ gewesen sein. Es handelt sich dabei um eine Theorie, nach der eine Siedlung in neun quadratische Felder eingeteilt war, das mittelste Feld enthielt den Brunnen, daher der Name, und war das Staatsland. Auf den übrigen acht Feldern saßen acht Familien, die das mittlere Feld wechselweise mitbestellen mußten, um daraus den Hauptteil der staatlichen Abgaben zu gewinnen. Dies ist mit größter Wahrscheinlichkeit erst eine späte Theorie, der wahrscheinlich unklare Vorstellungen von alten Siedlungsformen, Abgaben- und Wehrpflichtordnungen zugrunde lagen.

Der Militärdienst und die Fronleistungen hatten, worüber immer geklagt wurde, schwerwiegende Folgen für die Agrarbevölkerung, da ihr die wichtigsten Arbeitskräfte dadurch entzogen wurden, und die Bestellung des Landes daher in Frage gestellt war.

Die Haupttätigkeiten der Agrarbevölkerung waren der Feldbau und die Seidenzucht. Man unterschied drei verschiedene Bodenklassen mit entsprechender Umlaufzeit. Auf der ersten Klasse wurde jährlich geerntet, auf der zweiten alle zwei und auf der dritten alle drei Jahre. Die wichtigsten Nutzpflanzen waren Hanf, Hirse, Reis, Weizen und Hülsenfrüchte. Haustiere waren in der ältesten Zeit vornehmlich Schweine und Hühner. Die Zucht der Seidenraupen und die Gewinnung der Seide war ausschließlich Frauensache.

Von dem Leben auf dem Lande im chinesischen Altertum geben viele Stellen des „Buches der Lieder“ eine gute Vorstellung. An erster Stelle der männlichen Beschäftigungen steht darin der Feldbau. Außer den bekannten Getreidearten wurden zahlreiche Nutzpflanzen zur Nahrung, für Gewebe oder zum Färben angebaut. Auch mancherlei Arten Gemüse werden erwähnt, Melonen und mehrere Kürbisarten, fruchttragende Bäume wie Kastanien, Pfirsiche und Pflaumenbäume

wurden gezogen, weiter die Mispel und selbstverständlich der Maulbeerbaum für die Seidenzucht. Auch die Viehzucht fand eifrige Pflege. Zwei Feiergusänge, die das Lob des Fürsten von Lu, eines passionierten Pferdezüchters, singen, enthalten mehr als ein Dutzend besonderer Worte für Pferde mit den verschiedensten Eigenschaften, ganz abgesehen von Unterscheidungen, die durch hinzugesetzte Attribute gemacht werden. Noch darüber hinaus geben uns die Lieder Kenntnis, daß wenigstens in einzelnen Teilen des alten China die Fischerei und besonders die Jagd eine große Rolle spielten. Während mit Reusen und Netzen wohl vorwiegend gewerbsmäßig gefischt wurde, galt das Angeln mehr als eine Liebhaberei. Das Waidwerk war die vornehmste Beschäftigung des Adels und der Fürsten. Auch von Konfuzius heißt es in seinen Gesprächen, daß er ein waidgerechter Jäger war. An Wild werden in den Liedern außer Hasen, Dachsen, Rotwild und Federwild auch Wildschweine, Wölfe, Bären, Nashörner und Tiger erwähnt. Die Jagd wird daher als männliche Beschäftigung und beste Übung für den ritterlichen Kampf gepriesen. Als der berühmte Kanzler Li Sse, den Intrigen seines mächtigen Rivalen zum Opfer gefallen, zusammen mit seinem Sohn zur Richtstätte geführt wurde, sprach er zu diesem: „Ach, könnt' ich wieder mit dir, den braunen Hund an der Leine, aus dem Osttor unserer Heimatstadt ausziehen und den listigen Hasen hetzen.“ Nichts kann deutlicher die von Sorgen unbeschwerte Freiheit des Landedelmannes zeigen als dieser Ausspruch des großen Staatsmannes, der von der höchsten Höhe in die tiefste Tiefe gestürzt war. Im Laufe der Zeit indessen sank die Jagd zu einem gering geachteten Handwerk, als das sie noch heute in China angesehen wird, herab. Die feudalen Hetzjagden fanden wegen der dabei häufig verursachten Vernichtung des Fleißes der Bauern bei den politischen Literaten des späten Altertums die schärfste Mißbilligung.

In den Liedern sind Bilder fraulicher Betätigung im Haus und für das Haus ebenfalls häufig. Denn auch im alten China galt diese Tätigkeit für die Frau als schönste Pflichterfüllung. Frauen aller Stände, selbst des Adels, werden geschildert, wie sie sich fleißig der Pflege der Seidenwürmer oder anderen hausfraulichen Tätigkeiten, wie Spinnen, Weben und Nähen oder gar dem Kochen der Speisen und dem Einmachen von Früchten widmen. Die volkstümlichen Lieder zeigen also die gleichen Verhältnisse der Arbeitsteilung unter den Geschlechtern, wie sie in der Mythologie zu beobachten waren.

Besteuert wurde tatsächlich nur die Agrarbevölkerung, wie auch nur agrarisch genutztes Land lehnsfähig war. Das hatte oft zur

Folge, daß die Bauern ihr Land verließen und in die aufblühenden Städte abwanderten, um den auf dem Lande ruhenden Verpflichtungen und Lasten zu entgehen.

Im Süden war bis in das späte Altertum hinein die Wirtschaft im Gebiet der „namhaften Bergwälder“ und „großen Gewässer“, die von Sammler-, Jäger- und Fischerstämmen bewohnt waren, noch vorwiegend ohne Feldbau. Diese Gebiete wurden daher ursprünglich weder besteuert, noch waren sie lehnsfähig.

Die hauptsächlichsten Ackergeräte waren Spaten und Hacke, der von Rindern gezogene Pflug trat erst gegen Ende des Altertums zur Han-Zeit auf.

Durch Eroberung und Kolonisation in den Grenzgebieten dehnte sich die Kultur allmählich strahlenförmig nach allen Seiten aus. Wir hören in der Tsch'un-ts'iu-Zeit von zahlreichen neuen Städtegründungen. Das Handwerk war erblich und sehr stark spezialisiert, zum Teil auch nach Landschaften. So wird von sieben verschiedenen holzverarbeitenden Handwerkern und sechs verschiedenen metallverarbeitenden berichtet. Das Metall ist im Altertum die Bronze. Eisen tritt erst spät in der Han-Zeit auf und gewinnt erst allmählich an Bedeutung. Ferner werden noch zahlreiche andere Handwerker erwähnt, so daß, wenn auch das Handwerk wohl vornehmlich nicht auf eigene Rechnung, sondern für den Feudalherrn arbeitete, doch schon ein entsprechend bedeutender Tauschhandel vorhanden gewesen sein muß.

Der Handel wurde auf Märkten in den Städten betrieben. Als Geldwert traten im frühen Altertum Schildpatt, Kaurimuscheln, Perlen und Edelsteine, Metalle in Barren, und zwar Bronze, Silber und Gold, und Stoffe in Ballen auf. Mit dem Verfall des feudalen Systems gewann der Handel zusehends an Bedeutung, weiter durch die zunehmende Entwicklung der Geldwirtschaft. Aus der Tschou-Zeit sind uns eigentümliche Münzen in Messer- und Spatenform erhalten. Zur Han-Zeit war die gängigste Münze das Fünf-Groschenstück, ein rundes Geldstück mit einem viereckigen Loch in der Mitte, das, weil es Himmel und Erde darstellt, ebenso wie die Messer- und Spatenmünzen und auch die Kaurimuscheln auf die Entstehung des frühen Geldwesens aus magischem Denken schließen läßt. Die Münzprägung wurde später der staatlichen Gesetzgebung unterstellt und zum Staatsmonopol. Die wirtschaftlichen Schwierigkeiten unter der Han-Dynastie führten zum gesetzlichen Zwangskurs für Scheidemünzen, der für das Wirtschaftsleben von höchst nachteiligen Folgen war. Zahlreiche, daraufhin vorgenommene Münzreformen gipfelten

dann schließlich in der altertümelnden Münzgesetzgebung Wang Mangs, der ernsthaft den Versuch machte, die Geldwerte des frühen Altertums, wie sie oben erwähnt sind, wieder einzuführen. Die Ausweitung der Grenzen unter der Han-Dynastie hatte einen mächtigen Aufschwung des Handels durch den sich nun anbahnenden Überlandhandel nach Zentralasien auf den sogenannten „Seidenstraßen“ zur Folge.

Das gesamte Wirtschaftsleben wurde aber noch immer vorwiegend durch die Lage der Agrarwirtschaft bestimmt. In der Stromlandkultur des alten China war, ähnlich wie im alten Ägypten, das wichtigste wirtschaftliche Problem der Ausfall der Ernte in „fetten und mageren Jahren“. Die Rekordernten der guten Jahre waren für die Agrarbevölkerung fast ebenso verheerend wie die Mißernten der schlechten Jahre, die Hungersnöte brachten. Es ergaben sich dabei Preisschwankungen bis zum fast hundertfachen Betrage. So kostete im ersten vorchristlichen Jahrhundert der Zentner Korn in Rekordjahren nur wenige Kupferstücke, in Notjahren dagegen mehrere hundert. Der mächtig aufblühende Handel war der einzige Nutznießer dieser Erscheinung, während die Agrarbevölkerung die Gewinne des Handels aufbringen mußte. Die Lage des Landvolkes aber war bestimmend für die Finanzlage des Staates, denn die Gewinne des Handels entzogen sich jeder Berechnung und Besteuerung. Um hierfür einen Ausgleich zu schaffen, wurden schon im zweiten vorchristlichen Jahrhundert die sogenannten „Ausgleichsämter“ eingerichtet. Sie hatten die Aufgabe, in den Überschujahren die Ernte zum festen Preis aufzukaufen und aus diesen Vorräten in Notjahren ebenfalls zu festen Preisen mit nur geringem oder gar keinem Aufgeld zu verkaufen. Aber auch diese Ausgleichsämter und gewisse Handelsmonopole, die der Staat ebenfalls übernahm, vermochten noch nicht, der wachsenden wirtschaftlichen Verelendung der bäuerlichen Massen Herr zu werden. Kennzeichnend für den Niedergang des Ackerbaues zugunsten der Latifundialwirtschaft zu Beginn der Han-Zeit ist der Widerstand der herrschenden Schichten gegen die Erneuerung der verfallenen Bewässerungsgräben, die der Kaiser Wen-ti 179 v. Chr. in Angriff nehmen ließ. Diese Frage scheint die Gemüter lebhaft bewegt zu haben, denn sogar Dichter schrieben Satiren dagegen. Die Reformen sollten den Zweck haben, die Gewinne des Handels und der Finanz einesteils zu verringern, um den Bauernstand zu entlasten, andererseits durch Monopolisierung dem Staate zuzuleiten, denn gerade Handel und Finanz waren es, die auf Kosten der mehr und mehr sinkenden Lebenshaltung des Bauern lebten.

Daher machte dann schließlich Wang Mang den gigantischen Versuch, das gesamte Wirtschaftsleben wieder nach dem Muster der „goldenen Zeit“ des frühen Altertums zu reformieren.

Wesentlich dabei ist jedoch, daß seine Reformen nicht so sehr allein von praktischen wirtschaftlichen Gesichtspunkten, sondern vielmehr von einer altertümlichen Ideologie ausgingen. So wurde das gesamte Reformwerk mit einer Verwaltungsreform auf der Grundlage des patriarchalischen Feudalsystems begonnen. Die Agrarreform begann mit der Wiederherstellung des „Brunnenfeldsystems“, dem bei Wang Mang der Gedanke eines primitiven Agrarkommunismus zugrunde lag. Der wesentlichste Punkt dieser Agrarreform ist das Verbot des An- und Verkaufes von Land, d. h. die Aufhebung des Grundeigentums überhaupt. Aller Grundbesitz sollte in Zukunft unveräußerliches Lehen sein. Diese Maßnahme zielte offensichtlich darauf, zu verhindern, daß der neue Reichtum weiterhin gewaltigen Großgrundbesitz in seine Hand brachte. In derselben Richtung liegt die Maßnahme, den Sklavenhandel, der mit dem Latifundialbesitz offenbar stark zugenommen hatte, völlig zu verbieten.

Um aber nun auch den Handel und seine Gewinne steuerlich zu erfassen, und um die Preise durch staatliche Lenkung zu regulieren, wurde die wichtigste wirtschaftspolitische Maßnahme, die Gesetzgebung über Handels- und Wirtschaftsmonopole geschaffen. Herstellung und Vertrieb wichtiger Erzeugnisse, die durch ihre Bindung an ganz bestimmte Vorkommensplätze schon so gut wie private Monopole geworden waren, sollten nun in Staatsregie übernommen bzw. fiskalisch verwaltet werden. Es handelte sich dabei vor allen Dingen um die Herstellung und den Vertrieb von Spirituosen, Salz und Eisen, ferner um die Erzeugnisse der nicht agrarisch genutzten Landesteile, nämlich „Berge und Gewässer“ und damit vor allem wiederum um Bergbau, Salzgewinnung und Fischerei. Die Aufgabe der hierfür geschaffenen Ausgleichsämter wird uns mit einiger Deutlichkeit in den Quellen dargestellt. Danach sollten die Beamten dieser staatlichen Wirtschaftsämter im zweiten Monat jedes Quartals jeweils den höchsten, mittleren und niedrigsten Preis der zu ihrem Ressort gehörenden Waren feststellen und auf Grund dieser Erhebung einen örtlichen Standardpreis festsetzen. Zu diesem Preis sollten sie dann überschüssige Marktwaren, die keinen Absatz finden konnten, aufkaufen, und sobald die Preise dieser Waren im freien Handel auch nur geringfügig über den festgesetzten Standardpreis steigen würden, zum Standardpreis aus ihren Vorräten verkaufen. Soweit die Theorie. Die Durchführung dieser Gesetzgebung scheiterte aber in der Praxis

am Widerstand aller Betroffenen, dem alten Adel und den Neureichen, und schließlich auch am Mißtrauen und der Unzufriedenheit der bäuerlichen Bevölkerung.

DAS RELIGIÖSE WELTBILD UND DAS GEISTESLEBEN

Die alte Naturreligion

Die religiösen Vorstellungen waren im wesentlichen die gleichen wie in der ältesten Zeit. Es herrschten Naturgeister- und Ahnenverehrung. Von den Ahnen glaubte man, daß sie nach dem Tode weiterlebten, dazu aber der Ahnenopfer bedürften. Es liegen sichere Anzeichen dafür vor, daß mit Toten königlichen oder fürstlichen Ranges in der ältesten Zeit neben ihrer Habe auch zahlreiche lebende Menschen, wie ihre Lieblingsfrauen, Diener, Gefolgsmannen, Sklavinnen, ferner Pferde, Hunde und andere Tiere bestattet wurden. Später traten an ihre Stelle kleine, figürliche Darstellungen.

Unter den Naturgottheiten trat der Himmel allmählich mehr und mehr hervor. Indessen bleibt er immer noch von unklarer Persönlichkeit. Das bestimmende Moment der alten Religion ist auch in dieser Zeit das unpersönliche Weltgesetz, das Tao, das selbst den Gottheiten übergeordnet war, ähnlich wie auch die griechischen Götter dem Schicksal der Moira unterworfen waren. In der magischen Weltauffassung von der Einheit allen kosmischen Geschehens waren die Handlungen der Menschen, ihre Opfer und rituellen Zeremonien notwendig für den Ablauf des Weltgeschehens. Aus dem magischen Denken entwickelte sich ein kompliziertes System der Naturerklärung und des Ritualismus mit einer Staffellung der Zeremonien nach der sozialen Rangordnung. Die Bindung zwischen Politik und Religion erscheint im Anfang der Tschou-Zeit noch inniger als in früheren Zeiten.

Die Welt der Natur wird als aus den dualistischen Prinzipien des Yin und Yang bestehend aufgefaßt. Wie Himmel und Erde, Sonne und Mond, Mann und Weib die natürliche Zweiteilung darstellen, wurde der gesamte Kosmos als aus zwei entgegengesetzten Kräften gebildet vorgestellt. Dazu kommen dann noch bestimmte natürliche Komplexe, die sogenannten „Fünf Elemente“, Wasser, Feuer, Holz, Metall und Erde. Diese sind zu einem komplizierten System der Entsprechungen ausgebaut. Jedes Element entspricht einer Himmelsrichtung, wobei nach chinesischer Auffassung die Mitte die fünfte Himmelsrichtung ist, einem Planten, einer Farbe, einem Geschmack, und hat überdies noch zahlreiche andere Eigenschaften.

Im Naturgeschehen werden die Elemente als einander überwindend aufgefaßt, wie: das Wasser löscht das Feuer, das Feuer verbrennt das Holz, das Holz schwimmt auf dem Wasser, usw. Der praktische Zweck dieser Erklärung der gesamten Natur und des gesamten kosmischen Geschehens war das Erkennen der Zukunft, um durch das Erkennen des Zukünftigen das richtige Handeln im richtigen Augenblick und damit den glücklichen Ausgang und Erfolg des Handelns zu gewährleisten. Um den richtigen Tag und die richtige Stunde für ein bestimmtes Vorhaben wählen zu können, ist der Kalender ganz und gar auf der Lehre von Yin und Yang und den fünf Elementen aufgebaut. Die Schwierigkeit und Kompliziertheit dieses ganzen Systems, das den Charakter einer vorwissenschaftlichen Wissenschaft trägt, erforderten ein bis ins Kleinste mit den Einzelheiten vertrautes Spezialistentum. Diese Spezialisten waren die Priester. Aus den Verhältnissen der späteren Zeit ist die Auffassung entstanden, daß es in China überhaupt nie einen eigenen Priesterstand gegeben habe, sondern daß die priesterlichen Funktionen von den Beamten, sozusagen nebenbei, mit erledigt wurden. Tatsächlich war es ursprünglich umgekehrt. Die Priester füllten im Altertum neben ihren sakralen Obliegenheiten auch noch weltliche Funktionen, die sie als staatliche Funktionäre erscheinen lassen, aus. Die Entstehung des der chinesischen Staatsauffassung eigentümlichen Zensorats ist nur daraus zu erklären, daß der Zensor ursprünglich ein Priester war, dem es kraft seines einflußreichen Amtes oblag, nicht nur geschehene Handlungen, sondern auch zukünftige Vorhaben zu beurteilen und der damit entscheidenden Einfluß auf rein politische Entschlüsse gewann.

Im Laufe der Geschichte der Tschou-Dynastie schwanden die komplizierten Formen der Zeremonien und des Rituals immer mehr und es kam zu einem oft beklagten religiösen und sittlichen Verfall. Die Gründe hierfür sind in den fortgesetzten Kriegen und den daraus folgenden sozialen Umwälzungen unschwer zu erkennen. Ein weiterer Grund für die Stellungnahme gegen den Formalismus der Religion ist eine Verinnerlichung der Religion, die sich beobachten läßt und die zweifellos auch eine Reaktion auf die Entartung und Verrohung der Zeit ist. Diese Verinnerlichung der Religion fand ihren Hauptvertreter um die Mitte des ersten vorchristlichen Jahrtausends in Lao-tse. Seine Lehre ist im Grunde nichts anderes als die ursprüngliche alte chinesische Naturreligion, wie sie uns schon in den alten Zeiten entgegentritt, allerdings verinnerlicht, vertieft und vergeistigt. Der Name „Taoismus“ ist ihr erst im Gegensatz zu den von

der alten Religion abgeleiteten anderen Systemen gegeben worden, weil sie die Bedeutung des Tao vor allem anderen betont.

Von Lao-tse ist nur sehr wenig bekannt. Es heißt, er habe im 6. Jahrhundert v. Chr. gelebt und stamme aus dem Land Tsch'u im Süden. Er soll selbst Orakelpriester im Tempel der Tschou in Lo-yang gewesen sein. Hier hatte er mit dem komplizierten Ritualsystem, gegen das er sich hauptsächlich wendet, hinreichend zu tun. Er vertritt demgegenüber die mystische Einheit mit dem Unendlichen, für die die herkömmliche betriebsame Tätigkeit unnötig sei. Seine Gedanken sind jedoch weniger in der Religion, denn der spätere Taoismus entartet völlig zu einem krassen Dämonen- und Zauberglauben, als vielmehr in der Philosophie wirksam gewesen.

Ganz im Gegensatz zu Lao-tse suchte Konfuzius dem Verfall der Religion und damit der Sittlichkeit durch Wiedererwecken und Wiederbeleben der Lebensform des Altertums, wie er sie sah, zu begegnen. Die Gedanken beider entspringen aus einer einzigen Wurzel, nämlich der altchinesischen Naturreligion, von der sie jeweils nur zwei verschiedene Seiten betonen, Lao-tse das mystische Versenken in die All-Natur, das Tao ist für ihn die über dem Menschen stehende Natur, Konfuzius dagegen das sittliche Handeln in den Beziehungen unter den Menschen, das Tao ist für ihn das sittliche Naturgesetz des menschlichen Handelns. Die spätere chinesische Staatsreligion, die oft nicht ganz mit Recht Konfuzianismus genannt wird, enthält starke Elemente aus beiden Lehren, wobei der Anteil des Konfuzius insofern bedeutend ist, als er es war, der die Überlieferung des Altertums durch seine Tätigkeit als Geschichtsforscher vor dem völligen Verschwinden gerettet hat.

Konfuzius verhielt sich der Vorstellung von einem Fortleben nach dem Tode gegenüber indifferent, indem er sagte: „Wenn man nicht das Leben kennt, wie sollte man den Tod kennen.“ Er darf überhaupt nicht als Religionsstifter, selbst nicht als religiöser Prophet angesehen werden, denn wenn er auch die religiösen Vorstellungen des hohen Altertums, die teilweise noch überaus primitiv sind, unangetastet läßt, ist es doch wenig glücklich, darum diese Religion Konfuzianismus zu nennen. Das, was Konfuzius bewahren und wiedererwecken wollte, war nicht eine Religion, sondern ein System der Gesellschaftsmoral, das er nicht so sehr aus den Lehren der alten chinesischen Religion, als vielmehr aus der alten Geschichte des chinesischen Volkes zu begründen versuchte.

Im zweiten vorchristlichen Jahrhundert wurde im Zuge der Durchdringung des absolutistischen Machtstaates mit der religiösen Idee

des archaischen Königtums die alte Naturreligion als Staatsreligion dem System des Staates eingebaut. Das alte Brauchtum wurde neu belebt. Dazu kamen neue Bräuche, teils übernommen von den neu gewonnenen fremdstämmigen Bürgern des Imperiums, teils bedingt durch die Entwicklung der Wirtschaftsform, so vor allem durch das Aufkommen der Pflugkultur. Seit der ersten Hälfte des zweiten vorchristlichen Jahrhunderts leitete der Kaiser die Frühjahrsbestellung mit der Zeremonie des eigenhändigen Pflügens, die gleichzeitig mit dem großen Frühlingsopfer stattfand, ein. Dieser Brauch hat sich bis in die jüngste Zeit erhalten.

Die frühe Philosophie

Der Anlaß zum Philosophieren war in China der gleiche wie überall. Das Hauptproblem der aufblühenden Philosophie nach der Naturerklärung der frühesten Philosophen ist das Problem des Staates und die Suche nach sittlichen Normen für die Politik.

Das Leben der menschlichen Gemeinschaft war durch das Zerbrechen der religiösen Enge der Frühreligion aus seinen festen Bahnen geworfen, zur Begründung der neuen Lebensformen suchte man nach neuen Gedanken. So erblühte aus diesen philosophischen Erörterungen um die Mitte des ersten vorchristlichen Jahrtausends die geistig regsamste und schöpferischste Zeit des Altertums. Die zahlreichen Fürstenhöfe waren Mittelpunkte mannigfaltigen geistigen Lebens. Fahrende Ritter und wandernde Scholaren zogen von Hof zu Hof, boten ihre Dienste und Pläne an und entwickelten im Wettstreit miteinander die verschiedensten philosophischen Lehren. Es ist oft die Frage aufgeworfen worden, warum im alten China trotz verheißungsvoller Ansätze des Philosophierens nicht eine entwickelte Logik und Systematik wie in Griechenland geschaffen wurde. Man hat viel darüber spekuliert und eine Anzahl von Gründen dafür vorgebracht. Je nachdem, ob man den Chinesen wohlgesinnt war oder nicht, hat man diese Tatsache für einen Vorzug oder einen Mangel erklärt. Alle diese Erörterungen gingen aber mehr von Spekulationen als von historischen Tatsachen aus. Betrachtet man die historischen Gegebenheiten, unter denen sich das chinesische philosophische Denken entwickelt hat, so ist als Erstes der Einfluß der alten chinesischen Religion von Bedeutung. Nun unterscheidet sich diese aber durchaus nicht fundamental von der alten griechischen Naturreligion mit ihren Göttern, die auch einem unentrinnbaren Schicksal unterworfen waren, und ihrer Ahnen- und Heldenverehrung. Die geistigen Vorbedingungen sind also nicht so, daß sich aus ihnen der grund-

legende Unterschied in der Ausgestaltung der beiden Philosophien ableiten lassen könnte. Zumal da auch in der chinesischen Philosophie durchaus beachtliche Ansätze der wichtigsten Grunddisziplinen der Philosophie, wie Logik und Erkenntnistheorie, vorhanden sind. Der grundlegende Unterschied in den Voraussetzungen, die zum Philosophieren führten, ist die gesellschaftliche Struktur. Während die griechische Philosophie sich aus der demokratischen Volksversammlung entwickelt hat und die Argumentation unter einander Gleichgestellten zu ihrem ursprünglichen Inhalt hat, ist die chinesische Philosophie ein Kind des Absolutismus der späten Tschou-Zeit. Beiden aber ist das Bedürfnis gemeinsam, durch neue Gedanken das politische Geschehen zu beeinflussen. Während in der griechischen Volksversammlung diese Gedanken sich nur durch logische Argumentation durchsetzen konnten, waren die chinesischen Philosophen den absoluten Fürsten gegenüber auf eine völlig andere Form des Argumentierens angewiesen. Mit seinem Fürsten konnte man nicht logisch argumentieren wie mit einem Gleichgestellten in der Volksversammlung. Auf ihn konnte nur das geschichtliche Beispiel von Eindruck sein. So ist denn in der gesamten chinesischen Wissenschaft das geschichtliche Beispiel an die Stelle des logischen Argumentierens getreten. Es wird ohne weiteres klar, daß damit auch die wissenschaftliche Betätigung in China eine ganz andere Richtung nehmen mußte als in Europa. Schon bei den frühesten Philosophen finden wir, daß die Beschäftigung mit der Geschichte den größten Raum einnimmt. Ganz besonders tritt das bei Konfuzius hervor. Einer seiner bezeichnendsten Aussprüche ist: „Erzähle mir die Vergangenheit, und ich werde dich die Zukunft lehren.“ Konfuzius (551—479 v. Chr.) entstammte einem uralten Adelsgeschlecht, das aber damals nicht mehr wohlhabend war. Infolgedessen war er, wie viele Söhne des verarmten Adels, dafür bestimmt, die Amtslaufbahn einzuschlagen. Er erhielt die sorgfältige und gute Erziehung eines jungen Edelmannes. Als Kind schon zeigte er Neigung zum Priesterberuf. Er widmete sich dann dem Studium der alten Riten und Musik in den Tempeln, d. h. der Priesterlaufbahn. Den Priestern aber waren damals, als den eigentlich Gebildeten, genau wie im Reiche Karls des Großen, in immer vermehrtem Maße auch Staatsaufgaben übertragen worden.

So hat Konfuzius an den politischen Nöten und sozialen Sorgen seiner Zeit lebhaftesten Anteil genommen und mit aller Kraft seiner Persönlichkeit um eine Lösung der Probleme gerungen. Die Rettung aus dem staatlichen, sittlichen und religiösen Verfall suchte er in

der Wiederbelebung der Staats- und Gesellschaftsformen des hohen Altertums und der Besinnung auf das ihm gesund erscheinende Brauchtum der Vergangenheit, das in der damaligen Zeit aufs engste mit dem religiösen Leben verknüpft war. Die in den verheerenden Kriegen der skrupellosen Machtpolitik der absoluten Einzelstaaten geschwundene Überlieferung wollte er vor dem völligen Vergessen bewahren. Darum kam es ihm darauf an, alles noch erreichbare Quellenmaterial aus dem Altertum zu sammeln. In dieser Sammler- und Überlieferertätigkeit liegt seine eigentliche Bedeutung. Er soll selber von sich gesagt haben, „Ich schaffe nicht neu, ich überliefere, ich kenne das Altertum und liebe es“. Nach den ganzen Zeitverhältnissen haben wir keinen Anlaß, an diesem Ausspruch zu zweifeln.

Die von Konfuzius aufgestellte Ethik hat als grundlegenden Satz die Auffassung, daß der Mensch von Natur gut ist. Erst durch Umgang und Gewohnheit wird er verdorben. Darum ist das Hauptgebot der Sittlichkeit das gute Beispiel und seine Grundforderung ist: Jeder muß bei sich selbst anfangen. Seine Ethik ist durchaus aristokratisch, denn für ihn ist die sittliche Idealgestalt der „Edle“. In ihm ist der innere Adel der Gesinnung gepaart mit vornehmen, durch das Herkommen vorgeschriebenen äußeren Formen. Es spricht nicht gegen das sittliche Ideal des Konfuzianismus, wenn die herkömmlichen Formen der Sitte später zu einer starren Etikette entarteten, die auf dem freien Handeln lastete und in allen wichtigen Entscheidungen die freie Bewegung beengte. Aus der alten Ahnenverehrung hat Konfuzius die kindliche Liebe zu den Eltern als die Grundtugend nicht nur des Familienlebens, sondern auch der Gesellschaft hingestellt. Für seine soziale Ethik ist Herkommen und Sitte und nicht Gesetz die Richtschnur für das Leben der menschlichen Gemeinschaft. Die fünf von ihm aufgestellten sittlichen Willensverhältnisse sind das Verhältnis zwischen Fürst und Untertan, Vater und Sohn, Mann und Frau, älterem und jüngerem Bruder, Freund und Freund. Im sittlichen System des Konfuzius spielt für das staatliche Leben die moralische Verantwortung des Herrschers, nicht nur für eine gute Regierung, sondern für das gesamte sittliche Geschehen überhaupt, eine große Rolle. Diese Idee ist keineswegs neu, sondern schon in frühen Zeiten einerseits aus dem uralten Weltbild der Stromlandkultur, andererseits aus dem gegenseitigen Treueverhältnis zwischen Lehnsherr und Vasall entstanden, und hatte den Untertanen das Recht gegeben, bei Pflichtverletzungen des Herrschers das Treueverhältnis als beendet anzusehen und sich gegen einen unwürdigen Herrscher aufzulehnen. Diese Auffassung ist zu allen Zeiten

der chinesischen Geschichte bis in die Gegenwart wirksam gewesen und hat ihren Gang oft entscheidend bestimmt.

Die Gedanken des Konfuzius, namentlich seine Ethik und Tugendlehre, wurden von Menzius, chinesisch: Meng-tse (geb. 372 v. Chr.) in Dialogen erläutert und in gemeinverständliche Formen gefaßt. Menzius richtete sich häufig in scharfer Polemik gegen die herrschenden Zeitströmungen. Bedeutsam sind vor allem seine Auseinandersetzungen mit den Lehren des Mo Ti.

Zu einem durchaus selbständigen Standpunkt in der konfuzianischen Schule gelangte Sün-tse, der im Gegensatz zu Konfuzius und Menzius die menschliche Natur für ursprünglich böse hält. Erst die Erziehung von Staats wegen und die Gewöhnung an Ritual und Sitte, die in den heiligen Schriften des Altertums überliefert sind, sollen die böse Natur des Menschen sittlich läutern und veredeln.

Unter den weiteren philosophischen Systemen, die in dieser geistig bewegten Zeit hervortreten, nimmt Mo Ti (gestorben 320 v. Chr.), der Gegner des Menzius, eine eigenartige Stellung ein. Gegenüber dem sittlichen Verfall und den unaufhörlichen Kriegen tritt Mo Ti für eine Verinnerlichung der Sittlichkeit gegenüber den veräußlichten Formen und für eine Besinnung auf die höchsten Werte der Religion ein. Wie der höchste Himmel, der höchste Gott, alle Menschen liebt, müssen alle Menschen sich untereinander lieben. Für ihn ist daher nicht die Familie die Grundlage der sittlichen Beziehungen, sondern er geht weit darüber hinaus und versucht, die sittlichen Gesetze durch ihre Nützlichkeit für die gesamte Gesellschaft zu begründen. Aus der Idee der allgemeinen Menschenliebe heraus verurteilt er den Angriffskrieg als unbrüderlich. Von Menzius, der selbst zwar auch ein Gegner des Krieges war, wurde die allgemeine Menschenliebe aber als Auflösung der Familienbande schärfstens verurteilt.

Der bei weitem bedeutendste und selbständigste Denker des alten China ist der Taoist Tschuang-tse, etwa zweite Hälfte des 4. bis Mitte des 3. Jahrhunderts v. Chr., der zugleich als Dichter von unerreichter Gestaltungskraft und unvergleichlicher Tiefe zu allen Zeiten auch von Anhängern anderer Weltanschauungen hoch geschätzt worden ist. Er hat den Gedanken vom Tao als dem allumfassenden Grundgesetz für den rhythmischen Ablauf des Naturgeschehens in einzigartiger Weise dargestellt. Mit großartiger dichterischer Schau überblickt er die Vergänglichkeit des Daseins und damit die fragwürdige Bedingtheit nicht nur aller Werte, sondern aller Qualitäten überhaupt. Sein Zweifel geht bis zur Zwiespältigkeit

des Bewußtseins. Ist der Traum das Leben oder ist das Leben ein Traum?

An Stelle der Sitte und des Herkommens setzte die Rechtsschule das für alle gleiche und alle verbindliche positive Recht. Sie ist darum oft wegen ihrer Gegnerschaft zum konfuzianischen Ritualismus zu den Taoisten gerechnet worden; in Wirklichkeit steht sie diesen noch ferner als die Konfuzianer. Ihr bedeutendster Vertreter war Wei Yang, der Kanzler des Staates Ts'in, der das rationalistische System des absolutistischen Staates begründete.

Aus der Rechtsschule war als besondere Lehre die Theorie des „Längs- und Querbündnisses“ entwickelt worden, die die skrupellose Diplomatie der „kämpfenden Staaten“ in ein förmlich ausgebautes System brachte. Das Querbündnis richtete sich dabei gegen den Südstaat Tsch'u, indem es die Staaten von Westen nach Osten zusammenfaßte, das Längsbündnis gegen den Weststaat Ts'in, indem es die Staaten von Norden nach Süden zusammenfaßte. Nicht Treue und Glauben, sondern nur der Nützlichkeitsstandpunkt und das Augenblicksinteresse waren für die Abschlüsse der Bündnisse entscheidend. Der Freund von heute konnte zum Gegner von morgen werden, gegen den man sich mit dem Gegner von gestern verbündete. Diese Lehre wurde von wandernden Politikern vertreten, die versuchten, das Vertrauen eines Fürsten zu gewinnen, in dessen Dienste sie dann traten und als reisende Diplomaten für ihn Bündnispolitik trieben.

Die gesamte Philosophie des Altertums ist durch die Zeitverhältnisse bestimmt. Ein Teil der Lehren entstand daraus, daß sich ihre Verfechter gegen die herrschende Verwahrlosung im sittlichen und politischen Leben wandten, so Lao-tse, Konfuzius und ihre Schulen, der andere Teil der Lehren daraus, daß sich ihre Vertreter den gegebenen Verhältnissen vollkommen anpaßten, so die Sophisten, die Rechtsphilosophen und vor allem die Schule des „Längs- und Querbündnisses“.

Sprache, Schrift und Literatur

Die natürlichen Wechselwirkungen zwischen dem Charakter der Sprache und dem Inhalt, den sie ausdrücken soll, sind im Chinesischen besonders ausgeprägt. Das Chinesische ist eine einsilbige isolierende Sprache, jedes Wort besteht nur aus einer Silbe, die durch die grammatischen Beziehungen nicht verändert wird. Die grammatischen Elemente sind Syntax, also die Stellung der Wörter im Satz, und Hilfsörter, nämlich besondere Gruppen von Wörtern,

die die grammatischen Beziehungen zwischen den einzelnen Teilen des Satzes, die sonst oft schwer erkennbar blieben, ausdrücken. Bemerkenswert ist, daß die syntaktischen Stellungsgesetze des Chinesischen von denen der meisten ostasiatischen Sprachen abweichen und fast vollkommen denen der indogermanischen Sprachen entsprechen. Das Hauptgesetz für die Stellung ist die Reihenfolge: Subjekt, Prädikat, Objekt.

Der Bau der chinesischen Sprache ist aber anders als alle uns geläufigen Sprachen. Denn einem Wort ist es nicht ohne weiteres anzusehen, welche grammatische Funktion es zu erfüllen hat, da es selbst unter allen Umständen grundsätzlich unveränderlich bleibt und die Redeteile nicht durch grammatische Endungen oder Ähnliches kenntlich gemacht werden. Weiter ist das Zeitwort ohne Formen für Tempus, Modus und Genus. Die Ausdrucksweise erscheint daher außerordentlich allgemein und unverbindlich und macht nur das grundsätzlich Wichtige klar. Alles andere entscheidet der Zusammenhang. Darüber hinaus ist dieser Grundsatz von den Chinesen geradezu zu einer Kunstform gemacht worden. Das Alter und der Umfang der Literatur stellt an sich schon an die literarische Bildung die höchsten Anforderungen. Dazu ist aber die Schwierigkeit noch durch besondere Feinheiten, die zum Prüfstein für wahrhafte Bildung werden, erhöht. Besonders beliebt ist die verschiedene Aussprache eines Wortes, je nach dem Zusammenhang, in dem es steht, durch den auf eine besondere klassische Wortprägung angepielt wird, wodurch feine Bedeutungsnuancen ausgedrückt werden sollen. Die Roman- und Novellenliteratur ist voll von zahlreichen, für das Gefühl der Chinesen ungeheuer amüsanten Beispielen von Blamagen Halb- oder Ungebildeter, die gern mit ihrer Bildung prunken wollen, denen aber diese Feinheiten eben nicht geläufig sind. Etwas Ähnliches ist es bei uns, wenn jemand, um mit seinen Sprachkenntnissen zu prunken, von Möbeln im Empire-Stil spricht, das Wort Empire dann aber *E m p a i r* ausspricht.

Jede der Silben des Chinesischen besitzt einen ihr eigentümlichen Ton, der wesentlich für die Bedeutung und untrennbarer Bestandteil des Wortes ist. Die verschiedenen Töne des Nordchinesischen lassen sich durch ein etwa analoges Beispiel verdeutlichen. Der Meister sagt zu seinem Lehrling: „Du mußt das so machen.“ Der Lehrling fragt den Meister: „So?“ Worauf der Meister antwortet: „Nein, so!“ Der Lehrling: „Ach, so!“ Das „so“ im ersten Satz ist der erste Wortton des Nordchinesischen, unverändert gleichbleibend, ohne Hebung und Senkung am Ende. Das leicht fragende „so“ des

zweiten Satzes entspricht dem zweiten Wortton, Anfang des Lautes in mittlerer Höhe beginnend, am Ende noch über diese Höhe hinaussteigernd. Das dritte, entschiedene „so!“ entspricht dem vierten Wortton, in mittlerer Höhe beginnend und tief endend. Das vierte, erstaunt fragende „so?“ entspricht dem dritten, ansteigenden Ton.

Die Schrift ist eine Wortschrift, d. h. für jedes einfache Wort gibt es grundsätzlich ein besonderes Schriftzeichen. Allerdings hat es die Entwicklung mit sich gebracht, daß auch ein Schriftzeichen für mehrere Worte gebraucht werden und ein Wort mehrere Schriftformen haben kann, worin gerade eine besondere Schwierigkeit des Chinesischen liegt. Ihrer Bildung nach werden die Schriftzeichen in sechs Gruppen eingeteilt.

Die erste Gruppe sind „Bilder“, und zwar rohe, in Strichen ausgeführte stilisierte Darstellungen der gemeinten Dinge, wie etwa Bilder für Sonne, Mond, Mensch, Kind, Pferd, Baum. Natürlich lassen sich nur verhältnismäßig wenig sprachliche Begriffe bildlich darstellen. So tritt zu diesen die zweite Gruppe, die der „Symbole“. Z. B. bedeutet ein Punkt über einem Strich „oben“, der Punkt unter einem Strich bedeutet „unten“. Der geöffnete Mund bedeutet „sprechen“ und Ähnliche. Hierher gehören auch die Zahlen von eins bis drei, die aus einem bis drei Strichen bestehen. Sehr vielseitig in der Ausdrucksmöglichkeit und dem vorsichtigen Forscher gewisse Rückschlüsse auf das chinesische Denken gestattend, ist die dritte Gruppe, die der „symbolischen Zusammensetzungen“, die aus einfachen Bildern zusammengesetzt sind; z. B. Sonne und Mond zusammengesetzt bedeutet „hell“; zwei Bäume nebeneinander heißt „Wald“, drei Bäume bedeuten „Urwald, Dschungel“, Weib und Kind nebeneinander heißt „lieben“ und so fort. Bei der vierten Gruppe, den „Umkehrungen“ haben die Schriftzeichen in umgekehrter Form die Bedeutung ihres Gegenteils, z. B. bedeutet das Schriftzeichen für „Fürst“ spiegelverkehrt geschrieben „Untertan“. Diese Gruppe ist zahlenmäßig nur verhältnismäßig klein. Die fünfte Gruppe der „Entlehnungen“ besteht aus solchen Schriftzeichen, die dem Laut nach für ein gleichklingendes Wort gebraucht werden. Der Vorgang würde etwa dem entsprechen, wenn man im Deutschen das Bild eines Armes für das Eigenschaftswort „arm“ setzt. Nur ist im Chinesischen dieser Vorgang bei der großen Zahl gleichlautender Wörter unendlich viel häufiger möglich. Die bei weitem häufigste Form der Bildung chinesischer Schriftzeichen ist die der „Lauterverbindungen“, bei denen der eine Teil des Schriftzeichens, der „Deuter“, die Be-

deutung, und der andere, der „Lauter“, den Laut angibt. Etwa wenn wir im Deutschen zu dem Bilde eines Bullen noch eine päpstliche Tiara als Bedeutungselement setzen würden, das Gesamte „Bulle“ lesen und darunter eine päpstliche Bulle verstehen würden. Etwa neun Zehntel der chinesischen Schriftzeichen werden nach diesem Prinzip gebildet.

In manchen Fällen liefern uns die Zusammensetzungen der Worte in der Schrift schon einen gewissen Aufschluß über die ältesten Kulturverhältnisse, jedoch ist dabei grundsätzlich größte Vorsicht geboten, da sowohl die Etymologie als auch das Alter der Schriftzeichen häufig sehr unsicher sind.

Die chinesische Schrift ist für die einsilbige und lautarme chinesische Sprache ausgesprochen das geeignete Mittel. Sie ist weiter ihrem ästhetischen Charakter nach, wenn auch nicht die vollkommenste, so doch unstreitig die schönste aller vorhandenen Schriften überhaupt. Die Chinesen haben frühzeitig schon die Kalligraphie als einen besonderen Kunstzweig entwickelt. Von einem Kalligraphen geschriebene Gedichte oder Wandsprüche sind nicht nur ein geistiger, sondern auch ein ästhetischer Genuß für den Betrachter. Neben ihrer Schönheit hat die chinesische Schrift aber in der Geschichte noch eine ungeheure praktische Bedeutung gehabt. Bei einem anderen Schriftsystem, wenn sich etwa die Wortschrift frühzeitig zu einer Buchstabenschrift entwickelt hätte, hätte nicht nur die Kulturgeschichte Chinas, sondern auch die politische Geschichte einen völlig anderen Verlauf genommen. Zweifellos wäre der große Kulturraum Chinas in zahlreiche Landschaften mit eigener Sprache und eigener Kultur zerfallen. Die oft gerühmte und bewunderte Einheitlichkeit und unvergleichliche Dauer der chinesischen Kultur sind nicht so sehr auf eine gemeinsame Weltanschauung oder einen alle verpflichtenden Staatsgedanken, oder eine alle Wechselfälle überlebende Familienorganisation, oder eine besonders zähe und lebensvolle Rasse gegründet, als vielmehr vor allem auf die chinesische Schrift, die das Bindemittel nicht nur zwischen zahlreichen Dialekten, sondern auch zwischen den Jahrtausenden geworden ist, zurückzuführen.

Auf die formale Entwicklung der Schrift, die Gestalt der Schriftzeichen und den Duktus des Schreibens ist das jeweilige Schreibmaterial nicht ohne tiefgehende Einwirkung geblieben. So unterscheidet man nach der äußeren Form, nicht nach dem inneren Bau, verschiedene Perioden der Schriftgeschichte. Man schrieb zunächst mit einem Metallgriffel auf Knochen und Schildkrötenschalen, dann mit einem Stichel auf Holz und Bambus, danach mit einem, in Farbe getauchten

Holzstift auf Holz, Bambus und Seide, und schließlich mit dem Haarpinsel auf Papier. Die geschichtlichen Schriftformen sind: Die „Alte Schrift“, die, noch sehr plump und unmittelbar gegenständlich bildhaft, sich lange Zeit für die Bedürfnisse des Kultes und der Divination unverändert erhalten hat, im ersten Drittel des ersten vorchristlichen Jahrtausends sich dann aber zur sogenannten „Großen Siegelschrift“ entwickelte. Die von dem Staatsmann des Ts'in-Reiches Li Sse entwickelte „Kleine Siegelschrift“ ist demgegenüber eine vereinfachte und abgekürzte Form, die sich mit der etwa gleichzeitigen Erfindung des Haarpinsels zur sogenannten „Kurialschrift“ veränderte. Diese weist weitere natürliche Abkürzungen und Vereinfachungen auf, besteht aber noch aus groben, eckigen Strichen. Später entstand eine „Konzeptschrift“, die noch weiter und oft sehr stark und willkürlich abgekürzt ist, so daß man ähnlich wie mit unserer Kurzschrift damit sehr schnell schreiben kann, aber auch genau so viele oder gar noch mehr Schwierigkeiten beim Wiederlesen hat. Im Gegensatz zu unserer Kurzschrift aber ist die chinesische Konzeptschrift, die oft fälschlich auch „Grasschrift“ genannt wird, von kraftvoller, wuchtiger Schönheit. Die Handschriften bedeutender Künstler in dieser Schriftform werden besonders hoch geschätzt.

Die heutige Form der Schrift stammt etwa aus dem vierten nachchristlichen Jahrhundert, hat allerdings seitdem auch noch viele Verschiedenheiten aufzuweisen, besonders geschätzt ist auch in modernen Drucken die aus der Zeit der Sung-Dynastie stammende sogenannte Sung-Type. Der Unterschied zwischen der „Alten Schrift“ und der heutigen Form der Schrift ist ungefähr ebenso groß wie zwischen den ältesten ägyptischen Hieroglyphen und dem späteren Demotischen.

1000 Jahre lang, von der Mitte des zweiten vorchristlichen bis zur Mitte des ersten vorchristlichen Jahrtausends war die Schrift, die während dieser Zeit ausschließlich zu sakralen Zwecken Verwendung fand, nur einer geringfügigen inneren Entwicklung unterworfen. Dann begann der Gebrauch der Schrift zu profanen Zwecken. Damit setzte aber auch eine sprunghafte Entwicklung ein. Zugleich begannen die Schriftzeichen in den verschiedenen Staaten, in die das Reich zerfallen war, immer uneinheitlicher zu werden. Dadurch entstand die ernste Gefahr, daß die Einheitlichkeit der Kultur verlorengegangen wäre, denn die Bedeutung eines so entwickelten Schriftsystems wie des chinesischen lag in seiner Allgemeingültigkeit und Konsequenz. Seine Bedeutung und damit sein Wert wurden nun dadurch erheblich gemindert, daß es nur von verhältnismäßig Wenig-

gen gebraucht und verstanden, und selbst von diesen nicht folgerichtig verwendet wurde. Überbleibsel dieser Faktoren finden sich in der heutigen chinesischen Schrift in so großer Zahl, daß dadurch bewiesen wird, daß die chinesische Schrift erst in verhältnismäßig später Zeit zu einem Instrument allgemeinen Gebrauchs geworden ist. Die Tendenz der Auseinanderentwicklung der Schrift wurde aufgehalten durch die politische Wiedervereinigung des gesamten Reiches und weitgehend ausgeschaltet durch die Schriftreform des Li Sse. Damit wurde die Schrift, weit mehr als die Sprache, die zu allen Zeiten starke Dialektunterschiede aufwies, das einigende Band für die chinesische Kultur in allen nachfolgenden Jahrhunderten.

Die ältesten Denkmäler des chinesischen Schrifttums sind, außer den bereits mehrfach genannten Orakelinschriften auf Knochen und Schildkrötenschalen, Weihinschriften auf Bronzegefäßen und Inschriften auf Steinen. Die zur T'ang-Zeit aufgefundene lange Inschrift auf den berühmten 10 Steintrommeln, die sich seit der Mongolenzeit im Pekingener Konfuziustempel befinden, stammt jedoch nach heutiger einhelliger Auffassung nicht aus der frühen Tschou-Zeit, wie früher vielfach angenommen wurde, sondern aus der späten Ts'in-Zeit, in der die Inschriften auf Steinen eine besondere Blütezeit hatten.

Die älteste chinesische Literatur der kanonischen Schriften ist nach der Überlieferung aufs engste mit der Person des Konfuzius verknüpft. Die Mitwirkung des Konfuzius an der Gestaltung des Kanons ist allerdings von manchen ostasiatischen und abendländischen Gelehrten in Zweifel gezogen, oft gar rundweg bestritten. Wir müssen dagegen bei den Ersterzeugnissen aller frühen Literaturen zwischen der Entstehungszeit des Inhalts und seiner ersten schriftlichen Aufzeichnung grundsätzlich unterscheiden. Alle Ersterzeugnisse haben lange schon von Mund zu Mund gelebt, bevor sie aufgezeichnet wurden. Nun war allerdings die bisherige Auffassung von der Überlieferungstätigkeit des Konfuzius so, daß man allgemein annahm, er habe aus einer Reihe vorhandener Literaturwerke nur bestimmte Teile nach ethischen Gesichtspunkten ausgewählt und redigiert und zu dem Kanon vereinigt. Tatsächlich jedoch ist er es gewesen, der durch Niederschrift aller ihm noch zugänglichen mündlichen und Sammlung aller erreichbaren schriftlichen Überlieferung den Grund zur chinesischen Literatur gelegt hat. Abgesehen von geringfügigen Einzelheiten ist daher der Kanon seinem Inhalte nach als echte Überlieferung anzusehen.

Am Anfang der „Fünf Heiligen Bücher“, die den Kanon bilden,

steht das I-king oder „Buch der Wandlungen“. Es ist ein Wahrsage- und Orakelbuch. Aus den sechs geraden Linien, die teilweise durchgehend, teilweise unterbrochen sind, und so 64 verschiedene Zusammenstellungen ergeben, wurde das Material für die Weissagungen gewonnen. Diese Linien stellen die kosmischen Urkräfte Yin und Yang dar, deren Wechselspiel das Geschehen im Universum bestimmt. Aus den beim Orakel gewonnenen Linien und Rissen in den mit Feuer behandelten Schildkrötenschalen wurde daher nach der Methode des I-king die Zukunft gedeutet. Inhaltlich gehört dieses Werk wahrscheinlich zu den ältesten Denkmälern des chinesischen Schrifttums überhaupt. Es scheint nicht durchgehend ein einheitliches Werk darzustellen, sondern aus verschiedenen Elementen zusammengesetzt zu sein, zu denen dann noch die sogenannten sieben „Anhänge“ treten. Es ist seinem Wesen entsprechend überaus dunkel und rätselhaft, so daß später sein Charakter als Orakelbuch oft verkannt oder verleugnet wurde, und in die dunklen und rätselhaften Sätze eine tiefgründige Philosophie hineinerklärt wurde. Namentlich zur Zeit der scholastischen Philosophie des 11. und 12. Jahrhunderts n. Chr. wurden sein Inhalt, seine wesentlichen Gedanken und vor allem seine Terminologie der naturphilosophischen Spekulation zugrunde gelegt.

Das zweite Werk des Kanons ist das Schu-king, fälschlich und irreführend „Buch der Urkunden“ genannt. Es enthält Bruchstücke episch-geschichtlichen Charakters, in denen sich die Auffassung der Chinesen von ihrer frühesten Geschichte widerspiegelt. Die Stücke erstrecken sich zeitlich über einen Raum von anderthalb Jahrtausenden, von den ältesten Zeiten bis ins 7. Jahrhundert v. Chr. Der Inhalt des Werkes besteht vorwiegend aus weisen Lehren, Reden und Ermahnungen in wuchtiger, lapidarer, poetisch getragener Sprache, durchdrungen von einem edlen, leidenschaftlichen Pathos, die teils von den Herzögen und Herrschern der alten Zeit, teils von hervorragenden Männern der Geschichte herrühren. Auch das Kapitel „Der Tribut des Yü“, das in metrisch gebundener Rede eine geographische Beschreibung der ältesten bekannten Welt ist, verleugnet nicht den poetischen Charakter, den das gesamte Werk trägt. Ebenso ist das Kapitel „Der große Plan“, das die den Orakelprinzipien und dem Divinationssystem zugrunde liegende mythisch-magische Welt-erklärung enthält, durchaus als Dichtung anzusehen. Auch beim Schu-king ist sein ursprünglicher Charakter als älteste epische Dichtung oft nicht erkannt worden. Man hat es immer wieder, bis in die neueste Zeit, völlig zu Unrecht als „Staatsakten“ und „archivalische

Urkunden“ aufgefaßt und bezeichnet. Dieses Werk ist durch die Bücherverbrennung im Jahre 213 v. Chr. wohl am stärksten betroffen worden, da sein Inhalt den Gedanken der gegenseitigen Treue zwischen Lehnsherr und Vasall und das Recht des Vasallen oder Untertanen auf Empörung bei Treulosigkeit des Herrschers besonders stark zum Ausdruck bringt, und deswegen dem Einheitsstaat der Ts'in, der sich die Aufgabe gesetzt hatte, alle feudale Tradition auszurotten, besonders staatsgefährlich erschien. So sind die wiederentdeckten Bruchstücke des Schu-king in der literarischen Restauration der Han-Zeit der Hauptgegenstand der philologisch-textkritischen Erörterungen geworden.

Das Schi-king, das „Buch der Lieder“ ist eine Sammlung der ältesten sakralen, höfischen und volkstümlichen lyrischen Dichtungen der Chinesen. Es enthält naiv-schlichte Volkslieder, rhythmische Arbeitslieder, gefühlvolle Liebeslieder, humorvolle Spottlieder, höfische Festgesänge und chorische Hymnen, die zu den religiösen Festen gesungen wurden. Schon im späten Altertum wurde von den Chinesen die Frage erörtert, welche Erwägungen den Konfuzius bestimmt haben, die dichterischen Erzeugnisse des Altertums zu sammeln. Die Erklärung, daß Konfuzius 305 Lieder aus einer viel größeren Menge nach moralischen Gesichtspunkten ausgewählt habe, hat selbst ihre Verfechter eigentlich nie restlos befriedigen können. Wir müssen vielmehr unbedingt annehmen, daß Konfuzius in den Liedern alles ihm zugängliche volkstümliche poetische Überlieferungsgut gesammelt hat. Die Gedanken, die ihn dabei geleitet haben, sind ähnlich gewesen, wie sie die Sammler der deutschen Volkspoesie und Literatur zur Zeit der deutschen Romantik geleitet haben, nämlich die Sehnsucht nach der Wiedererweckung einer großen und schönen Vergangenheit. Aus zahlreichen Äußerungen, die wir von Konfuzius und über ihn besitzen, spricht ein starker Hang zu einer gegenwartsfremden Romantik. Seine Sammlung der Lieder hat daher eine ähnliche Absicht und Wirkung gehabt wie Arnims und Brentanos „Des Knaben Wunderhorn“. Soweit sich derartig fernliegende Zeiträume überhaupt miteinander vergleichen lassen, sollte in beiden Fällen aus der Besinnung auf die urwüchsige Kraft und die unvergänglichen sittlichen Werte eines schlichten Volkstums nicht nur die geistige und sittliche Erneuerung verwirklicht, sondern auch die politische Sehnsucht erfüllt werden.

Die Form der ältesten Lieder ist vorwiegend die des viersilbigen Verses. Die Strophen sind von wechselnder Verszahl, die Verse reimen sich paarweise. In der Tat zeigen die Lieder des Schi-king

eine außerordentliche Frische und Lebendigkeit und starkes menschliches Gefühl. Sie verfehlen auch heute nicht ihre starke Wirkung auf ein für die schlichten Reize urwüchsiger Volksdichtung empfängliches Gemüt.

Am meisten Frische zeigt das erste Buch. In seinen Liedern, die von dem Brauchtum der einzelnen Landschaften handeln, zeigt sich das Leben eines schlichten und harmlosen Volkes in einfachen Szenen aus Haus und Hof. Das Bild ist im allgemeinen freundlich und lebenswürdig, volkstümliche Töne werden angeschlagen und ein inniges Zusammenleben mit der Natur zum Ausdruck gebracht. Dazwischen fehlt es auch nicht an derberen Zügen. Die dichterischen Bilder sind nur mit wenigen Worten angedeutet, denen dann jeweils ein poetischer Vergleich angefügt ist. Weiter gibt es noch Jagdlieder und Kriegsgesänge, dazu Trinklieder und historische Lieder, aus denen wir ein plastisches Bild des politischen Lebens des frühen Altertums entnehmen können. Politische Satiren fehlen auch nicht. Von Bedeutung ist bei diesen historischen Liedern, daß sich in ihnen schon die Verklärung der Vergangenheit findet, welche für die spätere Geistesentwicklung von starker Nachwirkung gewesen ist. Das Schiking war von der Bücherverbrennung ebenfalls betroffen worden, doch wurden die Lieder im Herzen des Volkes besser bewahrt als auf Bambustafeln und Seide.

In der frühen Geschichte des feudalen Zeitalters haben die Riten, wie mehrfach bereits erwähnt, im religiösen, politischen und gesellschaftlichen Leben einen bedeutenden Platz eingenommen. So ist es nur natürlich, wenn auch die „Ritenbücher“ im Kanon des Konfuzius eine ihrer Bedeutung für die Wiederbelebung der alten Sitte entsprechende Stellung einnehmen. Sie sind in zwangloser Folge ohne innere Ordnung zusammengestellt, was nicht auf eine bewußte Redaktion, sondern vielmehr auf mühevolleres Sammeln und zufälliges Auffinden schließen läßt. Sie sind auch zweifellos in nachkonfuzianischer Zeit noch weitgehend durch Neuentdeckungen von altem Material ergänzt worden.

Das einzige Werk des Kanons, für das Konfuzius nicht nur als Überlieferer, sondern als Verfasser angegeben wird, sind die „Frühlings- und Herbstannalen“ (Tsch'un-t'siu), eine nüchterne Chronik des verfallenden Tschou-Reiches, für die 242 Jahre von 722—481 v. Chr., nach Quellen aus Konfuzius' Heimatstaat Lu, zusammengestellt. Der Inhalt des Werkes besteht nur aus kurzen, datierten Eintragungen von Ereignissen, die uns geschichtlich unwichtig oder geradezu sinnlos erscheinen, die aber mit dem gleichen Ernst und

der gleichen Kürze wie historisch hochbedeutsame Geschehnisse verzeichnet werden, während andere wichtige Begebenheiten, namentlich aus den vom Staate Lu weiter entfernt liegenden Staaten, gar nicht aufgenommen sind.

Die „Frühlings- und Herbstannalen“ haben bisher wohl von allen Werken der chinesischen Literatur der einheimischen und der europäischen Wissenschaft die größten Rätsel aufgegeben. Es kann aber nicht mehr zweifelhaft sein, daß Konfuzius sie nach den sakralen Inschriften des Tempelarchivs seines Heimatstaates verfaßt hat, um neben dem von ihm gesammelten historischen Material die erste feste Chronologie eines längeren Abschnittes der chinesischen Geschichte zu geben. Der Staat Lu war nur ein kleiner Staat und hatte nur wenig Anteil durch diplomatische Beziehungen, Bündnisse und Verträge an der großen Politik der mächtigen Staaten, so daß manche Ereignisse des damaligen politischen Geschehens in Lu gar nicht bekannt werden konnten. So ist aus der Besonderheit der Quellen und der Rolle des Staates Lu der Charakter der „Frühlings- und Herbstannalen“ zu erklären. Die Literaten des Altertums haben das Rätsel, das ihnen das Buch aufgab, dadurch zu lösen versucht, daß sie seinen kurzen und nüchternen Eintragungen einen besonders tiefgründigen Sinn unterlegten. So hat es in der Han-Zeit eine Reihe von Schulen zur Auslegung des Werkes gegeben. Diese Schulen sind lediglich für die Geistesgeschichte ihrer Zeit von Bedeutung, zum Wesen des Werkes selbst sagen sie überhaupt nichts aus. Für sie war es einfach unvorstellbar, daß Konfuzius, der verehrte Weise, Dinge nicht gewußt haben sollte, die den späteren Gelehrten völlig geläufig waren. Tatsächlich waren aber in der Zeit der politischen Zersplitterung viele Ereignisse in ferner gelegenen Staaten des Reiches im Staate Lu überhaupt nicht bekannt geworden. In späterer Zeit, nach der Gründung des Einheitsreiches, und mit dem Aufblühen des Verkehrs, konnten wieder alle Nachrichten ungehindert im Mittelpunkt des Reiches zusammenströmen. So kommt es, daß den späteren Nachkommen mehr Geschehnisse aus früherer Zeit bekannt wurden, als den unmittelbaren Zeitgenossen selbst. Aus den so zusammengeströmten Überlieferungen ist dann etwa gegen Ende des dritten vorchristlichen Jahrhunderts ein Werk entstanden, das unter dem Namen Tso-tschuan als „Kommentar“ zu den „Frühlings- und Herbstannalen“ angesehen wurde. In Wirklichkeit ist es aber ein selbständiges Werk. Es ist reich an Schilderungen aus den Schlachten und beständigen Kriegen unter den großen Staaten, die ganz den Charakter von Heldengedichten tragen, dazu kommen Erzählungen

und Anekdoten von teilweise großem Reiz. Auch fehlt es ihm nicht an dichterischen Stellen, die nach Form und Inhalt unvergleichlich sind und beweisen, welch lebendige Gestaltungskraft damals im chinesischen Volke lebte.

Auch aus früherer Zeit stammend, wenn auch erst in sehr viel späterer Zeit unter der Sung-Dynastie in den Kanon aufgenommen, sind die „Vier Bücher“. Das erste von ihnen sind „Die Gespräche des Konfuzius“. Es gibt die Gedanken und Meinungen des Konfuzius wieder, wie sie in späterer Zeit nach der Tradition niedergeschrieben sind, und besteht aus kurzen Aussprüchen, Aphorismen und Antworten auf Fragen, die ungeordnet, ohne inneren Zusammenhang zusammengestellt sind. In ihm finden sich zum Teil tiefe Gedanken von großer Lebensweisheit in schlichtester Form. Seiner literaturgeschichtlichen Stellung nach muß das Werk schon ziemlich früh niedergeschrieben worden sein, weist es doch noch einen äußerst gering entwickelten Stil auf, während das zweite der „Vier Bücher“, das die Gedanken Meng-tse's enthält, schon eine gewisse literarische Entwicklung zeigt. Es besteht nämlich aus zusammenhängenden Erörterungen in Dialogform mit der Entwicklung eines fortlaufenden Gedankens und zeigt schon eine gewisse Kunst der Überredung und der logischen Folgerung. Als drittes und viertes sind in späterer Zeit zwei ursprünglich in den Ritenbüchern enthaltene Kapitel, die „Große Lehre“ und die „Richtige Mitte“, in einer durch ausführliche Kommentare und Erläuterungen erweiterten Form als selbständige Bücher in den Kanon aufgenommen worden. Der Grundgedanke der „Großen Lehre“ ist, daß alles soziale und politische Leben dadurch bestimmt wird, daß jeder Einzelne mit der Sittlichkeit bei sich selbst anfangen soll. Der Form nach zeigt die „Große Lehre“ eine einfache Logik, bei der ein Begriff aus dem anderen entwickelt wird. Die „Richtige Mitte“ enthält die ersten Ansätze zu metaphysischer Spekulation, indem sie das kosmische Grundgesetz des Tao mit sittlichen Prinzipien verknüpft.

Gegen Ende der Tschou wird das literarische Leben immer mannigfaltiger. Während mit dem Beginn der literarischen Entwicklung vorwiegend die politische Philosophie jahrhundertlang das Geistesleben ausfüllte und auch die Dichtung der Zeit ganz im Bann philosophischer Gedanken stand, oder aber, wie die Volksdichtung, der wir im Tso-tschuan begegnen, dem Charakter der Zeit entsprechend, das kriegerische Heldenepos darstellte, tritt uns mit der Person des K'ü Yüan (geb. 322 v. Chr.) die bedeutendste Dichterpersönlichkeit des Altertums entgegen. Er war ein Staatsmann des Südstaates

Tsch'u, der von Neidern verleumdet, verbannt wurde, und darauf ein langes Gedicht, aus 94 Vierzeilern bestehend, das Li-sao schuf, dessen Titel, wenn man von gesuchten Deutungen absieht, sich im Deutschen am besten durch „Trennungsschmerz“ wiedergeben läßt. Er hat mit ihm eine neue dichterische Form, die unter dem Namen „Elegien von Tsch'u“ als eigene Gattung der Literatur Schule gemacht hat, hervorgebracht. Neu ist namentlich die Form. Charakteristisch für sie ist, daß der erste und dritte Vers jeder Strophe mit einem Ausruf „Oh“ oder „Ach“ schließen. Neu an dem Inhalt ist, daß dem politischen Zeitgeschehen und seiner Verwahrlosung mit einem elegischen Pessimismus begegnet wird, hinter dem doch eine Persönlichkeit von tiefem sittlichen Ernst und hohem dichterischem Schwung der Phantasie steht. Weiter füllte K'ü Yüan seine Dichtungen mit so außergewöhnlichen Bildern, die fast ohne jegliche Auslegung bleiben, und steigerte sich bis zu einer Maßlosigkeit der Gefühle, wie sie auf dem Gebiete des politischen Lebens in den gewaltigen Vorhaben des ersten Kaisers von Ts'in in anderer Form zum Ausdruck kommt.

Nach der Aufhebung des Bücherverbotes im Jahre 191 v. Chr. begann eine fieberhafte literarische Sammeltätigkeit und eine hohe Blüte der Literaturwissenschaft. Damit treten im Laufe der Zeit die Schriftgelehrten, wie Konfuzius auch bezeichnet wird, weshalb die Schriftgelehrten auch oft nicht ganz zutreffend „Konfuzianer“ genannt werden, mehr und mehr hervor. Das hat seinen Grund zum größten Teil darin, daß für die Staatsverwaltung des gewaltig ausgedehnten Reiches in zunehmendem Maße des Schreibens kundige Männer gebraucht wurden. Allerdings kann von einer „Konfuzianisierung“ des Reiches unter den ersten Han-Kaisern kaum die Rede sein, denn auch nach Aufhebung der Bücherverbote waren militärische und aristokratische Gesichtspunkte nach wie vor für die Laufbahn des höheren Staatsdienstes ausschlaggebend. Wenn zu gewissen Zeiten im Anfang der Han-Dynastie uralte Schriftgelehrte mit Kenntnissen aus der Zeit vor der Bücherverbrennung herangezogen wurden, so bedeutet das lediglich, daß die Verfassung des Staates, wie sie unter des Ts'in geschaffen war, für das inzwischen entstandene Riesenreich eben doch gewisse Mängel aufwies, die zu dem natürlichen Streben führten, nachzuforschen, wie es denn in der guten alten Zeit gewesen sei. In demselben Maße nämlich wie die „Schriftgelehrten“ wurden auch die Taoisten, die Anhänger der Rechtsschule und die Logiker herangezogen. Man darf aber auch die Schriftgelehrten der Han-Zeit nicht einfach als „Konfuzianer“

bezeichnen, weil damals der Unterschied zwischen den beiden Richtungen, Taoisten und Konfuzianern noch gar nicht mit aller Deutlichkeit bewußt wird. Die kosmologischen Spekulationen und die Magie waren unter den „Konfuzianern“ damals ebenso geläufig wie unter den Taoisten.

Indessen ist nicht zu bestreiten, daß sich das Interesse der Schriftgelehrten im Laufe der Zeit mehr und mehr der philologischen Exegese der alten Schriften, und diese waren eben der „Konfuzianische Kanon“, zugewendet hat, so daß schließlich das geistige Leben durch den Widerstreit der zwei Schulen des „alten und des neuen Textes“ beherrscht wird. Bei dem alten Text handelt es sich um das „Buch der Urkunden“, aufgezeichnet in alter Schriftform, wie es angeblich zufällig aufgefunden sei. Bei dem neuen Text handelt es sich um dasselbe Werk nach mündlicher Überlieferung, in der neuen Schriftform aufgezeichnet.

Eine reife Frucht der philologischen Wissenschaft der damaligen Zeit ist das Wörterbuch Schuo-wen aus dem 2. Jahrhundert n. Chr., das noch heute eine Quelle für die Etymologie und, in später überarbeiteter Form, ein sehr brauchbares Wörterbuch bietet. Allerdings ist es durch die modernen archäologischen Forschungen teilweise, besonders in seiner Etymologie, überholt. Die wichtigste Quelle für die älteste Literaturgeschichte und das bedeutendste Erzeugnis der Literaturwissenschaft der Han ist der in den Literaturkapiteln der Han-Annalen enthaltene kommentierte Katalog, der schon eine, wenn auch primitive Form der Literaturgeschichte darstellt und unsere Hauptquelle für die Literaturgeschichte des Altertums ist. Als unter Kaiser Wu-ti, und noch mehr etwa 100 Jahre später unter Kaiser Tsch'eng-ti, die alte Überlieferung immer planmäßiger gesammelt wurde, wurde sogar eine eigene Behörde für das Schrifttum eingesetzt. Ihr Leiter war der berühmte, seinem Charakter nach stark umstrittene Literat Liu Hiang, dem sein Sohn Liu Hin im Amt nachfolgte. Von ihm stammt die systematische Einteilung der Literatur, wie sie in den Katalog der Han-Annalen übernommen worden ist.

Das bedeutendste wissenschaftliche Werk des chinesischen Altertums überhaupt aber ist das Schi-ki, die „Historischen Denkwürdigkeiten“ des Sse-ma Ts'ien, der etwa von 145—86 v. Chr. lebte. Es behandelt die Zeit von dem mythischen Kaiser Huang-ti bis auf die Zeit des Verfassers. Der Ablauf der Geschichte ist in chronologischer Form dargestellt, aber das Empfinden, daß diese Form für die Darstellung eines größeren historischen Gegenstandes wenig geeignet ist,

hat den Verfasser dazu geführt, den gewaltigen Stoff in verschiedenen Teilen zu behandeln. So wird die chronologische Darstellung nur in den ersten zwölf Kapiteln gegeben, denen sich zehn Kapitel synoptischer Tabellen, acht Kapitel monographischer Darstellung besonderer Sachgebiete, dreißig Kapitel genealogischer Übersichten und schließlich, als der umfangreichste und inhaltreichste Teil des ganzen Werkes, siebenzig Kapitel Biographien anschließen. Das Material ist aus eigenen Quellenstudien mit ungeheurem Fleiß und kritischer Sichtung zusammengetragen. Die Darstellung ist außerordentlich sachlich und zuverlässig, in den Biographien aber von großer Lebendigkeit und plastischer Darstellungskraft, so daß die Biographie oft zu einem großartigen Zeitgemälde ausgestaltet ist, und die Gesamtheit der Biographien eine überaus lebendige Geschichte des kulturellen und geistigen Lebens des Altertums bildet. Die Stellungnahme des Historikers ist noch einmal am Schluß jedes Kapitels kurz zusammengefaßt. Diese Art der geschichtlichen Darstellung ist beispielgebend und richtungweisend für die offizielle Geschichtsschreibung der späteren Zeit geworden. Rund zwei Jahrhunderte später wurden die Han-Annalen, die Geschichte der früheren Han-Dynastie, ausdrücklich in Anlehnung und nach dem Muster der „Historischen Denkwürdigkeiten“ des Sse-ma Ts'ien, wenn auch mit gewissen Abänderungen, verfaßt. Von da an ist es Sitte geblieben, daß nach dem Ende einer jeden legitimen Dynastie unter der nachfolgenden die offizielle Geschichte der verflossenen Dynastie von einer amtlichen Kommission verfaßt wurde. Bis auf die Gegenwart hat so China in den „24 Reichsannalen“ eine lückenlose Geschichtsschreibung vom Altertum bis ins 17. Jahrhundert aufzuweisen. Das ganz ohne Frage bedeutendste dieser 24 Annalenwerke ist eben das Schi-ki. Nachdem Sse-ma Ts'ien diese großartige, in ihrer Art unübertreffliche Schöpfung hervorgebracht hatte, haben sich die größten Historiker der späteren Zeit neuen und anderen Aufgaben zugewandt, so daß die amtliche Geschichtsschreibung, die ja fortan nicht mehr aus dem Genie eines großen Historikers, sondern aus der mehr oder weniger sorgfältigen Arbeit einer gelehrten Kommission hervorging, kein Werk hervorgebracht hat, welches das erste der langen Reihe weder an Form noch Inhalt übertreffen könnte.

Das späte Altertum hat namentlich in dem ersten und zweiten vorchristlichen Jahrhundert noch bedeutende Schriftsteller und Dichter aufzuweisen, die durch ihre eindrucksvolle Gestaltungskraft und ihre urwüchsige Selbständigkeit diesen beiden Jahrhunderten den Charakter der reifsten literarischen Blüte des Altertums gegeben

haben. Auch die barocke Zeit der beiden ersten nachchristlichen Jahrhunderte zeigt durchaus noch beachtliche Vertreter der Literatur, wenn die Vertreter des Manierismus auch mit den Dichtern der früheren Han-Zeit weder an Originalität noch Tiefe des Gedankens wetteifern können.

Ein überragender kritischer Geist als Schriftsteller, der alle früheren Gedankensysteme kritisch bespricht, ihre Irrtümer berichtigt und ihren Irrglauben bekämpft, ist Wang Tsch'ung (etwa 27—100 n. Chr.), der in seinem enzyklopädischen Werk, „Kritische Erwägungen“, den Versuch einer rationalistischen, dualistischen Welterklärung und Naturphilosophie gibt. Er wendet sich besonders auch gegen jede Vermenschlichung der Gottesvorstellung. Nach ihm sind nur die beiden unpersönlichen Kräfte der Natur Yin und Yang schöpferisch wirksam. Bemerkenswert ist, daß er die trotz des Ahnendienstes verhältnismäßig starke Indifferenz, die die damaligen Chinesen gegenüber dem Fortleben nach dem Tode auszeichnet, in scharfer Weise formuliert, indem er das Fortleben des Menschen nach dem Tode glatt verneint. Allerdings bleibt er doch ein Kind seiner Zeit, da er keineswegs dem Geister- und Dämonenglauben widerspricht; doch sind die Geister und Dämonen in seinem Weltanschauungssystem ohne jede tiefere Bedeutung. Dagegen tritt der Schicksalsglaube, der das ganze chinesische Altertum durchzieht, auch bei ihm wieder stark hervor. Die Möglichkeit, die Zukunft durch Orakel oder Astrologie zu erkennen, hält er für gegeben. Indessen ist, und das ist das Besondere an seiner Auffassung, dieses Schicksal durchaus nicht irgendwie moralisch durch gute oder böse Taten bestimmt.

Der Buddhismus, der um die Mitte des ersten nachchristlichen Jahrhunderts die erste offizielle Erwähnung findet, hat offenbar auf die Literatur der Han-Zeit noch keine erkennbare Wirkung ausgeübt. Sein tiefgehender Einfluß auf allen Gebieten des kulturellen und geistigen Lebens wird erst im chinesischen Mittelalter wirksam.

Die Kunst des Altertums

Die Kunst durchdringt in China so stark das ganze Leben des Volkes, daß eine Trennung zwischen Kunst und Kunstgewerbe bei weitem schwieriger ist als irgendwo anders, denn das dekorative und symbolische Element wird nicht willkürlich, sondern stets in Beziehung zu dem jeweiligen Gegenstand gesetzt. Einer der Hauptunterschiede zwischen chinesischer und europäischer Kunst aber ist, daß die Darstellung des unbekleideten weiblichen Körpers über-

haupt keine Rolle in der Kunst spielt und von den Chinesen grundsätzlich als obszön empfunden wird.

Die Kunst des Altertums ist ganz überwiegend Bronzekunst. Sakral- und Kultgefäße, wie sie die Ausgrabungen aus dem frühen Altertum der Schang-Dynastie zum Vorschein gebracht haben, werden unverändert auch in den ersten Jahrhunderten der Tschou-Dynastie geschaffen. Erst in der mittleren Tschou-Zeit entwickelt sich ein neuer Stil von starker kraftvoller Eigenart und seelischer Ausdrucksgewalt, der dann in der dritten Periode der späten Tschou-Zeit von einer stilisierten, durchgeistigten Ornamentik von großer Schönheit und ausgewogenem Ebenmaße abgelöst wird. Die Kunst verliert mehr und mehr ihren religiösen Charakter und wird sichtlich verweltlicht. Der Einfluß des eurasischen Tierstils ist in den regelmäßigen, ornamentalen und scharf stilisierten Profilen der Jagd- und Tierbilder auf Bronzegefäßen spürbar.

Nächst den Bronzen der bedeutendste Kunstzweig ist die Gestaltung von Gegenständen aus Jade, die für Kultgeräte und Waffen Verwendung fand. Schon die frühesten Stücke sind außerordentlich fein geschnitten und poliert. In der spätern Tschou-Zeit findet dies Material vor allem für Schmuckstücke und Grabbeigaben Verwendung. Die Kenntnis von der Sitte, dem Toten Modelle von Hausgerät und Schmuckstücke mitzugeben, verdanken wir zahlreichen Funden, die über die Kultur des Altertums Aufschluß geben. Unter diesen Grabbeigaben findet sich eine Töpferware, die durch ihren warmen dunkelgrünen Farbton besonders auffällt. Es handelt sich um eine mit Kupfer versetzte Bleiglasur, die durch chemische Einwirkungen der Erde im Laufe der Zeit golden oder silbern irisierenden Glanz angenommen hat. Die Gefäße zeigen teils schlichte Formen, teils solche, die offensichtlich Nachahmungen von Bronzegefäßen sind. Die Töpferware wurde dem Toten an Stelle der eigentlich im Leben gebrauchten Bronzegefäße beigegeben. So zeigen diese Gefäße auch Reliefs, die in Bandform aufgesetzt sind, wie etwa Jagdszenen und dergleichen. Daneben gab es noch eine graue Töpferware ohne Glasur, die nach dem Brennen mit ungebrannten Farben, weiß, grün und rot bemalt ist. Die Ornamente zeigen, daß es sich offensichtlich um eine einfache Nachahmung der kunstvollen, mit Silber- und Gold-Tauschierungen eingelegten Bronzegefäße der späten Tschou-Zeit handelt.

Vielleicht schon im hohen Altertum war der Lack, der aus dem Saft des Lackbaumes gewonnen wird, und den man unter Einwirkung feuchter Hitze hart werden läßt, bekannt. Aus der Han-Zeit ist eine

große Anzahl von Lacken von hohem künstlerischen Rang erhalten.

Auch die frühesten Stücke der Plastik stammen aus Grabbeigaben. In naturalistischer Art den Vorbildern nachgebildet sind die Figuren, die dem Toten als Sinnbild seiner Habe, die ursprünglich mit dem Toten bestattet wurde, beigegeben werden. Die ältesten bisher bekannten Grabbeigaben, die eine frische Natürlichkeit und unmittelbare Lebendigkeit zeigen, sind neben Pferden und Hunden in Ton vor allem die Figuren von Frauen und Dienern, von Haus- und Arbeitstieren. Dazu kommen Modelle von Gegenständen, wie Häusern, Ställen, Jagdtürmen, Kornspeichern, Wagen, Brunnen und Speisegeschirren.

Die Wände der Grabkammern der Familie Wu in Schantung aus dem zweiten Jahrhundert n. Chr. sind mit flachen, in Stein geschnittenen Reliefs ausgeschmückt, die mannigfaltige Darstellungen aus Sage, Geschichte und dem zeitgenössischen Leben von anziehender Schlichtheit aufweisen. Wenn auch die Figuren eine gewisse handwerklich konventionelle Form zeigen, fehlt es ihnen doch durchaus nicht an Lebendigkeit und manchmal einem geradezu urwüchsigen Humor. Diese Reliefs und einige wenige Überreste von Lackmalereien und bemalten Ziegeln aus Grabkammern lassen gewisse Schlüsse auf die verlorene Malerei der Han-Zeit, von der die Literatur häufig berichtet, zu. Die Zeichnungen der Reliefs sind von sorgfältiger, geradezu kalligraphischer Linienführung. Die Flächen sind noch nicht ausgearbeitet, nur Linien gliedern den Raum harmonisch auf.

Die Ausweitung des Horizontes durch eine, wenn auch noch so flüchtige und vorübergehende, Berührung mit den weitesten Ausstrahlungen des Griechentums im graeco-baktrischen Reich in Zentralasien brachte mit neuen Formen auch neue Ornamente in die Kunst der Han-Zeit. So tritt zum ersten Male die Weintraube als Ornament auf. Die Kunst der Han-Zeit zeigt schon eine Durchdringung des ganzen Lebens mit künstlerischen Formen, wie sie für das spätere China charakteristisch ist. Handwerk und Kunst sind nicht voneinander zu trennen. Es sind uns Spiegel, Toilettekästen und andere Gebrauchsgegenstände wie Puder- und Schminkdosen von großer Schönheit und ansprechenden Formen erhalten. Puder und Schminke haben bis heute ihre Bedeutung im Leben der chinesischen Frau behalten. Auch in diesen Gegenständen finden sich, ebenso wie in den Grabbeigaben sowohl in der Technik als auch in der Formgebung, zentral- und westasiatische Einflüsse. Für die Bronzen der Han-Zeit ist eine neue verfeinerte Arbeitsweise und ein

mannigfaltiger Formenreichtum, der die Strenge der überkommenen Formen mildert, kennzeichnend. Die neue Technik besteht im Einlegen bzw. Einhämmern von Silber- und Gold-Zieraten in Bronzegegenstände. Dazu treten Inkrustierungen von Türkisen und zarteste Filigranarbeiten. Die Tierkörper werden auch nicht mehr in dem scharf stilisierten Profil, sondern wirklichkeitsgetreuer und natürlicher dargestellt. Man sieht in den Darstellungen menschlicher und tierischer Körper ein ausgeprägtes Gefühl für gestreckte Bewegung. Tiere im sogenannten „fliegenden Galopp“ treten unvermittelt in den Zieraten der Kunstgegenstände auf. Das Tier hat dabei in einer außerordentlich schwungvollen Bewegung alle vier Beine lang ausgestreckt, als schwebte es über dem Boden. Diese Stellung kommt eigentlich so in der Natur gar nicht vor. Es wird damit vielmehr trotz naturalistischer Darstellung die Idee der schwungvollen tierischen Bewegung ausgedrückt. In der europäischen Kunst war die Darstellung des „fliegenden Galopps“ unbekannt, bis sie im Jahre 1794 auf englischen Drucken von Pferderennen zum ersten Male nach chinesischen Vorbildern auftritt, von dort 1817 in Frankreich übernommen und schließlich 1837 auch in Deutschland bekannt wird.

Von den großartigen Palästen, die uns die Literatur des Altertums schildert, ist nichts erhalten. Von den Formen der Baukunst können uns die Grabreliefs und die Grabbeigaben von Tonmodellen nur einen sehr schwachen Eindruck vermitteln. Das gewaltigste Denkmal der Baukunst des Altertums, das in seiner heutigen Gestalt allerdings aus viel späterer Zeit stammt, ist die große Mauer, die den Zweck hatte, die Barbaren des Nordens aus dem Bereiche der Kultur des Altertums fernzuhalten. Sie wurde zum Teil schon in einzelnen Abschnitten unter der Tschou-Dynastie erbaut. Als durchgehender Wall wurde sie dann mit ungeheuren Opfern an Menschenleben unter dem ersten Kaiser von Ts'in errichtet. Indessen war Festigkeit der politischen Ordnung des Reiches zu allen Zeiten ein besserer Schutz gegen räuberische Überfälle der Steppenvölker, als es die Mauer je hat sein können.

DAS MITTELALTER

DER GANG DER GESCHICHTE IM MITTELALTER

Die Völkerwanderung

Von den ältesten Zeiten an berichten uns die chinesischen Quellen von den verschiedenen Grenzvölkern, die um das Reich der Mitte wohnen. Die des Nordens werden von den Chinesen mit dem allgemeinen Namen Hu bezeichnet. Zur Han-Zeit erkennen wir unter ihnen drei Hauptgruppen; im Westen die K'iang, das sind tibetische Stämme, im Norden die Hiung-nu oder Hung-nu, das sind Hunnen, und im Nordosten eine Reihe von tungusischen Stämmen. Im späten Altertum sind noch große Teile des heutigen Nordchina bis hinein in die heutige Mongolei von den Hunnen bewohnt. Reste ihrer Sprache, die sich in chinesischen Quellen finden, lassen es wohl unzweifelhaft erscheinen, daß sie die Vorfahren der späteren Türk-völker waren. Im dritten Jahrhundert v. Chr. gründeten sie schon ein mächtiges Reich, das von dem chinesischen durchaus mit Achtung betrachtet wurde. Durch Unterwerfung benachbarter Stämme weiter an Macht gewachsen, stellten sie im zweiten Jahrhundert für das Reich der Han eine ständige starke Bedrohung dar. Daher suchten die Han-Kaiser, namentlich Wu-ti, diese Bedrohung mit diplomatischen Mitteln abzuwenden, indem sie in Verbindung und diplomatische Beziehungen mit den Feinden der Hunnen, nämlich den von diesen nach Westen vertriebenen Yüe-tschü, traten. Diese Bemühungen hatten zwar nicht den erhofften Erfolg, die Yüe-tschü als Bundesgenossen gegen die Hunnen zu gewinnen, eröffneten aber der chinesischen Politik den Weg nach Zentralasien. Im ersten Jahrhundert n. Chr. waren die Hunnen infolge innerer Streitigkeiten in eine nördliche und eine südliche Horde zerfallen. Nachdem die nördliche vertrieben und zersprengt worden war, wurde mit der südlichen durch eine häufig von den chinesischen Herrschern in den Beziehungen mit den Barbarenfürsten verfolgte Politik des Friedens und der Verschwägerung ein friedliches Nachbarverhältnis hergestellt. Die überlegene Kultur der Chinesen war nicht ohne Einfluß auf das Leben dieser Barbarenvölker geblieben. Sie hatten vielfach chinesische Prinzessinnen als Frauen für ihre Fürsten erhalten, Chinesen waren zu ihnen übergegangen, fremde Prinzen lebten am Hofe des chinesischen Kaisers, so daß die kulturellen Beziehungen ziemlich eng wurden. Vom Ende des dritten Jahrhunderts an hatten diese Völker nun selbst Staaten auf dem Boden der Nordhälfte des chinesischen

Reiches gegründet, den Buddhismus übernommen und sich die Segnungen der höheren Kultur mehr oder weniger angeeignet. Sie brachten ihrerseits aber auch andere Staats- und Gesellschaftsordnungen mit und gaben dadurch, daß sie sich mit der einheimischen Bevölkerung in starkem Maße vermischten, Nordchina einen völlig veränderten Charakter, was sich vor allem auch in der Veränderung der nordchinesischen Sprache ausdrückte.

Die tibetischen K'iang-Stämme im Westen treten in der Geschichte der Han-Zeit teils als gefährliche Feinde, teils als in den Kriegen gegen andere Barbaren gesuchte Bundesgenossen auf.

Im Nordosten hatte der tungusische Stamm der Sien-pi eine Reihe von tungusischen Stämmen unter seiner Herrschaft vereinigt, ein mächtiges Reich gebildet und sich langsam aber stetig nach Westen vorgeschoben.

Nachdem nach dem Ende der Han-Dynastie das Reich in einzelne Teile zerfallen war, immer neue Prätendenten den Thron des Himmelssohnes an sich rissen, und keine starke Reichsgewalt mehr den zunehmenden Druck der nördlichen Völker hätte abwehren können, brachen die Barbaren des Nordens über Nordchina herein, gründeten eigene, kurzlebige Dynastien und errichteten Reiche, die oft nur wenige Jahrzehnte dauerten. So finden wir Nordchina im dritten und vierten Jahrhundert n. Chr. zum Teil nacheinander, zum Teil nebeneinander, von 16 Staaten beherrscht, die vorwiegend vom Stamme der Hunnen, den tungusischen Sien-pi und tibetischen Stämmen gebildet wurden. Ihre unbändige Wildheit verloren sie jedoch nicht, untereinander standen die einzelnen Reiche in ständigen Fehden; im Innern kam es andauernd zu blutigsten Thronstreitigkeiten, bei denen ein Herrschergeschlecht das andere ausrottete.

Daneben besteht im Süden bis an den Anfang des 5. Jahrhunderts die einheimische Tsin-Dynastie weiter. Gegen Ende des vierten Jahrhunderts werden die zahlreichen Kleinstaaten in Nordchina von der Wei-Dynastie aus dem Hause T'o-pa abgelöst.

Jahrhunderte der Fremdherrschaft in Nordchina und ununterbrochene Kämpfe in allen Teilen des Landes sind für die Kultur und das Geistesleben Chinas ebensowenig ohne Einfluß geblieben wie das Hereinbrechen der germanischen Völker in die Kultur des klassischen griechischen und römischen Altertums. Ebenso wie die germanischen Völker im römischen Imperium sehr bald von dem Volkstum der Unterworfenen aufgesogen wurden, gingen auch die als Eroberer nach China einbrechenden Tungusen, Hunnen und Tibeter in dem

Volkstum der Unterworfenen auf. Aber ebenso wie die Beimischung des germanischen Blutes zu den Trägern der alten Kultur nicht ohne tiefgehende Folgen blieb, so haben auch die über China hereingebrochenen Barbarenvölker die weitere Entwicklung des chinesischen Volkstums und seiner Kultur auf das nachhaltigste beeinflußt.

Die Teilung in Nord und Süd

Die Zeit von Anfang des fünften bis zum Ende des sechsten Jahrhunderts nennt man die Dynastien des Nordens und des Südens. Wiederum lösen zahlreiche kurzlebige Dynastien einander ab. Die Tsin-Dynastie beherrschte noch einmal für etwa ein halbes Jahrhundert das gesamte Reich, aber infolge innerer Wirren und Thronstreitigkeiten, ferner unter dem zunehmenden Druck der Hunnen, wurden die Grenzen des Reiches mehr und mehr zurückgedrängt. 317 mußte die Dynastie nach Süden weichen, nachdem zwei Kaiser in der Gefangenschaft der Hunnen gestorben waren. Sie hat sich hier nun mit der Hauptstadt in Nanking noch ein Jahrhundert gehalten, aber nur, weil die barbarischen Reiche im Norden inzwischen untereinander in unaufhörliche Kämpfe verwickelt waren.

Für die südlichen Dynastien im fünften und sechsten Jahrhundert war es eine große Erleichterung, daß der Pufferstaat der nördlichen Wei das weitere Vordringen der Steppenvölker nach Süden aufhielt. Auch die Wei waren von barbarischer Roheit, haben aber dennoch der chinesischen Kunst durch neue Empfindung und ein unmittelbares Naturgefühl starke Impulse vermittelt. Sie konnten zeitweilig ihr Reich bis nach Zentralasien ausdehnen.

Die bedeutendste Herrscherpersönlichkeit unter den Dynastien des Südens war der Kaiser Wu-ti (502—550) der Dynastie Liang. Er war ein eifriger Förderer der Künste und Wissenschaften und hat sich am Anfang seiner Regierung die Förderung des Konfuzianismus angelegen sein lassen. Später wandte er sich ganz dem Buddhismus zu, trat sogar selbst als Mönch in ein Kloster ein, aus dem er von seiner Umgebung allerdings wieder gewaltsam herausgeholt wurde, dennoch lebte er weiter zurückgezogen nur seinen religiösen Neigungen. Auch menschlich muß er eine eindrucksvolle Persönlichkeit gewesen sein, denn ein Rebell, in dessen Hände er am Ende seines Lebens geriet, wagte unter dem gebieterischen Eindruck seiner Erscheinung nicht, Hand an ihn zu legen, sondern tötete ihn dadurch, daß er ihn langsam verhungern ließ.

Die vier Jahrhunderte politischen Niederganges zwischen der Han- und der T'ang-Dynastie haben mannigfaltige Ursachen. Die Kämpfe

der eifersüchtigen Sippen untereinander und ehrgeiziger Generale, die sich zu Soldatenkaisern machten, sind eine der Ursachen, daß China eine leichte Beute der Fremdvölker wurde. Eine andere Ursache für den politischen Niedergang ist zweifellos auch die Ausbreitung des Buddhismus.

Das Weltreich des Mittelalters

Im Jahre 589 gelang es schließlich der Sui-Dynastie, das Reich wieder unter einer Herrschaft zu vereinen. Nicht so sehr durch besonderes Verdienst, hervorragende Fähigkeiten oder überragende militärische Tüchtigkeit, sondern durch Gunst der Umstände fiel das Reich wie eine reife Frucht in ihre Hände. Aber schon nach kurzer Zeit, im Jahre 618, wurde der letzte Kaiser der Sui-Dynastie durch den Fürsten von T'ang entthront, der, gestützt auf die Genialität und Tatkraft der überragenden Persönlichkeit seines zweiten Sohnes das Reich an sich reißen und die neue Dynastie T'ang errichten konnte. Wie dem antiken Imperium der Han die kurze Ts'in Dynastie vorherging, die aber auf die Gestaltung des antiken Großreiches einen erheblichen Einfluß hatte, so ging dem mittelalterlichen Großreich die kurze Sui-Dynastie voraus, die auch für die spätere Ausgestaltung des T'ang-Reiches nicht ohne Bedeutung war.

Der Sohn des Gründers der T'ang-Dynastie, der sich unter dem Namen T'ai-tsung (627—649) hohen Ruhm erwarb, wird zu den glänzendsten Herrschern der Weltgeschichte gezählt. Er war nicht nur ein tapferer, kühner Soldat sondern auch ein hervorragender Feldherr, ein weitblickender und entschlossener Staatsmann, volkstümlicher Herrscher und feingebildeter Mann, der durch Klugheit und Energie das Reich zum Weltreich ausgestaltete. Unter seinem Nachfolger trat dann allerdings wieder die Erscheinung auf, die sich in der Han-Dynastie schon gezeigt hatte, daß nämlich eine ehrgeizige Frau, die Kaiserin Wu, die Regierung übernahm und fünfzehn Jahre lang, von 690—705, unter einer eigenen Dynastie für ihre Sippe herrschen konnte. Zwar wurde sie schließlich wieder abgesetzt, aber damit begannen die Palastwirren, die sich in den späteren Jahren der Dynastie so verhängnisvoll auswirkten. Denn 50 Jahre später war eine andere Dame des Palastes, die wegen ihrer großen Schönheit zu allen Zeiten gerühmte Yang Kuei-fei, am Hofe allmächtig und wurde damit die Ursache für die verheerenden Rebellionen, die am Ende des achten Jahrhunderts den Staat und das Volk fast vernichtet hätten. Vor dem Ausbruch dieser politischen Wirren war das achte Jahrhundert eine Blütezeit der Kultur und

eines verfeinerten Geisteslebens. Von der religiösen Duldsamkeit, die zu manchen Zeiten herrschte, legt die Nestorianerinschrift von Si-an-fu aus dem Jahre 781 beredtes Zeugnis ab.

755 erhob sich der fremdstämmige Statthalter eines Grenzbezirkes An Lu-schan, verheerte das Reich und eroberte die Hauptstadt. Es gelang dem Kaiser nur mit Hilfe der Uiguren, die Hauptstadt zurückzuerobern und den Rebellen zu schlagen, der dann vom eigenen Sohn ermordet wurde. Aber schon zwei Jahre später brach ein neuer Aufstand, geführt von dem Türken Schi Sse-ming aus, der ebenfalls bald darauf ermordet wurde, doch dauerten die entsetzlichen Wirren bis 764 an. Was in diesen Aufständen an Kulturwerten und Kunstschätzen vernichtet wurde, und was an Menschenleben zugrunde ging, ist gar nicht zu ermessen. Es wird überliefert, daß allein der Aufstand des An Lu-schan 36 Millionen Tote gekostet habe.

Nach Niederwerfung dieser beiden Aufstände wurden neue Statthalter eingesetzt, die sich aber auch allmählich immer selbständiger benahmen und wie souveräne Territorialherren Steuern erhoben, Truppen aufstellten, unter einander Verträge schlossen und versuchten, ihre Stellung und das ihnen anvertraute Gebiet in ihrer Familie zu vererben. Die Unbotmäßigkeiten führten zum Teil zu offener Empörung, so daß der Kaiser mehrfach flüchten mußte. Die Wirren, die dadurch entstanden, waren nun nur noch von kurzen Zeiten der Ruhe unterbrochen. Als weiteres Übel kam hinzu, daß die Kaiser völlig von den Eunuchen beherrscht wurden, die die tatsächlichen Entscheidungen in der Politik ausschließlich in der Hand hatten, während die Minister nur ausführende Organe waren. Zwei Kaiser wurden sogar von den Eunuchen getötet.

Unter dem Kaiser Wu-tsung kam es 844 zu einer scharfen Verfolgung der Buddhisten. Klöster wurden geschlossen, Mönche und Nonnen mit Gewalt wieder in das Erwerbsleben zurückgeführt und der weiteren Ausbreitung der indischen Religion in jeder Weise Schranken errichtet. Aber schon unter dem nachfolgenden Kaiser wurde der Buddhismus wieder eifrig gefördert, so daß man kaum sagen kann, daß er sich von diesem Schlage nie wieder erholt habe.

876 brach eine Hungerrevolte aus. Ein Kaufmann stellte sich an die Spitze der Rebellen, eroberte 880 die Hauptstadt, wurde aber 883—84 mit Hilfe türkischer Hilfstruppen und seiner früheren Anhänger geschlagen. In den nun folgenden Wirren ging die Dynastie im Jahre 907 unter.

Die Berührungen mit den Reichen Asiens

Nachdem das Land in der Völkerwanderung von fremden Völkern überflutet worden war, gingen zu Beginn der T'ang-Dynastie wieder gewaltige Wellen der politischen und kulturellen Expansion nach allen Richtungen aus. Unter T'ai-tsung wurde im Westen Turkestan dem Reiche wiederum eingegliedert, im Osten Korea und im Süden Annam und Indo-China der Oberhoheit des Reiches unterstellt. Der geschickten Politik des Kaisers gelang es, die Eroberungen mit den Mitteln von Freundschaftsverträgen und Heiratsverbindungen zu sichern. Dazu kam, daß das Vordringen des Islams in Zentralasien die Völker drängte, sich an das mächtige Reich der T'ang anzulehnen und bei ihm Schutz zu suchen. Die zwei gewaltigen Weltreiche des Mittelalters, China und das Reich der Kalifen berührten sich fast in Zentralasien. Im 8. Jahrhundert kam es sogar zu einer Schlacht zwischen chinesischen Truppen und Arabern am Talas. Von Bedeutung ist dies Zusammentreffen für keines der beiden Reiche geworden. Es war ein Vorpostengefecht zwischen zwei Weltreichen, die beide die äußerste Grenze ihrer Ausdehnung erreicht hatten und beide unter mittelalterlichen Verkehrsverhältnissen nicht imstande gewesen wären, weiter über sie hinauszuschreiten. Bedeutsamer waren für China zweifellos die Kämpfe mit den näheren Nachbarn. Vor allem im Norden mit den Erben und Nachfolgern der Hunnen, den Türken.

Im 6. Jahrhundert hatte der Stamm der Türken, T'u-küe, vom Altai-Gebirge die Herrschaft über das Tarim-Becken östlich des Pamir an sich gerissen. Sie waren umworbene Bundesgenossen im Kampfe der sich folgenden chinesischen Dynastien geworden, dadurch politisch gestärkt und ihres Wertes bewußt. 583 überfielen sie die Grenzgebiete und blieben fortan eine ständige Bedrohung des wiedererstarkenden chinesischen Reiches, dem es nur durch Ausnutzung der Stammeseifersucht und Rivalität zwischen den einzelnen Stammeshäuptlingen gelang, sich ihnen gegenüber zu behaupten. Wie bedeutend ihre Macht geworden war, geht daraus hervor, daß die T'ang Dynastie nur mit Hilfe der Türken den chinesischen Kaiserthron hatte gewinnen können. Feldzüge von 629—633 hielten sie vorübergehend in Schranken. Wichtiger war der alte Grundsatz der chinesischen Diplomatie, die Barbaren mit Barbaren zu bekämpfen, für die Ausgestaltung des Verhältnisses zu ihnen. So gelang es mit Hilfe der chinesischen Politik im Jahre 646 dem türkischen Stamm der Uiguren, die sich dem Schutze Chinas unterstellt hatten, die Macht unter den Türken an sich zu bringen und unter chinesi-

scher Oberhoheit das Gebiet zwischen Kirgisistan und dem Baikalsee zu beherrschen. Sie wurden damit für zwei Jahrhunderte das mächtigste Volk Innerasiens, bis sie 842 von den Kirgisen zersprengt und vernichtet wurden. Drei türkische Steininschriften in Runenschrift, die am Orchon aufgefunden wurden, künden noch heute in der Steppe vom Glanz des türkischen Reiches, der Feldherrnkunst und der Staatsklugheit seiner Herrscher.

Tibeter sollen angeblich schon seit dem 13. vorchristlichen Jahrhundert teils als Bundesgenossen, teils als Feinde zu China in Beziehungen getreten sein, doch sind die Nachrichten aus dieser Zeit dunkel und nicht sehr aufschlußreich. Etwas deutlicher werden die Beziehungen gegen Ende des Altertums in der Han-Zeit, in der die Vorfahren der Tibeter, die kriegerischen K'iang, zeitweise eine ernste Bedrohung des Reiches darstellten. Die älteste Geschichte des Landes, wie sie in Tibet selber überliefert ist, besteht aus Legenden und Sagen, die über die vorbuddhistische Zeit bisher nur wenig Aufschluß gegeben haben. Vor Einführung des Buddhismus im 5., 6. und 7. Jahrhundert waren die Tibeter ein rohes Naturvolk, und die einheimische Bon-Religion war ein urwüchsiger Schamanismus mit primitivem Geister- und Dämonenglauben, von dem sich manches im späteren Lamaismus erhalten hat. Im 7. Jahrhundert hatte sich ein tibetisches Reich gebildet, das sich bald zum Großreich ausweitete. Sein König Srong-btsan-sgam-po (627 bis etwa 650) trat 634 zum ersten Male in kriegerischen Verwicklungen mit China in Beziehung. Es wurde mit ihm aber Friede geschlossen, auch erhielt er eine chinesische Prinzessin zur Frau. Unter ihm wurde in Tibet der Buddhismus übernommen. Die wilden, rohen Bergstämme erhielten damit die ersten Anfänge der Kultur. In der Folgezeit kam das Reich der T'ang mit den Großmachtbestrebungen der Tibeter im westlichen Ostturkestan mehrfach in Konflikt. Die Wirren des An Lushan und Shi Sse-ming wurden von den Tibetern benutzt, um sich Teile der zentralasiatischen Besitzungen der T'ang anzueignen. Um die Mitte des 8. Jahrhunderts wurde der Westen von Ostturkestan damit vom Reich losgelöst. Im Jahre 763 gelang es den Tibetern bei einem Einfall sogar, die chinesische Hauptstadt zu erobern und zu plündern, wobei die T'ang ihrer nur mit Hilfe der Uiguren Herr werden konnten. Gegen Ende des 8. Jahrhunderts wurde durch Angriffe der Feinde von allen Seiten die Macht des tibetischen Reiches gebrochen, und in der ersten Hälfte des 9. Jahrhunderts wurde es von inneren Wirren heimgesucht, in deren Verlauf das Großreich zusammenbrach. Ein allgemeiner geistiger und politischer Verfall war die Folge.

Schon unter der Sui-Dynastie war ein Feldzug gegen Korea unternommen worden, der 614 zum Frieden und zur Unterwerfung Nordkoreas geführt hatte. Indessen mußte T'ai-tsung, um die Oberhoheit zu behaupten, 644/45 einen Feldzug gegen Korea führen, der aber völlig mißglückte. Auch ein erneuter, zwei Jahre später, blieb erfolglos. Erst 660 hatte das Eingreifen in die Kriege zwischen den einheimischen Staaten der koreanischen Halbinsel nach schwierigen und langwierigen Kämpfen Erfolg und führte 668 zur Unterwerfung des größten Teils von Korea, für das ein Statthalter und eine chinesische Verwaltung eingesetzt wurden. Über Korea war im 6. und 7. Jahrhundert ein Gesandtschafts- und Handelsverkehr mit Japan aufgenommen worden. Korea war die Brücke, über die der Buddhismus und mit ihm die chinesische Kultur nach Japan gelangte.

Die reife Zeit des Mittelalters

Nach dem Ende der T'ang-Dynastie bestanden in 33 Jahren fünf Dynastien, daneben im Norden noch zehn Staaten. Im Jahre 960 wurde der General Tschao K'uang-yin von seinen Soldaten im Schlaf in ein gelbes Gewand gekleidet und zum Kaiser ausgerufen. Damit begann die Sung-Dynastie, die bis zum Mongoleneinfall im Jahre 1279 das Reich beherrschte. Zwanzig Jahre dauerte es, bis der neue Kaiser sich das gesamte Reich unterworfen hatte. Die politische Geschichte des Reiches der Sung steht im Zeichen des Kampfes mit den hintereinander im Norden auftretenden Reichen der tungusischen Völkerschaften Khitan und Jurchen. Das gleichzeitige tangutische Reich der Si-Hia blieb dagegen politisch und kulturell an der Peripherie. Die der chinesischen im 10. Jahrhundert nachgebildete komplizierte Schrift der Si-Hia steckt noch in den Anfängen der Entzifferung.

Die Khitan waren seit dem 10. Jahrhundert im steten Vordringen, und mit dem Frieden von Schan-yüan im Jahre 1004 waren die Sung ihnen tributpflichtig geworden. Im 11. Jahrhundert wurde die innere Politik des Sung-Reiches ganz durch den Kampf politischer Parteien bestimmt. Die Reformpartei unter Wang An-schi wurde zeitweilig allmächtig, dann aber von der orthodox-konservativen Partei des Sse-ma Kuang abgelöst, um später doch noch vorübergehend wieder an die Macht zu gelangen. Während so das Reich der Sung durch die Parteienkämpfe geschwächt war, wurde der von den Khitan im Jahre 917 errichtete Staat Liao immer mächtiger, bis er im Jahre 1123 von den Jurchen, die an seiner Stelle das Kin-Reich gründeten, vernichtet wurde. Die Reste der Khitan verzogen sich nach

Westen, wo sie in Turkestan das Reich der West-Liao oder Kara-Khitai gründeten, das 1218 von Dschingis Khan zerstört wurde.

Die Khitan waren ursprünglich wilde, rohe Barbaren, die sich im Laufe des 9. Jahrhunderts allmählich mehr und mehr kultivierten und zum Teil zur Sesshaftigkeit übergingen. Mit dem Bau von Städten entwickelte sich eine gewisse Stadtkultur, und diesen vorher auf primitivster Stufe stehenden Stämmen wurden von chinesischen Handwerkern die ersten Kenntnisse der Technik, darunter vor allem die Kenntnis des Eisens und der Töpferkunst gebracht. Denn während der Wirren am Ende der T'ang-Dynastie waren viele chinesische Flüchtlinge im Lande aufgenommen worden, die ihm chinesische Kultur und Bildung vermittelten und einen Aufschwung der Kultur und des Staates mit sich brachten. Auch die Schrift wurde der chinesischen nachgebildet, später aber eine sogenannte „kleine Schrift“ aus dem Uigurischen übernommen. Die Khitan übernahmen die buddhistische Religion und standen während der T'ang-Dynastie politisch unter dem Protektorat Chinas. Nach dem Ende der Herrschaft der T'ang bildeten sie ein selbständiges Reich.

Nördlich von ihnen hatten sich tungusische Stämme zu dem Volke der Jurdschen zusammengeschlossen, gründeten 1115 das Reich Kin, das „Goldene“ und gerieten in Kämpfe mit den Khitan. Die Jurdschen waren von noch roherer Wildheit und standen auf sehr niedriger Kulturstufe. Als reines Naturvolk besaßen sie eine schlichte Naturreligion, in deren Mittelpunkt die Verehrung des Himmels stand, die aber sonst einen primitiven Schamanismus darstellte. Als sie in die Geschichte Chinas eintraten, sah das Reich der Sung in ihnen die natürlichen Bundesgenossen gegen die Liao, trat 1118 mit dem neuen Reiche Kin in Verhandlungen und schloß kurz darauf mit ihm ein Bündnis gegen die Liao, deren Joch von den Sung immer drückender empfunden wurde. Bei dem nun folgenden Zweifrontenkrieg gegen den Staat Liao wurden die Chinesen überall geschlagen, während das Kin-Reich der Jurdschen erfolgreich war und 1123 das Reich der Liao vernichten konnte. Der militärische Mißerfolg der Chinesen hatte für sie die unangenehme Folge, daß nicht sie künftighin im Norden herrschten, sondern daß an die Stelle ihrer alten Feinde nun ein neuer Gegner trat, der sofort energisch zum Angriff gegen die Sung vorging. 1126 wurde die Hauptstadt der Sung erobert und zwei Kaiser von den Kin in die Gefangenschaft abgeführt. Die Sung wichen nach Süden aus, verlegten ihre Hauptstadt schließlich bis nach Hangtschou, das sogar 1130 vorübergehend auch von den Kin eingenommen wurde. Von 1127 an nennt man das Sung-

Reich daher Süd-Sung. Im Norden hatte das Kin-Reich die alte chinesische Hauptstadt K'ai-feng zur Hauptstadt genommen und die Süd-Sung waren fortan dem mächtigen Reiche der Kin tributpflichtig. Durch die Verschiebung nach Süden hatte sich der kulturelle Schwerpunkt ebenfalls nach Süden verlagert.

Die Zeit der Süd-Sung ist die reifste Blütezeit der mittelalterlichen Kultur, allerdings verbunden mit einer beschämenden politischen Schwäche. Das Geistesleben war von reicher Mannigfaltigkeit, und das 12. Jahrhundert bildet den Höhepunkt der scholastischen Philosophie, die Jahrhunderte später zur allbeherrschenden Staatsphilosophie des Mandschureiches werden sollte.

Aber auch dem Reiche der Kin erwuchs im Norden sehr bald ein neuer Gegner in den Mongolen. Sie waren nach Wohnsitzen, Sprache und Kultur höchstwahrscheinlich eine Mischung türkischer und tungusischer Stämme, die die Steppen des Nordens bevölkerten. Ein Häuptlingssohn unter ihnen, Dschingis-Khan (1189—1227), vereinte zahlreiche dieser Stämme unter dem Namen Mongolen zu einem Reich in der nordöstlichen Mongolei mit der Hauptstadt Karakorum. Von hier trat er seinen Siegeszug durch Asien an, indem er Turkestan, Nordchina, die Südmandschurei und Korea unterwarf. Die Kriegszüge Dschingis-Khans und seiner Nachfolger in Zentral- und Westasien und darüber hinaus sind hier nicht Gegenstand der Darstellung. Sie sollen hier daher nur so weit behandelt werden, als sie sich unmittelbar auf den chinesischen Kulturkreis beziehen.

1211 begann Dschingis Khan seinen Feldzug gegen die Kin und eroberte 1215 das heutige Peking. Wiederum sahen die Chinesen in den Mongolen willkommenen Bundesgenossen gegen ihren Bedränger im Norden, mit denen sie sich 1217 verbündeten und nun ihrerseits von Süden das Reich der Kin angriffen. Aber ebenso wie früher gegen die Liao erlitten sie gegen die Kin in diesem Feldzug nur Niederlagen. 1227 starb Dschingis Khan während der Vorbereitungen zu einem neuen Feldzug gegen Nordchina, aber der geplante Krieg wurde unter seinem Nachfolger fortgeführt. Das Reich der Kin unterlag schließlich dem konzentrischen Angriff von Norden und Süden. Damit war den Sung mit Hilfe der Mongolen als Bundesgenossen die Vernichtung des unbequemen Nachbarn im Norden zwar gelungen, aber wie seinerzeit die Kin aus Bundesgenossen schnell gefährliche Feinde der Chinesen geworden waren, wendeten sich nun die bisherigen Bundesgenossen der Sung, die Mongolen, gegen die Sung selbst. Zunächst wurde in einer strategisch hervorragenden Umfassungsbewegung der Westen erobert und bis in die

spätere Provinz Yünnan hinein von den Mongolen unterworfen. Die schwache und unentschlossene Regierung der Sung war der Aufgabe, sich gegen einen so mächtigen und schlagkräftigen Gegner zu behaupten, keineswegs gewachsen. Wohl hat es unter den höchsten Würdenträgern eindrucksvolle Beispiele hingebender Treue an die angestammte, dem Untergang geweihte Dynastie gegeben, so hat für alle Zeit der Staatsmann Wen T'ien-siang ein Beispiel durch Treue bis in den Tod gegeben. Wohl haben die Chinesen an vielen Stellen aufopferungsvoll tapfersten Widerstand geleistet, so hat sich die Stadt Siang-yang mit heldenhafter Tapferkeit fünf Jahre lang gegen die Belagerer gehalten (1268—1273). Erst durch den Einsatz von neuen Feuerwaffen, schweren Belagerungskanonen unter uigurischen Ingenieuren, fiel diese wichtige strategische Schlüsselstellung am Han-Fluß und gab so den Eroberern den Weg nach Süden frei. Zu Unrecht behauptet der Bericht Marco Polos die Mitwirkung des venezianischen Reisenden bei der Konstruktion der Belagerungsgeschütze, die zum Falle der Stadt führten. Die ausführlichen zeitgenössischen chinesischen Quellen stehen dieser Behauptung eindeutig entgegen. 1276 eroberten die Mongolen die Hauptstadt des Süd-Sung-Reiches Hangtschou. Wenige Jahre darauf war der gesamte Süden in ihrer Gewalt, und damit die Herrschaft der Sung-Dynastie beendet.

Nun folgte die Mongolen-Dynastie unter dem Namen Yüan in der Reihe der legitimen chinesischen Dynastien. Ihr erster Herrscher Hubilai, Großkhan der Mongolen und Kaiser von China von 1260 bis 1293, entwickelte über die Eroberung Chinas hinaus noch weitgesteckte Ziele. 1281 rüstete er unter gewaltigem Aufwand von Menschen und Schiffen eine Expedition gegen Japan aus, die jedoch unter großen Verlusten scheiterte. Ein Feldzug gegen Birma im Jahre 1182 hatte den Erfolg, daß die Truppen Hubilais bis Mandalay vordrangen. Ein zweiter, im Jahre 1300, blieb erfolglos.

Mit ungläublichem Staunen vernahm das zeitgenössische Europa durch das Buch Marco Polos von dem mächtigen Reich und der glanzvollen Hofhaltung des Groß-Khans Hubilai in seiner prächtigen Hauptstadt. Angehörige der zahlreichen Völker des ungeheuren Weltreiches, das sich von Korea bis Persien und vom Südmeer bis zum Baikalsee erstreckte, strömten hier zusammen. Anhänger der drei großen Weltreligionen, Christentum, Islam und Buddhismus erfreuten sich der gleichen Gunst des Herrschers in solchem Maße, daß ein jeder von ihnen glaubte, der Groß-Khan zähle im stillen zu seiner Gemeinschaft. Auch römisch-katholische Mönche sollen als Sendboten des Papstes damals in die mongolische Hauptstadt

Karakorum gekommen sein. Auf den Poststraßen, die sich durch das gesamte Weltreich hinzogen, war ein gut funktionierender, militärisch organisierter Kurierdienst eingerichtet. Handel und Verkehr gingen zum ersten Male seit langer Zeit wieder ungehindert quer durch den ganzen asiatischen Kontinent. Daß China durch die Mongolen nicht das Schicksal erlitten hat wie so viele andere blühende Kulturländer, die nach dem Sturm, der über sie hinwegfegte, verwüstet und entvölkert in Trümmern zurückblieben, ist wohl vor allem Ye-lü Tsch'u-ts'ai zu danken. Der Abstammung nach ein Khitan, hat er sich nicht gescheut, das Odium des Abtrünnigen und Verräters auf sich zu nehmen und in die Dienste des Mongolenherrschers zu treten. In solcher Eigenschaft hat er als Ratgeber für sein Vaterland und das größere China überhaupt überaus segensreich gewirkt. Seinem Rat ist es zu danken, daß Ügedei, der Vorgänger Hubilais, der die Absicht hatte, Nordchina zu verwüsten und zur Weidesteppe für die Pferde der mongolischen Reiter zu machen, diesen Plan nicht ausführte, sondern dem Bedenken Raum gab, daß ein blühendes Kulturland für die Mongolen von größerem Nutzen sein könnte. Allerdings verloren die Mongolen in dem üppigen Leben der reichen Kultur ihre Härte und Widerstandsfähigkeit, so daß ihre Herrschaft über China nur von verhältnismäßig kurzer Dauer war. 1348 brach die erste Rebellion aus, 1354 führte eine schwere Hungersnot zu neuen Unruhen und 1368 wurde die Dynastie durch Tschu Yüantschang, den Begründer der Ming-Dynastie, gestürzt. Er war als elternloser junger Mann ursprünglich buddhistischer Mönch geworden, schloß sich dann aber der Rebellion gegen die Yüan-Dynastie an, erhielt bald den Oberbefehl über die Revolutionäre und fand großen Anhang in den breiten Volksmassen, die gegen die Fremdherrschaft aufstanden.

Im Anfang der Ming-Dynastie stand das Reich durch die Niederwerfung der Macht der Mongolen zunächst politisch erstarkt da. Im Laufe der Zeit jedoch ging der Einfluß auf die Außenländer, die nur noch in vorübergehender oder sehr loser Abhängigkeit zum Reiche standen, verloren. Dagegen gelang es der Ming-Dynastie wie keiner anderen der einheimischen Dynastien, ihr Ansehen und ihre Macht auf überseeische Gebiete auszudehnen.

Unter der Regierung des ersten Kaisers Hung-wu (1368—1398) wurde die Sicherung des Reiches nach allen Seiten hin tatkräftig betrieben. Feldzüge gegen die Mongolen nach Ost-Turkestan, in die Mandschurei und nach Korea, wie auch gegen die japanischen Seeräuber wurden mit Erfolg geführt. Im Verfolg der Kämpfe gegen die

Mongolen drangen chinesische Heere bis in die Mongolei vor und eroberten 1372 und noch einmal 1388 Karakorum. Die Mandschurei und Korea wurden ebenfalls dem Reiche untertan. Die Persönlichkeit Hung-wu's gehört unstreitig zu den eindrucksvollsten Herrscherpersönlichkeiten der chinesischen Geschichte. Von niederster Herkunft, verleugnete er seine Abstammung nicht, blieb Zeit seines Lebens von schlichtem, bescheidenem Wesen, das er mit einem aufgeschlossenen und nüchternen, natürlichen Verstande und einem geraden, sympathischen Charakter vereinte. Er ließ sich die Hebung der untersten Volksschichten sehr angelegen sein, tat viel für die Förderung der Landwirtschaft und die Neuansiedlung von Bauern auf verödeten Ländereien. Die Hauptstadt Nanking ließ er, obwohl allem Luxus abgeneigt, großzügig ausbauen, wie sich zu allen Zeiten politischer Wille in einer monumentalen Baukunst auszudrücken pflegte. Als Krönung seines Lebenszweckes ließ Hung-wu im Jahre 1394 die letzte von europäischem Einfluß unberührte kartographische Aufnahme des Reiches herstellen. Zu seinem Nachfolger setzte er einen seiner Enkel ein, der indessen nach fünf Jahren in einem blutigen Erbfolgekrieg, der große Teile Chinas verwüstete, von einem Onkel, dem vierten Sohne Hung-Wu's, beseitigt wurde. Dieser, der zweifellos eine bedeutendere Persönlichkeit als sein Neffe war, und unter dem Namen Yung-lo von 1403—1424 regiert hat, führte die Dynastie auf den Gipfel ihrer Macht. In der Außenpolitik machte sich ein erneutes Eingreifen in der Mongolei notwendig, weil der Druck der nördlichen Völker wieder ständig zunahm. Deshalb verlegte Yung-lo die Hauptstadt von Nanking nach Peking, um zur Verteidigung der stets gefährdeten Nordgrenze des Reiches näher bei der Hand zu sein. Auch zu Japan trat China unter seiner Herrschaft in förmliche diplomatische Beziehungen. Im Jahre 1407 wurde Annam erobert, mußte allerdings nach etwa zwanzig Jahren wieder aufgegeben werden. Zu den bemerkenswertesten Ereignissen der Ära Yung-lo gehören die sieben Entdeckungsexpeditionen des Tscheng Ho, die ihn in die indische Inselwelt, ja sogar bis Ceylon, in den persischen Golf, nach Arabien und an die Somali-Küste brachten. Indessen blieben diesen Entdeckungsexpeditionen für die Politik des Reiches ohne nachhaltige Folgen, da nach dem Tode Yung-lo's die Macht des Ming-Reiches ständig sank, sein Einfluß nach außen dahinschwand und selbst die mit Japan angeknüpften Beziehungen aufhörten.

Aber mit diesen Entdeckungsexpeditionen beginnt der Strom des chinesischen Handels und der chinesischen Auswanderer nach der Inselwelt Südost-Asiens und hat seitdem nicht wieder aufgehört. Magelhaens

fand chinesische Waren auf den Philippinen vor, als er diese Inseln zuerst besuchte. Auch auf den Sunda-Inseln trafen die Europäer schon Chinesen an, ja, auf den gesamten indischen Inseln waren Spuren älteren chinesischen Verkehrs in voreuropäischer Zeit zu bemerken.

DIE MITTELALTERLICHEN LEBENSFORMEN

Staat und Gesellschaft

Nachdem in den Wirren der Völkerwanderung die antiken Lebensformen untergegangen waren, machte sich zu Beginn der T'ang-Zeit das Bedürfnis nach neuen staatlichen, gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Formen geltend. So hielt T'ai-tsung mit seinen Ministern und Beratern eine große Erörterung über das geeignetste Regierungssystem ab. Sollte der Staat feudalistisch oder absolutistisch regiert, sollte die Wirtschaft staatlich organisiert und gelenkt oder frei sein? Aus diesen Erörterungen ging eine Neuorganisation des Staatsapparates und eine Neuordnung der Verwaltung hervor. Das Reich wurde neu in Provinzen eingeteilt, für die auch eine neue Bezeichnung — tao — eingeführt wurde. Diese wurden Statthaltern, die der Zentrale unterstanden, übertragen. Allerdings wurden diese Statthalter, wie die Geschichte gezeigt hat, im Laufe der Zeit immer selbständiger und unabhängiger, so daß sie sich kaum noch von feudalen Territorialherren unterschieden. Der bisherige Name für die Provinzen — tschau — wurde nun für die Unterbezirke angewendet, die wieder in Kreise — hien — eingeteilt wurden.

Schon unter der Sui war ein neuartiges System für die Besetzung der Beamtenstellen aufgekommen. Früher waren die Beamtenstellen vorwiegend nach Maßgabe der adligen Abstammung und militärischen Tüchtigkeit besetzt worden. Daneben hatte man im Großreich der Han schon mit einer gewissen Planmäßigkeit nach tüchtigen Leuten gesucht, die entweder durch die lokalen Behörden empfohlen, oder entsprechend der magischen Weltanschauung auf Grund von besonderen Vorzeichen, Orakeln oder gar physiognomischen Merkmalen ausgewählt wurden, oder die schließlich in Denkschriften besonders beifällig aufgenommene Vorschläge zur Lösung schwebender politischer Fragen gemacht hatten.

Jetzt wurde ein System wissenschaftlicher Prüfungen für die Auswahl geeigneter Bewerber für die Beamtenstellen der Staatsverwaltung eingeführt. In diesen Prüfungen mußte der Kandidat die Beherrschung der literarischen Bildung der Zeit nachweisen. Wenn die Prüfungen auch nicht dazu dienten, praktische Kenntnisse für

die Verwaltung eines Amtes festzustellen, sondern in erster Linie auf den Nachweis einer umfassenden, geradezu humanistischen Allgemeinbildung der Persönlichkeit und künstlerische Vielseitigkeit zugeschnitten waren, so wurde doch schon frühzeitig eine gewisse Einteilung in Spezialfächer vorgenommen. Dieses literarische Prüfungssystem, das die Auslese für den Beamtennachwuchs erbringen sollte, ist eine besondere Eigentümlichkeit Chinas bis in das 20. Jahrhundert hinein geblieben. Im Jahre 606 wurde der erste Prüfungsgrad (tsin-schi) eingeführt. Ausgebaut wurde das System dann unter der T'ang-Dynastie durch Kreis- und Provinzexamina, an die sich schließlich Prüfungen in der Hauptstadt anschlossen. Durch gesonderte militärische und zivile Prüfungen wurden später unter der Sung-Dynastie erstmalig militärische und zivile Ämter und Laufbahnen getrennt. Als höchste Körperschaft der Kandidaten, die als beste die höchste Prüfung abgelegt hatten, schuf man die in der ersten Hälfte des 8. Jahrhunderts gegründete Hanlin-Akademie.

Trotz Einführung des Prüfungssystems zur T'ang-Zeit zeigt doch die Geschichte der Dynastie, daß die Staatsorganisation der T'ang, namentlich in den höchsten Spitzen der Statthalter, vorwiegend militärisch war. Eine rein zivile Verwaltung bildete sich konsequent erst unter der Sung-Dynastie aus. Wie im Laufe der Zeit der feudale Grundherr durch einen profitgierigen krämerhaften Verpächter abgelöst wurde, wandelte sich später der waffen- und weidwerkkundige Ritter zum moralisierenden Gelehrten, der an Stelle des Schwertes den Pinsel führte. Das traditionell geübte Bogenschießen wurde schließlich sogar zu einem höfischen, tanzartigen Zeremoniell. Militärbehörden hatten seit der Sung-Zeit zum ersten Male keinen Einfluß mehr auf die zivile Verwaltung. Es wurde dadurch zwar der Nachteil vermieden, daß militärische Befehlshaber zugleich an der Spitze des zivilen Verwaltungsapparates standen und sich dadurch leichter hätten selbständig machen können. Andererseits aber trat ein neuer unvorhergesehener Nachteil auf, nämlich, daß sich durch die rein zivile Verwaltung politische Parteien und Cliques bildeten, die schließlich zu völliger Schwächung des Staates führten. Durch die Trennung der zivilen und militärischen Behörden wurde aber auch mittelbar und unmittelbar die geschlossene Abwehrkraft des Staates nach außen vermindert.

Im Zuge der Zentralisierung der Verwaltung sollte nun auch die Besteuerung unmittelbar durch die Organe der Zentralverwaltung vorgenommen werden. Die Reorganisation der zivilen Verwaltung unter der Sung führte zur Neueinteilung des Reiches in 26 Provinzen.

Die mit der Zivilverwaltung aufkommenden Parteien gipfelten in der Herrschaft der Reformpartei des Wang An-schi. Sein Programm war wieder im wesentlichen bestimmt durch das alte Problem des Ausgleichs von Überfluß- und Notjahren. Er wollte nun dieses ewige Problem auf neue Weise durch ein kompliziertes System der Kreditgewährung an die Landwirtschaft gegen Verpfändung der Ernte auf dem Halm lösen. Weiter umfaßte sein Programm eine Reform von Steuern und Lasten, namentlich der drückenden Militärdienstpflicht, die er durch ein neuartiges Milizsystem abzulösen suchte. Für die Militärdienstpflicht, die aufs engste mit der Steuergesetzgebung zusammenhing, war das Volk in Altersklassen eingeteilt. Grundsätzlich waren alle Männer von 20—60 Jahren wehrpflichtig, aber die Militärdienstpflicht konnte auch durch jährliche Abgabe von 2 Zentnern Korn abgelöst werden. Außerdem gab es noch weitere Milderungen und Möglichkeiten der Freistellung. Vor allem, um zu verhindern, daß die Dienstpflichtigen ihre Familien verließen und sich heimatlos umhertrieben, und daher nicht erfaßt werden konnten, wurden zum Beispiel in Familien von zehn und mehr Wehrpflichtigen zwei freigestellt, von fünf und mehr ein Wehrpflichtiger freigestellt. Söhne, die für alte Eltern zu sorgen hatten, wurden ganz freigestellt.

Zur T'ang-Zeit wurde im Zuge der Neuordnung der Verwaltung durch die großartige Kodifikation im T'ang-Gesetzbuch auch das Strafrecht neu geordnet. Als Strafen wurden fünf verschiedene Arten von Bestrafungen eingeführt. Erstens: leichte, und zweitens: schwere Prügelstrafe, drittens: Verschickung mit Zwangsarbeit auf Zeit bis zu drei Jahren, viertens: lebenslängliche Deportation in besonders weit entfernte Gegenden, fünftens: Todesstrafe durch den Strang oder durch Enthaupten. Zur Mongolenzeit traten wieder noch besonders harte Formen der Todesstrafe durch langsames Zerstückeln hinzu, die bis in unser Jahrhundert in Übung blieben.

Die unterbrochene Stetigkeit der Überlieferung während der Dauer der Überschwemmung Nordchinas durch fremde Völker führte dazu, daß von der T'ang-Zeit an das Bestreben vorherrschte, seine rein chinesische Abstammung nachzuweisen. Dazu wurden Familienstammbäume aufgestellt bzw. konstruiert. Fast alle Stammbäume chinesischer Sippen, die bis ins graue Altertum hinaufreichen, sind frühestens in der T'ang-Zeit, also etwa im 7. Jahrhundert, aufgestellt worden. Immerhin auch für Familienstammbäume ein ganz schönes Alter.

Zu Beginn der Sui-Dynastie wurde durch einen kaiserlichen Erlaß wieder die alte gesellschaftliche Schichtung sanktioniert, offensichtlich in dem Bestreben, einen neuen Militär- bzw. Beamtenadel heran-

zubilden. Es wurde verordnet, daß der Sohn eines Offiziers wieder Offizier werden müsse, wie der Sohn eines Zivilbeamten wieder Beamter werden sollte. Ebenso sollten auch Handwerk, Handel und Gewerbe wieder erblich werden. Zweifellos brachte das System der Staatsprüfungen eine gewisse Demokratisierung des Staates mit sich. Es ist aber falsch, anzunehmen, daß jeder ohne weiteres nur auf Grund ausreichender Bildung zu den Prüfungen zugelassen werden konnte. Solange das System der Staatsprüfungen bestanden hat, hat es eine Reihe von einschränkenden Bestimmungen gegeben, die genau festlegten, welche Gesellschaftsklassen unter keinen Umständen zur Prüfung zugelassen werden konnten. Es handelte sich dabei nicht etwa nur um solche Gewerbe, die auch im europäischen Mittelalter verachtet waren, sondern grundsätzlich durfte niemand zugelassen werden, dessen Eltern für andere gegen Entgelt Handarbeit verrichtet hatten. Tatsächlich war damit praktisch der Grundbesitzerstand der einzige, der zu den Prüfungen zugelassen wurde.

Das Wirtschaftsleben

Im Verfolg der staatlichen Neuordnung unter der T'ang-Dynastie wurde im Jahre 624 im engsten Zusammenhang mit der Regelung der Militärdienstpflicht eine Agrarreform durchgeführt. Sie bestand in der Neuvermessung und Aufteilung des Landes an Siedler nach bestimmten sozialen Gesichtspunkten. Ein Fünftel des erhaltenen Landes sollte erbliches Eigentum werden. Die rein agrarische Bevölkerung erhielt doppelt so viel wie die gewerblich tätige Bevölkerung. 737 wurde die Gesetzgebung erneuert mit der Maßgabe, daß das erbliche Eigentum an Grund und Boden unveräußerlich sein sollte. Diese Maßnahme sollte offensichtlich einen gesunden Bauernstand gewährleisten und die kapitalistische Latifundienbildung verhindern, aber vor allen Dingen der im Zusammenhang mit der aufblühenden mittelalterlichen Stadtkultur überhandnehmenden Landflucht der agrarischen Bevölkerung entgegenwirken. In welchem Ausmaß das Land zu Beginn der T'ang-Dynastie entvölkert war, beweist nicht nur diese Agrarreform, sondern auch ein Erlaß von 629, nach dem allen Frauen, die einen Sohn gebären, ein Zentner Reis zu bewilligen sei. Wie sehr sich aber die Bevölkerung während der guten Zeit der Regierung der T'ang vermehrt hatte, zeigt sich darin, daß sie sich in der Zeit von 652—733 nahezu verdoppelt hatte und nun über 45 Millionen betrug. In den folgenden zwanzig Jahren wuchs sie auf über 52 Millionen an. Bei dieser starken Bevölkerungszunahme mußte natürlich eine Mißernte katastrophale Folgen hervorrufen. Die Korn-

preise, die uns überliefert sind, spiegeln deutlich die wirtschaftliche und bevölkerungsmäßige Entwicklung wider. In den Zeiten des Überflusses im Jahre 630 kostete ein Scheffel Korn drei Kupferpfennige; nach dem erheblichen Anwachsen der Bevölkerung kostete im Jahre 725 ein Scheffel Korn zehn Kupferpfennige. In den Notzeiten im Jahre 765 kostete in der Hauptstadt ein Scheffel Korn 1400 Kupferpfennige. Während des Aufstandes von An Lu-schan stieg der Preis in belagerten Städten auf über 70 000 Kupferpfennige, eine Ratte wurde mit 400 Kupferstücken bezahlt.

Die Militär- und Steuerverfassung war meist mittelbar die Ursache für Aufstände und Rebellionen. Da sowohl für die Ableistung des Militärdienstes als auch für die Zahlung von direkten Steuern nur die ortsansässige Bevölkerung erfaßt werden konnte, trieben sich zahlreiche Wehrpflichtige ohne festen Wohnsitz oder in den großen Städten herum, um so der Erfassung zu entgehen. Diese wurzellosen jungen Männer rotteten sich dann in Zeiten der Unzufriedenheit und Not in Banden zusammen und wurden zu Rebellen.

Neben den direkten Steuern spielten im Mittelalter auch die indirekten Steuern schon eine beachtliche Rolle. Es bestanden indirekte Steuern auf Salz, Wein und Tee. Dazu kamen noch Markt- und Torakzisen, die in den Städten erhoben wurden. Die Salzsteuer war außerordentlich hoch. Bei einem Salzpreis von zehn Kupferpfennigen für den Scheffel wurde im Jahre 758 eine Steuer von hundert Kupferpfennigen für den Scheffel entrichtet. Später wurde die Steuer auf zweihundert Kupferpfennige erhöht, noch später kam dann noch ein Zuschlag von sechzig Kupferpfennigen dazu. Es ist daher nicht verwunderlich, daß allein aus der Salzsteuer die Hälfte der gesamten Ausgaben des Staatshaushaltes bestritten werden konnte. Ebenso wenig kann es überraschen, daß die hohen Salzpreise zur Unzufriedenheit und zur Auflehnung des Volkes erheblich beigetragen haben.

Der während des Mittelalters sehr entwickelte Handel und die Versorgung der großen Städte stellten an den Verkehr auch erhöhte Anforderungen. So wurde im Anfang des 7. Jahrhunderts die Kanalverbindung, die zwischen Huai-Fluß und Yangtse schon seit dem 5. Jahrhundert bestand, weiter nach Norden ausgebaut und bis an den Huang-ho herangeführt. Der Kanal wurde 40 Schritt breit gebaut. Neben ihm führte eine Fahrstraße einher, die am Rande mit Weidenbäumen bepflanzt war. Zur Mongolenzeit unter Hubilai wurde der Kanal nach Süden bis Hangtschou, nach Norden bis Peking verlängert und so der berühmte „Kaiserkanal“ geschaffen. Der Überlandhandel durch Innerasien, der schon zur Han-Zeit ge-

blüht hatte, war später oft durch Wirren und Kriege und namentlich durch das Monopolstreben mancher kleinen Völker an der großen Handels- und Karawanenstraße gehemmt. So machte man schon früh den Versuch, eine südliche Route über Hinterindien nach Südchina zu finden. Mit der Ausbreitung des Buddhismus und der Entwicklung der Monsunschifffahrt wurde dann die Seeverbindung zwischen Indien und China immer belebter. Der buddhistische Pilger Fa-hien kehrte von seiner Pilgerreise nach Indien auf dem Seewege zurück. Zur Tsin-Zeit (im 4. Jahrhundert) wurde durch diesen Seehandel der alte Name des Landes Čina, der ursprünglich ein Land im Norden von Indien bezeichnete, durch den Anklang an den Namen der Tsin-Dynastie auf China übertragen.

Vom 7. Jahrhundert ab gelangte die arabische Schifffahrt bis nach Indien und im 8. Jahrhundert bis China. Die durch den Handel nach Innerasien bekanntgewordenen Gebiete erweckten auch das Interesse der staatlichen Behörden. So wurde im äußersten Westen der Provinz Kan-su eine besondere Behörde eingesetzt, die die ankommenden Kaufleute über ihre Heimatländer bzw. ihre Beobachtungen in fremden Ländern zu befragen hatte. Aus diesem Material wurde auf kaiserlichen Befehl eine Beschreibung von 44 Staaten im Westen zusammengestellt. Ein Teil dieses Materials ist in die einschlägigen Kapitel der offiziellen Reichsannalen aufgenommen worden und uns daher heute noch erhalten. Dieses für die Geschichte Asiens außerordentlich wichtige Quellenmaterial harret noch der Erschließung und Auswertung. Auch die buddhistischen Pilger haben für die Kenntnis fremder Länder zweifellos eine Menge geleistet, wenn man auch berücksichtigen muß, daß sie ihre Reise nicht als Forschungsreise unternommen hatten, und ihrer ganzen Einstellung nach auch keine Forscher waren. Doch werden von ihnen zahlreiche Länder zum Teil aus eigener, wenn auch flüchtiger Kenntnis, zum größeren Teil aber nach dem Hörensagen und oft recht kritiklos geschildert.

Die im chinesischen Mittelalter neben dem chinesischen bestehenden Reiche waren das türkische, das arabische und das griechische Reich. Außer dem griechischen Reich von Byzanz, von dem die Chinesen nie etwas gehört haben, waren ihnen das türkische und das arabische Reich verhältnismäßig wohlbekannt. Das griechische Reich dagegen wurde durch das arabische von China getrennt, so daß zwischen beiden keinerlei unmittelbarer Verkehr bestand. Alle Angaben der chinesischen Quellen, die als auf das griechische Reich hindeutend erklärt worden sind, beziehen sich auf andere Länder.

Die Erklärungen der Sinologen des 17. und 18. Jahrhunderts, die in naiver Freude ihnen bekannte Länder in den chinesischen Nachrichten und in dem Bericht von der Gesandtschaft eines zentralasiatischen Herrschers echte oder falsche Abgesandte des Römischen Reiches wiedererkennen zu können glaubten, beruhen auf Irrtum, der durch den Stand des damaligen Wissens verzeihlich wird.

Der Handel zwischen China und der arabischen Welt, der von zentralasiatischen Handelsvölkern vermittelt wurde, war im Mittelalter bedeutend. Einer der wichtigsten Handelsartikel waren Glaswaren, die in großer Menge nach China eingeführt, dort als Kostbarkeit angesehen und ungeheuer hoch bezahlt wurden. Dieser Handel in Glaswaren warf daher unvorstellbare Gewinne ab. Als aber im Anfang des 5. Jahrhunderts die Glasherstellung durch einen Kaufmann aus Zentralasien in China bekannt gemacht wurde, und somit einer der begehrtesten Einfuhrartikel nun im Lande selbst hergestellt werden konnte, fiel der Preis für Glaswaren beträchtlich. Sicherlich erlitt der Handel dadurch auch eine nicht unerhebliche Einbuße.

Durch den arabischen Handel wurde schließlich auch eine Anzahl chinesischer Erfindungen dem Abendlande vermittelt. So vor allem das Schießpulver, die Raketen, der Salpeter, von den Arabern „chinesischer Schnee“ genannt, ferner die Magnetnadel, die in China zum ersten Male am Ende des 11. Jahrhunderts erwähnt wird (eine angeblich frühere Erwähnung aus dem grauen Altertum beruht auf Legende), weiter das Porzellan und das Papier, das von den Chinesen um 105 n. Chr. erfunden worden war. Die Papierherstellung aus Hadern wurde 751 in Samarkand durch chinesische Kriegsgefangene bekannt. Das Papier aus Samarkand war seitdem ein sehr geschätzter Artikel in der arabischen Welt.

DAS RELIGIÖSE LEBEN

Der Buddhismus als Weltreligion und Kulturbringer

Die Religion des Altertums war nationale Volksreligion, die nur in einem begrenzten Raum für ein bestimmtes Volk Gültigkeit besaß. Die Bekanntschaft mit den fremden Welten im antiken Großreich erschütterte aber das geschlossene Weltbild des einen sich selbst genügenden Volkes. Denn in der Gemeinschaft des Imperiums traten fremde Völker mit dem Anspruch auf Gleichberechtigung in den

Gesichtskreis, und ihre Religionen neben die eigene, bisher unbedingte. Der Vergleich mehrerer nebeneinanderstehender Religionen brachte zunächst resignierenden Zweifel an der Wahrheit überhaupt und damit Weitherzigkeit und Duldsamkeit in allen religiösen Fragen hervor. Aber durch die Bewegung der Völker, die die immer größere Ausdehnung der antiken Großreiche auslöste, wurden immer neue Barbarenvölker mit unverbrauchter Urwüchsigkeit in den Raum der im Zweifel resignierenden antiken Kultur gebracht. Diese Völker verhalfen dem Gedanken einer für alle verbindlichen Weltreligion der Erlösung von allen Zweifeln durch den Glauben, mit dem von Zweifeln unbeschwerten Schwung ihrer unverwüstlichen Kraft zum Siege, zumal wenn die Religion auf eine kurze, für alle verständliche Glaubensformel gebracht wurde.

Das chinesische Mittelalter war aber doch nicht so völlig verroht wie das abendländische, denn die Tradition war nicht so völlig abgebrochen oder verloren, schließlich war auch der Buddhismus nicht so unduldsam, daß er das Altertum nur als Blendwerk des Teufels ansah. Daher war die geistige Kultur der T'ang-Zeit reicher und mannigfaltiger als die gleichzeitige des europäischen Mittelalters. Dennoch steht das chinesische Mittelalter ganz im Zeichen des Buddhismus, neben dem die anderen fremden Religionen, die in seinem Gefolge nach China kamen, unbedeutend blieben. Der Buddhismus nimmt in der Kultur des chinesischen Mittelalters den gleichen Platz ein wie das Christentum im Abendlande. Was Buddha der indischen Aristokratie gepredigt hatte, war etwas ganz anderes als die spätere, völkerumspannende Weltreligion. Genau so wie das Christentum, das durch zwei Jahrtausende die abendländische Kultur bestimmte, etwas anderes ist als das, was einst im Morgenlande Gestalt gewonnen hatte. Denn nie ist eine Religion unverändert geblieben, wenn sie in einen anderen Kulturkreis übernommen wurde. So ist der Buddhismus mit der alten chinesischen Kultur zu einem Neuen, eben der mittelalterlichen Kultur verschmolzen und damit auch ein Wesensbestandteil dessen geworden, was wir heute chinesische Kultur nennen.

Die Bedeutung des Buddhismus für China ist jedoch häufig verkannt und nicht richtig gewürdigt worden. Das ist darauf zurückzuführen, daß die ersten Nachrichten über China von christlichen Missionaren nach Europa gebracht wurden. Dazu kommt, daß das Bild, das diese Missionare zu ihrer Zeit von China bekamen, von ihnen nach rückwärts in die frühere Zeit übertragen wurde. Außerdem ist es verständlich, daß die christlichen Missionare im Buddhismus nur

einen schrecklichen Götzendienst und ein Blendwerk des Teufels sahen, so daß es ihnen unmöglich war, seine Bedeutung für die chinesische Kultur zu würdigen, weil ihnen der unbefangene Blick dafür fehlte. So kann man noch heute von ihnen hören, daß die buddhistischen Priester nur bettelnde Pfaffen seien, die sich vom Aberglauben der Menge ernähren.

Die Auffassung der Missionare vom Geistesleben des Mittelalters ist vielfach heute noch vorherrschend. Der Buddhismus wurde häufig nebensächlich behandelt und nur kurz im Zusammenhang mit den Denkschriften seiner Gegner abgetan. Das geht zweifellos noch auf die von den Missionaren im 18. Jahrhundert vertretene Auffassung zurück. Es bedeutet keine Verkleinerung ihrer Pionierleistungen, wenn man die offensichtlichen Mängel in ihren Auffassungen aufzuzeigen versucht. Das ist vielmehr unbedingt notwendig, um das richtige geschichtliche Verständnis für die Tatsachen zu bekommen.

Lange bevor der Buddhismus über die Grenzen Indiens hinausdrang, hatte er den Anspruch erhoben, die religiöse Wahrheit und die Heilslehre für alle Menschen der Welt ohne Unterschied ihres Volkstums und ihrer Rasse zu bringen. Dieser Anspruch ist von Buddha selbst formuliert worden: „Mein Gesetz ist ein Gesetz der Gnade für alle, wie es auch nur ein und dasselbe Gesetz der Vergeltung für alle gibt. Wie das Wasser alle abwäscht und Gute und Böse reinigt, und wie der Himmel Raum genug hat für alle, so macht auch meine Lehre keinen Unterschied zwischen Mann und Weib, Vornehm und Gering.“ Daß von einem solchen Anspruch eine starke Wirkung, gerade auf die unteren Klassen der Bevölkerung ausgehen mußte, bedarf nicht der besonderen Betonung. Die Frage nach dem Jenseits war von der chinesischen Religion nie beantwortet worden, ebensowenig die Frage nach einer Vergeltung im Jenseits. So ist es verständlich, daß die Paradieseshoffnung der vom Schicksal in diesem Leben Enterbten das Bedürfnis für eine Erlösungsreligion und Heilslehre schuf. Aber erst als die beiden antiken Großreiche, das hellenistische und wenig später auch das der Han, bis vor die Grenzen Indiens drangen, fand der Buddhismus den geeigneten Boden für seine weltumspannende Propaganda. Es zeigte sich dabei, daß er selbst nicht wie andere Weltreligionen von unerbittlicher Unduldsamkeit war, sondern daß er durch die gelassene Selbstverständlichkeit seines Anspruches auf unbedingte Geltung bei seinen Gegnern erst eine verbissene Unduldsamkeit hervorrief. So kam es, daß das Eindringen des Buddhismus in China mit den lebhaftesten geistigen Auseinandersetzungen verknüpft war. Die buddhistischen

Missionare brachten indessen nicht nur eine Lehre, sondern auch zahlreiche neue Kenntnisse der Wissenschaften. So vor allem zunächst in der Sprachwissenschaft. Sie lehrten erst die Chinesen, die Eigenschaft ihrer Sprache, daß jedes Wort einen besonderen Ton hat, erkennen, und ebenfalls die Wiedergabe bestimmter Laute mit den Mitteln der chinesischen Schrift, was für die chinesische Lexikographie von erheblicher Bedeutung wurde. Weiter brachten sie unbekannte Lehren der indischen Philosophie, die von fruchtbarster Auswirkung waren, und neue Kenntnisse in Mathematik und Astronomie mit. Durch die Verbreitung ihrer Schriften ist der Blockdruck in China wenn nicht erfunden, so doch erheblich entwickelt worden. Für die Kunst brachte der Buddhismus neue Aufgaben, die in einem neuen Geiste gelöst wurden. Die Darstellung der menschlichen Figur wurde seitdem in der chinesischen Kunst mit größerer Freiheit und Eigenwilligkeit behandelt, wobei bemerkenswert ist, daß die Buddhafiguren nach indischem Rasantypus gebildet sind. Einflüsse auf die Malerei in der Wahl der Themen und in der Art ihrer Ausgestaltung sind unverkennbar und von stärkster Auswirkung. Die Baukunst erhielt durch den Buddhismus neue Aufgaben und Ziele gesteckt. Die chinesische Pagode ist seitdem aus der chinesischen Landschaft ebensowenig wegzudenken, wie der Dorfkirchturm aus der deutschen. Auch die buddhistischen Klöster gehören fortan als wesentlicher Bestandteil zur chinesischen Landschaft. Eingefügt in die Natur, liegen sie eingebettet zwischen Berg, Wald und Wasser, entweder an die Abhänge von Bergen geschmiegt, oder neben einem von den Klippen herabstürzenden Wasserfall, oder im kühlen Schatten von würdigen Riesenbäumen, unter deren grünem Dach im dämmernden Waldesdunkel eine klare Quelle einer Grotte entspringt, oder in reiner frischer Luft am Ufer eines Sees oder auf einer Felseninsel. Durch ihre angenehme und liebliche Lage sind die Klöster oft beliebte Ausflugsorte begüterter Gönner, besonders in der heißen, staubigen Jahreszeit geworden. Der landschaftliche Reiz dieser stimmungsvollen Heiligtümer verfehlt auch selten seinen Eindruck auf den Europäer.

Die vier berühmtesten buddhistischen Heiligtümer sind: P'u-t'o-schan, eine anmutige kleine Insel des Tschusan-Archipels, östlich von Ningpo im Stillen Ozean, die der Kuan-yin geweiht ist und namentlich als Schutzheiligtum der Schiffer und Seefahrer gilt.

Kiu-hua-schan, malerisch in den Bergen bei Anking am mittleren Yangtse gelegen.

Der Wu-t'ai-schan, „der Fünfgipfel-Berg“ in Schansi nahe der Grenze der Inneren Mongolei, schon stark lamaistisch beeinflußt.

Schließlich im Westen von Ssetschuan der O-mi-schan, der sich 4000 m hoch steil aus der Ebene erhebt, das landschaftlich schönste der chinesischen Heiligtümer mit großartiger Aussicht nach Osten über die fruchtbare Ebene, nach Westen auf die Schneegipfel von Tibet.

Für das Volksleben ist der Buddhismus im Laufe der Entwicklung dadurch beherrschend geworden, daß das gesamte Leben des Volkes von der Wiege bis zur Bahre mit buddhistischen Vorstellungen und Bräuchen durchsättigt ist. Selbst der für die chinesische Kultur so wichtig gewordene Tee ist durch den Buddhismus nach China gekommen. Man brauchte ihn angeblich, um sich bei den Meditationsübungen wach zu halten. Sogar auf die auswärtigen Beziehungen ist der Buddhismus nicht ohne Einwirkung geblieben, da er von China aus über Korea nach Japan weitervermittelt wurde.

Die Ausbreitung des Buddhismus

Die äußere Geschichte der Ausbreitung des Buddhismus in China beginnt mit der Han-Zeit. Nach der Legende soll er schon früher nach China gedungen sein, indessen ist dies, schon aus äußeren Gründen, wenig wahrscheinlich, da vor der Eröffnung des Landweges nach Innerasien kaum Verkehr bestanden haben kann. Seit der Eröffnung dieses Weges im 2. Jahrhundert v. Chr. ist der Buddhismus allmählich eingesickert, kann aber damals weder für das Geistesleben noch für das Volksleben eine bedeutende Rolle gespielt haben. Diese übernahm er nicht vor dem ersten nachchristlichen Jahrhundert.

Die chinesischen Annalen berichten uns von einem Traum des Kaisers Ming-ti, dem ein goldstrahlendes Götterbild, das auf ihn zuschwebte, erschienen sei. Der Traum wurde von den Deutern auf den Buddhismus bezogen, der offenbar damals schon in China nicht unbekannt war. Wie wenig deutlich indessen die Vorstellung vom Buddhismus zu jener Zeit noch gewesen sein muß, geht aber daraus hervor, daß der Kaiser alsbald eine Gesandtschaft durch Innerasien nach Nordindien schickte, die mit zwei indischen Mönchen, Heiligenbildern und Heiligen Schriften zurückkehrte. Ming-ti gründete darauf in Lo-yang das „Kloster des Weißen Pferdes“, und das erste buddhistische Sutra auf Chinesisch erschien. Damit war der Buddhismus in China formell anerkannt. Dennoch war es Chinesen noch nicht gestattet, in ein Kloster einzutreten und Mönch zu werden. Im 2. Jahrhundert n. Chr. war der Buddhismus aber schon recht tätig. Zahlreiche Übersetzungen buddhistischer Schriften, die zum großen

Teil heute noch erhalten sind, legen davon Zeugnis ab. Seit der Han blühte der Buddhismus mächtig auf und fand weiteste Verbreitung, namentlich nachdem seit dem Jahre 325 n. Chr. auch Chinesen die Erlaubnis erteilt werden konnte, Mönch zu werden, und seit in den Wirren und der greulichen Barbarei der Völkerwanderungszeit und der auf sie folgenden dauernden Kriege die verzweifelte Bevölkerung in Massen in den Klöstern Zuflucht suchte. Im Anfang des 5. Jahrhunderts sollen 9 Zehntel des Reiches buddhistisch gewesen sein. Zu den äußeren Gründen für die Ausbreitung der Lehre Buddhas in China tritt noch die tatkräftige Förderung, die sie von zahlreichen Herrschern fand. Einer ihrer eifrigsten Förderer war der Kaiser Wu-ti (502—550) der Liang-Dynastie, der selbst eifrigst die buddhistischen heiligen Schriften studierte und dreimal für gewisse Zeit die Mönchsgelübde auf sich genommen hat. Einen weiteren Aufschwung und zugleich eine Bereicherung der Kenntnis der damaligen Welt brachten die häufigen Pilgerfahrten von zahlreichen Chinesen nach Indien. Der erste dieser Pilger, der seine Reise in einem Werk beschrieben hat, war Fa-hien. Das von ihm verfaßte Werk, in dem er seine Reise schildert, der „Bericht vom Lande Buddhas“ ist zweifellos für die Geschichte Asiens im frühen Mittelalter eine wichtige Quelle und hat bei der abendländischen Wissenschaft schon stärkste Beachtung gefunden. Fa-hien war 15 Jahre auf Reisen. Im 7. Jahrhundert sind zwei berühmte Pilger zu erwähnen. Hüan-tsang, der erst nach siebzehn Jahren 645 aus Indien zurückkehrte, und I-tsing, der sogar achtzehn Jahre unterwegs war. Der Weg, den die buddhistischen Pilger nahmen, ging zu Lande auf der großen Handelsstraße durch das Tarim-Becken über den Pamir-Alai, von den Chinesen das „Zwiebelgebirge“ genannt, nach Ferghana, von dort durch Baktrien über den Hindukusch nach Kabul und weiter nach Indien.

Ein bedeutsames Ereignis für den chinesischen Buddhismus war ferner, daß im Jahre 526 der buddhistische Patriarch Bodhidharma von Indien nach China übersiedelte. Um das Jahr 600 soll der Buddhismus fast ausschließlich herrschend gewesen sein. Aus dem 7. Jahrhundert wird die Zahl von 3716 buddhistischen Klöstern erwähnt. Unter Kaiser Tai-tsung (763—779) war der erste Höhepunkt der Blüte des Buddhismus. Überall gab es Klöster oder wurden neue errichtet. Selbst im Kaiserpalast wurde ein buddhistischer Tempel erbaut. Die fruchtbarsten Ländereien und die besten Einkünfte fielen meistens den Klöstern zu. Die Bereicherung der Klöster geschah ohne jede produktive Gegenleistung, da die buddhistischen Mönche im Gegensatz zu den Mönchen der abendländischen Kirche keinerlei

produktive Arbeit leisteten. So ist es wohl verständlich, daß sie nur als Parasiten empfunden wurden. Es heißt aus dieser Zeit: Drei Bauern müssen sieben Müßiggänger ernähren. Vergleicht man dieses Zahlenverhältnis 3 : 7 nüchtern mit der Zahl der Gesamtbevölkerung und den höchsten angegebenen Zahlen der Klosterinsassen, so wird sofort klar, daß es entweder maßlos übertrieben ist, oder daß etwas anderes gemeint sein muß. Die sieben „Müßiggänger“, die auf drei Bauern entfallen, können unmöglich alle Mönche gewesen sein. Vielmehr werden damit vornehmlich die von Handel und Gewerbe lebenden Stadtbewohner gemeint sein, die ja häufig vom primitiv bäuerlichen Standpunkt aus als Müßiggänger angesehen werden.

Aber im Laufe der Zeit regten sich immer mehr Stimmen, die auf die durch den Buddhismus hervorgerufenen Mißstände hinwiesen und staatliche Maßnahmen zu seiner Eindämmung empfahlen. Schon im Jahre 624 wurde von Fu I Beschwerdeschriften eingereicht. Aus dem Jahre 819 stammt die berühmteste dieser Schriften von Han Yü, die Eingabe über den Buddhaknochen, die eine überaus kühne Sprache führte und ihrem Verfasser den höchsten literarischen Ruhm brachte, da sie als Glanzstück des alten Stils in späterer Zeit aufs höchste geschätzt wurde. Für die Geschichte der Zeit ist sie ohne Bedeutung geblieben. Ihre kühne Sprache trug dem Verfasser Verbannung ein, in der er sich dann allerdings wenig charaktervoll zeigte. Tatsächlich aber war das geistige Leben buddhistisch und alle anderen Strömungen waren demgegenüber unbedeutend. Indessen führten die Angriffe zeitweilig zu gewissen Einschränkungen. In der zweiten Hälfte des 6. Jahrhunderts war es schon zu einer bedeutenden Verfolgung des Buddhismus gekommen. Diese Verfolgungen sind teils auf Unduldsamkeit zurückzuführen, teils auch auf die Eifersucht der Anhänger der anderen Lehren, oft aber wohl auch auf Gründe der Staatsnotwendigkeit. Die einschneidendste und folgerichtigste der Verfolgungen wurde durch einen Erlaß Wu-tsungs im Jahre 844 ausgelöst. Sie ist vielleicht auch zum Teil durch eine Welle der Fremdenfeindlichkeit verursacht, die durch die Uigurengefahr hervorgerufen wurde. Fest steht jedenfalls, daß Wu-tsung ganz unter taoistischem Einfluß stand. Trotzdem können natürlich bei den Maßnahmen auch schwerwiegende politische und wirtschaftliche Gründe mitgewirkt haben. Denn die Welt der Klöster war fast ein Staat im Staate. Viele, die sich der weltlichen Obrigkeit entziehen wollten, tauchten im Kloster unter. Weiter war das Zölibat auch von weittragenden bevölkerungspolitischen Auswirkungen. Der Umstand, daß die Mönche nicht produktiv tätig waren und daß die Klöster durch

Stiftungen eine große wirtschaftliche Macht hatten, wird einerseits wohl ohne Zweifel Neid erweckt, andererseits aber auch den Staat zum Eingreifen veranlaßt haben. Zum Beispiel wird von den späteren chinesischen Gelehrten die Tatsache, daß, während zur Han-Zeit große Goldmengen erwähnt werden, in späteren Jahrhunderten dagegen fast kein Gold mehr vorhanden ist, auf das Verschwinden des Metalls in buddhistischen Statuen und Heiligtümern zurückgeführt. Indessen scheint bei dieser Auffassung der Abstrom des Edelmetalls im Außenhandel, der ganz ohne Frage beträchtlich war, keine Berücksichtigung gefunden zu haben. Bei der Verfolgung im Jahre 844 wurden 4600 Klöster zerstört, alles kirchliche Eigentum eingezogen, und über eine Viertelmillion Mönche und Nonnen mußten ins weltliche Leben zurückkehren, d. h., sich wieder in die Steuerlisten eintragen lassen. Dazu kamen noch 150 000 dienende Laien, die wieder in das Erwerbsleben eingegliedert wurden. Aus diesen Zahlen ist schon die große wirtschaftliche Bedeutung der buddhistischen Kirche, an der der Staat nicht achtlos vorübergehen konnte, erkennbar. Allerdings muß auch zugestanden werden, daß bei der Eigentümlichkeit des chinesischen politischen Lebens, das ganz auf der Persönlichkeit aufgebaut war, doch auch persönliche Gefühle wie Eifersucht und Geltungsbedürfnis stärksten Einfluß auf die Gestaltung politischer Entschlüsse gehabt haben. Der Buddhismus hat aber alle Verfolgungen überstanden und ist oft sogar gestärkt aus ihnen hervorgegangen, da er im Volk aus mannigfachen Gründen zu fest verwurzelt war. Daß spätere Maßnahmen gegen den Buddhismus vor allen Dingen durch Übergriffe und zahllose Auswüchse hervorgerufen wurden, ist nicht zu bezweifeln. Im Jahre 955 wies ein kaiserlicher Erlaß auf Mißstände in den Klöstern hin, daß nämlich Verbrecher und Deserteure sich als Mönche in den Klöstern verborgen hielten. Aus diesen Gründen nahm der Staat das Aufsichtsrecht in Anspruch und ordnete eine strenge Überwachung der Klöster durch Beamte an. Früher schon war zum Eintritt in das Kloster eine staatliche Genehmigung erforderlich. Diese Vorschrift wurde erneut in Erinnerung gebracht, Aufnahme und Ordination bedurften der staatlichen Genehmigung, die in gewissen Fällen versagt werden konnte. Ebenfalls behielt sich der Staat das Recht der Prüfung des Bildungsgrades der zu ordinierenden Mönche vor. In der Sung-Zeit regelte die strenge staatliche Kontrolle des Klosterwesens und Priestertums sowohl für Buddhisten als auch für Taoisten und eine hohe Besteuerung der Klöster besser als alle vorhergehenden Maßnahmen das Verhältnis des Staates zur buddhistischen Kirche. Die Mongolen waren anfangs völlig

gleichgültig und darum tolerant gegenüber den Religionen Chinas. In späteren Jahrzehnten, noch während sie über China herrschten, verfielen sie gänzlich dem Buddhismus, büßten ihre ursprünglichen Eigenschaften als kühne Eroberer und kluge Weltbeherrscher ein und sanken dann, als sie China aufgeben mußten, wieder zurück zu einem im rohesten Aberglauben befangenen Hirtenvolk.

Der chinesische Buddhismus hatte keine Hierarchie. Auch aus dem Patriarchat, das mit dem fünften chinesischen Patriarchen erlosch, hat sich keine Hierarchie entwickelt. So konnte von ihm auch dem Staat gegenüber nicht, wie in der mittelalterlichen Kirche des Abendlandes, ein weltlicher Herrschaftsanspruch geltend gemacht werden. Wenn der Buddhismus zeitweise politisch herrschte, so nur durch die Person des ihm völlig ergebenen Herrschers. Ja, die Kirche erhielt selbst erst durch das Eingreifen des Staates eine gewisse Organisation. Um die staatlichen Kontrollmaßnahmen zu erleichtern, wurden für jeden Verwaltungsbezirk verantwortliche Äbte eingesetzt. Deshalb war es für den Staat auch verhältnismäßig leicht, sich in allen Auseinandersetzungen uneingeschränkt zu behaupten. Trotz aller Verfolgungen aber blieb der Buddhismus durch das ganze Mittelalter hindurch nicht nur der bestimmende Faktor des geistigen Lebens, sondern wurde auch mehr und mehr zu einem tief eingewurzelten, unveräußerlichen Bestandteil des ganzen Volkstums. Schließlich war das Leben ohne den Buddhismus überhaupt nicht mehr vorstellbar. Buddhistische Priester wurden bei allen Anlässen und Nöten des Lebens, geschäftlichen Schwierigkeiten, Krankheiten und dergleichen, zugezogen. In den buddhistischen Tempeln wurde durch eine Art von Loswerfen auch das Orakel gestellt. Denn es zeigte sich, daß in den ernsten Prüfungen des Lebens das Bedürfnis nach einer übernatürlichen Religion unabweisbar wurde. Der wesentliche Unterschied zwischen dem Mittelalter und der folgenden Neuzeit ist, daß der Buddhismus als Religion zwar noch unverändert lebendig bleibt, nicht aber mehr vorherrschend im staatlichen und kulturellen Leben ist. Denn die naive Erlösungsreligion paßte völlig in die naive mittelalterliche Zeit hinein, und verlor ihre unbedingte Beherrschung erst, als der Zeitgeist verfeinerter, komplizierter und damit kritischer wurde.

Die Dogmengeschichte

Neben der äußeren Geschichte, die den Buddhismus in seinem Verhältnis zur Politik zeigte, geht die dogmengeschichtliche Entwicklung her. Buddha wollte alle Geschöpfe „aus dem stürmischen Meer

der Schmerzen und des Todes in den Hafen der Ruhe ans jenseitige Ufer der Befreiung übersetzen“. Das Mittel zum Übersetzen wird „Fahrzeug“ genannt. Das Mittel der älteren Entwicklungsstufe des Buddhismus ist das „Kleine Fahrzeug“ (Hinayana), das der zweiten „das große Fahrzeug“ (Mahayana). Der Buddhismus war ursprünglich reine Askese und Morallehre ohne allen Kultus. Mit dem Eindringen in die Massen aber wurde der Kult unentbehrlich. Zuerst äußerte sich dieser in Heiligenverehrung und einem Reliquien- und Bilderdienst. Besonders in der Lehre von den Heiligen und ihren verschiedenen Rangstufen unterschied sich die neue Form von dem alten Buddhismus des „kleinen Fahrzeugs“.

An höchster Stelle in dem buddhistischen Pantheon steht der historische Buddha Gautama, der meist sitzend in Meditation dargestellt wird. Nächst diesem die populärste Gottheit ist Amitabha, chinesisch O-mi-to-fo, der im Paradies des Westens thront, das teils in vergeistigter Seligkeit, teils in grobsinnlicher Form mit Gold, Silber, Edelsteinen, Lusthainen, klaren Quellen und paradiesischen Gefilden vorgestellt wird. Über den Heiligen steht in der Verehrung der künftige Erlöser, der Buddha der Zukunft, der mitleidige Meitrea, chinesisch Mi-lo-fo. Er wird nicht unter den anderen buddhistischen Göttern, vielmehr gesondert als Schutzgott dargestellt, kahlköpfig mit feistem, lachenden Gesicht.

Ein Bodhisattva ist ein künftiger Buddha, der aber auf die Erlangung der Buddhaschaft und damit die eigene Erlösung solange verzichtet, bis alle Wesen erlöst sind. Die Bodhisattvas thronen wie mächtige gütige Götter in den zahlreichen Himmeln und gewähren allen denen, die sie gläubig anrufen, bereitwillig Hilfe. Vielfach wurden auch ursprünglich einheimische Gottheiten zu Bodhisattvas umgestaltet und sind dann als solche erhalten geblieben. Unter den Bodhisattvas ist die wichtigste Figur Kuan-yin, der ins weibliche übertragene und zur Göttin der Barmherzigkeit gewordene Avalokitesvara. Dieser Bodhisattva hat als erster das Gelübde abgelegt, daß er nicht früher Buddha werden und ins Nirwana eingehen wolle, als bis er die ganze Menschheit durch die Lehre Buddhas von den Leiden der ewigen Wiedergeburt erlöst habe. Sein Name, der im Indischen eigentlich „der Herr, der herabschaut“ bedeutet, ist aber im Chinesischen durch einen Auslegungsfehler zu „dem, der die Laute der Welt beobachtet“, der auf die Schmerzensschreie der gequälten Menschheit hört, und er selbst damit zur Göttin der Barmherzigkeit geworden.

Dann kommen im Pantheon weiter die Heiligen, Lohan, ursprüng-

lich sechzehn, später fünfhundert, unter ihnen zahlreiche chinesische Kaiser, selbst auch K'anghi und K'ien-lung, auch eine europäische Figur, die aber sicherlich nicht, wie oft behauptet, Marco Polo darstellt. Auch den Kirchenvätern und noch zahlreichen anderen Schutzgottheiten wurde der Bodhisattvatitel beigelegt.

Im Kult des chinesischen Buddhismus spielt die gläubige Anrufung des Buddha und der Bodhisattvas die Hauptrolle. Der vertrauende Glaube tritt neben die Wirkung verdienstlicher Werke. Dem Paradies des Westens gegenüber stehen die Höllen. Die spiritualistische Auffassung der Vergeltung findet damit ihre Vergrößerung durch die Auffassung von glückseligen oder unglücklichen Zuständen als Lohn oder Strafe. Unter den Wegen, die zur Erlösung führen, steht zuerst die Ausübung der sechs Tugenden, die „ans andere Ufer führen“, dann der Weg „durch Erkenntnis ans jenseitige Ufer zu gelangen“.

In der allmählichen Umgestaltung des Buddhismus trat später die Yoga-Lehre mehr in den Vordergrund. Yoga ist die ekstatische Vereinigung der Einzelseele mit der Weltseele, wodurch jene magische Kräfte erhält, beliebige Gestalt annehmen und überhaupt die Gesetze des Körperlichen überwinden kann. Wesentlich im Yoga sind die Zauberformeln und Gebete, wobei Stellung, Finger- und Handhaltung von magischer Bedeutung sind.

Die letzte Entwicklungsstufe des volkstümlichen Buddhismus ist das Tantrasystem. Dem Tantrismus liegt der Gedanke zugrunde, der allen frühen Religionen gemeinsam, und der auch in der altchinesischen Religion von erheblicher Bedeutung war, daß nämlich der Mensch durch sein Verhalten, entweder durch Opfer und Gebete oder durch Versenkung und Beschauung oder durch sittliche Reinheit und vollkommene Güte auf den Gang der Natur unmittelbar einwirken oder selbst übernatürliche Kräfte erwerben und übernatürliche Erfolge erzielen könne. Aus dem Schivaismus war in den Buddhismus die Vorstellung übernommen worden, daß durch bestimmte, ganz äußerliche Mittel, namentlich durch das Aussprechen feststehender Beschwörungsformeln und Zaubersprüche magische Wirkung hervorgebracht werden könne. Aus dem Tantrismus stammt auch der Gedanke der Gottheitspaare, d. h. Ergänzung der Gottheit durch „weibliche Energien“.

Eine Eigenart des Pantheons des nördlichen Buddhismus sind die Buddhas der Meditation oder Beschauung, die sich etwa als „überirdische, himmlische“ Buddhas erklären lassen. Jeder menschliche Buddha hat seinen Meditations-Buddha als sein verklärtes Selbst.

So ist Amitabha der „Buddha vom unermesslichen Licht“ der Meditations-Buddha des historischen Buddha.

Die Organisation der Kirche

Eine besondere Form des nördlichen Buddhismus ist der Lamaismus. Entstanden durch Verschmelzung schivaistischer und schamanistischer Elemente ist er gekennzeichnet durch die Entwicklung eines hierarchischen Systems. „Lama“ ist tibetisch und bedeutet Priester. Lamaismus ist daher eigentlich „Priestertum“ oder „Priesterreligion“. Der Lamaismus ist die Form des Buddhismus in Tibet und der Mongolei, in China ist diese Form wenig verbreitet. Die Einführung des Buddhismus in Tibet ging unter den „Religionskönigen“ nicht ohne lebhaftes Auseinandersetzen mit der einheimischen Bon-Religion vor sich. Diese Auseinandersetzungen erstreckten sich über Jahrhunderte. Mit dem politischen Verfall des tibetischen Großreiches verfällt auch das religiöse Leben. Vom 11. bis 13. Jahrhundert kommt der Buddhismus wieder zu neuer Blüte, um danach in der starren Hierarchie auch die weltliche Herrschaft des Landes zu übernehmen. An der Spitze dieser Hierarchie steht als lebender Buddha der Dalai-Lama, der jetzt zugleich das weltliche Oberhaupt des Landes ist. In einem Kinde wird die Inkarnation des Vorgängers nach besonderen Vorzeichen wieder entdeckt. Dieses Kind erhält dann eine sorgfältige priesterliche Erziehung für sein hohes Amt. Der Dalai-Lama gilt als eine Inkarnation des Bodhisattva Avalokitesvara und residiert in Lhasa. Im kirchlichen Range ist ihm der Panchen-Lama gleichgestellt, der als eine Inkarnation des Buddha Amitabha gilt. Unter dem Dalai-Lama in der Hierarchie stehen die Hutuktus, die etwa einem bischöflichen Range entsprechen. Im Lamaismus ist nur noch wenig vom reinen Buddhismus erhalten geblieben, dafür um so mehr alter finsterner Aberglaube der tibetischen Frühreligion. Der Form nach ist die Religion im höchsten Maße veräußerlicht. Gebetsmühlen, die die heilige Formel „Om mani padme hum“ bewegen, kennzeichnen diese Veräußerlichung und Verflachung. Die kultischen Handlungen bestehen zum größten Teil in Geisterbeschwörung durch Zauberformeln, Bannsprüche, Beschwörungsbewegungen und Amulette. Die Astrologie und damit verbundene Wahrsagerei spielt im Leben des Volkes eine hervorragende Rolle. Der Lamaismus teilt sich wieder in die rote Lehre, die bis zur Mongolenzeit allein vorherrschend war, und die gelbe Lehre, die seit der Ming-Zeit die rote Lehre mehr und mehr zurückgedrängt hat. Das hervorragendste Merkmal des Lamaismus in der Landschaft sind die Lamastupas oder Lamapagoden,

Tschorten genannt, die in der mannigfaltigsten Gestalt zu finden sind. Die gewaltigen malerischen Bauten der tibetischen Klöster haben die Phantasie der Reisenden mächtig angeregt. Wie uneinnehmbare Burgen krönen sie steil aufstrebende Felsengipfel.

Charakteristisch für die Organisation des Buddhismus in China sind die von einflußreichen Lehrern gebildeten „Schulen“, die früher häufig Sekten genannt wurden. Tatsächlich handelt es sich dabei um Mönchsorden, denn der Buddhismus als Kirche ist Mönchtum. Diese Orden bestehen in einem verhältnismäßig losem Zusammenschluß einer jeweils beträchtlichen Anzahl Klöster. Sie sind meist wieder in Kongregationen unterteilt. Ihre Gemeinsamkeit besteht weniger in einer straffen Organisation, wie ihnen auch ein Ordensgeneral meist fehlt, als vielmehr in der gemeinsamen Ordensregel und Ordensphilosophie, die beide nicht unbedingt von dem Stifter geschaffen zu sein brauchen. Mit Sekten haben sie gar nichts zu tun. Ihre dogmatischen Unterschiede sind gering. Unterschiede bestehen in den Ordensregeln und in den mehr oder weniger vorherrschenden Lehrautoritäten. Jedes einzelne Kloster bleibt aber selbständig und verwaltet sich selbst. Der erste Orden, der in China auftrat, ist der „Orden vom reinen Lande“, dessen Stifter in China Hui-yüan (333 bis 416) war. Er vertritt vorwiegend den Amidismus, die Lehre vom Paradies des Westens. Unter den weiteren Orden, die für den Entwicklungsgang des Buddhismus in China von Bedeutung waren, vertritt der Orden von T'ien-t'ai, nach dem Gebirge in der Provinz Tschekiang genannt, wo auch heute noch sein Mittelpunkt liegt, einen Ausgleich zwischen Meditation und äußerem Kult. Der Orden, der in China und Japan die weiteste Verbreitung und den größten Einfluß erlangt hat, ist der Tsch'an- oder Meditations-Orden, der bei uns vor allem unter seinem japanischen Namen Zen bekannt wurde. Sein Stifter ist der Patriarch Bodhidharma. Die Lehre des Ordens legt das größte Gewicht auf Meditation, verinnerlichte Schau und „stilles Erleben“ der „Leerheit“. Er verwirft mehr oder weniger in letzter buddhistischer Konsequenz alle Lehrschriften, läßt nur die mündliche Unterweisung gelten und vertritt den strengsten Subjektivismus bis zur Paradoxie. Der Orden teilte sich später in fünf Kongregationen. Daß es sich bei den sogenannten „Schulen“ tatsächlich um reine Mönchsorden handelt, beweist besonders eindrucklich der „Orden der Disziplin“, der in der ersten Hälfte des 7. Jahrhunderts gegründet wurde. Er legt weniger Gewicht auf eine Ordenslehre bzw. Ordensphilosophie, als vielmehr auf eine strenge Ordensregel und vertritt den Grundsatz, durch straffe Klosterzucht und Disziplin

die Mönche zur Willensbeherrschung zu erziehen. Er ist auch heute noch verbreitet.

Die übrigen Religionen

Zweifelloos hat der Buddhismus auch aus den in China bekannten Religionen und religiösen Vorstellungen manches übernommen. Namentlich zwischen Taoismus und Buddhismus ist die wechselseitige Beeinflussung groß gewesen, wobei aber immer letzten Endes der Taoismus der empfangende Teil war. Er hat vom Buddhismus das Klosterwesen und die Idee heiliger Schriften übernommen und sogar unter dem frühen Einfluß des Buddhismus, als das Patriarchat noch bestand, eine Hierarchie entwickelt. Im 2. Jahrhundert n. Chr. begründete Tschang Tao-ling die taoistische Kirche, deren erbliches Oberhaupt er wurde. Diese Würde blieb in seiner Familie für alle Zeiten erblich. Unter seinem Enkel geriet dann die taoistische Kirche in ihren ersten schweren Konflikt mit dem Staat. In der Folgezeit hat sich der religiöse Kloster-Taoismus ganz unter dem Einfluß und nach dem Vorbilde des Buddhismus entwickelt. Der Vulgärtaoismus wurde durch K'o Hung im Anfang des 4. Jahrhunderts unter Ausnutzung der alten magischen Auffassung vom kosmischen Geschehen mehr und mehr zur primitiven Magie entwickelt. Der Zauber- und Aberglaube des Volkes ist an sich schon uralte. Bereits in der Ts'in- und Han-Zeit ist die magische Alchimie weit verbreitet. Die Suche nach dem Lebenselixier, das die Unsterblichkeit verleihen sollte, hat sogar mehreren chinesischen Kaisern das Leben gekostet. Auch sogenannte „Konfuzianer“ scheuten sich nicht, sich mit dem Versuch, Gold zu machen, zu beschäftigen. Aber erst unter dem Einfluß des Buddhismus, von dem zahlreiche Anregungen aufgenommen wurden, werden die alten Vorstellungen zu einer dogmatischen Lehre ausgestaltet. Nach dem Vorbilde des Buddhismus wurde ein umfangreicher taoistischer Kanon der heiligen Schriften dieser Lehre zusammengestellt. Im Jahre 666 wurde Lao-tse der Titel „Göttlicher Herrscher der erhabenen Mystik“ verliehen. Das Herrschergeschlecht der T'ang beanspruchte, von Lao-tse, dessen Familienname auch Li war, abstammen. Dies ist sicher nicht der Fall, denn das Geschlecht der T'ang war sehr wahrscheinlich nichtchinesischer Abkunft, aber bezeichnend für das damalige Bedürfnis der Herleitung der Geschlechter aus dem chinesischen Altertum. Tiefere Bedeutung hat die Verleihung dieses Titels kaum gehabt. Ebenso wenig wie die Verleihung eines ähnlichen Titels an Konfuzius im Anfang des 8. Jahrhunderts, denn tatsächlich stand um diese Zeit der Buddhismus in

uneingeschränkter Gunst. Erst zu der Zeit der Verfolgung des Buddhismus um die Mitte des 9. Jahrhunderts wurde der Taoismus vorübergehend vorherrschend.

Durch den regen materiellen und geistigen Austausch zwischen Innerasien und China sickerten im Gefolge des Buddhismus noch eine Reihe anderer Religionen nach China ein. China war im mittelalterlichen Reich der T'ang geistig durchaus nicht abgekapselt und abgesperrt, sondern aufnahmebereit und fremdem Ideengut weit aufgeschlossen. So fanden der Zoroastrismus, dessen Dualismus durch die Anknüpfung an den uralten chinesischen Dualismus von Yin und Yang in gewissem Umfange Boden gewinnen konnte, der Manichäismus, der namentlich unter den Uiguren Verbreitung fand, und der Nestorianismus gläubige Anhänger. Im Jahre 636 ließen sich nestorianische Missionare, die aus Innerasien kamen, in der chinesischen Hauptstadt Tsch'ang-an nieder. Die berühmte Inschrift von Si-an-fu aus dem Jahre 781 berichtet über die vorübergehende Blüte des Nestorianismus im 7. und 8. Jahrhundert. Die Echtheit dieser Inschrift, die im 17. Jahrhundert bereits in Europa durch christliche Missionare bekanntgemacht wurde, wurde alsbald stark in Zweifel gezogen. Unter anderen erklärte kein Geringerer als Voltaire sie für eine Fälschung der jesuitischen Missionare. Ihre Echtheit ist indessen nicht allein durch ihren Inhalt, sondern auch durch literarische Belege in den zeitgenössischen chinesischen Staatsakten, einem kaiserlichen Erlaß aus dem Jahre 638 für den Nestorianismus, und das Verfolgungsedikt aus dem Jahre 844 zweifelsfrei erwiesen. Diese Inschrift ist wohl in der abendländischen Wissenschaft am lebhaftesten von allen Problemen der chinesischen Geschichte erörtert, aber durchaus nicht mit gründlicher Kritik durchgearbeitet worden. Der Taumel der Begeisterung, in den die Entdeckung der Inschrift die ersten christlichen Missionare versetzte, scheint immer noch nicht ganz verebbt zu sein und trägt Schuld daran, daß man sie noch nicht mit kritischer Nüchternheit betrachtet und ihrem tatsächlichen Wert entsprechend richtig eingeschätzt hat.

Die Inschrift ist im reinsten klassischen Chinesisch abgefaßt. In einem kurzen geschichtlichen Abriß des Nestorianismus in China widmet sie den Kaisern, die den Nestorianismus förderten und schützten, überschwengliches Lob. Dann folgt eine im reichsten, elegantesten und dafür um so dunkleren Chinesisch abgefaßte Darstellung der Lehre. Die christlichen Gedanken sind darin nur recht dunkel angedeutet. Es zeigt sich, daß der Nestorianismus schon starke gnostische Einflüsse und in Turkestan noch weitere Gedanken

der iranischen Religion in sich aufgenommen hat und schon als sehr verwässertes Christentum nach China gekommen ist. Auch dort ist er dann, schon allein durch die Übernahme fester Ausdrücke aus Taoismus und Buddhismus, noch verschwommener geworden. Die christliche Heils- und Versöhnungslehre ist überhaupt kaum noch erkennbar.

Die Rolle, die der Nestorianismus in China gespielt hat, ist verhältnismäßig gering. Er war nur eine unter den vielen fremden Religionen von nur mäßiger Verbreitung und ist weder nach seiner Ausdehnung, noch nach seiner Einwirkung auf die chinesische Kultur mit den anderen Religionen, geschweige denn mit dem Buddhismus, zu vergleichen. Obwohl der Nestorianismus noch im 13. Jahrhundert von Marco Polo erwähnt wird, ist er später fast spurlos verschwunden, denn von der Verfolgung des Buddhismus im Jahre 844 wurden auch die anderen fremden Religionen, und diese offenbar am stärksten, betroffen. Es wird ausdrücklich erwähnt, daß auch die Nestorianer, die zoroastrischen Magier und die manichäischen Priester wieder in die Listen der Steuerpflichtigen eingetragen werden mußten. Diese, den Anhängern nach kleineren Religionen haben sich offenbar von dem schweren Schlage, im Gegensatz zum Buddhismus, nicht wieder erholen können.

Von fremden Religionen finden sich noch das Judentum, das mit einer kleinen Kolonie seit dem Mittelalter in K'ai-feng vertreten ist, und der Islam. Der Islam ist die einzige fremde Religion, die neben dem Buddhismus im Mittelalter von einiger Bedeutung war, wenn auch mit diesem weder an Breiten- noch Tiefenwirkung vergleichbar. Mohammedanische Gemeinden werden im 9. Jahrhundert, namentlich in Kanton und anderen Hafenstädten des Südens erwähnt. Es scheint sich bei diesen Gemeinden vorwiegend um Ausländer, die über See nach China gekommen waren und kaufmännische Kolonien mit eigener Jurisdiktion bildeten, gehandelt zu haben. Auf dem Landwege drang der Islam zur Mongolenzeit in China ein und fand stärkere Verbreitung, namentlich im Nordwesten und Südwesten, zum großen Teil auch durch moslemische Truppen im mongolischen Heer. Die Mohammedaner in China sind offenbar zumeist fremder Abstammung und werden, auch wenn sie chinesisch sprechen, durch ihre Lebensweise und ihre Bräuche noch heute als Fremdvolk empfunden. Sie zeigen häufig noch rassische Merkmale nichtchinesischer Abstammung, sind aber meist schon stark mit Chinesen vermischt und ziemlich assimiliert. Sie sind vielfach in bestimmten Gewerben tätig, namentlich auch im Handel und Verkehr. Bei den Europäern

sind sie geschätzt als Lieferanten von Rindern und Hammeln, die sonst im Innern von China nicht zu haben sind. Von einem irgendwie bemerkenswerten Einfluß des Islams auf die chinesische Kultur kann kaum die Rede sein. Vielmehr scheint der Islam in China unter dem Einfluß der Umgebung viel von seinem religiösen Schwung und seiner fanatischen Schärfe eingebüßt zu haben; allerdings sind diese Eigenschaften in späterer Zeit mehrfach mit elementarer Wucht in blutigen Aufständen wieder durchgebrochen.

DAS GEISTESLEBEN

Die buddhistische Philosophie

Wie in der Zeit der Zerrissenheit des späten Altertums in einzelnen kämpfenden Staaten die klassische Philosophie blühte, so blühte in den unruhigen Jahrhunderten der Zerrissenheit des frühen Mittelalters die buddhistische Philosophie. Trotz aller Roheit der Zeit waren auch diesmal zahlreiche Höfe glanzvolle Mittelpunkte des geistigen Lebens. Durch die Anregung mit neuen Ideen wurde diese Zeit zu einer geistig ungemein regsamen und schöpferischen Epoche. Stand auch das philosophische Denken ganz unter dem Eindruck des Buddhismus, so wurden doch aber auch die überlieferten einheimischen Systeme durch die Auseinandersetzung mit dem fremden Gedankengut angeregt, über neue Probleme nachzudenken und diesen gegenüber ihre Weltanschauung zu vertreten und zu behaupten. Schließlich ergingen sich auch Taoisten und Konfuzianer unter völliger Vernachlässigung der Tagesfragen in rein abstrakten Erörterungen. So war die Zeit des frühen Mittelalters eine Zeit der fruchtbarsten Geisteskämpfe zwischen den Vertretern der verschiedensten Weltanschauungen. Der Beginn eines neuen Zeitalters hebt sich deutlich auch in der philosophischen Entwicklung ab. Unter indischem Einfluß nämlich wurde das magische Denken, das in der chinesischen Philosophie noch immer vorherrschend war, völlig zurückgedrängt. Während zur T'ang-Zeit ein ausgesprochener Zug der Weltabgewandtheit vorherrscht, wurde in der Sung-Zeit das Denken, obwohl wieder auf mythisch-magische Urgründe zurückgehend, dennoch immer rationalistischer. Das Magische wurde nun zu einem rationalen System ausgestaltet.

Die komplizierten Gedankengänge der indischen Philosophie erforderten ein Höchstmaß an spekulativer Denkschulung, zu der die indische Philosophie anregte. Durch die Pilgerreisen blieb das geistige Leben in China immer auf dem laufenden mit den Fortschritten

und der Entwicklung der indischen Philosophie, und zwar sowohl dem Gedankeninhalt als auch dem formalen Denken nach. In der Form des Denkens hatte die formale indische Logik die chinesischen Philosophen zuerst mit der Theorie der Schlußfolgerung und des Trugschlusses bekanntgemacht. Der indische Syllogismus war ursprünglich fünfteilig, wurde aber später zum einfachen dreigliedrigen Schema, das dem des Aristoteles entsprach, vereinfacht und bereits durch den Pilger Hsüan-tsang nach China gebracht.

Buddha selbst hatte sich gegenüber der metaphysischen Fragestellung über das Woher und das Dasein der Existenz ablehnend verhalten. Das Lebensproblem wurde von ihm rein psychologisch aufgefaßt: Die Existenz ist leidvoll, weil vergänglich, und daher wesenlos. Später traten dann aber doch Erörterungen über den Lebensinhalt im Sinne von Sein und Nicht-Sein auf. Buddhistische philosophische Gedanken, wie sie in der Han-Zeit nach China kamen, enthält das erste in chinesischer Sprache abgefaßte buddhistische Werk, das Sutra der 42 Abschnitte: Alles ist dauerlos, veränderlich und vergänglich, alles ist wesenlos, das ist die Grundwahrheit, die für alles gleich ist. Ein Ding ist wie das andere. Was wir das Wesen der Dinge und ihre unterscheidenden Merkmale nennen, ist nur eine Vorspiegelung. Es gibt auch kein Ich. Die Vorstellung des Ich ist auch nur Täuschung, Illusion.

Der absolute Negativismus des Mahayana-Buddhismus, der sich aus der ursprünglichen Philosophie des Hinayana folgerichtig entwickelte, ist in den Schriften über die „Vollkommenheit der Erkenntnis“ zuerst mit einiger Schärfe dargestellt worden. Die Darstellung in diesen Texten ist indessen nicht so sehr systematisch, sondern der Begriff der Leerheit wird vielmehr dialektisch in dem Sinn, wie die griechischen Sophisten lehrten, „daß ein Seiendes nicht vorhanden sei“, entwickelt. Von größter Bedeutung für die Philosophie des Mahayana-Buddhismus wurde die Lehre vom „Mittleren Weg“. Sie nahm den sogenannten mittleren Standpunkt ein und lehrte, daß das Dasein weder seiend noch nicht-seiend, sondern Leerheit sei. Mit Hilfe einer raffinierten Begriffsdialektik wurden die überlieferten Begriffe des Denkens zersetzt und als haltlos erwiesen. Die „Vollkommenheit der Erkenntnis“ lehrte nun die trügerische Leerheit der Welt der Erscheinungen und stellte den Satz auf, daß die Erscheinungen, die Sinnesvorgänge, das begriffliche Denken, ja selbst die buddhistischen Lehren leer sind. Die Aussage von der vollkommenen Leerheit schließt jegliche Qualität, auch die der Nicht-Existenz, aus. Der Satz von der Leerheit wurde ursprünglich nicht

bewiesen oder abgeleitet, er wurde aufgestellt, auf die verschiedenen Begriffe angewendet und als Hauptinhalt der buddhistischen Lehre bezeichnet. Erst in dem späteren Lehrsystem haben die negativistischen Lehren eine ausführliche logische Behandlung und Vertiefung erfahren.

Metaphysische wie ontologische und erkenntnistheoretische Probleme waren schon von der ältesten chinesischen Philosophie, am großartigsten wohl von Tschuang-tse angeschnitten worden, doch sind für sie die Gedanken der buddhistischen Philosophie von der Leerheit etwas durchaus Neues. In der indischen Philosophie wurde die Lehre des mittleren Weges dann weiter entwickelt zu der „Lehre von der alleinigen Existenz des Geistigen“. Die Außenwelt, die in Wahrheit nicht existiert, ist demnach nur ein Gebilde der geistigen Kraft des „aufgespeicherten Bewußtseins“ in uns. Die Vorstellung einer objektiven Welt, die einen wirklichen, von dem Vorstellenden unabhängigen Bestand hat, ist Nichtwissen, Irrtum, Schein. Nur wer den Schein durchdringt, erkennt, daß die angeblichen Wirklichkeiten nichts anderes sind als Vorspiegelungen. Bis zur wahren Einsicht gibt es drei Stufen der Erkenntnis, aber die subjektive begrenzte Ichvorstellung, zu der diese Vorstellungen leicht verführen könnten, ist noch falsch. Hinter den geistigen Vorgängen nämlich steht ein einheitlicher absoluter Geist, der nur in ekstatischen Zuständen, die durch Yoga-Übungen hervorgerufen werden, erreicht werden kann. Die Yoga-Lehre ist dann allerdings später zu einem primitiven Zauberglauben in populärster Form entartet.

Eine Rechtfertigung für die philosophische Ausgestaltung der Lehre wurde in den verschiedenen aufsteigenden Lehrperioden gesehen, die Buddha, um sich der verschiedenen Fassungskraft seiner Zuhörer anzupassen, durchgemacht haben soll.

Philosophische Gegenströmungen

Unter den neuen Problemen, mit denen das chinesische Denken sich nun auseinanderzusetzen hatte, steht die Unsterblichkeit der Seele an erster Stelle. In der Philosophie des Altertums hatte das Seelenproblem keine Rolle gespielt. Auch im Mittelalter findet sich schon früh ein chinesischer Philosoph, Fan Tschien (etwa 450—515), der die von den Buddhisten gelehrt Unsterblichkeit der Seele auf das stärkste bekämpfte und einen absolut materialistischen Monismus vertrat. Der Körper ist nach ihm die Materie des Geistes, der Geist andererseits lediglich die Funktion des Körpers. Beide sind daher nicht voneinander zu scheiden, und die Seele stirbt demnach

zugleich mit dem Körper. Wenn auch Fan Tschen formal noch unbeholfen und zum Teil befangen in alten Anschauungen erscheint, so ist er dem Gedanken nach doch durchaus selbständig und überragend im Vergleich zu den späteren Gegnern des Buddhismus. Denn auch in den folgenden Jahrhunderten hat es dem Buddhismus nicht an Gegnern gefehlt, aber unter ihnen fanden sich vom 6. bis 10. Jahrhundert keine hervorragenden philosophischen Köpfe. Was philosophischen Geist und gedankliche Tiefe besaß, stand in dieser Zeit ausnahmslos im Lager der Buddhisten. Unter den Gegnern des Buddhismus zur T'ang-Zeit wird Han Yü gewöhnlich der vornehmste Platz eingeräumt. Indessen sind seine Gedanken zu flach, als daß daraus eine philosophische Gegenströmung hätte aufgebaut werden können. Er gehört vielmehr als glänzender Stilist und Vertreter des Formalismus in der Literatur der Literaturgeschichte, aber nicht der Philosophiegeschichte an.

Erst in der Sung-Zeit wurde die philosophische Gegenströmung zu einem System ausgebildet. Die Gründe für das Aufblühen der Philosophie während der Sung-Zeit sind vornehmlich darin zu suchen, daß durch die Polemik gegen den Buddhismus der chinesische Geist angeregt, geschult und gekräftigt und durch die „Erfolge“ der Buddhistenverfolgungen selbstbewußter geworden war. Weiter nahm durch die Schaffung der reinen Zivilverwaltung das politische Leben in den sich bildenden politischen Parteien auch in geistiger Hinsicht einen gewaltigen Aufschwung. Schließlich zwang die Not der Zeit immer wieder zum Nachdenken. Allerdings fanden gerade in der Sung-Philosophie praktische Bedürfnisse der Zeit am wenigsten Berücksichtigung. Die Sung-Philosophie ist häufig mit Recht „Scholastik“ genannt worden. Und in der Tat brachte sie in der geistigen Entwicklung des Mittelalters einen ähnlichen Abschluß wie die Scholastik in der abendländischen mittelalterlichen Philosophie, indem sie das Dogma zu einem starren Schema ausgestaltete. Sie war also durchaus keine Renaissance, da sie nur Bruchstücke des Alten in ihren Bau hineinbaute, wie eine mittelalterliche Kirche aus den Bruchstücken eines antiken Tempels aufgebaut wurde. Mittelalterlich ist auch der törichte Ernst selbst in den abstrusesten Dingen. Das System besteht aus einer eklektischen Naturphilosophie, die ganz mit starrem und unduldsamen mittelalterlichem Geist durchdrungen ist. Der Ausgangspunkt der Naturphilosophie (Sing-li) sind bestimmte mythische Begriffe des I-king, in dessen dunklen, schwer verständlichen Inhalt philosophische Gedanken hineininterpretiert wurden. Wenn auch die Philosophen der Sung-Schule sich äußerlich als

„Konfuzianer“ ausführten, waren sie doch innerlich völlig vom Buddhismus beeinflußt. Sie selbst nannten ihre Lehre Tao-hüe oder Li-hüe. Erst erheblich später, unter der Mandschu-Dynastie wurden sie dann mit dem Namen „Schule der Sung-Konfuzianer“ bezeichnet. Die fünf großen Philosophen dieser Schule sind: Tschou Tun-i (1017—1073), die beiden Brüder Tscheng, Tscheng Hao (1032 bis 1085) und Tscheng I (1033—1107), Tschang Tsai (1020—1076), und schließlich der, wenn auch nicht bedeutendste, aber doch in der Folgezeit am stärksten wirkende Tschu Hi (1131—1200). Tschou Tun-i ist der Verfasser der „Erklärung zur Tafel des Urprinzips“, eines graphischen Schemas mit Erläuterungen, das deutlich zeigt, daß der Ausgangspunkt im systematischen Denken der Chinesen die Anschauung ist. Dazu kommt noch die Wirkung des Stils auf den Gedankengang, der für die alte chinesische Philosophie charakteristisch ist und auch in der Sung-Philosophie von erheblicher Bedeutung war. Der Parallelismus der Satzglieder wirkte auch auf die Entwicklung des Gedankens ein, so daß man geradezu von einem „geistigen Reim“ sprechen kann, der das Gefüge der Gedanken immer stark bestimmte. Aus den mythischen Überlieferungen wurde von Tschou Tun-i ein strenges philosophisches System herausgebildet. Der Dualismus von Yin und Yang wurde auf ein „erstes Urprinzip“, das einmal im I-king erwähnt ist, zurückgeführt. Aus dem Wechsel von Bewegung und Ruhe entstehen nacheinander Yang und Yin, daraus weiterhin der ewige Wandel der fünf Elemente usw. So suchte diese kosmologische Philosophie den alten mythischen Dualismus rational faßbar zu machen und versuchte gleichzeitig, unter dem Einfluß des rationalen Denkens, aus den alten mythischen Vorstellungen ein rationalistisches monistisches System herzustellen. Kennzeichnend für die ganze Sung-Philosophie ist die keineswegs glückliche Verquickung von rationalem und mythischem Denken. Tschou's Schüler, die beiden Brüder Tscheng, hatten ihrerseits wieder stärkeren Einfluß auf den späteren Tschu Hi. Bei ihnen ist eine erhebliche Einwirkung buddhistischer Gedanken in den wesentlichen Hauptpunkten zu bemerken. Beide haben sich nachweislich eingehend mit der buddhistischen Philosophie beschäftigt. Tschang Tsai, der ebenfalls stark unter buddhistischem und taoistischem Einfluß stand, stellte als Grundprinzip ein Letztes und Höchstes auf, das einerseits das leitende Weltgesetz die „erhabene Harmonie“, andererseits die potentielle Wirklichkeit, aus der die empirische Natur aller Dinge hervorgeht, die „erhabene Leerheit“ ist.

Tschu Hi hat sich in seiner Jugend sehr stark mit dem Buddhismus

beschäftigt, ist vielleicht sogar gläubiger Buddhist gewesen und hat sich erst im Lauf seiner geistigen Entwicklung zu einer national-chinesischen Philosophie durchgerungen. Er stellte das gesamte Philosophieren in den Dienst der theologischen Moralphilosophie und unternahm es, bestimmte Sätze der mythischen Überlieferung der heiligen Schriften des konfuzianischen Kanons mit den Mitteln der durch die buddhistische Philosophie gewonnenen Geistesschulung zu einer Gesamtweltanschauung auszubauen und einem scholastischen wissenschaftlichen System auszugestalten. In Weiterentwicklung der ursprünglich schon von Tschou Tun-i aufgestellten Kosmologie glaubte er, daß dem materiellen Dasein der Welt (K'i) ein sittliches Grundgesetz (Li) als regulierendes Prinzip zugrunde liege. Dieses ist wieder zwar unpersönlich und nicht vermenschlicht, aber mit einem lenkenden sittlichen Willen gedacht. Tschu Hi's eigentliche Bedeutung liegt aber mehr auf philologisch-historischem als philosophischem Gebiet. Er ist weit mehr bekannt geworden und wirksam gewesen durch seine Kommentierungen der kanonischen Schriften, in denen er oft recht gewaltsam zahlreichen Stellen einen weit hergesuchten moralphilosophischen Sinn unterschob. Namentlich ist er aber durch sein Werk als moraltheologischer Historiker für die spätere Zeit von erheblicher Bedeutung geworden. Seine Behandlungsweise der Geschichte ist ausgesprochen die der Moraltheologie, die das sittliche Gesetz auf konkrete praktische Fälle anzuwenden sucht und dadurch Gewissensfragen, die sich besonders bei einer Kollision der Pflichten ergeben, entscheiden will. Dabei war die chinesische Kasuistik im Gegensatz zur abendländischen immer auf konkrete historische Fälle beschränkt. Hier zeigt sich ganz deutlich, daß die chinesische Philosophie erst recht in ihrer Scholastik auf das geschichtliche Beispiel keinesfalls verzichten konnte. Wenn ein politisches oder moralisches Problem erörtert wurde, wurde es immer an Hand von Beispielen aus der Vergangenheit erörtert, das heißt also, die Argumentation war in der chinesischen Philosophie nicht logisch sondern historisch. An die Stelle eines logischen Beweises trat, wie in der Philosophie des Altertums erst recht in der Scholastik, als Beweismittel das geschichtliche Beispiel. Mit scholastischer Umständlichkeit wurde die gesamte Geschichte zu einer gewaltigen kasuistischen Sammlung umgebaut.

Gegen Tschu Hi sind auch schon zur Sung-Zeit Gegner aufgetreten, namentlich aber in der Ming-Zeit der vielleicht bedeutendste chinesische Philosoph Wang Yang-ming. Daß China bis in die Neuzeit unter dem Banne der Gedanken des Tschu Hi stand, ist weder

das Verdienst der Tiefe seiner philosophischen Gedanken, noch durch die oft behauptete geistige Sterilität der späteren Zeit begründet, sondern einzig und allein der zielbewußten und folgerichtigen Politik der ersten Kaiser der Mandschu-Dynastie zu danken.

Die buddhistische Literatur

Die chinesische Völkerwanderung hatte bis zu einem gewissen Grade die Grundlagen der alten Kultur zerstört. Das zeigt sich mit aller Deutlichkeit schon darin, daß zur T'ang-Zeit die Einrichtungen des Staates und der Kultur des Altertums größtenteils nicht mehr ohne weiteres verständlich waren. Die Kenntnis vieler Dinge war völlig verlorengegangen, dem Altertum geläufige Begriffe waren verschwunden, ja, selbst die Sprache hatte sich in Nordchina unter dem Einfluß der fremden Völker sehr stark verändert. Dadurch ist es nur zu erklärlich, daß die literarische Überlieferung von den speziellen Wissenschaften der Han-Zeit und das sachliche Wissen sowie die Kenntnis des Gegenständlichen verlorengingen, und sich damit eine empfindliche Lücke in der Überlieferung auftat. Diese wurde noch dadurch vergrößert, daß im späten Altertum und im frühen Mittelalter unendliche Mengen literarischer Schätze bei den Kämpfen um die jeweilige Hauptstadt und die Vernichtung der kaiserlichen Bibliotheken unwiederbringlich vernichtet wurden. Noch im Jahre 554 ging mit dem Untergang der Liang-Dynastie die kaiserliche Bibliothek in Flammen auf, wobei unschätzbare Werte verloren gingen, namentlich wenn man berücksichtigt, daß die Zahl der Manuskripte äußerst gering war. Eine große Anzahl von ihnen war nur in einem Exemplar vorhanden. Aus allen diesen Gründen kam unter der T'ang-Dynastie die Wissenschaft von der Auslegung und Exegese der Texte des Altertums zu lebhafter Entwicklung. Auch auf die Kommentatoren hatte der gleichzeitig herrschende Buddhismus einen nicht geringen Einfluß. Unter den Exegeten gab es eine besondere Schule tiefsinniger Mystiker, die sich ganz an buddhistische Gedankengänge anschlossen.

Die Geschichte der buddhistischen Literatur in China beginnt mit dem bereits erwähnten Sutra der 42 Abschnitte. Es ist das erste buddhistische Werk in chinesischer Sprache. Im Gegensatz zu der unmittelbar folgenden Periode, in der die buddhistische Literatur vorwiegend aus Übersetzungen aus dem Sanskrit bestand, ist das Sutra der 42 Abschnitte nicht nach einem Sanskrittext übersetzt, sondern unmittelbar chinesisch verfaßt. Es ist eine Zusammenstellung der wichtigsten buddhistischen Lehren und Vorschriften nach ver-

schiedenen Schriften und als erste Einführung in den Geist und das Wesen des Buddhismus bestimmt. Zum größten Teil besteht es aus einfachen Vorschriften, wie der gläubige Buddhist leben, was er meiden und welche bösen Leidenschaften er unterdrücken soll. Auch gibt es wie oben schon gezeigt, in einigen seiner Abschnitte eine Einführung in die buddhistische Philosophie. Zusammen mit der später aus dem Indischen übersetzten „Abhandlung über die Weckung des Glaubens“ ist das Sutra auf die Ausgestaltung des chinesischen Buddhismus und die Geistesgeschichte des Mittelalters von nicht geringer Wirkung gewesen.

Die Übersetzungen buddhistischer Schriften in das Chinesische zogen sich über einen langen Zeitraum und mehrere Perioden hin. Die erste Periode umfaßt die Zeit vor der T'ang-Dynastie, die zweite Periode die T'ang-Dynastie, und die dritte Periode die Sung-Dynastie. Unter den Übersetzern der ersten Periode ragt als der bemerkenswerteste Kumarajiva hervor. Er wurde als Sohn eines vornehmen Inders und einer türkischen Prinzessin in Kutscha in Turkestan geboren und seit seinem neunten Jahre im Kloster erzogen. Im Jahre 401 kam er nach Tsch'ang-an, wo er bis in sein hohes Alter eine überaus fruchtbare Tätigkeit entfaltete. Unter seiner Oberleitung wurden zahlreiche Werke ins Chinesische übersetzt. Der zweite unter den großen Übersetzern ist der schon mehrfach erwähnte Pilger Hsüan-tsang.

Über die Übersetzungen hinaus war der Buddhismus von erheblicher literarischer Wirkung. Es trat nun in der Literatur eine Richtung auf, die buddhistische Ausdrucksweise und buddhistische Ausdrücke gebrauchte und den Buddhismus und seine Lehren auf das überschwenglichste pries. Die Träger der buddhistischen Dichtung waren ursprünglich Mönche. Der erste Verfasser von Gedichten buddhistischen Inhalts, der nicht Mönch war, war der als Dichter und Maler gleich berühmte Wang Wei (699—759), der „Buddha der Dichtung“ genannt wurde. Weiter war auch Liu Tsung-yüan, der Zeitgenosse des Han Yü, gläubiger Buddhist, was in seinem literarischen Werk klar zum Ausdruck kommt.

In der lyrischen Dichtung wurde schon früh der Grundsatz vertreten, daß Dichtung und buddhistische Versenkung auf das gleiche hinauslaufen.

In der T'ang-Zeit entstanden eine Reihe von Sammlungen buddhistischer Literatur, unter denen das bedeutendste Werk „Die Sammlung zur Verbreitung und Aufklärung“ (Hung-ming-tsi) ist, das auch, charakteristisch für die buddhistische Art der Diskussion,

die antibuddhistischen Polemiken zusammen mit ihren Entgegnungen enthält. Das Werk, in literarischer Sprache geschrieben, genießt in der chinesischen Literatur hohes Ansehen. Der buddhistische Kanon „die drei Körbe“, die chinesische Version des indischen Tripitaka, enthält die Abteilung Sutras, heilige Lehrschriften, die Abteilung Vinaya, Ordensregeln, und die Abteilung Abhidharma, die Nebenlehren, d. h. auf der Lehre fußende Dogmatik. Die in das Chinesische übertragenen Sanskrittexte haben das Interesse der abendländischen Wissenschaft in gesteigertem Maße auch aus dem Grunde gefunden, weil eine ganze Reihe der im chinesischen Kanon vollständig und in verhältnismäßig guter Überlieferungsform erhaltenen Texte im indischen Original teils stark verstümmelt, teils überhaupt verlorengegangen sind. Der chinesische buddhistische Kanon enthält aber neben den Übersetzungen auch eine große Anzahl chinesischer Originalwerke, darunter Pilgerberichte, Biographien, volkstümliche Heiligenlegenden und zahlreiches andere mehr. Die Sammlung nimmt 55 stattliche Foliobände ein, zu denen noch ein Nachtrag von 30 Bänden tritt. Der Wert der einzelnen Stücke ist allerdings recht unterschiedlich. Die Redaktoren sind bei der Zusammenstellung offenbar recht weitherzig gewesen. Nichtsdestoweniger verdient die mühevollen Sammlung dieses ungeheuren Materials, das eine lückenlose Darstellung der buddhistischen Lehre und ihrer Entwicklung wie auch ihrer Gegenströmungen anstrebt, uneingeschränkte Bewunderung.

Die tibetische buddhistische Literatur besteht aus dem Kandschur, der großen Sammlung buddhistischer Texte, die auf Predigten Buddhas zurückgehen, und dem Tandschur, der großen Sammlung von Lehrschriften, die Hymnen, Rituale, Liturgien, Theologie und andere Wissenschaften und Künste enthält. Im Anfange des 7. Jahrhunderts, unter dem ersten „Religionskönig“, wurde nach dem Muster der indischen eine tibetische Schrift geschaffen, die in ihrer heutigen Druckform der indischen noch außerordentlich ähnelt, und begonnen, die buddhistische Literatur aus dem Indischen zu übersetzen. Im 13. Jahrhundert wurde die große Sammlung beendet, nachdem zahlreiche Gelehrte aus Indien und China daran gearbeitet hatten. Ein großer Teil der Schriften ist aus chinesischen Vorlagen übersetzt worden, wodurch sich zahlreiche Irrtümer, namentlich in der Wiedergabe von Sanskritausdrücken, erklären.

Die eigenartigste Erscheinung des tibetischen Geisteslebens ist der Dichter Mi-la ras-pa (11. Jahrhundert). In seinen „Hunderttausend Gesängen“ erhebt sich die tibetische Literatur wohl zu ihrer höchsten

Höhe. Sein Entwicklungsgang, der in eingestreuten Episoden geschildert wird, erscheint wie eine poetische Darstellung der tibetischen Geistesgeschichte, von schwarzer Magie durch harte Lehrzeit zur Erleuchtung und Erlösung in der Erkenntnis des Mahayana-Buddhismus. Die Dichtung atmet echtes, inniges Gefühl. In Naturschilderungen und Stimmungsbildern ist das Erlebnis der heimatischen Landschaft mit seinen langen, harten Wintern und seinen kurzen, dafür nur um so mehr beglückenden Sommern meisterhaft gestaltet worden. Die Gesänge sind noch reich an treffenden Schilderungen des Volkslebens und den im Volke lebenden Märchen.

Weiter besteht die tibetische Literatur vor allem in geschichtlichen Überlieferungen und im nationalen Epos, der Kesar-Sage, in der die alten religiösen Vorstellungen mit buddhistischen Elementen zu einem bunten Gemisch vereint sind.

Um die Jahrhundertwende wurden in der Nähe einer alten Handelsstadt, in Tun-huang, im äußersten Westen der Provinz Kansu, in vom Wüstensand verwehten Steinkammern, unter anderem in der sogenannten „Höhle der tausend Buddhas“, zahlreiche Manuskripte und Drucke aus der Zeit der T'ang und der folgenden fünf Dynastien gefunden. Sie befinden sich heute größtenteils in der Pariser Nationalbibliothek und im Britischen Museum. Die Bedeutung dieser Funde, um nur die wichtigsten Punkte zu nennen, ist, daß sich dort bisher in den chinesischen literarischen Quellen nicht erwähnte, ferner berühmte, aber verlorengegangene Werke fanden; daß mehrere neue zentralasiatische Sprachen in diesem Material entdeckt wurden, und schließlich, daß sich dort eine ganze Reihe von Schriften des Nestorianismus, des Manichäismus, des Mazdäismus fanden. Die dort gefundenen buddhistischen Wandmalereien haben Aufschlüsse über die früheste chinesische Malerei, die Bauweise des Mittelalters und anderes mehr gebracht. Das älteste gedruckte Buch, ein buddhistischer Text aus dem Jahre 698, gehört ebenfalls zu den dort gemachten Funden.

Der Blockdruck, zu dessen Erfindung die buddhistische Propaganda ohne Zweifel in starkem Maße beigetragen hat, ist nun immer mehr von Bedeutung für die Erhaltung von Werken der Literatur geworden. Seit der Erfindung des Blockdrucks sind kaum noch irgendwelche wesentlichen literarischen Verluste zu beklagen.

Die lyrische Dichtung

Waren in der Literatur der Han-Zeit noch Gedanke und Inhalt der wesentliche Maßstab für den Wert eines literarischen Kunst-

werkes, trat nun allmählich immer mehr eine stärkere Betonung des Wertes der äußeren Form auf, während inhaltlich das Irrationale nach und nach absurde Dimensionen annahm. Die überschwengliche Phantasie wurde allmählich bis ins Grenzenlose gesteigert. Die praktischen Dinge des Lebens und die gegebene Wirklichkeit dagegen wurden demgegenüber vernachlässigt.

In der Zeit des frühen Mittelalters ragt ein Dichter durch Schlichtheit des Gedankens und Tiefe der Empfindung hervor. Es ist T'ao Ts'ien oder T'ao Yüan-ming (365—427). Er war kurze Zeit Beamter, verließ aber sein Amt mit der Bemerkung: „Was soll ich um fünf Scheffel Reis meinen Rücken beugen wie ein kleiner Dorfjunge“, und zog sich auf sein kleines Landgut zurück, wo er das genügsame Leben eines schlichten Landmannes führte. Diese Rückkehr auf das Land besingt er in seinem berühmtesten Gedicht „Heimkehr“. In ihm feiert er das idyllische Landleben im starken Kontrast zum politischen Leben der Zeit. In der Parabel „Die Pfirsichblütenquelle“ schildert er in anmutigster Form ein abgelegenes, zufällig entdecktes, später aber nicht wieder auffindbares Idyll eines verwunschenen Dörfchens, an dem die wildbewegten Zeiten spurlos und unbemerkt vorbeigegangen sind. Liebevoller Versenkung in die Natur und Weltflucht aus den unbefriedigenden Kreisen des öffentlichen Lebens sind die Grundzüge seines Dichtens. Er ist damit der Begründer der idyllischen Dichtung. Der bedeutende Essayist der Sung-Zeit, Ou-yang Siu, sagte über das Gedicht „Heimkehr“: „Zur Tsin-Zeit gab es keine Literatur, glücklicherweise aber einzig und allein dieses eine Stück.“ Über das berühmteste seiner zwanzig Trinklieder sagte der berühmte Staatsmann Wang An-schi: „Seit es Dichter gibt, hat es nie wieder solche Verse gegeben.“

In der T'ang-Zeit erlebte die lyrische Dichtung ihre höchste Blüte. Die beiden bedeutendsten Dichter dieser Periode sind Li Po oder auch Li T'ai-po (699—762) und Tu Fu (712—770). Sie sind das große Doppelgestirn unter den zahlreichen Dichtern der mittleren T'ang-Zeit und als die beiden Heroen der Dichtung überall hochgeschätzt. Schon sehr früh wurden ihre Werke zusammen herausgegeben. Zu Lebzeiten waren sie engstens befreundet und in ihren Werken findet sich der Niederschlag dieser Freundschaft, aber in Charakter, Gedanken und Ziel waren sie die größten Gegensätze. Li Po wird einem fliegenden, dahinstürmenden Genius verglichen und „Gott der Dichtung“ genannt, während Tu Fu als der „Heilige der Dichtung“ bezeichnet wird. Zusammen mit dem bereits erwähnten Buddhisten Wang Wei, der „Buddha der Dichtung“ genannt

wird, sind sie das große Dreigestirn der T'ang-Zeit. Ihrem Wesen nach unterscheiden sich die beiden: Li Po als der vergeistigte, weltflüchtige, idealistische Taoist, in dessen Gedichten die Stimmung eines Augenblickes in schlichten Vierzeilern oder Kurzgedichten von entzückender Frische festgehalten wird. Seinem Charakter nach ist er ungebundener, sanguinischer Optimist. Tu Fu dagegen ist der weltlich, diesseitige, realistische Heilige im Geiste des Konfuzianismus, der reich an Gefühl, seine Gedichte mühsam zusammenzimmert, dem Charakter nach sentimental, eng an der Heimat hängend und ständig von den Zeitereignissen tief ergriffen. Darum ist Li Po in seinen Gedichten visionär und folgt eigenwillig der launenhaften Eingabe des Augenblicks, während Tu Fu seine Höhepunkte gerade dann hat, wenn er tief versunken in Melancholie niedergeschlagen erscheint. Li Po wird verglichen dem ewig bewegten Meer, Tu Fu einem gewaltigen emporragenden Berg.

Von jeher haben die chinesischen Literaturhistoriker und Kritiker, ja, auch die Dichter, wie Po Kü-i und Han Yü, jene beiden hochgeschätzt und bewundert. Po Kü-i (772—846) hat in volkstümlicher, verständlicher Sprache geschrieben und gerade in der natürlichen Frische seinen größten Reiz. Wohingegen Han Yü (768—824) seine Gedichte und Essays im alten Stil, der vom Volke nicht mehr verstandenen literarischen Sprache des Altertums, verfaßt hat. Seine berühmte Eingabe gegen den Buddhaknochen hat oben bereits Erwähnung gefunden. Der Einfluß des Buddhismus auf das geistige Leben zeigt sich auch wieder darin, daß selbst dieser strenge Konfuzianer, wenn auch nur im Negativen, von ihm stärkstens beeinflusst wurde. Han Yü zeichnet weniger Tiefe des Gedankens als Brillanz der literarischen Form aus. Seine Form des „Alten Stils“ galt für alle späteren Zeiten als eines der höchsten Vorbilder, wobei jedoch über dem glänzenden Stil oft die Dürftigkeit und Nüchternheit der Gedanken übersehen wurde. Sein Freund und Zeitgenosse Liu Tsung-yüan, der Buddhist war, ist zweifellos der Tieferer und Gedankenreichere von beiden. Die spätere Wertschätzung Han Yü's hing auch aufs engste mit der Wertschätzung der Literatur nach ihrem politischen Wert zusammen.

Schon früh war mit der Erörterung des Wertes der Literatur unter den verschiedensten Gesichtspunkten begonnen worden. Die erste chinesische Poetik ist das Wen-sin-t'iao-lung von Liu Hie (gest. 473). In ihm wurde zum ersten Male den Beziehungen zwischen dem seelischen Ausdruck und literarischer Form nachgegangen. Selbst ein brillantes Kunstwerk, dessen äußere Form dem gedanklichen Inhalt

ebenbürtig ist, untersucht es den Aufbau und die Komposition der Dichtung. Es ist nicht nur das älteste, sondern auch das geistvollste chinesische Werk über Poetik. Ein aus der T'ang-Zeit stammendes Manuskriptfragment des Werkes befindet sich unter den in Tun-huang gefundenen Schriften. Von der gewaltigen Rolle, die die Dichtung im Mittelalter gespielt hat, gibt die große Sammlung der „Vollständigen T'ang-Gedichte“, die in 900 Kapiteln über 48 900 Gedichte von 2200 Dichtern enthält, einen anschaulichen Eindruck.

In der Erörterung literarischer Fragen stand die Gegenüberstellung von Form und Inhalt obenan. Einerseits gab es die leitende Auffassung, daß der Inhalt, der natürlich bis zu einem gewissen Grade auf Form nicht verzichten kann, das wichtigste Element der Dichtung ist. Dieser Auffassung schlossen sich die größten und originellsten Dichter und Essayisten, die mit ursprünglicher Schöpferkraft einen Gedanken darstellen, an. Im Gegensatz dazu stand die Richtung der Dichter, die die Form, die sie selbst in mühevoller Arbeit ausgefeilt hatten, über alles stellten. So schrieb ein Schüler des Han Yü am Ende des 8. und Anfang des 9. Jahrhunderts: „Mag auch der Gedanke tief und der Gedankengang richtig sein, Literatur wird er erst durch die ausgearbeitete und ausgefeilte Form“, und ein anderer im 12. Jahrhundert: „Schließlich kann es ohne Form keinen Inhalt geben, darum ist die Form das Wichtigste. Wer Literatur schreiben will, muß sich erst die alten Ausdrücke und klassischen Redewendungen ins Gedächtnis eingeprägt haben. Wer in seiner Brust solch einen reichen Gedächtnisschatz trägt, braucht sich, wenn er den Pinsel ergreift, nur noch zwanglos der Versenkung hinzugeben.“ Diese Auffassung ist nicht nur charakteristisch für eine wesentliche Zeit der chinesischen Dichtkunst, sondern auch für die Auffassung, daß buddhistische meditative Versenkung und schöpferische Dichtung eins sind. Der äußere Formalismus hat in seiner übersteigerten Form aber völlig den eigentlichen Zweck gegenüber dem ästhetischen Formenschmuck außer acht gelassen und den Sinn als nebensächlich behandelt. Schließlich hat diese Übersteigerung schärfste Kritik gefunden. Man warf dem Formalismus vor, daß seine Vertreter in abgedroschene Platttheiten verfielen und den Leser langweilten, denn sie brauten lediglich abgeschriebene stereotype Phrasen der Alten zusammen.

Die wissenschaftliche Literatur

Die Literaturwissenschaft dieser Zeit hat ihre bedeutendste und wichtigste Quelle in dem Katalog der Sui-Annalen, der zusammen

mit dem Han-Katalog die Grundlage der gesamten chinesischen Literaturgeschichte ist. Die Systematik, wie sie die spätere Bibliographie beherrscht, stammt aus dem Literaturkatalog der T'ang, der 512 verfaßt wurde. Zu erwähnen ist noch, daß der Aufstand des An Lu-schan etwa sechs Zehntel der im Han-Katalog enthaltenen Werke vernichtet hat.

Unter der wissenschaftlichen Literatur des frühen Mittelalters nimmt die amtliche Geschichtsschreibung einen verhältnismäßig breiten Raum ein. Die Geschichten der zahlreichen kurzlebigen „Dynastien des Nordens und Südens“ wurden fertiggestellt, nachdem im Jahre 424 die „Annalen der Späteren Han-Dynastie“ beendet worden waren.

Auf die Bedeutung buddhistischer Pilgerreisen für die geographische Wissenschaft ist schon mehrfach hingewiesen worden. Der literarische Niederschlag der ebenfalls bereits oben erwähnten amtlichen Nachrichtensammlung über die Länder des Westens ist das Si-yü-t'u-ki, eine Beschreibung von 44 Staaten Zentral- und Westasiens, in der die Länder des Westens sozusagen neu entdeckt wurden. Die Ausweitung des geographischen Horizontes zu Beginn des 9. Jahrhunderts hatte noch eine weitere bedeutsame Folge, da Kia Tan, ein Staatsmann, dessen Liebhaberei die Geographie war, die erste in der chinesischen Literatur erwähnte Landkarte herstellen ließ. Sie umfaßte das ganze chinesische Reich und die damals unterworfenen Kolonialgebiete, war reich beschriftet und mit Erklärungen versehen. Die gesamte Karte war nach der Methode der quadratischen Einteilung hergestellt. Zweifellos haben die Beziehungen, die der arabisches Handel zum Westen vermittelte, auf die Entwicklung der geographischen Wissenschaft in China stark eingewirkt. Die Karte selbst ist nicht erhalten, ihr Niederschlag aber findet sich in zahlreichen geographischen Werken, die seitdem vielfach mit Karten versehen sind. Die Vorstellungen von der Welt waren indessen noch durchaus mittelalterlich. Die Erde wurde als flache viereckige Scheibe gedacht, die rings von den vier Weltmeeren umschlossen ist. Selbstverständlich wird mit zunehmender Entfernung die Vorstellung immer unklarer. Vom 8. Jahrhundert an erschien die älteste Zeitung der Welt, die „Residenzzeitung“, die ununterbrochen fast eineinhalb Jahrtausend lang erschienen ist.

Die Literatur der Sung-Zeit ist die Blütezeit der Prosa, des Essays. Ou-yang Siu (1007—1072) gehört zu den glänzendsten Essayisten dieser Zeit. Er ist auch zugleich der Verfasser der „Neuen Geschichte der T'ang-Dynastie“. Sie ist indessen vorwiegend nur eine formale

Verbesserung der „Alten Geschichte der T'ang Dynastie“, die inhaltlich zuverlässiger ist. Noch höher geschätzt als Dichter und Essayist wird Su Tung-po (1036—1101). In seinem berühmten Gedicht „Die rote Wand“ zeigt sich, wie sehr auch in der Dichtung für den Chinesen die romantische Stimmung der Landschaft mit dem Rückblick auf vergangenes, historisches Geschehen angefüllt ist. Der bereits erwähnte Staatsmann Wang An-schi war selbst auch ein bedeutender Schriftsteller und Literaturkritiker. In der Sung-Zeit waren die Dichter Staatsmänner und die Staatsmänner Dichter.

Die neben der Sung-Philosophie bedeutendsten Erzeugnisse der Literatur der Zeit sind zugleich Beweise für die Bedeutung der Geschichte für die politische Philosophie. Der Staatsmann Sse-ma Kuang verfaßte in zwanzigjähriger Arbeit, unterstützt von einer Reihe von Schülern, sein großartiges Werk „Durchgehender Spiegel zur Hilfe bei der Regierung“ in 294 Kapiteln. Eine rein chronologische Geschichte der 1361 Jahre, vom Jahre 425 v. Chr. bis zum Jahre 559 n. Chr., behandelt es die Regierungszeit von 113 Herrschern. Das Material ist außer aus den offiziellen Reichsannalen auch noch aus zahlreichen nichtamtlichen Werken entnommen und mit höchster Sorgfalt und Strenge verarbeitet worden. Der Inhalt erstreckt sich hauptsächlich auf das Aufblühen und den Untergang der Reiche und auf das Wohl und Wehe des Volkes. Im übrigen sind alle wesentlichen Ereignisse aus dem Kulturleben, wie Riten, Musik, Kalender, Astrologie und Erdkunde, getreulich verzeichnet, die Hintergründe und Auswirkungen der Politik sowie das literarische Leben sind dagegen nur flüchtiger gestreift. Allerdings wird bedeutenden Literaten und ihren Werken breiter Raum gewährt. Wie schon der Name sagt, ist der Zweck des Werkes politisch, es soll als Spiegel für die Regierung dienen. Ursprünglich war von Sse-ma Kuang nur beabsichtigt, im Anschluß an Konfuzius' „Frühling- und Herbst-Annalen“ die Entstehung des antiken Absolutismus zu behandeln und das Werk von der Zeit der „kämpfenden Reiche“ bis zum Einheitsreich der Ts'in zu führen. Auf Veranlassung des Kaisers Ying-tsung (1064—1067) wurde es aber zu seiner späteren Form ausgebaut und im Jahre 1084 beendet. Später wurden von den Schülern noch eine Reihe von Ergänzungen und Erweiterungen angehängt. Seine besondere Bedeutung auch für die moderne Geschichtswissenschaft ist, daß dieses nur aus der politischen Teilpolitik erwachsene Werk und noch mehr das weiter unten erwähnte des Tschu Hi, das aus der scholastischen Dogmatik entwickelt ist, allein schon durch Auswahl des Stoffes verantwortlich für so viele

unrichtige europäische Auffassungen von der chinesischen Geschichte geworden ist, da man zumeist auch in der abendländischen Wissenschaft mehr die politischen und dogmatischen Lehrmeinungen dieser beiden Werke als die ungeschminkten geschichtlichen Tatsachen sprechen ließ.

Die historische Wissenschaft der Sung-Zeit war reich an mannigfaltigen Formen. Während Sse-ma Kuang die rein chronologische Form der Darstellung anwendete, hat sein Zeitgenosse Yüan Kū eine neue Form der geschichtlichen Darstellung geschaffen, die sogenannte Form der „Darstellung des Ursprungs und des Endes einer Sache“ (Ki-schi pen-mo), die sich am besten als pragmatische Geschichtsschreibung bezeichnen läßt, denn es ist darin jeweils nach dem großen Werk von Sse-ma Kuang ein einzelner geschichtlicher Vorgang pragmatisch nach Ursachen und Wirkungen für sich dargestellt.

Eine andere Abwandlung des Grundgedankens von Sse-ma Kuang ist die große historische Darstellung des Ts'e-tschü-t'ung kien-kang-mu des Tschu Hi. Es stellt eine Abkürzung von Sse-ma Kuangs Werk dar und ist nach anderen geschichtlichen Gesichtspunkten angeordnet. „Kang“ bedeutet dabei die wesentlichen Ereignisse, die von Tschu Hi selbst ausgewählt und in großen Schriftzeichen jeweils dem Text vorangestellt sind, „mu“ bedeutet die genaueren Erläuterungen, die meist von einem seiner Schüler gegeben sind und in denen der geschichtliche Hergang ausführlich dargestellt wird. Das Werk geht auf die frühe irrtümliche Auffassung zurück, daß Konfuzius in seinen „Frühling- und Herbst-Annalen“ die geschichtlichen Ereignisse nach einem Wertmaßstab der Staatsethik mit verhülltem Lob oder Tadel dargestellt habe. So ist das Werk des Tschu Hi die Anwendung der moraltheologischen Geschichtsauffassung auf die Geschichtsschreibung. Der Geschichtsschreiber gibt durch sein nachträgliches Urteil den Gang der sittlichen Weltordnung in der Geschichte wieder. Das Werk erstreckt sich über einen Zeitraum von 404 v. Chr. bis 959 n. Chr., insgesamt also über 1362 Jahre. Von den Schülern des Tschu Hi sind dann noch eine Reihe von Erläuterungen und Anweisungen für die Auslegung der sittlichen Werturteile des Werkes angehängt. Da es in dem Werk mehr auf sittliche Prinzipien als auf die historischen Tatsachen ankommt, kommt es als Geschichtsquelle keinesfalls in Betracht, um so weniger, als die Quellen, aus denen es schöpft, uns noch vollständig erhalten sind. Nichtsdestoweniger ist es von jeher immer wieder abendländischen Geschichtsdarstellungen zugrunde gelegt worden. Es liegt auf der

Hand, daß durch die völlig einseitige Geschichtsauffassung dieses Werkes damit auch in die früheren europäischen Darstellungen der chinesischen Geschichte eine völlig einseitige Auffassung vom Wesen und Werdegang der chinesischen Geschichte gelangen mußte.

Aus dem 13. Jahrhundert stammt eine bedeutende historische Arbeit, das Wen-hien-t'ung-k'ao des Ma Tuan-lin. Es ist eine Enzyklopädie, die, nach Sachgebieten geordnet, in 24 Abteilungen eine reiche Fülle geschichtlichen Materials zusammenstellt. Von der Mannigfaltigkeit des Inhalts geben die Überschriften der einzelnen Abteilungen die beste Vorstellung. Es sind erstens: Die Einteilung des Landes und die auf ihm liegenden Reallasten; zweitens: Das Münzwesen in all seinen zahlreichen Erscheinungsformen; drittens: Die Bevölkerungsstatistik; viertens: Die Verwaltung und ihre Veränderungen unter den verschiedenen politischen Verhältnissen; fünftens: Zölle; sechstens: Handel; siebentes: Grundsteuern; achtens: Der Staatshaushalt; neuntens: Das dem Chinesischen eigentümliche Prüfungswesen in seiner Entwicklung und Ausgestaltung zu den verschiedenen Zeiten; zehntens: Der öffentliche Unterricht; elftens: Staatsämter; zwölftens: Kult und Opferwesen; dreizehtens: Ahnenkult; vierzehntens: Hofritual; fünfzehntens: Ritualmusik; sechzehntens: Kriegswesen und alle damit zusammenhängenden organisatorischen Einrichtungen; siebzehntens: Rechtswesen, das ausschließlich Strafrecht ist; achtzehntens: Literatur in systematischer und historischer Darstellung; neunzehntens: Kaisergenealogien; zwanzigstens: Lehnswesen; einundzwanzigstens: Sternkunde, Astronomie und Astrologie; zweiundzwanzigstens: Außergewöhnliche Naturereignisse; dreiundzwanzigstens: Erdkunde und Erdbeschreibung; und schließlich vierundzwanzigstens: Ethnographie der Fremdvölker. Das Material ist sehr sorgfältig und gewissenhaft zusammengetragen und jeweils in den einzelnen Abschnitten chronologisch geordnet. Jeder der einzelnen Abteilungen ist eine meisterhafte Einleitung vorangestellt. Dieses Werk hat noch mehr als andere die ersten europäischen Sinologen beeinflußt. Selbst der Katalog der in China beobachteten Kometen, den der berühmte französische Astronom Pingré (1711—1796) in seiner Kometographie anführt, ist diesem Werk entnommen. Auch die gelehrtesten der Missionare, die als Sinologen im 17. und 18. Jahrhundert wirkten, haben sich den Schein einer universellen Belesenheit großenteils durch die Benutzung dieser Enzyklopädie verschafft. Das Werk des Ma Tuan-lin ist zwar nicht das erste der Literaturgattung „Enzyklopädien“, die die Chinesen zu einer erstaunlichen Höhe entwickelt haben, es ist aber zweifellos ein ganz vorzügliches

Werk, das, wenn es auch von späteren an Reichtum des Inhalts übertroffen worden ist, doch noch durch die Klarheit und Übersichtlichkeit der Darstellung für die Kenntnis des chinesischen Altertums und Mittelalters durchaus von erheblichem Nutzen sein kann, wenn es auch natürlich nicht als Quelle angesprochen werden darf.

Die Volksliteratur, Roman und Drama

Mit der Mongolenzeit kommt eine Literaturgattung zur Entwicklung, die sich neben der offiziellen Literatur allmählich aus kleinen Anfängen herausgebildet hat, es ist die Gattung des Romans und des Dramas, die beide nicht in der veralteten literarischen Sprache, sondern in der lebendigen Volkssprache abgefaßt sind. Man hat diese Entwicklung der Volksliteratur gewöhnlich damit erklärt, daß für die Mongolen die alte Literatursprache zu schwer zu erlernen war und deshalb unverständlich blieb. Der Einfluß des Mongolischen auf das Chinesische zu dieser Zeit kann nicht bestritten werden. Die Amtssprache der Akten ist vielfach ein ganz eigenartiges Gemisch aus chinesischem Wortschatz und mongolischer Syntax und Phraseologie. Aber es muß demgegenüber festgehalten werden, daß die Literatur in der Umgangssprache des Volkes durchaus nicht eine Erfindung der Mongolenzeit und auch nicht durch die mongolisch beeinflusste Aktensprache hervorgerufen ist. Die Literatur in der lebendigen Sprache ist in Wirklichkeit bedeutend älter. Schließlich war sogar die alte Literatur zum großen Teil, mindestens in den Liedern des „Buches der Lieder“ und in den Reden des „Buches der Urkunden“, sicher in der damaligen Umgangssprache der Zeit gehalten. Auch ist die Schriftsprache der Han-Zeit grundsätzlich von der Sprache des Volkes noch nicht verschieden, wenn auch Wortwahl und Ausdruck namentlich in der höfischen Prosa häufig gehoben und gesucht schwülstig sind. Unter dem Einfluß der fremden Völker während der Völkerwanderung hat sich schließlich die lebendige Sprache im Norden stark verändert und von der in der Han-Zeit schriftlich festgehaltenen Form immer mehr entfernt. Der Stil der neuen Umgangssprache der Zeit kam dann schon bald nach der Zeit der drei Reiche in Mode, da der Stil der alten Literatur immer unverständlicher wurde. Als vollends in den Wirren zur Tsin- und Wei-Zeit die literarische Überlieferung ihre Stetigkeit verlor, wurde die alte Schriftsprache immer unverständlicher und das Bedürfnis nach sachlicher und philologischer Kommentierung trat in verstärktem Maße auf. Es ist oft behauptet worden, daß die Wissenschaft der Kommentare ihre Ursache in der immer größer werden-

den Sterilität des chinesischen Geistes gehabt habe. Tatsächlich war eine solche Wissenschaft durch die Veränderung der Sprache und das Abreißen der Überlieferung Bedürfnis geworden.

Von wesentlicher Bedeutung für die Entwicklung der umgangssprachlichen Literatur ist die Erwägung der Frage, an wen die Literatur sich wendet. Die Kanzleisprache der Mongolenzeit wendete sich nun ganz zweifellos nicht an die große Masse, sondern an einen verhältnismäßig kleinen Kreis Auserwählter, nämlich die in den Stil eingeweihte Beamtenschaft. Für eine Massenwirkung dagegen konnte nur die Sprache des Volkes in Frage kommen. Auf Massenwirkung aber war schon seit dem Ende des Altertums und dem Beginn des Mittelalters die buddhistische Propaganda eingestellt. Sie konnte daher, um verständlich zu sein, sich nur der Sprache des Volkes bedienen. So erklärt es sich auch, daß sich zusammen mit dem Vordringen des Buddhismus auch die Literatur in der Sprache des Volkes immer mehr ausbreitete. Das Drama wendete sich nun an die breite Masse des schaulustigen Publikums; ebenso mußte der Roman entweder durch Lesen oder durch Vorlesen für die Masse des Volkes verständlich sein.

Auch schon die T'ang-Lyrik bediente sich zweifellos grundsätzlich der lebendigen Sprache des Volkes und ihre starke unmittelbare Wirkung verdankte sie zum großen Teil der Schlichtheit und Ungekünsteltheit ihrer Ausdrucksweise. Dagegen war das Zurückgehen auf die Sprache der Han, von der sich die lebendige Sprache inzwischen beträchtlich entfernt hatte, ein ausgesprochener Rückschritt, und es ist bezeichnend, daß die Vertreter des alten Stils vorwiegend reaktionäre Literaten waren. Der von diesen vertretene „Alte Stil“ hat etwa die Rolle des Latein in der abendländischen Kultur gespielt und ist dann in der Folgezeit allerdings von erheblicher Bedeutung für die Entwicklung der chinesischen Literatur geworden. Einerseits war er natürlich ein starkes Hindernis für die literarische Entwicklung, da er außerordentlich schwer zu lernen ist und für seine vollkommene Beherrschung die Kenntnis einer Fülle von oft langweiliger und geistloser Literatur notwendigerweise erforderlich war. Daß aber der alte Stil auch Raum bietet für die Darstellung neuer Gedanken, bedarf angesichts der Fülle von Beispielen nicht des besonderen Beweises. Hat sich doch am Ende des 19. Jahrhunderts gezeigt, daß selbst das dem Chinesentum völlig fremde europäische Gedankengut sich in formvollendeter Weise im alten Stil ausdrücken läßt. Andererseits bringt aber die starke Betonung des Formalen im alten Stil sehr leicht eine Überschätzung der Form

auf Kosten des Inhalts mit sich. Die Auseinandersetzungen, zu denen der Streit um die Form des alten Stiles führt, werden im Abschnitt der Literatur der Neuzeit behandelt.

Als Vorläufer der Novellen- und Romanliteratur werden von den chinesischen Literaturhistorikern die phantastischen Erzählungen historischen und geographischen Inhalts, wie etwa die sagenhafte Beschreibung des Zuges des Königs Mu-wang der Tschou-Dynastie nach dem Westen, die aus dem dritten oder vierten vorchristlichen Jahrhundert stammt, angesehen. Gewiß hat sich zweifellos aus derartigen Erzählungen die spätere Form der Novelle und des Romans allmählich herausgebildet, indessen bleibt doch festzuhalten, daß der Roman, wie er zur Mongolenzeit auftrat, etwas völlig Neues ist. Es ist sicherlich nicht von der Hand zu weisen, daß der Volkscharakter der Hirtenstämme auf die Entwicklung der epischen Literatur von Einfluß gewesen ist, wie auch in der Kunst ganz deutlich die Nachfrage der selbst nicht kunstsöpferischen „Barbaren“ nach ganz bestimmten Themen den Kunstgeschmack in stärkstem Maße bestimmte.

Die beiden bedeutendsten Romane der Mongolenzeit machen es schon nach dem behandelten Stoff unabweisbar, daß sie dem Zeitgeschmack, der zweifellos von den mongolischen Eroberern bestimmt wurde, weitestgehend Rechnung tragen. Es sind der Schui-hutschuan, der in seiner meisterhaften deutschen Übersetzung den Titel „Die Räuber vom Liang-Schan-Moor“ trägt, und „Die erweiterte Geschichte der drei Reiche“ (San-kuo-tschien-i). Der erstere, verfaßt von Shi Nai-an, ist die abenteuerliche Geschichte einer Räuberbande unter der Führung eines edlen Charakters, der sich häufig in selbstloser Weise zum Anwalt der Unterdrückten und Entrechteten macht, und am ehesten noch mit dem englischen Volkshelden Robin Hood vergleichbar ist. Die großen Denker der Sung waren so von theoretischen Erörterungen über eine gute Regierung in Anspruch genommen, daß sie für die Regierung selbst keine Zeit mehr hatten, und sie waren so beschäftigt mit Fragen der literarischen Bildung, daß sie keine Zeit hatten, für die Volksbildung etwas zu tun. Eine Form der Selbsthilfe des Volkes in diesen Zeiten schildert nun in der amüsantesten Weise dieser Roman. Der andere der beiden Romane, wahrscheinlich verfaßt von Lo Kuei-tschung, ist ein historischer Roman, der in der Zeit des Endes der Han-Dynastie spielt. Die Handlung zerfällt in zahlreiche Einzelhandlungen, in denen eine Fülle von neuen Personen auftreten, und die sich über einen Zeitraum von fast 100 Jahren erstrecken. Es ist aber dieses Buch

wohl das populärste der gesamten chinesischen Literatur und ein wahres nationales Heldenepos geworden.

Aus dem Anfang der Ming-Zeit stammt der Roman eines unbekannten Verfassers „Die Geschichte einer glücklichen Gattenwahl“, in deutscher Übersetzung als „Eisherz und Edeljaspis“ bekanntgeworden. Er ist eine überaus spannende und anmutige Geschichte von ritterlichen Abenteuern und kluger Frauenlist. Der Grundgedanke des Werkes ist der Sieg der lauterer Gesinnung über die äußeren Vorschriften der erstarrten Formen der überkommenen Sitte. Damit ist dieser Roman so recht ein Beweis gegen die so oft behauptete Starrheit des in uralter Sitte befangenen Chinesentums, wie überhaupt alle chinesischen Romane ein getreues Spiegelbild des wirklichen Lebens darstellen und prächtige Sittenschilderungen abgeben. Diese Schilderungen stehen gelegentlich in starkem Widerspruch zu den in den Glanz konfuzianischer Schwärmerei getauchten Erörterungen der höheren Literatur. Es kann aber kein Zweifel darüber herrschen, welche von beiden die richtige Darstellung des wirklichen Lebens ist.

Sicher sind in den frühen Romanen die Charaktere der Gestalten noch nicht völlig plastisch ausgearbeitet. Man hat daher gesagt, daß ihnen, ebenso wie der chinesischen Malerei, die perspektivische Behandlung fehlte. Das mag durchaus richtig sein, wenn man vom modernen Standpunkt an sie herangeht. Aber darf man den chinesischen Roman des 13. Jahrhunderts mit modernen europäischen Romanen vergleichen? Vielmehr wird dem unvoreingenommenen und aufmerksamen Leser nicht der anmutige Reiz dieser von Reflexionen unbeschwerten, packenden Werke verborgen bleiben.

Das Drama der Mongolenzeit erscheint in zahlreichen Stücken schon in einer gewissen abgeschlossenen Form, die auf eine lange Entwicklung schließen läßt. Und in der Tat haben es neuere chinesische Forschungen mehr als wahrscheinlich gemacht, daß die Entwicklung des Dramas auf Einflüsse aus Innerasien, die sich bis in das frühe Mittelalter verfolgen lassen, zurückzuführen ist. Die Entstehung von Singspielen zur T'ang-Zeit war dann die nächste Stufe der dramatischen Kunst. Auch in der Musik zu den Singspielen sind erhebliche Einflüsse aus Innerasien festzustellen. Ein Orchester wurde von einem Feldzuge am Ende des 4. Jahrhunderts aus Turkestan mitgebracht. Zur T'ang-Zeit war die chinesische Hauptstadt Tsch'ang-an eine wahrhaft internationale Metropole, in der Angehörige der zahlreichen Völkerschaften des Weltreiches wohnten, und in die sie mannigfaltige Kulturerrungenschaften ihrer

Heimat mitbrachten, darunter namentlich eine Fülle von musikalischen Anregungen. Der Buddhismus hat auch in der Geschichte der chinesischen Musik und des chinesischen Theaters eine nicht unbeachtliche Rolle gespielt. Es war Brauch, den Bodhisattvas zu Ehren, oder um ihr Wohlwollen zu gewinnen, Theateraufführungen zu veranstalten. Auch wurden in Fällen der Not oder Krankheit Gelübde abgelegt, einen oder mehrere Tage im Tempelvorraum zu Ehren eines buddhistischen Heiligen oder Bodhisattvas Theateraufführungen abzuhalten. Damit wurden die Theateraufführungen zu einem Mittel der buddhistischen Propaganda, teils unmittelbar durch den Inhalt des Stückes, teils mittelbar durch die Anziehungskraft, die die Aufführungen den hohen buddhistischen Festtagen gaben.

Soweit wir die Geschichte des chinesischen Theaters genau verfolgen können, beginnt sie im 6. Jahrhundert mit einer Art von Balladen. Das älteste erhaltene Stück dieser Art, „Die Maske“, scheint nicht seine nicht-chinesische Herkunft zu verleugnen. Ein Prinz aus dem Norden, schön und zart von Angesicht wie eine liebe Jungfrau, vermochte durch seine äußere Erscheinung nicht, dem Feinde im Kampfe Furcht einzuflößen. Darum rüstete er sich mit einer grauenerregenden Maske aus und errang den Sieg. Diese Form der Ballade war noch in alter Schriftsprache abgefaßt und wurde gesungen, getanzt und gespielt. Ihr wesentlicher Unterschied vom späteren opernartigen Singspiel ist, daß sie noch keinen Dialog enthält, sondern aus direkter und indirekter Rede gemischt ist. Die neue, seit der Mitte des 13. Jahrhunderts aufkommende Oper dagegen enthält einen durchgehenden Dialog in direkter Rede in Umgangssprache. Sie kann Oper genannt werden, da sie Gesang, Rezitation, Dialog und Orchesterbegleitung zu einem festen Organismus zu vereinigen versucht. Von Hüan-tsung Ming-huang-ti, dem prunk- und kunstliebenden Herrscher, wurde schon um die Mitte des 8. Jahrhunderts die Schauspielschule des „Birnbäumgartens“ begründet. Die Form des damaligen Theaters war ausschließlich die genannte Balladenform. Die später aufkommenden Musikdramen bestanden im allgemeinen aus den vier Gattungen: dem historischen Drama, dem bürgerlichen Schauspiel, der Charakterkomödie und schließlich dem Zauberdrama phantastisch-mythologischen Inhalts. Der Stoff der Stücke stammt aus Geschichte und Sage, kein Stoff ist vom Dichter frei erfunden. Der Vorwurf der Handlung ist für gewöhnlich eine große sittliche Opfertat, wie Kindesliebe, Gattentreue, Heldentod fürs Vaterland oder aufopfernde Freundschaft. Von historischen Stoffen sind manche häufiger in verschiedenen Dramen behandelt

worden, wie etwa das Thema der „Jungfrau von Orleans“ bei uns auch von einem Schiller und einem Shaw dramatisch behandelt worden ist. Die Handlung ist einfach und zumeist auf einen moralischen Zweck zugeschnitten. Sie wird in Akte und Szenen eingeteilt, die allerdings auf der Bühne nicht zur Wirkung kommen, da sowohl der Vorhang als auch zumeist die Kulissen fehlen und der Wechsel des Schauplatzes nur durch bestimmte Gesten angedeutet oder vom Schauspieler angesagt wird. In den Dialog sind Gesangspartien und in den Ablauf der Handlung Tanzszenen eingefügt, die oft eine große akrobatische Geschicklichkeit verlangen. Die Rollen sind zumeist feststehende Charakterrollen, die durch ganz bestimmte Symbole und Masken angedeutet werden. Auch alle Frauenrollen werden von Männern gespielt.

Das früheste Drama, das uns erhalten ist, ist „Das Westzimmer“ von Wang Schi-fu aus dem 13. Jahrhundert. Die Handlung ist lebendig und reich an Einfällen, der Text recht anmutig und zum Teil von großer poetischer Schönheit. Ebenfalls ein auch für Europäer anziehendes Stück ist „Die Laute“ von Kao Ming aus der Mitte des 14. Jahrhunderts. Es ist eine Geschichte aus dem Leben des Dichters Ts'ai Yung (133—193 n. Chr.). Das Drama „Der Kreidekreis“ von Li Hing-tao ist auch, allerdings in einer völlig unchinesischen, sehr freien Umarbeitung, mit großem Erfolg über unsere Bühnen gegangen, wobei zweifelhaft ist, ob das Stück durch die zahlreichen willkürlichen Veränderungen gewonnen hat oder nicht. Es enthält eine Fabel, die große Ähnlichkeit mit dem Urteil des Salomo hat: Ein Kind, um das zwei Frauen sich streiten, wird auf Befehl des Richters in die Mitte eines Kreidekreises gesetzt und soll von den beiden Frauen zu gleicher Zeit mit Gewalt nach verschiedenen Seiten aus dem Kreis gezogen werden. Die echte Mutter wird dann unschwer daran erkannt, daß sie sich weigert, ihrem Kinde wehe zu tun. Ein anderes chinesisches Drama „Die Waise aus dem Haus Tschao“ ist von Voltaire unter dem Titel „L'orphelin de la Chine“ bearbeitet worden und 1755 erschienen.

Die Kunst des Mittelalters

Der Buddhismus stellte der Kunst zu Beginn des Mittelalters neue Aufgaben und gab ihr einen neuen Geist. Durch diese fremden Anregungen bekam die Plastik neue Formen und neuen Inhalt. Ebenso wie die christliche Kunst stärkstens von den Ausläufern der hellenistischen Plastik beeinflußt wurde, ist auch in der buddhistischen der griechische Apollotyp noch in manchen Buddhastatuen spürbar.

In den Höhlentempeln von Yün-kang, im Norden der Provinz Schansi, die zahlreiche flache Nischen in den steilen Felswänden bilden, sind Massen von frühen Buddhabildern erhalten, die allerdings weniger Kunst- als fromme Werke in handwerklicher Massenproduktion darstellen. Ihr Stil ist aus der schlichten, innigen Frömmigkeit des frühen Mittelalters gewachsen. Von der Bronze-Großplastik ist kaum etwas aus dieser Zeit erhalten. Da die Bronze in China Geldwert besaß, wurden die riesigen Buddhastatuen in den mancherlei Erschütterungen des Reiches häufig zu Münzen umgeschmolzen. Indessen lassen einige kleinere erhaltene Bronzeskulpturen schon erkennen, daß es neben der handwerklichen monumentalen Plastik auch eine frühe buddhistische Kunst gab. Die Plastik vom 3. bis 8. Jahrhundert läßt an Hand zahlreicher datierter Stücke den Fortschritt von einfachsten Anfängen zu vollendeten Formen erkennen. Die Bildwerke aus den Höhlentempeln bei Lung-men (6. Jahrhundert) zeigen noch in schlichter handwerklicher Form den Ausdruck rührender Innigkeit. Im 7. Jahrhundert dagegen beleben sich die Formen, um dann im 8. Jahrhundert beschwingt bewegten Ausdruck, kraftvolle Lebendigkeit und vollkommen sichere Beherrschung der Form zu gewinnen. Den Höhepunkt der Tierplastik des Mittelalters stellen die berühmten Pferde vom Grabmal des großen Kaisers T'ai-tsung dar. Die liebevolle Gepflegtheit der Pferdedarstellung zeigt den unter dem nachwirkenden Einfluß der in den vorhergehenden Jahrhunderten in das Reich hereingebrochenen Reitervölker zur T'ang-Zeit noch herrschenden Reitergeist. Die Plastik der Sung-Zeit weist andere Materialien auf, nämlich Ton, Holz oder Lack, und gibt dadurch Möglichkeiten für einen mehr persönlichen künstlerischen Ausdruck und individuelle Züge.

Wie der Plastik hat der Buddhismus auch der Malerei die stärksten Anregungen vermittelt. Die in Tun-huang ausgegrabenen monumentalen Fresken aus dem 6. Jahrhundert zeigen in drei Streifen übereinander zahllose Buddha- und Stifterfiguren, dazu ebenfalls in drei Streifen anschaulich und lebendig ausgeführte Szenen aus den frühen Lebensgeschichten Buddhas eingefügt in stilisierte Landschaften, die mit Bergen, Bäumen, Häusern, Tieren, Reitern und Heiligen überreich angefüllt sind. Gegenüber der darstellenden Kunst der Han-Zeit ist ein bemerkenswerter Fortschritt, namentlich ein neues Raumgefühl für Aufteilung und Einfügung in die Tiefe der Landschaft nicht zu verkennen. Der entscheidende Schritt in der Ausgestaltung dieser Kunstform ist die Entdeckung der Landschaft. Einige der Fresken in den Felshöhlen aus dem 6. Jahrhundert, andere

aus dem Ende des 7. Jahrhunderts, zeigen diesen merkbaren Fortschritt in der Entwicklung des Raumgefühls mit großer Deutlichkeit. Dabei handelt es sich bei den im äußersten Nordwesten an dem Tor in die Wüste aufgefundenen Werken höchstwahrscheinlich um eine provinzielle Kunst, die auf keinen Fall höher entwickelt und weiter fortgeschritten war als die in der großartigen Metropole am kaiserlichen Hofe.

Hervorragende Malerpersönlichkeiten treten uns schon früh entgegen. So im 4. Jahrhundert Wang Hi-tschì, von dem es heißt, daß er ein „Meister in den drei Künsten“ gewesen sei. Diese drei Künste sind Kalligraphie, Dichtung und Malerei, die aufs innigste zusammenhängen. Der Reiz der bildhaften chinesischen Schrift kann sich nur in schönster Ausführung vollendet entfalten. Dadurch wird das Geschriebene zugleich bildhaft wirksam. Von der Schrift zum Malen, die beide mit dem gleichen Instrument, dem Pinsel, ausgeführt werden, war nur noch ein Schritt. Erhalten ist allerdings von diesem Künstler nur seine Dichtung. Seine Meisterschaft in den beiden anderen Künsten lebt nur noch in den begeisterten Berichten der zeitgenössischen Quellen fort. Auch von seinem jüngeren Zeitgenossen, dem berühmten Maler buddhistischer Themen Ku K'ai-tschì (Ende des 4. Jahrhunderts) sind nur Kopien erhalten. Sie zeigen Figuren von schlanker Eleganz mit schmalen, länglichen Gesichtern eines weiblich erscheinenden Typs. Ebenso sind von den zahlreichen dem Namen nach überlieferten Malern des 5., 6. und 7. Jahrhunderts nur Kopien erhalten, die kaum eine unmittelbare Anschauung von der Stilentwicklung dieser schöpferischen Periode der chinesischen Malerei zu vermitteln vermögen.

Die Hochblüte der Dichtung im 8. Jahrhundert war auch von einer Hochblüte der Malerei begleitet. An dem prächtigen Hofe des Hüan-tsung Ming-huang-ti war eine ganze Anzahl Hofmaler tätig, die Szenen des Hoflebens und der Hofgesellschaft, wie auch zahlreiche Bilder der Lieblingspferde des pferdeliebenden Kaisers gemalt haben. Als Gegenstand kommen auch andere Tiere, wie Jagdfalken, und Blumen vor. In der figürlichen Darstellung sind bemerkenswert die besonders zur Komposition anregenden vielköpfigen Damenkapellen, die am Hofe vor dem Kaiser musizierend dargestellt sind. Die Hofmaler malten auch die glanzvolle Geschichte der berühmten, anmutigen und schönen, aber tragischen Gestalt der Yang Kuei-fei, der Geliebten des Kaisers, die schließlich der wachsenden Empörung des Volkes auf dem Schafott geopfert werden mußte.

Von der Pferdeliebhaberei der T'ang-Kaiser, die durch die Tri-

bute an Pferden aus Zentralasien immer wieder genährt wurde, legen die erhaltenen Kopien von zahlreichen Gemälden zeitgenössischer Maler beredtes Zeugnis ab. Die Landschaftsmalerei stand dagegen dem Hofleben ferner. Wie in der niederländischen Malerei die Landschaft zuerst als Hintergrund der biblischen Historienbilder auftrat, war sie auch in China zunächst nur die Staffage und der Schauplatz buddhistischer Heiligenlegenden. Wenn wir den erhaltenen Wiederholungen Gewicht beimessen dürfen, ist der Maler, der zuerst eine reine Landschaft ohne erzählenden oder anderen figürlichen Vordergrund malte, der als Dichter wie als Landschaftsmaler gleich berühmte Wang Wei. Er bereicherte die Landschaftsmalerei durch Intensivierung des subjektiven Gefühls. Von ihm hieß es zuerst: „Seine Gedichte waren Gemälde und seine Gemälde waren Gedichte.“ Eine besondere Vorliebe zeigt er für gefühl- und stimmungsvolle Schneelandschaften.

Der höchste Glanz der T'ang-Kunst aber ist die religiöse Malerei, die der Buddhismus anregte. Ursprünglich klar und feierlich weltentrückt, von stiller Größe und zurückhaltend in der Farbe, wurde sie durch die Schöpfer- und Gestaltungskraft des größten Meisters der T'ang Wu Tao-tse (etwa 680—740), den man, vielleicht etwas überschwenglich, den Raffael Chinas genannt hat, mit neuen Formen und neuem Inhalt bereichert. Er malte alles, aber besonders gerühmt werden seine buddhistischen Fresken auf Tempelwänden, von denen er Hunderte bemalte. In der Figurenmalerei hat er die Menschen und Szenen, die er malte, mit Leben, Würde und Leidenschaft erfüllt, aber auch seine mit genialem Wurf kühn hingeworfenen greifbar lebendigen Landschaften fanden unter seinen Zeitgenossen die höchste Bewunderung. Durch den erstaunlichen Schwung und zugleich die vollkommene Sicherheit der Beherrschung des Pinsels wie auch die Lebendigkeit der plastischen Linienführung glänzt er nicht allein durch die Vollendung der Form, sondern durch die Kraft und Tiefe der Phantasie. Geblieben ist von seinem Werk nur der Ruhm im begeisterten Urteil seiner Zeitgenossen und vielleicht ein schwacher Abglanz in späteren Werken. Fünf erhaltene, zum Teil stark beschädigte Heiligenbilder eines geringeren Meisters lassen durch die sichere Behandlung und virtuose Ausführung der Themen auf die hohe Kunst des größeren Meisters schließen. Ein anderer, zur selben Zeit schon hochgeschätzter Stil der Landschaftsmalerei ist das bis in die kleinste Einzelheit mit „fließigem Pinsel“ kunstreich durchgebildete Gemälde. Diese beiden Arten, der Schwung der großen Linien und die feinst ausgebildete Kleinmalerei, blieben

dann in zahlreichen Entwicklungsabänderungen die beiden Haupttypen der chinesischen Malerei überhaupt.

Wie die Fresken von Tun-huang bereits eine innere Entwicklung aufweisen, zeigt andererseits die Landschaftsmalerei des 8. Jahrhunderts gegenüber der Landschaftsdarstellung der Fresken eine ganz bedeutende Entwicklung. Wenn sie auch noch ohne Fluchtpunktperspektive ist, enthält sie doch in dem künstlerisch anschaulich verteilten Raum natürlich wirkende und in natürlichen Größenverhältnissen erscheinende Bäume und Figuren, die aus vielen anschaulichen Einzelbildern zu einem Gesamtbild vereinigt sind. Nach den vorherrschenden Farben, die den lebenswahren Eindruck nur noch verstärken, spricht man von einem blau-grün-gold-Stil. Zu den größten Malern der T'ang-Zeit wird noch Yen Li-pen gerechnet. Seine Figuren sind weiter und voller ausgeführt als bei den älteren Malern und mit runderen Gesichtern dargestellt. Die Farben sind heller und leuchtender. Die Bilder zeigen höchste Verfeinerung und meisterhafte Beherrschung auch verwickelter Kompositionen.

Während von den großen Meisterwerken der Zeit nur in schwachen Repliken spärliche Spuren überliefert sind, ist die handwerkliche Massenware auch bei der buddhistischen Malerei in großer Menge erhalten. Denn in den Felsenhöhlen von Tun-huang wurde auch noch eine ganze Sammlung buddhistischer Gemälde auf Seide gefunden, deren frühestes von 864 datiert ist. Unter den Gegenständen dieser buddhistischen Malerei nimmt die Darstellung des Paradieses den breitesten Raum ein. Die Bilder geben eine deutliche Vorstellung von diesem Paradies. Sie sind wahrscheinlich nicht von Künstlern, sondern von frommen Mönchen nach Vorlagen angefertigt. Das Thema ist im wesentlichen auf allen Bildern das gleiche: Pavillons erheben sich über Lotosteichen, an deren Ufern himmlische Tänzerinnen nach himmlischer Musik tanzen. Die Paradiese selbst sind angefüllt mit paradiesischen Gestalten, über denen hoch oben Buddha thronet. In den Lotosknospen auf den Teichen finden sich zuweilen die als neugeborene Kinder ins Paradies eingegangenen Seelen.

Die Malerei der Sung ist gekennzeichnet durch die sich bildenden Akademien. Der akademische Gedanke drückt sich in der Entwicklung einer wohlüberlegten Methode aus. In dieser Zeit sind reife und schöne Betrachtungen über das Wesen der Landschaftsmalerei angestellt worden. Der gleiche Antagonismus zwischen Form und geistigem Inhalt, der in der Dichtung und in der Literatur eine so große Rolle spielte, bestimmte auch die Maltheorien. Während der nach überlieferter Methode arbeitende Akademiker Kuo Hi die Form

stärkstens betonte, verachtete der Dichter Su Tung-po alles Künstlich-förmliche und trat für das Eindringen in das Wesen der Dinge ein. Von der Malerei der Sung sind uns zahlreiche Originale erhalten, die eine Fülle von Themen und mannigfaltige Stile aufweisen. Vorwürfe aus Sage und Geschichte sind mit monumentaler Feierlichkeit, solche aus dem Volksleben teilweise mit entzückendem Humor ausgeführt. Dazu das große Thema der Natur, teils in kleinsten Einzeldarstellungen, ein Vogel auf einem blühenden Zweig, oder die unendliche Landschaft, zeigen die liebevolle Versenkung in den Gegenstand, das „Eindringen in das Herz der Dinge“. Neben der Tiefe des Naturgefühls, zu dem der Taoismus und auch der Zen-Buddhismus angeregt haben, ist die ausgewogene Raumverteilung ganz besonders bemerkenswert. Es handelt sich nicht um die Wiedergabe bestimmter Ansichten, bestimmter Gegenden, sondern vielmehr um die Schilderung von Landschaftsstimmungen wie „Abendglocken vom fernen Tempel“ oder „Herbstmond über dem See“.

Die buddhistische Malerei der Sung verweilte lieber bei den asketischen und eigenartig ausdrucksvollen Gestalten der Heiligen als bei den verklärten, weltentrückten Bodhisattvas. Daß die Sung-Dynastie weder in der Literatur noch in der Kunst einen Abschluß der Kultur darstellt, zeigt am besten die Malerei, die sich gerade in der Zeit der Mongolendynastie zur höchsten klassischen Form entfaltet. Wenn auch die Malerei der Sung durch ihre reinen klaren Formen und ihre gemühtiefe Erfassung der Natur von höchst eindrucksvoller Wirkung ist, so darf doch weder die Süd-Sung als das Ende der Entwicklung, noch die spätere Zeit als der Verfall dieser Entwicklung betrachtet werden.

Während die Süd-Sung den Raum meistens diagonal aufteilt und nur einen Ausschnitt gibt, der schräg in das Bild ragt, die andere Hälfte aber mit einem eben nur schwach getönten Raum ausfüllt oder mit einer Nebelwand verhängt, ist bei den Klassikern der Yüan- oder Mongolen-Zeit gleichmäßige Verteilung des Raumes beider Bildhälften und der dunklen Tusche auf der ganzen Fläche charakteristisch. Im Vordergrund stehen auf ihren Bildern Baumgruppen, die nicht nur in einem schrägen Ausschnitt, sondern senkrecht von der Wurzel bis zur Krone dargestellt sind und dem Raum eine unendliche Tiefe verleihen. Während Wang Meng seine Bilder mit zahlreichen Details anfüllt, für die typisch eine Kiefer mit wurmartig gewundenen Zweigen ist, erzielt Ni Tsan mit wenigen sparsamen Strichen die großartige Wirkung eines tiefen, vom nächsten Vordergrund bis in die weiteste Ferne kristallklar hellen Raumes.

Die beliebtesten Themen der Mongolenzeit, Pferdebilder und Jagdszenen, zeigen, daß die „rohen Barbaren“ mindestens in der Themenstellung der Kunst stärkste Anregungen vermittelten. Als Pferdemaalerei ist Tschao Meng-fu zur Yüan-Zeit besonders berühmt.

Die Symbolsprache der chinesischen Kunst, die mit der Zeit mehr und mehr in festen Formeln bestimmte Dinge ausdrückt, wird von uns unserem Gefühl nach als schablonenhaft empfunden. Tatsächlich stehen aber auch die Großen der Kunst aller Zeiten über der Schablone. Aus allen ihren Bildern, mag es sich um kleinste, stillebenartige Ausschnitte weniger Pflanzenhalme und einzelne kleine Tiere, wie Vögel oder Fische, die mit unerhörter Lebendigkeit und innerer Beseeltheit hingeworfen sind, oder um die unendlich ergreifende Landschaft handeln, spricht ein Naturgefühl zu uns, das, ohne eine realistische Schilderung des greifbar Wirklichen zu erstreben, in liebevoller Versenkung das wahre Wesen der Natur, die geistig erlebte Natur zu enthüllen scheint.

Einen großartigen Eindruck von der außerordentlichen Höhe des Kunsthandwerks im 8. Jahrhundert vermittelt die Sammlung von rund 3000, größtenteils aus China eingeführten Gegenständen des täglichen Gebrauchs, die sich im Schatzhaus von Nara (Japan) durch ein gütiges Geschick bis auf den heutigen Tag unversehrt erhalten hat. Einlegearbeiten von Perlmutter in Lack oder Holz, gepunzte und tauschierte Bronzegegenstände geben eine Anschauung von der lebendigen Frische und Freiheit der Gestaltung und dem unbedingt sicheren, ausgewogenen Formgefühl.

In das frühe Mittelalter fällt die Erfindung einer Töpferware, die als Frühporzellan zu bezeichnen ist. Diese Töpferware ist uns im wesentlichen nur aus den Berichten der Quellen bekannt. Im 9. Jahrhundert ist es das weiße Frühporzellan, im 10. Jahrhundert wird von zwei hervorragenden Arten von Keramik berichtet, von denen die eine „blau wie der Himmel nach einem Regen, dünn wie Papier und klingend wie klingende Steine“ gewesen sein soll. Die andere wird die „verborgene Farbe“ genannt. Die Porzellane der Sung-Zeit treten in zahlreichen verschiedenen Arten, die nach ihren Herkunfts-orten mit fachmännischen Namen benannt werden, auf. Diese Porzellankunst ist nirgends und nie wieder übertroffen worden. Das Porzellan wurde im Laufe des Mittelalters mit immer zunehmender Vervollkommenung zu einem immer geschätzteren Handelsartikel in der ganzen damals bekannten Welt.

Von der monumentalen buddhistischen Baukunst der Zeit, von der wenig erhalten ist, gibt die wuchtige Ruine der „Wildgans-

pagode“ bei Si-an-fu aus dem 7. Jahrhundert einen großartigen Eindruck. Die eigentliche Bestimmung der Pagode war es, eine Reliquie Buddhas oder eines buddhistischen Heiligen aufzubewahren und weithin sichtbar und wirksam zu machen. Treffend sind diese Türme als „Leuchttürme des buddhistischen Weltgesetzes“ bezeichnet worden. In den zahlreichen, aus der Zeit der Khitan, die das Reich der Liao gründeten, und der Jurdschen, der Schöpfer des Kin-Reiches, erhaltenen Pagodenbauten, kamen der weite Blick und die Einstellung auf die Ferne, die große Linie und die Großzügigkeit, die das Chinesentum von den Reitern im Norden empfing, zum Ausdruck. Zwei eigenartige Pagodentypen lassen sich erkennen, die räumlich an Nordchina und zeitlich an die fremdstämmigen Dynastien gebunden sind, erstens die T'ien-ning-Pagode, so genannt nach ihrer vornehmsten Vertreterin, der T'ien-ning-Pagode bei Peking aus dem 11. bis 12. Jahrhundert, und zweitens die Lama-Pagode, die in Nordchina im 13. Jahrhundert heimisch wird. Das auffallendste Kennzeichen der letzteren ist ein umgestülpter, gebauchter Rundkörper, der von einer schlanken Säule gekrönt wird. Die Form erlaubt große Mannigfaltigkeit der Durchbildung und zeigt häufig klassisch edle Linien von hoher architektonischer Schönheit.

DIE NEUZEIT

VOM ERSTEN AUFTRETEN DER EUROPÄER BIS AUF DIE GEGENWART

Die ersten Berührungen mit Europäern

Die Neuzeit steht unter dem Zeichen der im Laufe der Zeit immer enger werdenden Berührungen mit Europa. Zu den Quellen über diese Zeit gehören daher auch unmittelbar zeitgenössische Berichte von Europäern, die schon jeweils kurz nach den Ereignissen nach Europa gelangten und hier zum Teil von stärkster Wirkung waren. Die Berührungen mit dem Europäertum gingen in zwei Perioden vor sich. In der ersten Periode war der europäische Einfluß vorwiegend mittelbar durch die Vermittlung von Jesuitenmissionaren, während die unmittelbaren Berührungen zunächst nur gering waren. Bei allen diesen Berührungen war China fraglos bedeutend überlegen, so den Portugiesen, den Holländern und auch den Russen gegenüber. Die zweite Periode, etwa vom Jahre 1840 ab, dagegen enthält das unmittelbare Eindringen der europäischen Mächte in China, wobei dieses in immer hoffnungslosere Unterlegenheit geriet.

Unter den Mongolen war seit 1436 der Stamm der Ölöt die beherrschende Macht in Zentralasien geworden. 1449 brachten sie den Chinesen eine schwere Niederlage bei, der Kaiser wurde von den Mongolen gefangen, die Mongolei blieb seitdem vollkommen unabhängig und der Druck der Mongolen auf die Nordgrenze hörte von nun an nicht mehr auf. Im Innern war seit der Mitte des 15. Jahrhunderts die politische Macht mehr und mehr in die Hände der Eunuchen und der Frauen des Palastes übergegangen. Die Eunuchen gelangten zu großer Macht und zu ungeheurem Reichtum, während das Volk mehr und mehr verarmte. In den letzten Jahren des 15. Jahrhunderts wütete eine schreckliche Hungersnot, zu der noch die Pest hinzutrat, im Reiche, ein gewaltiges Erdbeben erschütterte eine Reihe von Provinzen, dazu kamen ständige Beutezüge der mongolischen und tungusischen Völker des Nordens. Im Jahre 1511 verheerte eine erneute Hungersnot den Norden von China. So stand es um die chinesische Macht, als im Jahre 1514 das erste portugiesische Schiff die chinesische Küste erreichte. 1516 setzten sich die Portugiesen in Kanton fest und weiteten in den folgenden Jahren ihren Handel, der zum großen Teil in einer mehr oder weniger milden Form der Seeräuberei bestand, auch auf andere Küstenstädte bis in die Yangtse-Mündung aus, mußten sich seit 1557 aber

auf Macao beschränken, wo sie gegen Zahlung einer jährlichen Abgabe, die einem Tribut glich, geduldet wurden.

Während der Regierung des Kaisers Kia-tsing (1522—1566), der mit vierzehn Jahren auf den Thron kam und mehr Dichter als fähiger Herrscher war, nahmen die Einfälle der Tataren aus dem Ordos-Gebiet immer bedrohlichere Formen an. Nachdem sie in den Jahren 1542, 1548 und 1549 schwere Überfälle auf die Provinz Schansi gemacht hatten, bedrängten sie im Jahre 1550 sogar die Hauptstadt. Unter diesen Umständen griff man zu einem eigenartigen Mittel der Befriedungspolitik. Man versuchte nämlich durch den Ausbau des Handels mit den Tataren friedliche Beziehungen zu ihnen herzustellen. 1551 wurden daher Pferdemärkte in der Provinz Schansi eröffnet, um dadurch die Tataren von ihren Raubzügen abzubringen. Indessen mußte man im nächsten Jahre die Märkte schon wieder abschaffen und die Handelspolitik aufgeben, weil die Überfälle der Tataren nur eher noch schlimmer geworden waren. 1554 überfielen japanische Seeräuber auch die größeren Städte Ningpo, Hangtschou, Sungkiang, Sutschou und Schanghai. Auch in den folgenden Jahren wurden die Überfälle fortgesetzt, bis es schließlich 1563 gelang, die Seeräuber vernichtend zu schlagen, so daß von 1564 ab die Provinzen des Südens vor ihnen Ruhe hatten. Der mongolische Stamm der Tumet aus der östlichen Inneren Mongolei beunruhigte wiederholt die Süd-Mandschurei (1562 und 1581).

Die Regierung des unfähigen Herrschers Wan-li (1573—1619) zeichnet sich in politischer Hinsicht durch immer größer werdende Mißwirtschaft aus. Politische Parteien stritten untereinander, die herrschende wirtschaftliche Not wurde durch drückende Steuern noch vergrößert, Günstlings- und Haremswirtschaft steigerten die Erbitterung im Volke, die sich schließlich in immer mehr um sich greifenden Rebellionen Luft machte. Hungersnöte werden aus den Jahren 1582, 1585 und 1594 berichtet. Obwohl der Huang-ho im Jahre 1580 reguliert worden war, verwüsteten ungeheure Überschwemmungen in den Jahren 1604, 1607 und 1611 Nordchina. Die japanischen Seeräuber nahmen ihre Raubzüge gegen die großen Hafenstädte wieder auf, ein japanischer Kriegszug unter Toyotomi Hideyoshi nach Korea im Jahre 1592 brachte in einem Jahre alle wichtigen Städte in die Hand der Angreifer. Ein ausgesandtes chinesisches Hilfskorps war gegen den starken Feind wenig erfolgreich. Erst als ein größeres Heer entsandt wurde, wurden die Japaner nach Süden zurückgeschlagen. Als im Jahre 1597 die Japaner erneut in Korea einfielen, wurde 1598 eine chinesische Armee vernichtend ge-

schlagen. Den zahllosen niedergemachten Chinesen wurden von den Japanern Nasen und Ohren abgeschnitten, die man als Trophäen nach Japan brachte. Ein Hügel, der über dieser barbarischen Siegesbeute errichtet wurde, wird noch bei Kyoto gezeigt. Erst der Tod Hideyoshis im Jahre 1598 brachte das Ende der schweren Bedrohung durch Japan.

In der Ära Wan-li kamen 1581 die ersten Jesuitenmissionare nach China. Nachdem im Jahre 1601 Matteo Ricci die erste christliche Kirche in Peking errichtet hatte, kam 1619 Johann Adam Schall von Bell aus Köln als erster Deutscher nach China, um dort gegen Ende der Ming-Zeit und zu Anfang der Mandschu-Zeit eine bedeutende Rolle zu spielen. Jedoch schon im Jahre 1615 hatten die Christen in China die erste Verfolgung zu erleiden.

Als 1622 der verheerende Aufstand der geheimen religiösen Gesellschaft „Vom weißen Lotus“ ausbrach, war der Niedergang der Dynastie nicht mehr aufzuhalten. Die Gründe für diesen Niedergang sind wohl in erster Linie in der tyrannischen Herrschaft der Eunuchen und in den unablässigen und wenig erfolgreichen Kriegen gegen die Japaner zu suchen. Schließlich aber verursachte auch die Herrschaft der Vizekönige, die immer mehr das Gebaren von feudalen Territorialherren annahmen, die Auflösung der politischen Macht der Zentralregierung, die damit den um sich greifenden Volkserhebungen nicht mehr geschlossenen Widerstand entgegenzusetzen vermochte.

Die Gründung des Mandschu-Reiches

Im Südosten der Mandschurei waren die Nachkommen der Jurchen (Kin), die in einzelne Stämme zerfallen waren und daher jahrhundertlang keine politische Rolle mehr gespielt hatten, allmählich wieder erstarkt, seit sie 1583 durch Nurhaci unter dem Namen Mandschu zu einer geschlossenen Nation geeint worden waren.

In zielbewußtem Streben hatte dieser schon früh seine Blicke auf die Eroberung Chinas gerichtet. Er versuchte deshalb, die Kultur seiner Untertanen zu entwickeln und ließ schon im Jahre 1599 eine für das Mandschurische brauchbare Schrift schaffen. Allerdings, da die Mandschu sehr schnell zu Chinesen wurden, haben sie keine eigene Literatur hervorgebracht. Alles, was in ihrer Sprache geschrieben wurde, ist aus dem Chinesischen übersetzt worden, zu meist sogar erst zu einer Zeit, als das Mandschu schon fast eine tote Sprache war.

Vor allem aber gab Nurhaci seinem Volke mit der Gründung der

acht Banner (1615) eine straffe, schlagkräftige militärische Organisation. An die große Tradition seiner Vorfahren knüpfte er bewußt an, indem er für sein Reich im Jahre 1616 die Bezeichnung „Spätere Kin“ und nach chinesischem Vorbilde den Kaisertitel und Jahresbezeichnungen annahm. Um eine im Jahre 1583 erlittene schmachvolle Niederlage zu rächen, führte er einen unablässigen Krieg gegen die Ming-Dynastie. Ein glänzender Sieg, den er zwischen Mukden und Hing-king im Jahre 1619 errang, stärkte seine Macht weiter und schuf die Vorraussetzung für die Erreichung seines Zieles. 1620 eroberte er Mukden, das er 1625 zu seiner Hauptstadt machte. Als Nurhaci 1628 starb, folgte ihm sein achter Sohn Abahai. Die zielstrebige Entschlossenheit und die geduldige Zähigkeit, mit der die Mandschus ihr Ziel verfolgten, läßt sich am besten wohl daraus erkennen, daß Abahai seinen Sohn heimlich nach China sandte, um ihn in chinesischer Bildung und Wissenschaft unterrichten zu lassen, damit er schon früh auf die Aufgabe, das chinesische Reich einmal zu regieren, vorbereitet werde. 1627 unternahmen die Mandschus einen Feldzug gegen Korea und bedrohten die chinesischen Grenzgebiete nördlich der großen Mauer.

Als unter dem Ming-Kaiser Tsch'ung-tscheng (1628—1644) Hungersnot und Aufstände in Schansi immer größere Ausmaße annahmen und 1631 Li Tse-tsch'eng sich an die Spitze der aufständischen Massen stellte, nützten die Mandschus die sich nun fortgesetzt ausdehnenden Wirren zu immer kühneren und tieferen Einfällen in das chinesische Gebiet aus. Schließlich nahmen sie 1635 die chinesische Bezeichnung Ta-Ts'ing für ihr Reich an und traten damit offen als Bewerber um die Herrschaft im ganzen Reiche auf.

Nachdem in den Jahren 1635—1637 fast der gesamte Norden Chinas von den Banden des Li Tse-tsch'eng und Tschang Hien-tschung, die sich das Reich untereinander geteilt hatten, verheert worden war, brachen 1638 die Mandschus in ihrem ersten großen Streifzug bis Schantung in Nordchina ein. Sie hatten nach und nach schon so viele chinesische Anhänger gewonnen, daß sie in ihrer Heeresorganisation 1639 bereits vier eigene chinesische Banner aufstellen konnten. Gegen die immer bedrohlicheren Einfälle dieses Feindes im Norden wollte man Anfang des 17. Jahrhunderts eine von Portugiesen ausgebildete und geführte, mit europäischen Feuerwaffen ausgerüstete Truppe einsetzen, der nach allen Erfahrungen zweifellos selbst diese kühnen Eroberer des Nordens nicht gewachsen gewesen wären. Durch kaufmännische Selbstsucht wurde dieser Plan hintertrieben, und infolgedessen die Truppe, die bereits in Peking

angekommen war, wieder nach Hause geschickt. Die chinesischen Mittelsmänner, die als ausschließliches Monopol den portugiesischen Handel nach dem Innern Chinas in Händen hatten, befürchteten nämlich, daß die Portugiesen durch kriegerische Erfolge den Chinesen unentbehrlich werden und selbst unmittelbaren Zutritt zum Handel mit China erhalten könnten. Deswegen versuchten sie mit allen Mitteln, den Einsatz der portugiesischen Truppe zu verhindern. Dies gelang ihnen schließlich auch, indem sie dieselben Beamten, die den Einsatz der Portugiesen vorgeschlagen hatten, durch Bestechung veranlaßten, ihren Vorschlag für überflüssig und den Einsatz der portugiesischen Truppe für nicht notwendig zu erklären.

Die Mandschus bereiteten sich, nachdem sie 1641 zwei Einfälle bis tief in die Provinz Schantung hinein gemacht hatten, zum letzten großen Schlage vor, für dessen Ausführung sie den geeigneten Augenblick abwarteten, der nur zu bald eintreten sollte. Als sich nämlich Li Tse-tsch'eng Anfang 1644 zum Kaiser erklärte und Peking eroberte, bat der kaiserliche Ming-General Wu San-kuei ein gegen die Grenzen heranrückendes mandschurisches Heer um Hilfe gegen die Rebellen. Am 6. Juni 1644 zogen die Mandschu-Truppen als Verbündete der Ming-Truppen und vom Volke als Befreier jubelnd begrüßt, in Peking ein. Entgegen den Abmachungen weigerten sie sich aber, wieder abzuziehen und erklärten die Ming-Dynastie für abgesetzt. Von nun an waren die Mandschu-Herrscher Kaiser von China. Die Eroberung Chinas durch die Mandschus ist von dem Jesuitenmissionar Martin Martini in seiner „Geschichte des Tataarischen Krieges“, die 1654 lateinisch erschien und alsbald in Europa zahlreiche Übersetzungen erlebte, zum großen Teil aus eigenem Augenschein, beschrieben worden. Die Schilderungen Martinis haben im damaligen Europa größtes Aufsehen erregt.

Mit dem Einzug in Peking war aber die Aufgabe, die sich die Mandschu-Herrscher gestellt hatten, noch nicht gelöst. Das Reich mußte in langen und schwierigen Feldzügen unterworfen werden. Indessen war die Politik der Mandschus gegen die Chinesen von Anfang an auf Versöhnung eingestellt. Die strengste Maßnahme, die sie den Chinesen auferlegten, war die Verpflichtung, bei Todesstrafe im Verweigerungsfalle, die mandschurische Haartracht, den Zopf, zu übernehmen. Im übrigen glichen sie sich sehr schnell der überlegenen chinesischen Kultur an und führten sie zu neuen, bisher unerreichten Höhen. Später jedoch wurde die Mandschu-Herrschaft von den Chinesen als drückende Fremdherrschaft, die sie tatsächlich nach und nach immer mehr wurde, empfunden. Die Gründe hierfür

waren wohl in erster Linie die ungeheuren Anspannungen, die die langdauernden Kriege der großen Mandschuherrscher der chinesischen Volkskraft zumuteten. Dazu trat gegen Ende der Dynastie unter dem Eindruck der einströmenden europäischen Ideen eine merkliche Stärkung des nationalen Bewußtseins, namentlich unter der jungen Intelligenz, hervor.

Unter dem ersten Mandschu-Kaiser von China, der unter dem Namen Schun-tschi von 1644—1662 geherrscht hat, wurde die Herrschaft auf die Südprovinzen ausgedehnt und gefestigt. Dieser junge Herrscher war keineswegs eine bedeutende Persönlichkeit und, wenngleich schon in früher Jugend in chinesischer Bildung unterrichtet, doch nur von geringer Begabung. Er war strenger gläubiger Buddhist und liebte es, buddhistische Mönchstracht zu tragen. Das eigentliche Verdienst für die Ausdehnung und Festigung der Herrschaft gebührt dem Prinzregenten Dorgon, einem Oheim des Kaisers, der zweifellos seinen Neffen an Bedeutung bei weitem überragte und ähnlich, wie vor mehr als zweieinhalb Jahrtausenden der Herzog von Tschou, für seinen unmündigen Neffen die Regentschaft führte. Er neigte während dieser Zeit mehr und mehr dem Gedanken zu, seinen Neffen zu entthronen und sich selbst zum Kaiser zu machen. Nur dem Eingreifen Johann Adam Schalls, der damals Direktor des kaiserlichen astrologischen Amtes war, ist es zuzuschreiben, daß Dorgon schließlich seinen Plan fallen ließ. Schall stellte ihm nämlich vor, daß die Sterne seinem Unternehmen nicht günstig seien und daß es unter allen Umständen unglücklich enden würde. Als der Prinz Dorgon im Jahre 1650 starb, wurde sein Vorhaben aufgedeckt, der Kaiser ließ sein Grab öffnen und an seinem Leichnam die Strafe für Hochverrat vollziehen.

Das neue Weltreich

Den Aufstieg zur Weltmacht verdankt das Reich der Regierung der Kaiser K'ang-hi und K'ien-lung. K'ang-hi (1662—1722), der schon im Knabenalter Kaiser wurde, war wohl die bedeutendste Herrscherpersönlichkeit Chinas. Ja, er wird sogar von europäischen Zeitgenossen für den bedeutendsten Herrscher der Geschichte erklärt. Er war nicht nur ein tapferer Soldat und hervorragender Feldherr, ein ausgezeichnete Schütze und ein vorzüglicher Reiter, ein kluger und befähigter Staatsmann, sondern auch ein fein gebildeter Gelehrter, dem die wissenschaftliche Bildung des damaligen Abendlandes ebenso vertraut war wie die klassisch-chinesische. Zeitgenosse Ludwigs XIV., hat er diesen nicht nur an Macht und Größe des

Reiches, sondern auch an Charakter und Feinheit der Bildung übertrifft. In einem Museum in Peking kann man die Geschenke sehen, die Ludwig XIV. dem Kaiser K'ang-hi machte, um ihm von dem Glanz des Sonnenkönigs einen Eindruck zu geben. Im Vergleich zu den chinesischen Kunstgegenständen, die daneben stehen, erscheinen sie flüchtig und barbarisch.

Zunächst mußte der junge Herrscher die Herrschaft durch Bekämpfung zahlreicher Aufstände sichern. Der General Wu San-kuei, der seinerzeit die Mandschus in das Land gerufen hatte, war zum Statthalter der Westprovinzen bestellt worden und hatte seine Stellung hier immer selbständiger gemacht. Als er 1673 an den Hof befohlen wurde, schlug er zu offenem Aufruhr los. Der Kampf gegen ihn zog sich sehr in die Länge, zumal gleichzeitig noch mehrere Ming-Prätendenten auftraten, die im Süden großen Anhang erhielten. 1678 erklärte sich Wu San-kuei zum Kaiser der Dynastie Tschou, starb aber kurz darauf. Sein Enkel folgte ihm, konnte jedoch schließlich 1681 niedergeworfen werden.

Unter den Empörern des Südens war die bemerkenswerteste Persönlichkeit Tschung Tsch'eng-kung, durch Vermittlung der Holländer in Europa unter dem Namen Koxinga bekannt, unter dem er in Süd-China volkstümlich geworden war. Er hatte den Holländern die Insel Formosa abgenommen, die er als Stützpunkt für seinen Kampf gegen die Mandschus benützte. Der Kampf gegen die Empörer und die Anhänger der Ming-Dynastie stellte die Mandschus vor eine schwere Aufgabe. Zeitweise sah es so aus, als sollten sie in diesem Kampfe unterliegen. Indessen fehlte es unter den Prätendenten der Ming-Dynastie an dem überragenden Kopf, der den Kampf mit überlegener Entschlossenheit hätte führen können. So blieben die Anhänger der Ming-Dynastie durch Eifersucht und Uneinigkeit erfolglos. Nachdem 1681 alle Empörungen niedergeworfen und 1683 auch Formosa erobert worden war, wendete der Kaiser sich nun der kolonialen Ausdehnung des Reiches zu.

Die Stämme der Westmongolen, Ölöten, Dsungaren und Kalmücken waren unter ihrem Herrscher Galdan (1673—1697) zu einem mächtigen Volk in Zentralasien geworden und hatten ihre Herrschaft bis in den Westen des Tarim-Beckens ausgedehnt. 1688 griffen sie die Nordmongolen (Khalkha) an, wurden aber durch ein chinesisches Heer zum Rückzug gezwungen. Galdan hatte durch seinen Übertritt zum Islam an Macht noch zugenommen. Es bedurfte daher zweier persönlicher Feldzüge des Kaisers K'ang-hi in den Jahren 1690—1696, um die Macht der Westmongolen zu brechen. 1696

wurde das chinesische Protektorat über die Mongolei errichtet und eine ständige Garnison nach Urga gelegt. 1697 kam auch die Westmongolei bis Ili unter chinesischen Einfluß. 1709 erhob sich ein Neffe Galdans, drang in Tibet ein und konnte erst durch das Eingreifen eines chinesischen Heeres vertrieben werden. 1715 machten erneute Unruhen in der Westmongolei wiederum das Eingreifen der Chinesen erforderlich. Erst 1720 konnte mit der Niederwerfung des Ölötenherrschers Tsewang Rabdan der Krieg gegen die Westmongolei abgeschlossen werden. Im Zusammenhang damit wurde das chinesische Protektorat auch auf Tibet, wo 1710 schon ein chinafreundlicher Dalai-Lama gewählt worden war, ausgedehnt. Seit 1724 saß ein chinesischer Generalresident in Lhasa.

Während K'ang-hi den christlichen Missionaren, weniger aus Neigung zum Christentum, als um der praktischen und theoretischen wissenschaftlichen Kenntnisse willen, die sie vermittelten, wohlwollend gegenüberstand, verbot sein Nachfolger Yung-tscheng (1723 bis 1736) sofort nach seiner Thronbesteigung das Christentum, ließ die Gebäude und das Kirchenvermögen beschlagnahmen und betrachtete die christlichen Gemeinden als verbotene politische Geheimbünde, so daß die Missionare gezwungen waren, sich nach Macao zurückzuziehen.

Nachdem noch 1723/24 die Tanguten des Ku-ku-nor-Gebietes niedergeworfen waren, erreichte das chinesische Reich unter der Herrschaft K'ien-lung's (1736—1796) seine größte Ausdehnung in allen Zeiten seiner Geschichte. Indessen wurden die Kräfte des Volkes bis zu einem Maße in Anspruch genommen, das selbst dem unverwüstlichen Chinesentum zu viel wurde, so daß später, als mit dem Einbruch der europäischen Großmächte nach China noch höhere Anforderungen an die Abwehrkraft des Volkes gestellt wurden, die chinesische Geduld aufs äußerste erschöpft war. Dazu kam noch, daß die gewaltigen Prachtbauten, die der Kaiser auführen ließ, die Staatskassen völlig geleert hatten. Im Inneren mußten in jahrzehntelangen Kämpfen die Aufstände der Miao-tse am oberen Yangtse und in den Provinzen des Westens und Südens niedergeworfen werden. Nach außen hin gelang die Befriedung der Ölöten, die sich wieder erhoben hatten, erst im Jahre 1734. Außerdem führte der Kaiser fast drei Jahrzehnte Kriege gegen die Dsungaren. Seine Feldzüge in Innerasien gipfelten schließlich in dem bewundernswerten Feldzug gegen die Gurkhas in Nepal.

Die Aufstände der Miao-tse waren eine Reaktion gegen den konsequenten Abbau ihrer Autonomie, den die Politik der Mandschu-

Herrscher durchzuführen versuchte. Sie wiederholten sich mit Abständen in den Jahren 1726—1729, 1747—1749, 1766—1776 und schließlich 1795—1798.

Der schwerste und langwierigste der Kolonialkriege aber war der Krieg gegen die Dsungaren. Schon im Jahre 1729 hatten sich diese empört und konnten erst 1731 vorläufig geschlagen werden, nur, um 1732 sich wieder zu erheben. Erst im Jahre 1734 war die Bedrohung vorübergehend wieder beseitigt. Als 1754 der Häuptling Amursana die Hilfe der Chinesen gegen einen Rivalen anrief, wurde er mit chinesischer Hilfe zum Herrscher der Dsungaren eingesetzt. Weil er jedoch eine zu große Selbständigkeit hervorkehrte, wurde er von den Chinesen wieder verjagt, die darauf zur planmäßigen Eroberung der Dsungarei schritten. 1757 gelang es dem chinesischen Feldherrn Tsch'ao Hui, den Amursana zu schlagen und auf russisches Gebiet zu drängen. In den folgenden Jahren wurde die Eroberung der Dsungarei und des Ili-Gebietes fortgesetzt. Ein erneuter Aufstand im Jahre 1758 konnte nach einem Jahre niedergeworfen, 1760 auch das Gebiet südlich des T'ien-schan unterworfen und 1761 eine chinesische Militärverwaltung unter einem Befehlshaber in Ili eingesetzt werden.

Im Jahre 1760 waren die Gurkhas, ein überaus kriegerischer Stamm, der sich aus Radschputenblut herleitete, in Nepal eingefallen, hatten die einheimische Dynastie entthront und ihre eigene Dynastie zu Herrschern über das Land gemacht. Einfälle, die sie von dort 1784—1790 in Tibet machten, veranlaßten das Eingreifen der Chinesen. 1791—1792 führte der Mandschu-General Fukangga sein Heer über den Himalaya nach Tibet und vertrieb die Eindringlinge. Dieser Feldzug über das höchste Gebirge der Welt gehört ohne Zweifel zu den hervorragendsten Leistungen der Kriegsgeschichte.

1767—1769 zwang ein chinesischer Feldzug nach Birma auch dieses Land, die chinesische Oberhoheit anzuerkennen. Im Innern wurde das Reich aber immer wieder durch eine Reihe von weiteren Aufständen, wenn nicht erschüttert, so doch in Atem gehalten. Mohammedaner-Aufstände 1765 und 1781 brachen in Kansu aus, 1786 bis 1787 erhob sich die Bevölkerung der Insel Formosa und 1793 dehnte sich der Aufstand der religiösen Geheimgesellschaft vom „weißen Lotus“ über sechs Provinzen aus und konnte erst im Jahre 1802 blutig unterdrückt werden. 1813 brach ein neuer Aufstand einer religiösen Geheimgesellschaft vom „Himmelsgesetz“ in Nordchina aus, der Kaiserpalast sogar wurde von Aufständischen über-

fallen und allein die kaltblütige Tapferkeit eines seiner Söhne rettete dem Kaiser Kia-k'ing (1796—1821) im Handgemenge das Leben. Der Aufstand der Geheimgesellschaft wurde nur mit Mühe nach Herbeirufung von Truppen aus den Westprovinzen niedergeworfen. 1825 erhoben sich die Mohammedaner unter Führung des Hodscha Dschihangir in Turkestan. Erst nach zwei Jahren konnte die Regierung des Aufstandes Herr werden.

Der Einbruch der europäischen Kolonialmächte

Die Vorgeschichte des Einbruchs der europäischen Großmächte beginnt mit dem Auftreten der Portugiesen im Anfang des 16. Jahrhunderts, das oben bereits erwähnt wurde. Die portugiesische Kolonie in Macao hielt sich in den folgenden Jahrhunderten als Vorposten des Europäertums in China bis auf den heutigen Tag. Auf einer Anhöhe bei der Stadt wird noch heute die Grotte des Camoes gezeigt, wo er seine Lusiaden gedichtet haben soll. Im Jahre 1667 erlangte eine portugiesische Gesandtschaft in Peking vom Kaiser K'ang-hi förmlichen Schutz für die portugiesische Niederlassung, während die portugiesische Souveränität über Macao offiziell erst zwei Jahrhunderte später anerkannt wurde. Der Handel in den Küstenstädten des Südens war jedoch nicht frei, sondern ging ausschließlich durch die Vermittlung von dreizehn dafür besonders konzessionierten chinesischen Firmen, den sogenannten Hong-Kaufleuten. Als im Anfang des 17. Jahrhunderts die holländisch-ostindische Kompanie ihr Privilegium für den ausschließlichen Handel in den ostindischen Gebieten zwischen Afrika und Amerika erhielt, traten die Holländer als Rivalen der Portugiesen auf. Der Versuch, Macao an sich zu reißen, mißlang ihnen allerdings. So setzten sie sich auf den Pescadores-Inseln und auf Formosa fest, wo sie 1661 mit Koxinga einen Vertrag schlossen. 1794 gelangte eine holländische Gesandtschaft an den chinesischen Hof, nachdem im Jahre vorher bereits eine britische Gesandtschaft unter Lord Macartney in Jehol eingetroffen war. Die Gesandtschaften der Engländer und Holländer hatten jedoch nicht den erwarteten Erfolg und mußten sich in Peking einer demütigenden Behandlung durch die Chinesen aussetzen. Schon damals machten sich Anzeichen bemerkbar, daß die Eifersucht der europäischen Mächte sowohl den Handel als auch die christliche Mission beeinträchtigte.

Während so die überseeischen Kolonialmächte im Süden an die Peripherie des Chinesischen Reiches gelangten, drang im Zusammenhang mit der russischen Ausbreitung in Sibirien das Russische Reich

im 17. Jahrhundert bis an die Nordgrenzen Chinas vor. 1650 befestigten die Russen die Grenze durch das Fort Albazin. In dem 1689 geschlossenen Verträge von Nertschinsk mußte Rußland jedoch auf das linke Amurufer wieder Verzicht leisten. Dieser Vertrag ist der erste Vertrag, den das chinesische Reich mit Europäern abgeschlossen hat. Es stand damals auf der höchsten Höhe seiner Macht, was im Verträge durchaus zum Ausdruck kommt, denn die Chinesen waren den Russen damals nicht nur an politischer Macht, sondern auch an diplomatischem Geschick eindeutig überlegen. Auf chinesischer Seite wurden die Verhandlungen von Jesuitenmissionaren geführt. Der Text des Vertrages ist daher in lateinischer, chinesischer und mandschurischer Sprache abgefaßt. In dem späteren Verträge von Kiachta (1727) erlangten die Russen aber schon das Recht, in Peking ein Gesandtschaftsgebäude, eine Handelsniederlassung und eine Kirche zu unterhalten. Damit hatten zu jener Zeit die Russen bei ihren diplomatischen Beziehungen zum chinesischen Reich von allen europäischen Mächten den größten Erfolg errungen.

Die planmäßigen Versuche, das riesige und dem Handel offensichtlich viel Gewinn versprechende Gebiet des chinesischen Großraumes zu erschließen, wurde indessen von den Briten mit zäher Energie fortgesetzt. Der Handel mit Opium war zum bedeutendsten Bestandteil des britisch-indischen Handels mit China geworden. Wenngleich die chinesische Regierung sich in wiederholten Opiumverboten und Erlassen über Beschränkungen des englischen Handels die Einfuhr von Opium einzuschränken bemühte, wogegen die Briten sich durch eine Gesandtschaft im Jahre 1816 erfolglos zu wenden versuchten, konnte der Opiumhandel im Jahrzehnt von 1827—1836 verdreifacht werden. Das Rauchen von Opium hatte besonders in den südlichen Küstenprovinzen große Verbreitung gefunden und war trotz schärfster Verbote nicht aufzuhalten. Alle gesetzgeberischen Maßnahmen hatten nur desto lebhafteren Schmuggel zur Folge. Da entschloß sich 1838 die chinesische Regierung, dem Gouverneur von Kanton, Lin Tse-sü, besondere Vollmachten zu erteilen mit der nachdrücklichen Weisung, dem Opiumhandel energisch Einhalt zu gebieten. Lin forderte nun die Auslieferung alles auf Schiffen und in Lagerhäusern vorhandenen Opiums und setzte seine Forderung tatsächlich auch durch. Darauf wurden im Jahre 1839 20 000 Kisten im Werte von 4 Mill. Pfund Sterling ausgeliefert und vernichtet. Als sich an diesen Vorfall weitere Reibereien anschlossen, wurden gegen die Briten in Kanton und Macao harte Boykottmaßnahmen erlassen. Im Verlauf dieser Zwischenfälle kam es zwischen China

und England zum Krieg, dem sogenannten „Opiumkrieg“. Britische Truppen besetzten den strategisch außerordentlich bedeutsamen Tschusan-Archipel an der Mündung des Yangtse und drangen von dort aus ins Innere Chinas vor. Dem energischen Vorgehen konnten die Chinesen nicht genügend Widerstand entgegensetzen, so daß sie sich zum Friedensschluß genötigt sahen. Im Friedensvertrag von Nanking (1842), der den Opiumkrieg beendete, erreichte England die Abtretung von Hongkong, die Zahlung einer hohen Entschädigung und die Öffnung der Häfen Kanton, Amoy, Futschou, Ningpo und Schanghai für den fremden Handel. Das den Europäern überaus lästige Handelsmonopol der Hong-Kaufleute in Kanton wurde aufgehoben. Damit wurden die staatlichen Schranken für den überseeischen Handel zum ersten Male durchbrochen. Allerdings blieb der Handel auf die genannten Häfen beschränkt. In den Vertragshäfen wurden ausländische Niederlassungen nicht nur zugelassen, sondern sogar mit besonderen Vorrechten ausgestattet. Indessen hatte der Opiumkrieg als politische Lehre ergeben, daß es nicht möglich war, aus China ein zweites Indien zu machen.

Dem Abschluß des Vertrages folgten sehr bald weitere Vertragsabschlüsse mit den Vereinigten Staaten und Frankreich (1844), und mit Schweden und Norwegen (1847). Die militärische Lehre aus dem Opiumkrieg wurde von Großbritannien in der Weise gezogen, daß es mit China 1846 einen förmlichen Vertrag abschloß, in dem sich dieses verpflichtete, den strategisch hochbedeutsamen Tschusan-Archipel an keine ausländische Macht abzutreten.

Im Zusammenhang mit diesen Vorgängen wurde auch die russische Politik im Norden wieder aktiver. Der russische Bevollmächtigte Murawiew schloß den Vertrag von Aigun (1858), der den Amur als Grenze zwischen Rußland und China festlegte. Zugleich wurde Rußland der Besitz der nördlichen Hälfte von Sachalin zugestanden. Schon zwei Jahre später wurde im Verträge von Peking das Gebiet rechts vom Ussuri, „die Küsten-Provinz“, an Rußland abgetreten.

Frankreich war bereits 1787 durch den Abschluß des Vertrages von Kuang-nan hervorgetreten, im Jahre 1859 besetzten dann die Franzosen Saigon, womit sie ihr ostasiatisches Kolonialreich begründeten. Wie das Frankreich des zweiten Kaiserreiches in Syrien als Beschützer der Christen aufgetreten war und 1860 „im Auftrage Europas“ zum Schutze der syrischen Christen Truppen gelandet und damit an die ältesten Traditionen der französischen Politik angeknüpft hatte, nahm es auch in China für sich den Schutz der katholischen Missionen in Anspruch. Diese Verquickung der Mission mit

imperialistischer Ausdehnungspolitik hat aber der Ausbreitung des Christentums in China ungeheuer geschadet.

Der Verfall des Reiches

Während außenpolitisch das Reich eine Schlappe nach der anderen hinnehmen mußte, wurde es im Innern von verheerenden Aufständen verwüstet und erschüttert. 1845 brach ein Mohammedaneraufstand in Turkestan, 1847 ein erneuter Aufstand der Miao-tse in Honan aus. Von nachhaltigster Wirkung für das Schicksal des Reiches und der Dynastie aber war der fürchterliche Taiping-Aufstand, der fünfzehn Jahre lang zahlreiche Provinzen Chinas verheerte. Der Führer des Aufstandes hatte in früher Jugend in einer Missionsschule verworrene Begriffe eines unklaren Christentums in sich aufgenommen, mit dem primitiven Zauberglauben des Taoismus verquickt und eine neue eigenartige religiöse und politische Lehre aufgestellt. Als Führer seiner Aufstandsbewegung nahm er den Titel „Himmelskönig“ an und nannte sein Reich das „Himmlische Reich des höchsten Friedens“, eine Bezeichnung, die in der Folgezeit zum blutigsten Hohn wurde. 1853 eroberten und zerstörten die Rebellen Nanking und drangen von dort bis in die Nähe von Peking vor. Trotz Aufbietung der besten Heerführer und auserwählter Truppen gelang es jahrelang nicht, der Aufständischen, gegen die mit wechselndem Glück gekämpft wurde, Herr zu werden. Als 1860 der Angriff eines großen Heeres der Taiping auf Schanghai von 400 französischen und 800 britischen Soldaten mit Unterstützung durch einige Kanonenboote erfolgreich zurückgeschlagen wurde, gab das den Chinesen die Anregung zur Aufstellung einer europäischen Truppe, um den Aufstand endgültig niederzuschlagen. Diese Truppe, aus Abenteurern gebildet, erwarb nach anfänglichen Schwierigkeiten schließlich, geführt von dem britischen Obersten Gordon, dem späteren Gordon Pascha, unter dem Namen „die immer siegreiche Armee“ großen Ruhm und trug wesentlich zur Niederwerfung des Aufstandes bei. Nach der Einnahme von Nanking wurde der Aufstand durch die Hinrichtung von 100 000 Rebellen in Blut erstickt.

Während im Inneren Chinas die Kämpfe gegen die Taiping-Rebellen hin und her wogten, erhoben sich im äußersten Südwesten, in der Provinz Yünnan, die Mohammedaner und gründeten einen unabhängigen Staat, der sich fast zwanzig Jahre lang halten konnte. Der Mohammedaneraufstand griff auf die Nordwestprovinzen und auf Turkestan über, das sich 1865 unter Jakub Beg unabhängig machte. Die aufständischen Mohammedaner richteten unter den

Chinesen Turkestans ein furchtbares Blutbad an. Bei der Niederwerfung dieses Aufstandes wurden von den Chinesen zum ersten Male europäische Geschütze verwendet. Erst nach dem Tode Jakub Begs (1877) konnte Ostturkestan wieder unter chinesische Botmäßigkeit gebracht werden. Ein furchtbares, grausames Strafgericht wurde an der mohammedanischen Bevölkerung vollzogen.

1857 führte ein Zwischenfall im Hafen von Kanton zum sogenannten Lorch-Krieg mit England und Frankreich. Nachdem die Alliierten 1857 Kanton und 1858 die berühmten Taku-Forts bei Tientsin eingenommen hatten, wurde der Vertrag von Tientsin abgeschlossen, wonach weitere Häfen eröffnet, in Peking Gesandtschaften eingerichtet und den Fremden die Konsulargerichtsbarkeit und freizügige Tätigkeit der christlichen Missionare zugestanden wurde. Die Chinesen waren jedoch damals nur schwer zu der Auffassung zu bewegen, daß ein mit rücksichtsloser Gewalt erzwungener Vertrag das gleiche geheiligte Ansehen genießen solle wie ein auf freier Vereinbarung beider Seiten geschlossener. So bereiteten sie unter Bruch des Vertrages den Franzosen und Engländern bei Taku eine vernichtende Niederlage, woraufhin 1860 die Alliierten Peking einnahmen, so daß der Kaiser nach Jehol ausweichen mußte. Als Vergeltungsmaßnahme für die Tötung einer Anzahl Gefangener wurde der kaiserliche Sommerpalast in Peking geplündert und verwüstet, dessen Ruine heute noch als Denkmal der Vergeltung barbarischer mit gleichen Methoden bei Peking steht. Durch den Zusatzvertrag von Tientsin wurden die Bedingungen des Vertrages von 1858 in Kraft gesetzt. Auf Druck der europäischen Mächte sahen sich die Chinesen 1861 genötigt, eine eigene Behörde für den Verkehr mit den fremden Mächten nach Art eines Auswärtigen Amtes einzurichten. Dieses Amt bekam allerdings den stolzen und anmaßenden Titel „die Behörde, die die Angelegenheiten aller Länder in letzter Instanz regelt“. Sie ist den Europäern zumeist nur unter dem abgekürzten chinesischen Namen Tsung-li-ya-men bekanntgeworden.

Seit dem gleichen Jahre führte ein Regentschaftsrat für den unmündigen Kaiser die Regierung, der sich unter anderen aus den beiden Kaiserinnen-Witwen Ts'e-an und Ts'e-hi und dem Prinzen Kung zusammensetzte. In diesem Regentschaftsrat drang die kluge, energische und ehrgeizige Ts'e-hi bald als die eigentliche Lenkerin der Geschicke des Reiches mehr und mehr durch und wurde 1881, nach dem Tode ihrer Mitregentin, tatsächlich Alleinherrscherin. Auch nach der Großjährigkeitserklärung des Kaisers (1889) blieb der entscheidende Einfluß auf die Regierung noch in ihren Händen.

Es ist wieder eine tragische Verknüpfung der Umstände, oder vielleicht doch wohl auch eine notwendige Folge der historischen Entwicklung, daß gerade in den größten Krisenzeiten des Reiches das Schicksal der Dynastie in Frauenhänden lag. Denn kurz nach dem Tode der Ts'e-hi (1908) erfüllte sich das Schicksal der Dynastie.

Als durch die Eröffnung des Suezkanals (1869) der Weg von Europa nach China auf die Hälfte herabgesetzt worden war, wurde der Druck der europäischen Mächte auf China damit noch stärker. Im Jahre 1873 mußte der chinesische Kaiser den fremden Gesandten in Peking die erste förmliche Audienz gewähren.

Frankreich, das unter der Dritten Republik seine Kolonialmacht immer weiter ausbaute, hatte 1882 Tongking, das dem Namen nach China untertan war, besetzt und war daraufhin in einen Krieg mit China verwickelt worden. In dem Frieden von 1885 mußte dies auf seine Rechte in Tongking verzichten und im gleichen Jahre auch das französische Protektorat über Annam anerkennen und Japan ein Kondominium über Korea zugestehen. Nach einem Abkommen von 1886 hatten sich China und Japan verpflichtet, daß keiner der beiden Vertragschließenden Truppen nach Korea schicken werde, ohne den anderen zu verständigen. Als China nun auf Anforderung des Königs von Korea, um ihm gegen eine Rebellion zu Hilfe zu kommen, Truppen nach Korea entsandte, tat Japan sofort dasselbe. Aus den dabei entstehenden Verwicklungen entstand der chinesisch-japanische Krieg (1894/95), in dem sich die japanische Flotte und das japanische Heer denen der Chinesen an Qualität bei weitem überlegen zeigten. Denn im Verlaufe des Krieges wurde die chinesische Flotte völlig vernichtet, während das Landheer mehrere schwere Niederlagen erlitt. China sah sich daher gezwungen, im Frieden von Shimonoseki auf alle seine Rechte und Ansprüche in Korea zu verzichten, die Pescadores-Inseln und Formosa an Japan abzutreten und 230 Millionen Dollar Kriegsentschädigung zu zahlen. In dem Friedensvertrag wurden außerdem den Japanern die gleichen Exterritorialitätsrechte wie den Angehörigen der europäischen Mächte in China bewilligt. So ergab sich der eigenartige Zustand, daß Japaner in China Exterritorialitätsrechte genossen, während in Japan ebenfalls noch bis 1899 Exterritorialitätsrechte für Angehörige fremder Mächte bestanden. Der chinesisch-japanische Krieg hatte außer den materiellen Folgen noch erhebliche psychologische Auswirkungen. Denn die Chinesen, die sich gegen die Europäisierung eigentlich immer innerlich gewehrt hatten, sahen nun am Beispiel Japans zum ersten Male, welche Erfolge selbst eine kleine asiatische Macht

mit europäischen Methoden erringen konnte. Die Reformbewegung bekam dadurch mächtigen Auftrieb.

Als in den Jahren 1895—1897 Frankreich, Rußland und Großbritannien neue Vergünstigungen an ihren Grenzen in Tongking, der Mandschurei und Birma von China erwirkten und die Aufteilung Chinas unter die Großmächte immer näherzurücken schien, schaltete sich auch das Deutsche Reich in China ein, indem es in der Bucht von Kiautschou Truppen landete, das Gebiet besetzte und von China den Abschluß eines Pachtvertrages auf 99 Jahre erreichte. Anlaß zur Besetzung von Tsingtau und des Gebietes von Kiautschou war die Ermordung zweier katholischer Missionare in Schantung. Das Deutsche Reich schloß sich damit leider der Politik der anderen Mächte an, indem es den Schutz der Missionen als Vorwand für imperialistische Politik mißbrauchte. Dieses deutsche Vorgehen hatte zur Folge, daß sofort die anderen drei Großmächte von China den Abschluß ähnlicher Pachtverträge forderten, Rußland erwarb für sich die Halbinsel Liao-tung mit Port Arthur, England den Hafen Weihaiwei in Nord-Schantung und Frankreich das Gebiet von Kuang-tschou-wan. Alle diese Gebiete wurden unter ähnlichen Bedingungen wie das deutsche Tsingtau erworben. Mit Erfolg schob man China gegenüber das Odium für dieses Vorgehen der Mächte dem Deutschen Reiche zu. Damit schien durch die Aufteilung Chinas in regionale Interessensphären der Anfang zur völligen Teilung des chinesischen Reiches unter die europäischen Großmächte gemacht. Indessen, als auch noch Italien auf den Plan trat und ebenfalls die Abtretung eines Pachtgebietes forderte, raffte sich die chinesische Regierung endlich zu einer energischen Ablehnung auf.

Unter dem Einfluß des südchinesischen Politikers K'ang Yu-wei erließ der junge Kaiser 1898 überstürzte Reformersasse. Es war von verhängnisvoller Tragik, daß die Persönlichkeit des K'ang Yu-wei, der das Vertrauen des jungen Kaisers gewonnen hatte, der Durchführung eines so bedeutenden Planes durchaus nicht gewachsen war. Denn die reaktionäre Opposition konnte sich auf zielbewußte und energische Persönlichkeiten stützen und begünstigte den Staatsstreich der Kaiserinwitwe Ts'e-hi, die den jungen Kaiser unter dem Vorwand seiner Unzurechnungsfähigkeit gefangensetzte, alle Reformen annullierte und die Anhänger der Reformpartei erbittert verfolgte. K'ang Yu-wei gelang es mit knapper Not, ins Ausland zu entfliehen. Damit war die letzte Gelegenheit für die Dynastie, sich den gegebenen Verhältnissen anzupassen und so ihren Bestand zu retten, vertan. Die Politik, die sie nun verfolgte, wurde ihr selbst zum Verhängnis.

Das Auftreten der fremden Mächte und die Aufteilung Chinas in Interessensphären erweckte bei den Chinesen nicht mit Unrecht den Anschein, als wollten die Fremden das Land völlig unter sich aufteilen und rief eine immer stärker werdende fremdenfeindliche Bewegung hervor. Ein religiöser Geheimbund, der unter den unzufriedenen Elementen eine steigende Zahl von Anhängern gewann und unter dem Namen „Boxer“ in die Geschichte eingegangen ist, wurde von den konservativen Regierungskreisen, die sein Anwachsen mit Besorgnis beobachteten, in die Richtung fremdenfeindlicher Betätigung abgelenkt. So kam es 1900 zu den Boxer-Wirren, in deren Verlauf der deutsche Gesandte v. Ketteler in Peking erschossen wurde, und zur Belagerung der europäischen Gesandtschaften in Peking. Durch diese Ereignisse wurde das geschlossene Eingreifen aller beteiligten Mächte, der Vereinigten Staaten und Japans ausgelöst. Nach Besiegung der Boxer wurden im sogenannten Boxer-Protokoll von 1901 China empfindliche Sühnebestimmungen und die Zahlung einer Entschädigung von 450 Millionen Dollar auferlegt. Nur die Eifersucht der Großmächte verhinderte damals das Verlangen auf weitere Gebietsabtretungen.

Japan, das im Verein mit den europäischen Mächten nun auch China gegenüber als imperialistische Macht auftrat, geriet durch seine Bestrebungen, sich Einfluß in der Mandschurei zu sichern, mit dem vordringenden russischen Imperialismus aneinander. Rußland hatte nämlich nach dem Boxer-Krieg trotz eingegangener Verpflichtung zur Räumung der Mandschurei dieses Gebiet doch weiter besetzt gehalten. Die Rivalität der beiden Mächte führte zum Russisch-Japanischen Kriege, der zu Lande fast ausschließlich auf chinesischem Boden ausgetragen wurde. Wenn auch im Frieden von Portsmouth (USA.) Rußland und Japan die Souveränität Chinas über die Mandschurei förmlich anerkannten, sicherten sich doch beide, Rußland im Norden, Japan im Süden, beträchtliche Sondervorrechte, die sie sich 1910 gegenseitig vertraglich bestätigten. Damit trat Japan teilweise an die Stelle Rußlands. Der Ausgang des Russisch-Japanischen Krieges war noch mehr als der des chinesisch-japanischen von stärkster Auswirkung auf China. Der Sieg der jungen asiatischen Großmacht über das gewaltige Russische Reich hatte eine Hebung des Selbstbewußtseins der asiatischen Völker gegenüber den europäischen imperialistischen Großmächten zur Folge und zeigte ganz klar und unwiderleglich die ungeheuren Vorteile der Modernisierung eines asiatischen Staates nach europäischem Muster. Das Bedürfnis nach weittragenden Reformen in China wurde immer un-

abweisbarer. Schon nach der Niederlage im Boxer-Krieg war 1902 wiederum mit gewissen Reformmaßnahmen begonnen worden. Vollends nach 1906 setzte eine umfassende Reformgesetzgebung ein, die allerdings immer noch zum Teil widerstrebend und zögernd in Kraft gesetzt wurde. Die außenpolitischen Niederlagen und das Zögern und Schwanken in der Frage der Reformen leisteten der Ausbreitung der mehr und mehr um sich greifenden revolutionären Bewegung Vorschub. Eine Meuterei modern ausgerüsteter Truppen in Wu-tschang weitete sich 1911 zur allgemeinen Revolution aus. Sun Yat-sen bildete in Nanking eine provisorische Regierung, und unter dem Druck der revolutionären Bewegung und der eigenen Truppen dankte die Dynastie Anfang 1912 förmlich ab.

Der Abfall der Kolonialländer

Mit dem Ende des Chinesischen Kaiserreiches begannen auch die chinesischen Kolonialländer sich auf ihre Selbständigkeit zu besinnen und ihr Geschick in die eigenen Hände zu nehmen. Die Mongolei erklärte sich im Oktober 1911 für unabhängig und hat sich seitdem stark an Rußland angelehnt. Nach der bolschewistischen Oktoberrevolution bildete sich eine mongolische Volksrepublik, die, obwohl nicht der Sowjetunion als solcher angehörend, doch im engsten Verhältnis zu Rußland blieb, trotz wiederholter förmlicher vertraglicher Anerkennung (1913 und 1924) der chinesischen Oberhoheit über die Mongolei durch Rußland.

Tibet war unter den Mandschu-Herrschern Bestandteil des Reiches geworden, hatte aber stets weitgehende Autonomie bewahrt. Als es Nachbar des britisch-indischen Reiches geworden war, lenkte es in immer steigendem Maße die Aufmerksamkeit der britischen Politik auf sich. Die erste Berührung Tibets mit den Engländern in Indien fand statt, als gegen Ende des 18. Jahrhunderts Horden aus Bhutan und Tibet in Bengalen eindringen. Im Verfolg der englischen Abwehrmaßnahmen kam es zu Verhandlungen zwischen Beauftragten des britisch-indischen Gouverneurs und dem Regenten Tibets, die jedoch infolge des Mißtrauens der Tibeter nicht zu dem von den Engländern angestrebten Handelsvertrag führten. Auch gegen Ende des 19. Jahrhunderts zeitigten die erneuten, unablässigen Bemühungen der Briten auf Anbahnung von Handelsbeziehungen keine brauchbaren Ergebnisse. Erst als durch Absendung von Sondergesandtschaften des Dalai-Lama an den Zarenhof Tibet Fühlung mit dem Russischen Reich aufnahm, wurden die britischen Bemühungen aktiver. Sir Francis Younghusband leitete trotz lebhafter

Proteste Rußlands eine energische militärische Expedition nach Tibet, in deren Verlauf der Dalai-Lama in die Mongolei entfloh. 1904 kam es zu Verhandlungen in Lhasa und zum Abschluß der sogenannten Lhasa-Konvention, in der Großbritannien die Souveränität Chinas über Tibet ausdrücklich anerkannte, für seinen Handel aber erhebliche Vergünstigungen durchsetzte. Eine Anzahl tibetischer Märkte wurde dem britisch-indischen Handel geöffnet. Großbritannien erhielt Konzessionen für den Bau von Telegraphenlinien und Vorrechte bei etwaiger Erteilung von Eisenbahnkonzessionen in Tibet. Diese Abmachungen wurden durch China in der Konvention von Peking 1906 bestätigt.

Seit 1908 aber schritt die chinesische Politik zielbewußt darauf hin, Tibet allmählich dem chinesischen Reiche völlig einzuverleiben. Der chinesische Gouverneur begann mit einer gründlichen und straffen Verwaltungsreform, bei der er Eingriffe in die lamaistische Hierarchie und Beschränkungen des Mönchwesens und der lamaistischen Kirche vornahm. Die energischen Maßnahmen der Chinesen, den Aberglauben und die Unwissenheit in Tibet zu beseitigen, riefen jedoch den erbitterten Widerstand der Lamas hervor. Die rücksichtslose Härte bei der Durchsetzung der politischen Ziele durch den chinesischen Gouverneur und harte Vergeltungsmaßnahmen für die Ermordung eines hohen chinesischen Beamten brachten das Volk mehr und mehr auf. Dessenungeachtet betrieben die Chinesen immer rücksichtsloser die Einverleibung. Als sie die förmliche Absetzung des nach Indien geflohenen Dalai-Lama erklärten, kam es 1910 zu offenem Aufstande, den niederzuschlagen den chinesischen Truppen nicht gelang. Nach dem Ausbruch der chinesischen Revolution schloß die Republik 1912 die Konvention von Lhasa, in der Tibet wieder die Autonomie zugestanden wurde. Die Verhandlungen über die tibetische Ostgrenze, die 1914 geführt wurden, wurden mit einem Vertrage abgeschlossen, der jedoch von China nicht ratifiziert wurde. Ein neuer Versuch im Jahre 1917, Tibet mit Waffengewalt zu unterwerfen, scheiterte.

Der Dalai-Lama war durch seinen Aufenthalt in Indien immer mehr unter britischen Einfluß gekommen, während der Panchen-Lama mehr zu China neigte. Nach dem Tode des Dalai-Lama kam es mit dem Erstarken der Nanking-Regierung der chinesischen Republik, die grundsätzlich ihre Ansprüche auf Tibet immer aufrecht erhalten und das tibetische Volk förmlich zu einem der fünf Staatsvölker des Reiches erklärt hatte, wieder zu engeren Beziehungen zwischen Tibet und China, die jedoch ohne nähere staatsrechtliche Definition blieben.

Jetzt regiert in Tibet der vierzehnte Dalai-Lama, indessen scheint auch hier unter dem Einfluß moderner fortschrittlicher Ideen die Religion allmählich an Macht zu verlieren.

Die Republik

China war nun Republik; die jahrtausendealte Einrichtung des Kaisertums hatte den durch das Eingreifen der europäischen Mächte veränderten Verhältnissen weichen müssen. Von der vorläufigen gesetzgebenden Versammlung wurde der frühere kaiserliche Marschall Yüan Schi-k'ai 1912 zum Präsidenten gewählt, sein diktatorisches Gebaren führte jedoch zur schärfsten Opposition der radikal eingestellten Nationalen Volkspartei (Kuo-min-tang) und damit 1913 zur „Zweiten Revolution“, die aber von ihm mit Waffengewalt niedergeschlagen wurde. Danach konnte Yüan Schi-k'ai seine Stellung immer mehr festigen und immer unumschränkter herrschen. Allerdings stieß sein Versuch, 1915 die Monarchie in konstitutioneller Form wieder einzuführen, auf den erbittertsten Widerstand der radikalen Demokraten und löste die „Dritte Revolution“ aus, so daß er sich gezwungen sah, die Einführung der Monarchie im März 1916 förmlich zu widerrufen. Als er selbst kurz darauf starb, übernahm der Vizepräsident die Regierung.

Im ersten Weltkrieg eroberte Japan, nachdem sein Ultimatum auf Übergabe abgelehnt worden war, in harten Kämpfen, unter Aufgebot einer im Verhältnis zu der kleinen Schar der Verteidiger gewaltigen Truppenmacht, das deutsche Pachtgebiet von Kiautschou und faßte damit in der chinesischen Provinz Schantung festen Fuß. Als die europäischen Mächte auf dem westlichen Kriegsschauplatz gefesselt waren, sah Japan die Stunde für ein energisches Vorgehen in China gekommen und stellte 1915 einundzwanzig weitgehende und in die chinesische Souveränität tief eingreifende Forderungen an China. Obwohl diese Forderungen von der öffentlichen Meinung in China aufs schärfste abgelehnt wurden, sah sich Yüan Schi-k'ai unter dem starken Druck der japanischen Macht am 9. Mai 1915 gezwungen, alle japanischen Forderungen anzunehmen. Dieser Tag wird seitdem von den Chinesen als „Tag der nationalen Schande“ angesehen. 1917 wurde durch starken Druck der Alliierten China gezwungen, an Deutschland den Krieg zu erklären. Es hat sich aber nicht am ersten Weltkrieg beteiligt und ist auch nicht dem Versailler Vertrag beigetreten, sondern hat 1921 mit Deutschland einen Sonderfrieden abgeschlossen. In diesem verzichtete das Deutsche Reich auf alle Rechte der Exterritorialität. Die Absicht der Alliierten

war damals, die Deutschen in China in eine unmögliche Sonderstellung zu manövrieren, um sie dadurch von allem politischem und wirtschaftlichem Wettbewerb auszuschließen. Tatsächlich hatte der einseitige Verzicht auf die extraterritorialen und anderen Vorrechte für die Deutschen in Ostasien im einzelnen häufig unangenehme Folgen. Im ganzen gesehen indessen wirkte sich die neue Stellung Deutschlands China gegenüber moralisch außerordentlich günstig aus, weil Deutschland dadurch ganz augenscheinlich für keinerlei imperialistische Schritte in China mehr in Betracht kam. Die Wirkung des ersten Weltkrieges in Ostasien war überhaupt anders, als man erhofft hatte. Die überragende Stellung des weißen Mannes war vielmehr von Grund auf erschüttert. Als nach der bolschewistischen Revolution die Sowjetunion 1924 ebenfalls auf alle Sonderrechte in China Verzicht leistete, wurde die alte Stellung der europäischen Mächte allmählich immer unhaltbarer.

In den Jahren 1920—1927 drohte China wiederum die Auflösung in mehrere Einzelreiche. Im Norden hatte eine Anzahl von Generalen sich in den von ihnen kontrollierten Gebieten nahezu unabhängig gemacht. Wu Pei-fu beherrschte den Norden Chinas, Tschang Tso-lin kontrollierte in völliger Unabhängigkeit die Mandschurei, Feng Yü-siang, genannt der „christliche General“, beherrschte die Provinzen Schensi und Kansu, Sun Tsch'uang-fang Mittelchina. Diese regionalen Machthaber führten in ihrem Gebiet eine völlig eigene Politik durch, bekriegten sich gegenseitig, schlossen wechselnde Bündnisse miteinander, so daß Verhältnisse entstanden, die sehr stark an die Zeit der „kämpfenden Reiche“ erinnerten. Gestützt auf die reichen Hilfsquellen der Mandschurei und durch eine skrupellose Bündnispolitik, war es Tschang Tso-lin im Jahre 1925 gelungen, sich zum fast unbeschränkten Diktator von Nordchina zu machen.

Im Süden war, während im Norden die Generalskriege hin und her wogten, 1921 Sun Yat-sen Präsident der südchinesischen Republik geworden. Aber fortgesetzter innerer Hader und Parteienstreit gestatteten der südlichen Republik keine Machtentfaltung, geschweige denn ein energisches Eingreifen gegen die selbständigen Generale. Immerhin gelang es von 1923 an, unter starkem russischem Einfluß, die Kuo-min-tang zu einer straffen Organisation mit mehr und mehr hervortretendem nationalem Programm herauszubilden. In seinem politischen Testament hatte Sun Yat-sen der Partei ein Zusammengehen mit den Mächten, die in China keine imperialistische Politik trieben, angeraten. Damit war zweifellos die Sowjetunion gemeint, ohne daß indessen irgendwie das Programm Sun's nach

der kommunistischen Seite tendierte. Nach seinem Tode jedoch fanden seine Gedanken durch den linken Flügel der Partei eine mehr und mehr kommunistische Auslegung.

Dem Schwager Sun's, Tschiang Kai-schek, gelang es seit 1926, die nationale Volksarmee gegen den unabhängigen Norden der Generale von Erfolg zu Erfolg zu führen, nachdem er mit Unterstützung ausländischer Fachleute und militärischer Berater eine umfassende politische und militärische Reorganisation durchgeführt hatte. Nach der Einnahme von Schanghai und Nanking allerdings, im März 1927, kam es zum offenen Bruch zwischen dem linken, kommunistischen, und dem rechten, gemäßigt bürgerlich-liberalen Flügel der Kuo-min-tang, so daß Tschiang Kai-schek sich gezwungen sah, vorübergehend China zu verlassen. Bald darauf zurückgekehrt, gelang es ihm aber, nach verschiedenen Rückschlägen, durch seine unerschütterliche Beharrlichkeit und sein militärisches und politisches Geschick, den Norden und Süden Chinas unter seiner Regierung zu einigen (1928). Seiner klugen und maßvollen Politik blieben auch außenpolitische Erfolge nicht versagt. Die schwerste Belastung für jede chinesische Regierung waren die sogenannten „ungleichen Verträge“, die den fremden Mächten die Exterritorialitätsrechte und Fremdenniederlassungen garantierten. Nachdem als Folge des ersten Weltkrieges 1922 Kiautschou an China zurückgegeben war, gab Großbritannien 1930 ebenfalls Weihaiwei zurück, weiter wurde auf eine Reihe von Fremdenkonzessionen nach und nach verzichtet. Andererseits trat Japan immer offener gegen China auf.

Seit 1930 war Tschiang Kai-schek in dem Politiker Wang Tschingwei ein außerordentlich geschickter, dabei skrupelloser, politischer Gegenspieler erstanden, der seit Mai 1931 die Opposition gegen Tschiang Kai-schek in einer Gegenregierung in Kanton zusammenfaßte. Aber das japanische Vorgehen in der Mandschurei Ende 1931 vereinigte beide Regierungen wieder im gemeinsamen Abwehrkampf. Marschall Tschiang Kai-schek legte alle politischen Ämter nieder und blieb nur militärischer Oberbefehlshaber, während Wang Tschingwei die Ministerpräsidentschaft übernahm. Im Anfang des Jahres 1932 brachen dann in und um Schanghai und in der Mandschurei hartnäckige blutige Kämpfe mit den Japanern aus. Als der Völkerbund im Schlichtungsverfahren zwar Japan moralisch verurteilte, China aber keine tatsächliche Unterstützung gewähren konnte, war die vorsichtige und maßvolle Politik Tschiang Kai-scheks und Wang Tschingwei's nur darauf gerichtet, mit Rücksicht auf die gewaltige technische und materielle Überlegenheit Japans, den offenen Krieg zu vermeiden.

Selbst als im September 1932 Japan die Unabhängigkeit der Mandschurei erklärte und unter dem letzten Herrscher der Mandschudynastie zum selbständigen Kaiserreich machte, blieb die Haltung der chinesischen Regierung, obwohl sie den „Marionetten-Staat“, wie sie ihn bezeichnete, natürlich nie anerkannte, von maßvoller Zurückhaltung. Es kam sogar zu einem Waffenstillstand mit Japan, der den Konflikt jedoch nicht beseitigte, sondern im Schwebezustand weiterbestehen ließ.

Die linksradikale Opposition dagegen bildete in Fukien eine neue Gegenregierung mit ausgesprochen japanfeindlicher, kommunistischer Tendenz. Indessen wurden in einem harten Feldzug 1932 bis 1935 die Kommunisten niedergeschlagen und teils vernichtet, teils in die westlichen Grenzgebiete abgedrängt. Um den politischen und wirtschaftlichen Wiederaufbau Chinas zu ermöglichen, glaubte Tschiang Kai-schek eine völlige innere Reorganisation des sittlichen und geistigen Lebens Chinas herbeiführen zu müssen. Zu diesem Zweck gründete er die Bewegung „Neues Leben“. Die extreme japanfeindliche Stimmung war und blieb jedoch immer noch sehr stark und kam im Zwischenfall von Si-an-fu (1936) in krasser Form zum Durchbruch. Der Sohn Tschang Tso-lin's, Tschang Hüe-liang, setzte Marschall Tschiang Kai-schek in Si-an-fu gefangen, um ihn zu einer aktiveren Politik gegen Japan und vermehrter politischer Anlehnung an die Sowjetunion zu zwingen. Die Festigkeit und unbeugsame Energie Tschiang Kai-scheks verhinderte damals einen drohenden außenpolitischen Konflikt.

Wenig später gerieten jedoch bei der Marco-Polo-Brücke unweit Peking japanische Truppen, die auf Grund des Boxer-Protokolls in Peking in Garnison standen, bei einer Nachtübung in ein Feuergefecht mit chinesischen Truppen, wobei beide Parteien sich gegenseitig die Verantwortung für den Zwischenfall zuschoben. Obwohl unter den unmittelbar Beteiligten sofort direkte Verhandlungen aufgenommen wurden, gelang es nicht, den Konflikt beizulegen. Auch alle Versuche, ihn zu lokalisieren, blieben erfolglos. Er entwickelte sich zu dem großen unerklärten chinesisch-japanischen Krieg (1937 bis 1945). Die chinesische Taktik des Widerstandes gegenüber den Japanern wechselte im Laufe des Krieges von der hartnäckigen Verteidigung, wie sie namentlich in Schanghai durchgeführt wurde, zum ausweichenden, hinhaltenden Widerstand, wobei der unermeßliche Raum und die Partisanen im Rücken der Japaner wesentliche Bestandteile der taktischen Rechnung waren. Die Regierung verlegte nicht nur den politischen, sondern durch Verlagerung der In-

dustrie auch den wirtschaftlichen Schwerpunkt in den durch hohe Gebirge festungsartig abgeschlossenen Westen, die Provinz Sse-tschuan, und nahm in der Hauptstadt dieser Provinz, Tschungking, ihren Sitz. Hier war ihre Position, besonders, seit sie über die Birma-Straße mit Kriegsmaterial versorgt werden konnte, nahezu unangreifbar. Da die japanischen Armeen in den endlosen Weiten des chinesischen Raumes versickerten, machte die japanische Regierung in immer vermehrtem Maße den Versuch, Teile des chinesischen Volkes auf die japanische Seite zu ziehen, um dadurch den Krieg, der offenbar militärisch nicht entschieden werden konnte, auf politische Weise zu einer Entscheidung zu bringen. Der greise Marschall Wu Pei-fu lehnte zwar das japanische Anerbieten, an die Spitze einer japanfreundlichen Gegenregierung zu treten, ab, aber es gelang den Japanern schließlich, den alten Gegenspieler Tschiang Kaischeks, Wang Tsching-wei für sich zu gewinnen und unter ihm eine Schattenregierung in Nanking zu bilden.

Als die japanische Kapitulation gegenüber den Alliierten auch den chinesisch-japanischen Krieg beendete, brachen die innerpolitischen Gegensätze zwischen dem rechten und linken Flügel, die während des Kampfes um Leben und Freiheit der Nation vorübergehend geschwiegen hatten, mit verdoppelter Heftigkeit wiederum aus und stürzten China aufs neue in einen blutigen und erbitterten Bürgerkrieg.

DIE KULTUR DER NEUZEIT

Die Begegnung Chinas mit dem Abendlande

In der Neuzeit steht die Kultur Chinas unter dem Eindruck der Auseinandersetzung mit abendländischen Ideen. Die Vermittler dieser Ideen waren jene Jesuitenmissionare, die schon bald nach der Gründung des Ordens im 16. Jahrhundert in China Fuß faßten und sich in der Folge trotz aller Hindernisse und Verfolgungen längere Zeit zu halten vermochten. Während sie in China versuchten, das Christentum auszubreiten, machten sie andererseits Europa mit dem chinesischen Reich und seiner alten Kultur bekannt. Das Bild, das sie dem staunenden Europa übermittelten, war das eines glänzenden Musterstaates, an dessen Spitze ein weiser und aufgeklärter Monarch stand, das angeblich von keiner Priesterschaft in selbstverschuldeter Unmündigkeit gehalten wurde und keinen Religionshaß kannte, sondern tolerant gegen alle anderen Religionen war, wo angeblich der Frieden höher geschätzt wurde als der Krieg, und in dessen Gesellschaftsordnung jedem Talent der Weg zu den höchsten Stellen

offenstand, wo die Leitung des Volkes infolgedessen in den Händen der geistigen Elite lag, kurz, das konfuzianische System schien die wahrhaftige Herrschaft der Vernunft darzustellen. Die Bewunderung der chinesischen Verhältnisse war damals, mag auch das Bild, das die Missionare von ihnen gaben, keinesfalls zutreffend gewesen sein, nicht so unnatürlich, wie es uns heute vielleicht erscheint. Denn das Leben in Europa im 17. Jahrhundert unterschied sich von dem in China durchaus nicht etwa zu Europas Gunsten. Das Elend der Seuchen und die Befangenheit in abergläubischen Vorstellungen war in Europa nicht minder groß als in China. Das Verständnis und Interesse der Jesuitenmissionare für die letzten Endes nur astrologischen Zwecken dienende Astronomie der Chinesen erklärt sich leicht angesichts der Selbstverständlichkeit, mit der selbst die christlichen Missionare ihren Glauben an die ursächliche Wirkung von Sternkonstellationen oder Himmelserscheinungen auf irdische Geschehnisse bekundeten. Darüber hinaus unterscheidet sich der Glaube an die Wirksamkeit der mitgeführten Reliquien grundsätzlich nicht von der magischen Weltanschauung der Chinesen, steht aber an natürlicher Folgerichtigkeit dem chinesischen Weltbild nach. Welchen Eindruck die Berichte der Jesuiten in Europa machten, zeigt wohl am deutlichsten die Wirkung, die sie auf einen hervorragenden Geist wie Leibniz hatten. Leibniz hegte sogar die Besorgnis, daß das christliche Europa seine sittliche und kulturelle Überlegenheit gegenüber China einbüßen könnte, und folgerte daraus: „Derart wahrlich scheint mir der Zustand unserer Verhältnisse zu sein, bei denen die Sittenverderbnis ins Ungeheure wächst, daß es fast notwendig erscheint, daß Missionare der Chinesen zu uns gesandt werden, die uns Zweck und Anwendung der natürlichen Theologie lehren, ebenso wie wir solche zu ihnen schicken, die sie in der geoffenbarten Theologie unterrichten.“ Bekannt ist die Chinamode des Spätbarock und Rokoko, die Nachahmung alles Chinesischen in immer spielerischer werdenden Chinoiserien, der mächtige Auftrieb, den das chinesische Porzellan der europäischen Keramik brachte, und der schließlich zur Nacherfindung des Porzellans in Europa führte. Weiter drückte sich die Wirkung, die das chinesische Naturgefühl auf das Abendland hatte, in zahlreichen, dem chinesischen Vorbild nachgestalteten Parks des 18. Jahrhunderts aus. Der am stärksten wirksame geistige Einfluß jedoch ist wohl der auf die Anfänge der modernen Wissenschaft, denn die französischen Physiokraten und Enzyklopädisten standen fast völlig im Banne chinesischer Gedanken und Anregungen, die sie freilich ganz schöpferisch im europäischen Geiste

ausgestalteten. Es ist bei der europäischen Auffassung von China unerheblich, ob das Bild, das in Europa die stärksten Eindrücke auslöste, wirklich den historischen Tatsachen entsprach oder nicht, denn entscheidend ist bei kulturellen Einwirkungen nicht, wie sie ursprünglich gemeint waren, sondern wie sie vom Empfangenden aufgefaßt werden.

Mit den Mandschus war die letzte Welle der Eroberer aus den nördlichen Wäldern und Steppen über China hereingebrochen, nachdem der gewaltige Strom der Mongolen in den Weiten Asiens versickert, der Rest von einer artfremden Religion entkräftet war. Was aber sonst noch hinter den fernen Grenzen der chinesischen Kultur an beutelüsternen und machtgierigen Nomaden das Haupt erheben oder die Hände nach den ewig lockenden Schätzen des Reiches der Mitte hätte ausstrecken können, wurde von den mandschurischen Herrschern auf dem Drachenthron unerbittlich in zahlreichen blutigen Kolonialkriegen niedergeschlagen oder vernichtet. Der Chinesischen Mauer hätte es zur Abwehr der fremden Stämme nicht mehr bedurft. China gewöhnte sich nun endgültig daran, ohnegleichen auf einsamer Höhe dazustehen. Die Bewunderung der Europäer ist daher wohl erklärlich. Staunton, der in Begleitung des Lords Macartney Ende des 18. Jahrhunderts nach Peking reiste, bezeichnete noch die Größe und Dauer des Chinesischen Reiches als den erhabensten Gegenstand menschlichen Nachdenkens. Auch die Russen empfanden in dem 1792 geschlossenen Verträge China durchaus noch als glanzvolle, überlegene Macht. Das Handelsabkommen, das die Chinesen mit ihnen schlossen, wurde vom chinesischen Kaiser mit der Bemerkung: „Damit die russischen Untertanen keinen Mangel litten“ begründet. Auch gegenüber der britischen Gesandtschaft von 1816 war die Sprache des chinesischen Kaisers noch ganz die eines souveränen Herrschers gegenüber seinen Vasallen,

Bis dahin waren nur wenige Europäer nach China gekommen. Größtenteils geistig hochstehende und fein gebildete Leute, die das China der oberen Schichten, das China, wie es sein sollte und zeitweise unter den großen Mandschu-Kaisern auch war, kennenlernten und danach ihr Urteil bildeten. Später, im Laufe des 19. Jahrhunderts, als zahlreiche Europäer nach China kamen, sahen sie meist nur das Volk der unteren Schichten und zudem den politischen Verfall, der im 19. Jahrhundert immer unaufhaltsamer vorwärtsschritt.

Die Absicht dieser Europäer war, den großen Raum Chinas, koste es, was es wolle, für den Welthandel zu erschließen. Dagegen wehrten sich die chinesischen Kaiser mit einer Hartnäckigkeit, die bei den

Kaufleuten des Westens kein Verständnis fand. Die Gründe für die Abschließungspolitik, die von den Europäern aufs schärfste mißbilligt und auch oft von geistig hochstehenden Leuten als mangelnde geistige Aufgeschlossenheit hingestellt wurde, sind jedoch vom chinesischen Standpunkt aus durchaus nicht unberechtigt. Die Politik der Mandschu-Herrscher mußte der Tatsache Rechnung tragen, daß sie die Herrschaft über das Riesenreich mit einem zahlenmäßig außerordentlich kleinen Volk zu sichern hatten. Deshalb schufen sie für China nicht nur eine straffe militärische Organisation, sondern wünschten auch eine feste, ja starre, soziale Ordnung, in der mit den Mitteln des Polizeistaates jede verdächtige Regung schon im Keime erstickt wurde. Verstärkt wurde diese mißtrauische und hartnäckige Ablehnung alles Europäischen durch das Verhalten der Europäer selbst. Anfangs wurde dieses Mißtrauen durch das Auftreten der Portugiesen geweckt, dann durch den Ritenstreit wachgehalten und schließlich durch den hemmungslosen Kolonialimperialismus zu einem fanatischen Haß gegen die Eindringlinge gesteigert. Durch diese Haltung erlitt der Prozeß der Auseinandersetzung Chinas mit den abendländischen Ideen immer wieder starke Verzögerungen und Hemmungen.

Der Staat, im wesentlichen aufgebaut auf dem der Ming-Dynastie, blieb so ein mittelalterliches Gebilde, das bis in das 20. Jahrhundert hineinragte. Während das Parteiensystem des Sung-Reiches, bei allen Schwächen, doch einer Vorwärtsentwicklung weiten Spielraum gelassen hatte, stellte die Ming-Dynastie als eine Reaktion gegen die mongolische Fremdherrschaft, die mittelalterlichen Einrichtungen der T'ang-Dynastie in großem Umfange wieder her. Dazu kommt, daß schon 1395 durch ein Edikt die konfuzianisch gefärbte Tradition zur alles beherrschenden Grundlage des staatlichen Lebens wurde.

Bedeutsam für die Regierung war, daß das uralte Amt des Großkanzlers abgeschafft wurde, an dessen Stelle ein Kabinett trat, das unmittelbar unter dem Kaiser stand. Das Reich wurde in dreizehn Provinzen geteilt und die Söhne des Herrschers Hung-wu zu Vizekönigen eingesetzt. Indessen bewährte sich diese halbfeudale Einrichtung keineswegs, vielmehr rief sie im Volke nur Unzufriedenheit hervor. Das Examensystem wurde erst nach einigem Zögern und tastenden Versuchen, dann aber konsequent für den Nachwuchs der gesamten Zivilverwaltung durchgeführt und zu einem starren System ausgebildet. Im Zusammenhang damit wurde ein staatliches Schulsystem geschaffen. Die Lehrstoffe für diese Schulen waren in erster Linie die Texte der Klassiker in orthodoxester Auslegung. Die kul-

turelle nationale Reaktion gegen die Überfremdung, die unter der Mongolenherrschaft überhand genommen hatte, brachte im geistigen Leben eine gewisse Enge und Starrheit mit sich.

Auf dieser Grundlage errichteten die Mandschu-Herrscher ihr Verwaltungssystem. Es bestand für die Ämter der Zivilverwaltung aus der paritätischen Besetzung jedes Amtes durch je einen Chinesen und einen Mandschu. Dagegen behielten die Mandschus die militärische Organisation ganz in der Hand, während sie den Chinesen die höchste Spitze der Gelehrten-Hierarchie überließen. Denn Präsident der Han-lin-Akademie durfte niemals ein Mandschu werden. In den achtzehn Provinzen, die das eigentliche China bildeten, wurde die Trennung von ziviler und militärischer Verwaltung durchgeführt. Mehrere Provinzen waren aber unter einem Vizekönig zusammengefaßt, der beide Gewalten in seiner Hand vereinte. Die darin* liegende natürliche zentrifugale Tendenz hat sich allerdings während der Mandschu-Dynastie kaum, sondern erst nach Errichtung der Republik bemerkbar gemacht. Als oberste Reichsbehörde stand unmittelbar unter dem Kaiser ein Staatsrat. Seit 1730 gingen an den Obersten Kriegsrat praktisch die meisten Verwaltungskompetenzen über. Die Grundlage der militärischen und sozialen Organisation und damit der gesamten Militärmonarchie der Mandschus waren die Banner. Dieses verhältnismäßig starre System war kaum noch der natürlichen Entwicklung fähig.

Unter der Oberfläche des geordneten Staates wurden Geheimgesellschaften, die zum Teil noch aus dem Ende der Ming-Zeit herühren, in der neueren Zeit ein unabsehbarer Faktor für den Gang der politischen Ereignisse. Sie blühten vor allem unter den Ausländern.

Das Recht fand zur Ming-Zeit seinen Niederschlag in dem großen Ming-Gesetzbuch, das im wesentlichen nach dem Muster des T'ang-Gesetzbuches gestaltet war. Die Fassung des Gesetzbuches der Mandschu-Dynastie (1740), die bis 1911 in Kraft geblieben ist, lehnt sich sehr stark an das Ming-Gesetz an. Auch diese Kodifikation ist wesentlich Strafrecht, während die eigentliche Grundlage der Lebensordnung und damit auch des bürgerlichen Rechtsverkehrs die Sittlichkeit (Li) ist. Das Strafgesetz bezweckt nur die Abschreckung oder Ausmerzung derjenigen, die sich dem Sittengesetz nicht fügen. Die Rechtsprechung auf dem Gebiet des bürgerlichen und namentlich des Handelsrechts gründet sich fast ausschließlich auf die Gepflogenheiten des Verkehrs und den Gebrauch der Sitte. Die damit im Verhältnis zur modernen europäischen Rechtsauffassung auf-

tretende geringere Rechtssicherheit und unsichere Vorausssehbarkeit des Ausgangs eines Rechtsstreites ist schließlich einer der wesentlichen Gründe für das Verlangen der Europäer nach einer eigenen Gerichtsbarkeit in den Fremdenniederlassungen geworden.

Um die Einschränkung seiner Souveränität, die die rechtliche Sonderstellung der Ausländer mit sich brachte, zu beseitigen, sah sich China gezwungen, sein Rechtswesen nach europäischen Grundsätzen zu reformieren. Schon 1905 wurden die alten Leibesstrafen abgeschafft, bald darauf auch die Gewaltentrennung zwischen Verwaltung und Justiz durchgeführt. Nach verschiedenen Provisorien wurde 1935 ein endgültiges, sehr sorgfältig ausgearbeitetes Strafgesetzbuch nach europäischem Muster geschaffen, das nur noch geringe Spuren der alten Rechtsüberlieferung aufweist.

Die christliche Mission in China •

Während unter der Mongolendynastie der Buddhismus auch am Hofe geherrscht hatte und infolgedessen das Interesse für die alte chinesische Staatsreligion verhältnismäßig gering war, wurde im Anfang der Ming-Dynastie das alte Ritual in seiner orthodoxen Form wieder eingeführt. Die Opfer zur Wintersonnenwende an einem runden und zur Sommersonnenwende an einem viereckigen Altar, die Opfer für die vier Meere und die fünf Berge, sowie das feierliche kaiserliche Ahnenopfer wurden wieder ganz im alten Stil vollzogen. Indessen war während der fast drei Jahrhunderte der Ming-Dynastie die Haltung der einzelnen Herrscher in religiösen Fragen keineswegs einheitlich. Der Buddhismus stand ständig unter einer wohlwollenden staatlichen Kontrolle, zuzeiten auch neigten sich die Herrscher wieder mehr dem Buddhismus zu, so daß er zeitweise wieder zu entscheidendem Einfluß kommen konnte. So hat unter Yung-lo der Zen-Buddhismus wesentlich für die guten Beziehungen zu Japan, das sogar vorübergehend die Oberhoheit der Ming anerkannte, beigetragen. Yung-lo selbst neigte sehr dem Lamaismus zu, der Staatsapparat aber war doch vorwiegend mit der alten chinesischen Staatsreligion durchdrungen. Indessen bedeutet das nicht, daß damit unbedingt der Konfuzius-Kult verbunden gewesen sein mußte, denn Erlasse für oder wider Konfuzius wechselten miteinander ab. 1438 wurde sogar jede Verehrung des Konfuzius überhaupt verboten. In dieser verhältnismäßig unklaren religiösen Lage erlangten die Jesuitenmissionare bereits gegen Ende der Ming-Dynastie großen Einfluß am chinesischen Hofe. 1576 wurde das Bistum Macao gegründet. Der erste Jesuitenmissionar, der es zu großem

Einfluß und einer hochgeachteten und angesehenen Stellung am chinesischen Hofe brachte, war Matteo Ricci, der 1601 nach China kam und dort 1610 starb. Der Einfluß dieser Missionare am Hofe war indessen nicht durch Bereitwilligkeit, die das Chinesentum zur Übernahme des Christentums gezeigt hätte, sondern durch die praktischen und theoretischen Kenntnisse, die die Missionare mitbrachten, bewirkt. Die Chinesen interessierten sich aufs lebhafteste namentlich für die mathematischen und astronomischen wissenschaftlichen Kenntnisse, aber auch für zahlreiche technische Kunstgriffe und Fertigkeiten, die die Missionare ihnen vermittelten. Vor allen Dingen war es die Astronomie, die für den völlig im argen liegenden chinesischen Kalender sehr begehrt war. Daneben richteten die Jesuiten aber auch Werkstätten für die Herstellung von Uhren und allerlei Maschinen ein, gossen Kanonen für das chinesische Heer, legten neuzeitliche Befestigungen an, zeigten den Chinesen den Druck mit beweglichen Metallettern und fertigten schließlich Fernrohre und astronomische Instrumente an. Die berühmten Bronzeinstrumente des Pekinger Observatoriums, die vom Boxerkrieg bis zum Ende des ersten Weltkrieges in Potsdam standen, vereinigten die altchinesische Formkunst mit europäischer Genauigkeit. Zu den bedeutendsten wissenschaftlichen Leistungen der Jesuiten in China aber gehört die kartographische Aufnahme des Reiches im 18. Jahrhundert. Selbst bis in die chinesische Kunst erstreckten sich die Anregungen der Jesuiten, indem sie die chinesische Malerei zum ersten Male die Zeichnung nach der Fluchtpunktperspektive lehrten.

Daß die Wertschätzung der Jesuiten am kaiserlichen Hofe weniger den von ihnen mitgebrachten Lehren des Christentums galt, zeigt sich schon darin, daß 1615 die erste Christenverfolgung in China stattfand.

Auch Johann Adam Schall von Bell wurde beim Regierungswechsel 1622 das Opfer einer christenfeindlichen Strömung. Er wurde ins Gefängnis geworfen und zum Tode verurteilt. Nur ein Erdbeben rettete ihn vor der Hinrichtung. Er starb jedoch sehr bald an den Folgen der Haft. Sein Nachfolger wurde der Niederfranke Ferdinand Verbiest (1623—1688), in China seit 1659. Den Einfluß, den er auf den noch im Knabenalter stehenden Kaiser K'ang-hi hatte, war ganz besonders nachhaltig. Sofort nach seiner Thronbesteigung als Alleinherrscher nahm der Kaiser mehrere Jahre bei Verbiest Unterricht in den abendländischen Wissenschaften. Dabei war Verbiest oft drei bis vier Stunden täglich allein mit dem Kaiser im Zimmer. Daß der Missionar sich diese einzigartige Gelegenheit, den Kaiser

für das Christentum zu interessieren, nicht entgehen ließ, steht fest. Ebenso feststeht aber auch, daß der Kaiser bei allem Wohlwollen gegen seinen christlichen Lehrer und dessen Ordensbrüder und bei allem Interesse für die abendländische Wissenschaft dem Christentum selbst innerlich ablehnend gegenüberstand, zweifellos nicht aus Mangel an religiösem Empfinden. Kennzeichnend für die Haltung des Kaisers gegenüber dem Abendlande ist die von ihm ausgesprochene prophetische Befürchtung, daß China vielleicht einmal in späteren Zeiten mit den Fremden aus dem Westen ein gefährliches Zusammentreffen haben würde. Dennoch ist die Einwirkung der Missionare nicht spurlos an ihm vorübergegangen. Aber der ritterliche Mandschu, der nach Bildung und Weltanschauung ganz Chinese geworden war, war tief durchdrungen von den sittlichen Werten des Chinesentums. Darum suchte er der Gefahr, die ihm das fremde Christentum zu enthalten schien, die sittlichen Gedanken des Konfuzianismus entgegenzustellen. Zu diesem Zweck ließ er von seinen Gelehrten, in der Form ganz nach dem Muster erbaulicher Betrachtungen, in denen die Missionare die christlichen Glaubenslehren auslegten, die „Täglichen Erklärungen“ zu den konfuzianischen Klassikern verfassen. Diese „Täglichen Erklärungen“ sind andächtige Betrachtungen über Worte des Kanons mit moralischer Nutzenanwendung, wie etwa die Missionare über Bibelworte predigten. So hatte der Versuch, den Kaiser für das Christentum zu gewinnen, nur die gegenteilige Folge der Stärkung der einheimischen Weltanschauung durch die geistige Schulung, die den Chinesen von den christlichen Missionaren gegeben wurde. In dieser Zeit erst kann von einer völligen Konfuzianisierung des Staates die Rede sein. 1671 erließ K'ang-hi sein berühmtes „Heiliges Edikt“, eine sittliche Mahnung an das Volk in sechzehn knappen, aber inhaltsreichen Regeln, deren siebente, wenn auch vornehmlich gegen andere Lehren chinesischer Philosophenschulen gerichtet, sich, da sie ausdrücklich alle Irrlehren verwarf und nur die Verehrung der rechten Lehre gelten ließ, auch gegen das Christentum wandte. Unter seinen Nachfolgern wurde diese starre Orthodoxie noch mehr durchgesetzt, so daß es schließlich zu einer, mit großer Strenge durchgeführten, „literarischen Inquisition“ unter K'ien-lung kam. Das Volk in Unmündigkeit zu halten, war der bestimmende Grundsatz der Staatsdoktrin zur Mandschu-Zeit. Die großen Mandschu-Herrscher haben damit gezeigt, daß sie sehr wohl aus dem langen Laufe der chinesischen Geschichte Lehren zu ziehen imstande waren. Denn der unerbittlich herrschenden Orthodoxie ist es ganz ohne Frage zu verdanken, daß die Dynastie

sich so lange hat halten können und selbst unter den schwersten Auflösungserscheinungen im 19. Jahrhundert die Großen des Reiches, so vor allem Tseng Kuo-fan, nicht in ihrer Treue zur Dynastie wankend wurden, obwohl die ganze Lage von ihnen gebieterisch den Sturz der fremden Dynastie und die Aufrichtung einer fortschrittlichen national-chinesischen Herrschaft zu fordern schien.

Unter diesen Umständen wirkte sich der „Ritenstreit“ auf die Ausbreitung des Christentums verhängnisvoll aus. Es handelte sich dabei um die Frage, ob der Ahnenkult als Götzendienst oder als harmlose Sitte, die mit dem Christentum vereinbart werden könne, anzusehen sei. Die Jesuiten waren in China seit 1645 von anderen Orden, vor allen den Dominikanern, aufs schärfste angegriffen worden, weil sie den Neubekehrten die Beibehaltung von Bräuchen des Ahnenkultes, die heidnisch oder abergläubisch seien, gestattet hätten. Der Streit währte etwa ein Jahrhundert, da sich die Jesuiten, sonst die eifrigsten Diener des Papstes, den gegen sie ergangenen päpstlichen Entscheidungen aufs hartnäckigste widersetzen. Eine weitere Schädigung des Christentums in den Augen der Chinesen brachten die Intrigen gegen die protestantischen Holländer, die als Nachfolger der Portugiesen in Ostasien auftraten, selbst aber keine Mission trieben. So ist es nicht verwunderlich, wenn die christenfeindliche Stimmung immer häufiger in Verfolgungen und Verboten zum Ausdruck kam, namentlich nachdem nach der Aufhebung des Jesuitenordens die Gründe für die Wertschätzung der christlichen Missionare, nämlich ihre wissenschaftliche Bildung und ihre technische Kunstfertigkeit, fortfielen, da die anderen Orden weniger Gewicht auf diese Dinge als vielmehr auf fanatischen Glaubenseifer legten. Zu Anfang des 19. Jahrhunderts wurde die Mission im Inlande strengstens verboten und unterdrückt.

Seit 1829 traten in den Hafenstädten zum ersten Male amerikanische Missionare auf, die in geschickter Weise Handelsinteressen mit ihren Missionsaufgaben verknüpften. Für den Gedanken der Mission war es auch durchaus nicht förderlich, daß sich auf den Schiffen, die Opium ins chinesische Reich einschmuggelten, auch Missionare befanden, die den Chinesen die Religion der Liebe künden wollten. Seit dem Vertrage von Nanking wurde die Mission mit der imperialistischen Politik der Großmächte in unglücklicher Weise verknüpft. Im Vertrage von Tientsin wurde für die Missionen das Recht zur uneingeschränkten Missionstätigkeit und Niederlassung im gesamten chinesischen Reich durchgesetzt. Auf den Druck Frankreichs hin, das den Schutz der katholischen Missionen zu seinen vor-

nehmsten Pflichten rechnete, wurde durchgesetzt, daß die Missionare amtliche chinesische Rangstufen bekamen.

Das Christentum in der Form, wie es die Mission verbreitete, war nicht von großer Gedankentiefe und darum dem in der buddhistischen Philosophie geschulten chinesischen Denken nicht geistig überlegen. Auch bedeutete die Heilslehre des Christentums nicht unbedingt etwas Neues für China, für das ein Bedürfnis vorgelegen hätte. Schließlich konnte auch das Christentum keine der Fragen lösen, die in der chinesischen Philosophie aufgetaucht waren. So ist denn die Verbreitung, die das Christentum bis heute in China gefunden hat, unter 1 Prozent der Gesamtbevölkerung geblieben. Die Wirksamkeit der charitativen Arbeit der Missionen ist indessen vergleichsweise bedeutsamer. Findelhäuser, Waisenhäuser, Bildungsanstalten, die dem ungeheuer gesteigerten chinesischen Bildungshunger entgegenkamen, vor allem höhere Schulen, Hochschulen, Hospitäler und Hilfsmaßnahmen bei Naturkatastrophen und Hungersnöten, eröffneten der christlichen Liebestätigkeit ein weites Feld von Aufgaben. Für das moderne Chinesentum hat damit das Christentum die Humanität gebracht, die dem vielfach noch in mittelalterlicher Roheit befangenen Denken etwas Neues und Unbekanntes war. Auch in der wissenschaftlichen Erschließung Chinas haben die Missionare die Pionierleistungen ihrer ersten Vorgänger fortgesetzt. Dabei muß man allerdings vielfach die Einschränkung machen, daß ihre Begeisterung für die Verbreitung des Christentums ihnen oft den klaren Blick für die Tatsachen getrübt hat. Doch sind ihre Leistungen auf zahlreichen Gebieten der Chinakunde durchaus achtenswert. Namentlich auf dem Gebiet der Sprachwissenschaft haben sie als einzige Kenner der Volksdialekte, zumal durch Bibelübersetzungen, bahnbrechend für die Kenntnis der chinesischen Volkssprache gewirkt.

Wenn es auch in ihrem Denken und Handeln nicht immer zum Ausdruck zu kommen scheint, so sind doch eine ganze Reihe der bedeutendsten modernen Chinesen, wie etwa Sun Yat-sen und auch Tschiang Kai-schek als Christen erzogen worden.

Die Philosophie der Neuzeit

Unter den Denkern der Neuzeit nimmt der Philosoph Wang Yang-ming (1472—1528) die hervorragendste Stellung ein, da er der herrschenden scholastischen Philosophie neue, selbständige Gedanken gegenüberstellte. Seine geistreiche Philosophie beruht auf einem formal auch streng durchgebildeten, erkenntnistheoretischen Idealismus, der bis dahin in dieser Form in der chinesischen Philosophie

noch nicht entwickelt worden war. Wang Yang-ming war nach der üblichen Amtslaufbahn hoher Beamter am Hofe geworden, infolge von Intrigen aber in Ungnade gefallen und als Postpferdeknecht auf drei Jahre verbannt. Während dieser Zeit hat er ohne alle geistige Anregung, völlig aus sich heraus, seine neue Philosophie entwickelt. Es wird erzählt, daß er, als ihm eines Nachts die Erleuchtung kam, vor Freude in seinem Zimmer herumgetanzt und gesprungen sei. Später wurde er in Gnaden wieder aufgenommen und machte sich auch als Staatsmann und Feldherr einen großen Namen. Seine Philosophie wurde jedoch von den Herrschern der Ming-Zeit mit großer Zurückhaltung aufgenommen und zeitweise sogar förmlich als Irrlehre erklärt und verboten. Daran liegt es, daß sich seine Lehre, obwohl er geradezu eine Schule bildete, in China nicht gegenüber der schon während der Ming-Zeit vorherrschenden und erst recht unter der Mandschu-Dynastie zur unumschränkten Herrschaft gelangenden Sung-Scholastik durchsetzen konnte, dagegen in Japan um so mehr Anklang fand. Obgleich es an selbständigen philosophischen Geistern keineswegs fehlte, hat doch die unter den Mandschu-Herrschern planmäßig durchgesetzte Konfuzianisierung des Staates mit ihren strengen inquisitorischen Methoden verhindert, daß von der orthodoxen Lehre abweichende Philosophien weiteren Einfluß gewinnen konnten.

Der Schwerpunkt des geistigen Lebens liegt damit in der Neuzeit nicht mehr auf philosophischem Gebiet, sondern in der textkritischen historischen Philologie.

Die chinesische Wissenschaft ist vorwiegend ancilla theologiae geblieben, die beste Seite der Geisteswissenschaften der Neuzeit sind daher die Philologie und ihre Hilfswissenschaften. Hier erreicht sie mit zahlreichen Vertretern in der kritischen Forschung eine Höhe, die selbst neuzeitlichen Anforderungen gerecht wird.

Gegen die sich in leeren Erörterungen verlierende Sung-Philosophie kam die kritisch-historische philologische Schule auf, als deren Begründer Ku Yen-wu (1613—1682) anzusehen ist, der gleich bedeutend als Ethiker, Historiker und Philologe war. Er selbst war ursprünglich aus der Sung-Lehre hervorgegangen, hat sich dann aber völlig von ihr unabhängig gemacht. Neben ihm steht unter den selbständigen Denkern der Zeit Huang Ts'ung-hi (1610—1695). Im Gegensatz zu der Philologie des frühen Mittelalters, die mit wenigen rühmlichen Ausnahmen außerordentlich unkritisch ist und so recht den mittelalterlichen Geist vertritt, hat die Schule der Gelehrten der Mandschu-Zeit in ihren kritischen Untersuchungen auch nicht

vor den kanonischen Schriften haltgemacht. Ihre textkritischen philologischen Arbeiten sind zusammengefaßt in der riesigen Sammlung „Klassikerexegese unter der Ts'ing-Dynastie“, die 1829 herausgegeben wurde.

Die Literatur

Die Literatur der Ming-Zeit gipfelte in der großen Sammlung Yung-lo ta-tien, die eine Bibliothek des gesamten Schrifttums der damaligen Zeit darstellt. Ursprünglich war beabsichtigt, die vollständige Sammlung zu drucken, aber da die Druckkosten selbst für den kaiserlichen Schatz zu hoch waren, ist sie Manuskript geblieben, von dem jetzt nur noch ein Torso vorhanden ist, da in den Wirren des 19. und 20. Jahrhunderts große Teile unwiederbringlich verloren gingen.

Auf die Literatur der Zeit hat in stärkstem Maße die Vorschrift für das literarische Examen, die die Behandlung eines Themas in dem „achtgliedrigen Aufsatz“ verlangte, eingewirkt. Der achtgliedrige Aufsatz, der seit dem Ende der Ming-Zeit vorherrscht, zeigt bei aller Verschiedenheit doch einen auffallenden Anklang an die Chrie des Aphthonius, die schon im Altertum und noch lange danach im Abendland die Schulübungen beherrschte. Dieses starre Schema mußte natürlich auf alle geistige Entwicklung einen gewissen hemmenden Einfluß ausüben, so daß auch von der formalen Seite her gewissermaßen das Geistesleben in engem Rahmen gehalten wurde.

Dennoch ist es erstaunlich, wie mannigfaltig das geistige Leben trotz Polizeistaat und literarischer Inquisition in der Mandschu-Zeit gewesen ist. Die Früchte der exakten philologischen Wissenschaften verdienen auch heute noch uneingeschränkte Bewunderung.

Das unter der Regierung K'ang-hi's 1716 von der kaiserlichen Akademie veröffentlichte Wörterbuch (K'ang-hi tse-tien) kann auch heute noch als Standardwerk der chinesischen Lexikographie gelten, das in allen Zweifelsfragen als letzte Autorität zu Rate gezogen wird. Die ihm zugrunde liegende graphische Anordnung ist trotz zahlreicher neuer Systeme auch noch in den besten modernen chinesischen und japanischen Wörterbüchern vorherrschend geblieben. Daneben wurden fast gleichzeitig zwei große Literaturkonkordanzen, deren eine nach dem Reim, deren andere nach Sachkategorien angeordnet ist, von kaiserlichen Kommissionen herausgegeben. Das hervorragendste und größte Werk der chinesischen Wissenschaft, die große Enzyklopädie „Vollständige Sammlung von Bildern und Schriften des Alter-

tums und der Neuzeit“, eine nach Sachgebieten geordnete Sammlung von Originaltexten der gesamten bis dahin erschienenen bedeutenden Werke der chinesischen Literatur wurde 1725 abgeschlossen. Da sie ermöglicht, zu jeder Einzelfrage die einschlägigen Quellen mühe-los aufzufinden, wird sie für alle Zeiten die Grundlage bleiben, von der die Erforschung des chinesischen Altertums und Mittelalters auszugehen hat.

Nach der Art der großen Ming-Bibliothek wurde im Jahre 1772 eine Zusammenstellung aller erreichbaren Literatur, soweit sie nicht von der literarischen Inquisition verdammt wurde, unter dem Titel „Die vollständigen Bücher der vier Magazine“ begonnen. Nach zehn Jahren war die Sammlung mit 168 000 Werken beendet. Von ihr wurden sieben handschriftliche Kopien angefertigt, von denen vor dem zweiten Weltkriege noch zwei, eine in China und eine in Japan, vorhanden waren. Aus dieser Sammlung sind in den Jahren vor dem unerklärten chinesisch-japanischen Kriege in mehreren umfangreichen Lieferungen große Teile der bedeutendsten Werke aus allen Gebieten in hohen Auflagen mit photomechanischem Verfahren in etwas verkleinerter Form, die aber von der einzigartigen Schönheit des Originals noch einen guten Eindruck vermittelt, gedruckt worden. Der umfassende, mit ausführlichen Erläuterungen versehene Katalog zu diesem Werk in zweihundert Kapiteln ist die wohl vollständigste Bibliographie, die je ein Schrifttum in einer Sprache aufzuweisen hatte. Geschickt ausgewählte Auszüge daraus bilden unentbehrliche, handliche Nachschlagewerke, die über die chinesische Literatur schnellstens und eingehend informieren.

Diese Sammlungen sind großartige Beispiele für den hohen Stand der chinesischen Literaturwissenschaft und Beweise für die Kühnheit und Energie, mit der unter dem Protektorat der chinesischen Kaiser K'ang-hi und K'ien-lung in allen anderen Reichen unmöglich erscheinende wissenschaftliche Vorhaben durchgeführt wurden. In dem riesigen Material, das zum größten Teil der abendländischen Forschung noch völlig unbekannt ist, stecken noch ungeahnte, ungehobene Schätze, was durch neuere Forschungen immer wieder bewiesen wird.

Bei der Wertschätzung der Chinesen für die Geschichtswissenschaft ist es nicht verwunderlich, daß während der allgemeinen Blüte der Geisteswissenschaften auch die Geschichtswissenschaft eine eindrucksvolle Höhe erreichte. Im Gegensatz zu den schon im Mittelalter begonnenen historisch-kritischen Studien, die sich auf Methodenlehre, Quellenkunde und Quellenkritik erstreckten, allerdings

dem mittelalterlichen Geist entsprechend noch stark im Formalen steckenbleiben, geht nun ein selbständiger und unabhängiger Historiker Tschang Hüe-tscheng in seinem Wen-schi t'ung-i ganz eigene neue Wege. Völlig unabhängig von den orthodoxen Vorstellungen, stellt er durch seine kritischen Untersuchungen fest, daß es vor Konfuzius überhaupt keine nicht-amtliche Literatur oder Schriften gegeben habe. Die Unbefangenheit, die sich die chinesische Wissenschaft trotz aller Bevormundung und Beaufsichtigung durch die Inquisition bewahrt hat, zeigt sich darin, daß Tschang in seiner Kritik auch vor dem inneren Wesen der kanonischen Schriften nicht haltmacht. Er vertritt den aufgeklärten Standpunkt, daß auch die kanonischen Schriften lediglich geschichtliches Material darstellen, das der Forscher kritisch auszuwerten habe. Damit nimmt die bewußte Ausschließung der chinesischen Geistigkeit von allen philosophischen Problemen durch die Politik der Mandschu-Herrscher einen ganz anderen Verlauf als mit den einschränkenden Maßnahmen beabsichtigt sein konnte. Denn die einseitige Hinlenkung auf fern von den Problemen des Tages liegende philologische Untersuchungen führte letzten Endes zur Unterhöhlung der Autorität des Kanons, auf die sich ja schließlich alle Orthodoxie gründete.

Die große Reichsgeographie aus der Mitte des 18. Jahrhunderts, die eine ausführliche und umfassende Beschreibung aller Provinzen des Reiches enthält, vermittelt eine Vorstellung, zu welcher Entfaltung das geschichtliche Interesse die Beschäftigung mit geographischen Fragen gebracht hatte. Ein dazugehöriges Kartenwerk stützt sich auf die Landesaufnahme, die die Jesuiten in den Jahren 1708 bis 1718 vorgenommen haben. Einen bedeutenden Platz im geographischen Schrifttum nehmen die Lokalchroniken ein. Sie enthalten vielseitiges und umfangreiches Material über Besonderheiten der Ortsgeschichte, über Volkskunde, Pflanzen- und Tierwelt und Biographien bedeutender Männer. Sie sind damit außerordentlich wichtige historische Quellen, in denen sich Vieles findet, das die amtliche Geschichtsschreibung vorteilhaft ergänzt.

Unter den Naturwissenschaften hatte sich die Medizin bei aller Verhaftung mit dem Aberglauben der Yin- und Yang-Lehre doch zu einer gewissen Erfahrung und Geschicklichkeit entwickelt. Die Lehre von der Diagnose durch die Unterscheidung des Pulses ist zu einem komplizierten System, bei dem zahllose verschiedene Arten des Pulsschlages unterschieden werden, ausgebildet worden. In der Therapie nimmt die Akupunktur, die Methode, mit langen, sehr feinen Nadeln in den von der Krankheit befallenen Körperteil zu

stechen, eine wichtige Stellung ein. Über die Heilwirkung dieses Verfahrens werden auch von Europäern Wunderdinge berichtet. Tatsächlich ist die Methode aber sehr stark im Banne abergläubischer Vorstellungen der kosmologischen Magie. Die medizinische Literatur ist zahlreich, doch größtenteils von sehr fragwürdigem Wert. Eine große *Materia medica* enthält aber beachtliche pharmakologische Erfahrungen.

Die Literatur über Landwirtschaft zeigt weniger Befangenheit in abergläubischen Vorstellungen als die Medizin, denn in allem, was mit den Händen zu greifen und mit den Augen zu sehen ist, waren die Chinesen von jeher klarer, nüchterner Vernunft leicht zugänglich. In allem aber, was nicht sichtbar und greifbar ist, trübten die überkommenen, abergläubischen Vorstellungen den klaren Blick zuweilen bis zur Unvernunft.

Die schöne Literatur der Mandschu-Zeit führte, auf den früheren Zeiten aufbauend, alle Formen der vorhergehenden Perioden fort, indem sie sie weiterentwickelte und ausbaute. Im allgemeinen legte sie mehr Gewicht auf äußerlich verfeinerte Form als auf Originalität und Tiefe des gedanklichen Inhalts. In Ton und Ausdruck allerdings scheint sie aufs höchste verfeinert. Die Blütezeit der politischen Macht des Reiches unter K'ang-hi zeigt auch die höchste Entwicklung der Literatur. Wie in der Wissenschaft, so finden sich auch in der Dichtung, im Schauspiel, Roman und Essay zahlreiche hervorragende Vertreter des Klassizismus der Mandschu-Zeit. Die alten Lieder wirkten dabei im stärksten Maße anregend, denn jeder kannte das „Buch der Lieder“ auswendig, wie in Europa jeder Gebildete im 18. Jahrhundert seinen Homer kannte. Aber auch auf die geistige Entfaltung in der Literatur legte sich hemmend die literarische Inquisition. So wird es verständlich, daß die Problematik vorwiegend formaler Natur ist. Zwei Schulen des alten Stils rivalisieren miteinander.

Die in der Volkssprache geschriebene Literatur des Romans zeigt auf dem Hintergrunde einer großen Masse von minderwertigen und vulgären Erzeugnissen einige hervorragende Muster. Der abenteuerliche Märchenroman „Die Reise nach dem Westen“ aus dem Ende des 16. Jahrhunderts ist voll blühender Phantasie und in einem bilderreichen, flotten Stil geschrieben. Er ist ein Meisterwerk der Volksliteratur und eine verführerische Lektüre. Sein Inhalt stellt die phantastische Erzählung von der Reise eines Mönches aus der T'ang-Zeit dar, die nach der Pilgerreise des Hsüan-tsang gestaltet ist. Die gründliche Beherrschung der buddhistischen Glaubenslehre, Anschauun-

gen und Gebräuche machen es geradezu zu einem Handbuch des buddhistischen Brauchtums für alle Wendepunkte des menschlichen Lebens. Es zeigt deutlich, wie lebendig der Buddhismus um diese Zeit noch in fast allen Volksschichten war, und die Beliebtheit des Romans bis auf den heutigen Tag beweist, daß der Buddhismus im chinesischen Volksleben immer noch eine nicht wegzudenkende Realität ist. Ein weiterer, außerordentlich volkstümlicher Roman, das Kin-P'ing-Mei aus dem Anfang des 17. Jahrhunderts von sehr schlüpfrigem Inhalt, der sich aber durch diskreten Stil, feine Dialoge und natürliche Entwicklung der Handlung auszeichnet, gilt als ein Kleinod unter den chinesischen Romanen und schildert das tägliche häusliche Leben überaus lebendig. Seines anstößigen Inhalts wegen ist es auch dem Verbot verfallen und daher schwer zu bekommen, tatsächlich insgeheim aber überall verbreitet. Die schönste Perle der Romanliteratur aber ist der „Traum der Roten Kammer“ oder „Die Geschichte eines Steines“ aus dem 18. Jahrhundert. Es ist ein Entwicklungsroman, der auf dem Hintergrund des Lebens im Hause einer aristokratischen Großfamilie ein packendes Sittenbild der Zeit vom Ende des 17. Jahrhunderts und Anfang des 18. Jahrhunderts entwirft.

Zugleich ist der Roman ein höchst anmutiges Kompendium der verfeinerten, dekadenten Kultur der Neuzeit. Die Frage der Verfasser dieser Romane ist seit langem umstritten und zum Teil noch nicht völlig einwandfrei geklärt, denn es handelt sich bei den Verfassern dieser Meisterwerke der Literatur ganz ohne Zweifel um geistig sehr hochstehende Vertreter der feinstgebildeten Kreise, die sich dadurch, daß sie sich zu ihrem Werk bekannt hätten, natürlich aufs schwerste kompromittiert haben würden. So ist der Verfasser der auch in Europa sehr bekanntgewordenen Novellensammlung „Wundersame Geschichten aus alter und neuer Zeit“ ebenfalls unbekannt geblieben. Dagegen ist P'u Sung-ling, der Verfasser der ihres literarischen Stils wegen hochberühmten Feenmärchen „Sonderbare Geschichten aus einem Studierzimmer“, unsterblich geworden.

Die Kunst der Neuzeit

Das Porzellan zeigt immer verfeinerte Formen und immer reicheren Schmuck durch Bemalung in vielen Farben. Wenn auch die Ming-Porzellane und die Porzellane der frühen K'ang-hi-Zeit nicht mehr die klassisch-edlen Formen der unübertroffenen frühen Porzellane erreichen, übertreffen sie diese doch durch raffinierteste Ver-

vollkommenheit der Technik, aufs höchste verfeinerte Eleganz und Zierlichkeit des Dekors und Mannigfaltigkeit der fein abgestimmten, leuchtend satten Farben. Seit der Mongolenzeit ist das Dorf King-te-tschen, in dessen Nähe sich mächtige Kaolinlager fanden, um Mittelpunkt der Porzellanindustrie und zu einer Millionenstadt angewachsen. Das Porzellan wurde damit auch zu einem Massenartikel, von dessen wohlfeilem Preis schon Marco Polo berichtet.

Die hohe Kunst ist und bleibt die Malerei. Doch auch sie kann der Vermassung nicht entgehen. So weist ein Malerlexikon aus der Ming-Zeit die beachtliche Zahl von mehr als 30 000 Malern auf, die für würdig befunden werden, ihre Namen auf die Nachwelt zu überliefern. Der streng formale Geist der Sung-Akademie findet auch weiterhin seine Anhänger, unter denen die Malerei der Ming-Zeit immer mehr zu der Veranstaltung von Legespielen aus Sung-Motiven herabsinkt. Im stärksten Gegensatz dazu steht die Malerei der nicht-beruflichen, frei schaffenden Künstler, die aus den Kreisen der Bildungsaristokratie stammen. Ihr Ideal ist nicht so sehr die akademische Form, als vielmehr der höchste geistige Ausdruck. Hierin haben sie Größtes geleistet.

Durch die Baukunst der Ming-Zeit ist Peking, dessen Mauern, Paläste und Tempel in ihren Grundzügen aus dieser Zeit stammen, eine der eindrucksvollsten Hauptstädte der Welt geworden. Der große Himmelsaltar von Peking hat in der Wirkung seiner klassisch-wuchtigen Linien und seiner leuchtenden Farben nicht seinesgleichen. Er ist damit wahrhaft als Nationalheiligtum, in dem sich die künstlerische Gestaltungskraft des Volkes in schönster Vollendung ausdrückt, zu betrachten. Der Sommerpalast von Peking zeigt noch als Ruine in anmutigster Form europäische Einflüsse, die auf die Vermittlung der Jesuiten zurückgehen. In den mächtigen Bauten der Gräber der Ming-Kaiser bei Nanking und Peking drückt sich trotz handwerksmäßiger Schablone in der Einzelausführung doch in der Komposition der Gesamtanlage ein Gefühl für großartige Wirkung und edle Linienführung aus. Das monumentale Grabmal des Kaisers Hung-wu bei Nanking erinnert durch die wuchtigen Linien des mächtigen Steinbaues, der von dem gewaltigen Grabhügel aus Erde überragt wird, durchaus an den großartigen Eindruck ägyptischer Pyramiden. Vollends aber die großzügige Anlage der Ming-Gräber bei Peking, die mit ihren von Tierplastiken, Statuen und Säulen flankierten, von Toren und Hallen unterbrochenen Straßen und den feierlich klaren Linien der Grabtempel in den erhabenen Ernst der schwermütigen nordchinesischen Landschaft aufs glücklichste ein-

gefügt ist, findet an harmonischer Vereinigung von Plastik, Architektur und Landschaft kaum ihresgleichen.

Die Bogenbrücken in Stein, bei mehrbogigen Brücken mit halbkreisrunden Bogen, bei einbogigen mit dem zu großer Höhe ansteigenden „Kamelrückenbogen“ zeigen, wie Geschmack und Formgefühl reine Zweckbauten mit einfachsten Mitteln zu Kunstwerken ausgestalteten.

In ihrer heutigen Form stammt das größte Bauwerk, die große chinesische Mauer, aus der Zeit der Ming-Dynastie. Sie ist oft als Symbol für die starre Abgeschlossenheit des Chinesentums gegen alle Einwirkungen von außen hingestellt worden. Niemand ist aber je auf den Gedanken gekommen, den römischen Limes für ein Symbol des Stillstandes und der Erstarrung der römischen Kultur zu erklären. Die Aufgabe der chinesischen Mauer ist aber keine andere als die des römischen Limes gewesen. Und ebensowenig wie dieser hat auch jene das dahinterliegende Kulturland von fruchtbaren und fördernden Anregungen, sondern nur von kulturfeindlichen und zerstörenden Mächten abschließen wollen. Vorteilhaft unterscheidet sich die chinesische Mauer von dem römischen Limes nicht allein durch ihre Größe, sondern auch die bei aller Kühnheit der technischen Ausführung ausgewogenen, harmonischen Linien.

DAS RINGEN UM NEUE FORMEN

Das Eindringen der europäischen Mächte, und mit ihnen abendländischer Wirtschaftsformen und Ideen, erschütterte die überkommenen Lebensformen von Grund auf. Das Abendland schien in China auf ein lebendig gebliebenes Mittelalter zu stoßen. Es ist dabei nicht ohne Tragik, daß der moderne abendländische Rationalismus, der sich in Europa unter starkem chinesischen Einfluß ausgebildet hatte, beim Zurückstrahlen auf China dessen alte Welt in Trümmer brach. Mit der Republik von 1911 wurde der politische Rahmen, unter dem das Reich mehr als zwei Jahrtausende gelebt hatte, zerbrochen, ohne daß damit zunächst etwas Neues an die Stelle des Alten hätte treten können. Mit dem Rahmen zerfiel aber auch die innere Einheit und so ist der Bürgerkrieg seitdem die vorherrschende Form des politischen Lebens in China gewesen. Andererseits aber brachten auch die eingedrungenen neuen Ideen das Streben zur Einheit immer wieder in Gang. Der Nationalismus, der durch die Abwehr der Eindringlinge von außen immer kräftiger wurde, dazu die Durchdringung mit modernen Verkehrsmitteln und schließlich Radio und Film arbeiten für die kulturelle Einheit.

Unter dem Eindruck der ersten kriegerischen Auseinandersetzungen mit den europäischen Kolonialmächten, namentlich aber als Folge des verheerenden Taiping-Aufstandes, kam es nach 1863 zu der ersten Reformbewegung, die getragen war von den Staatsmännern Tseng Kuo-fan und Li Hung-tschang, die gemäßigte Reformen nach westlichem Muster erstrebten. Die Fremdherrschaft der Mandschu-Dynastie aber hatte systematisch das Aufkommen einer breiten verantwortungsfreudigen nationalen Führerschicht zu verhindern gewußt. So war nun weder das Volk noch die Masse der Intelligenz geistig auf Reformen und Neuerungen vorbereitet. Es kam damals nur zu einer gewissen Übernahme europäischer Technik und europäischen Militärwesens, die man beide mit der altchinesischen Geistigkeit zu vereinen hoffte. Reformvorschläge wurden zwar in großer Zahl gemacht, als materielle Hauptvoraussetzung für jede Erneuerung fehlte es aber an Geld. Deshalb glaubte man durch Pläne für Industrialisierung und Kommerzialisierung, die allerdings nur stückweise, zögernd und ohne Schwung verwirklicht wurden, die erforderliche materielle Grundlage schaffen zu können. Unter den dringendsten Forderungen stand die Gesundung der Finanzen und Aufstellung von Voranschlägen obenan. Das ganze Programm setzte aber moderne Bildung und die Errichtung von modernen öffentlichen Schulen voraus, für die vielfach wieder das Geld fehlte. Weiter war zur Belebung des Handels eine Entwicklung des Verkehrs und der Nachrichtenmittel und eine stabile moderne Währung erforderlich.

Die grundlegende Erneuerung des gesamten wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Lebens, die die Voraussetzung aller Reformen gewesen wäre, scheiterte jedoch im 19. Jahrhundert an dem zähen und hartnäckigen Widerstand konservativer Kreise. Die herrschende Mandschu-Aristokratie stand mit ganz wenigen Ausnahmen den Reformbestrebungen unbedingt ablehnend gegenüber. Daher hatten selbst die Versuche zur Reorganisation von Heer und Flotte nach westlichem Muster, die die Voraussetzung für die Erhaltung des Reiches gewesen wären, nur wenig greifbare Erfolge. Ebenso zeigte sich im chinesisch-japanischen Kriege, daß die nach 1886 begonnene Entwicklung einer modernen Flotte unter einem Marineamt in Peking, dem ein englischer Seeoffizier als technischer Leiter und Kommandant des Nordgeschwaders vorstand, in zehn Jahren noch nicht so weit vorwärtsgetrieben war, daß die chinesische Flotte der japanischen auch nur annähernd gewachsen gewesen wäre.

Unter ausländischer Leitung wurde das Zollwesen zu einer der vorzüglichsten öffentlichen Einrichtungen Chinas ausgestaltet. Von

Beamten des Seezollwesens wurde auch die kaiserlich-chinesische Post aufgebaut. Am Ende des 19. Jahrhunderts wurde mit dem Bau einiger großer Eisenbahnen begonnen, die die hauptsächlichsten Punkte des Wirtschaftslebens miteinander verbinden sollten.

Durch den Einbruch des Kapitalismus und seiner Gegenströmungen geriet das alte Wirtschaftssystem in eine tiefe Krise struktureller Art. Das Eindringen der billigen europäischen Industriewaren brachte die größten sozialen Erschütterungen mit sich, da die Einfuhr europäischer und besonders japanischer Waren die Grundlagen der handwerklichen und gewerblichen Wirtschaft zerstörten und die Bauern und Handwerker zwang, die Industriekonkurrenz buchstäblich zu unterhungern. Die an sich schon bescheidene Lebenshaltung der breiten Massen wurde dadurch auf ein unvorstellbares Maß herabgedrückt. Der unaufhaltsame Verfall von Wirtschaft und Gesellschaft mußte schließlich auch das Gebäude des Staates unterhöhlen. Die politischen Wirren der Revolution und die Bürgerkriege vollends trafen durch Vernachlässigung der Deiche und Bewässerungswirtschaft die Landwirtschaft in ihrem Lebensnerv. Katastrophale Überschwemmungen und fürchterliche Hungersnöte waren die Folge. Die sozialen Probleme Chinas werden noch dadurch verschärft, daß über 80 Prozent der Bevölkerung in Dörfern lebende Kleinbauern und Pächter sind. Die Bevölkerungsdichte in rein landwirtschaftlichen Gebieten kommt der Dichte von hochentwickelten Industriegebieten, wie z. B. Belgien, gleich, übertrifft sie zum Teil sogar. Demgegenüber blühte der Handel und die Industrie in den großen Städten des halbkolonialen Küstenstreifens und an den Hauptadern des Verkehrs mächtig auf. Die Bevölkerungszahlen der Großstädte, wie z. B. Schanghai, stiegen rapide. Es entwickelte sich ein großstädtisches Proletariat und eine entwurzelte großstädtische Intelligenz, die beide in der kommenden politischen Entwicklung eine rasch an Bedeutung zunehmende Rolle spielen sollten. Die zweite Reformbewegung, die am Ende des 19. Jahrhunderts tiefgreifende Neuerungen erstrebte, scheiterte am Widerstande der mächtigen und entschlossenen Reaktion. K'ang Yu-wei gelang es, den jungen schwärmerischen Kaiser, dessen Ideal seine großen Ahnen K'ang-hi und K'ien-lung waren, der seinen Vorbildern aber weder an Geist noch an Charakter gleichkam, für seine Reformpläne zu gewinnen. Bemerkenswert ist daran, daß die geistige Grundlage für diese Reformen eine neue Auslegung der Lehren und der Persönlichkeit des Konfuzius liefern sollte. Unter dem mißverstandenen Eindruck der kritischen Wissenschaft des 19. Jahrhunderts hatte K'ang Yu-wei die

absurde Behauptung aufgestellt, daß der gesamte konfuzianische Kanon in der Han-Zeit von den Gelehrten zu politischen Zwecken gefälscht und die ursprüngliche Persönlichkeit des Konfuzius, der eigentlich ein zielbewußter sozialer Reformator gewesen wäre, dadurch völlig entstellt worden sei. Nach K'ang's Flucht ins Ausland fanden seine Gedanken durch seine und seiner Schüler Schriften noch starken Widerhall in China, zum Teil auch in Europa. Nach der Revolution war er zweimal Minister und später Professor in Peking.

Durch die Ende der neunziger Jahre erschienene Übersetzung von Huxley's „*Evolution and Ethics*“ durch Yen Fu wurde China zum ersten Male mit modernem europäischen Denken bekanntgemacht. Diese Übersetzung im alten Stil ist auch als künstlerische Leistung wertvoll und zeigt die Anpassungs- und Angleichfähigkeit des chinesischen Geistes. Sie lehrt die ernsthafte Auseinandersetzung mit der modernen europäischen naturwissenschaftlichen Weltanschauung ein. Die europäische Philosophie wurde mehr und mehr studiert. Vor allem Materialismus und Marxismus gewannen unter der jungen Intelligenz bedeutend an Boden. Seit 1900 war ein gewaltiger Strom chinesischer Studenten ins Ausland geströmt, die nach ihrer Rückkehr durch ihren politischen Aktivismus ein wesentlicher Bestandteil des neuen China wurden. Seit 1902 wurde auch von Staats wegen ein öffentliches Bildungswesen geschaffen, und mit den Reformen vom Anfang des Jahrhunderts das alte Prüfungswesen, das seit der T'ang-Dynastie bestanden hatte, abgeschafft. Durch diese tiefgreifende Umwälzung wurde das Eindringen europäischer Gedanken noch erleichtert und gefördert. Die dritte Bewegung unter der Führung von Sun Yatsen hatte kein geringeres Ziel als den Sturz der Mandschu-Dynastie und eine radikale soziale Erneuerung. Auch Sun Yat-sen bediente sich allerdings bei der Revolution noch des alten chinesischen Gedankens, daß der Himmel der unwürdigen und unfähigen Dynastie seinen Auftrag entzogen, und das Volk daher das Recht habe, die Herrschenden zur Verantwortung zu ziehen und selbst die Herrschaft auszuüben.

Sun Yat-sen, in der Gegend von Kanton geboren, genoß eine christliche Erziehung, kam mit dreizehn Jahren nach Honolulu und bekam dort die entscheidendsten Eindrücke für seine spätere Entwicklung: die außenpolitische Schwäche des Reiches und die Armut des Volkes. Sein Gedanke war daher, eine Gesellschaftsordnung zu schaffen, die dem Reiche Macht und dem Volke Wohlstand bringen sollte. Sein Ziel war die unmittelbare revolutionäre Aktion, sein Programm ist ein Synkretismus aus altem chinesischen und moder-

nem europäischen und amerikanischen Denken. Das Prinzip des dreifachen Volkstums, das er aufstellte, besteht im Nationalismus für äußere Freiheit der Nation, in Demokratie für innere Freiheit des Volkes in einer Volksrepublik und im Volkswohl für Erhaltung des Volkes durch Hebung der Lebenshaltung. Die Frage Kapitalismus oder Sozialismus war für ihn nicht ein so unmittelbar dringendes Problem, denn bei der im Vergleich zum Auslande vorherrschenden gleichmäßigen Armut aller Bevölkerungsschichten sah er die Hauptaufgabe in der Anregung zur Kapitalbildung und der späteren Entwicklung eines Staatssozialismus. Zur Abwehr der Übergriffe von außen wollte er das Volk zum Nationalismus erziehen.

Dieser erwachende Nationalismus war im allgemeinen auch der christlichen Mission feindlich. Das Christentum in China geriet zwischen den kämpfenden Parteien in eine schwierige und bedrängte Lage. Wenn auch ein Abschnitt der seit 1912 mehrfach in Kraft gesetzten chinesischen Verfassungen dem Staatsbürger das Recht der Religionsfreiheit zubilligt und dabei ausdrücklich die Verehrung des Konfuzius erwähnt, so war doch die Einstellung der Revolutionäre gegen die konfuzianische Klassenmoral, als für die Errichtung einer demokratischen Gesellschaft unmöglich, stets ablehnend und feindlich. Die antireligiöse Bewegung, die Anfang der zwanziger Jahre aufkam, richtete sich aber auch gegen das Christentum. Von den Anhängern des Marxismus wurde dabei die Rolle des Christentums als Vertreter der imperialistischen und kapitalistischen Mächte stärkstens betont. Von christlicher Seite ist die geringe Verbreitung, die das Christentum in China gewinnen konnte, vielfach auf die religiöse Indifferenz des chinesischen Volkes zurückgeführt worden. Das Volk ginge ohne Unterschied in buddhistische oder taoistische Klöster und Tempel, wenn die Notwendigkeit des Schicksals ihm den Appell an übersinnliche Mächte angezeigt erscheinen ließe. Ganz zweifellos hat diese Indifferenz unter den ärmeren Schichten gegenüber feineren religiösen Unterschieden in der großen Armut und dem verhärtenden, unerbittlichen Kampf ums Dasein ihre Ursache. Es ist aber verfehlt, daraus den Schluß zu ziehen, das chinesische Volk sei von Natur gegen alle Religion gleichgültig, denn seine Geschichte beweist das Gegenteil.

Der politischen Revolution folgte die literarische Revolution, eine Bewegung, die Schriftsprache alten Stils, die als Vertreterin einer versteint und verknöchert abgeschlossenen Gesellschaftsschicht empfunden wurde, durch die gemeinverständliche, lebendige Umgangs-

sprache des Volkes zu ersetzen. Diese Bewegung wurde durch Hu Shi, geboren 1891, in der Zeitschrift „Neue Jugend“ als literarische „Renaissance“ in Gang gebracht. Das Verlangen nach Ausdruck von Gefühls- und Gedankengehalt, ohne Rücksicht auf literarische Form, bringt die alte Auseinandersetzung zwischen Inhalt und Form, die in der chinesischen Literatur schon seit je eine erhebliche Rolle gespielt hatte, durch die Forderung einer wahrhaften Volksliteratur auf die neue Ebene des sozial-revolutionären Kampfes.

In der Tat hatte die Umgangssprache schon lange ein kräftiges Leben in der Volksliteratur geführt. Nicht nur Dichtung, Drama und Roman sind schon seit frühester Zeit in ihr geschrieben, sondern auch namentlich buddhistische Texte und in neuerer Zeit auch wieder die Bibelübersetzungen der christlichen Missionare in zahlreichen verschiedenen Dialekten. Mit der Einführung der lebendigen gesprochenen Volkssprache als Schriftsprache wird die Frage aufgeworfen, welcher von den voneinander sehr stark abweichenden Dialekten zur Schriftsprache erhoben werden sollte. Um keinen Einzeldialekt zu bevorzugen, wurde eine neue Reichssprache geschaffen, die sich aber im wesentlichen auf das alte Mandarin, also einen allgemeinen nordchinesischen Dialekt gründet. Tatsächlich ist aber diese lebendige Volkssprache dem Volk in großen Teilen des Reiches genau so unverständlich wie die alte Schriftsprache, die ja schließlich auch nur durch Erhebung eines Dialektes zur allgemeinen Schriftsprache entstanden war.

Den höchsten Gipfel der aus dieser literarischen Revolution hervorgegangenen modernen chinesischen Literatur erreicht Tschou Schujen (1881—1936), der unter dem Pseudonym Lu Sün bekannt geworden ist. Seine Haltung ist skeptisch, doch voll Menschlichkeit, er scheint äußerlich kalt, doch wie von einem inneren Feuer verzehrt. Dazu oft von einem herben Humor, voll höhnischer Verachtung gegen die Fossilien des Feudalismus und gegen den dumpfen Aberglauben, kann er tiefes Mitleid für aus Unwissenheit entstandenes Unglück zeigen. Sein Erstlingswerk, die Novelle „Das Tagebuch eines Narren“ (1918), wurde ein durchschlagender Erfolg. Sein berühmtestes Werk ist „Die wahre Geschichte von Ah Q“ (1921). Aus Interesse für die alte Volksliteratur hat er auch literarhistorische Studien getrieben. Zwar lag seine Stärke nicht auf diesem Gebiet, doch ist es für die Vertreter der jungen Literatur charakteristisch, daß die besten von ihnen immer wieder machtvoll vom Erbe der Ahnen angezogen wurden. Durch das Erbgut dem aktiv tätigen Leben zu sehr innerlich entfremdet, neigen sie zu einer Aktivität

in der Reflexion. Die Unzufriedenheit mit dem Bestehenden führt dann schließlich zu dem Streben, sich durch Scheingefühle von der eigenen Schuld befreien zu können.

Unter den modernen chinesischen Schriftstellern wurde in Europa und Amerika am berühmtesten Lin Yü-t'ang durch seine in alle Sprachen übersetzten, englisch geschriebenen Werke, in denen er sehr stark um Verständnis für die überlieferten chinesischen Kulturwerte wirbt.

Die Besinnung auf die Werte der eigenen Kultur führte eine mächtige Blüte der einheimischen philologisch-historischen Wissenschaft herbei. Die moderne chinesische Sinologie konnte dabei auf der philologischen Wissenschaft des 18. und 19. Jahrhunderts weiterbauen. In der Epigraphik und auch in der Vorgeschichte haben die modernen Gelehrten eindrucksvolle Leistungen aufzuweisen.

Im Gegensatz zur literarischen Bewegung forderte die Bewegung „Neues Leben“, die in den dreißiger Jahren aufkam, die sittliche Grundhaltung in den Alltag zu tragen, indem sie versuchte, die alte soziale Ethik der Familienbande in eine ethische Verpflichtung des Individuums gegenüber der Gesamtheit des Volkes umzugestalten. In der Moral knüpft die Bewegung wieder sehr stark an altchinesische sittliche Forderungen an. Zugleich damit wurde eine umfassende Propaganda für die Erziehung der Massen, namentlich durch Hebung der Volksbildung und Bekämpfung des Analphabetentums eingeleitet.

China befindet sich gegenwärtig in einer langen und schweren Krise, die bis an das Mark seines Lebens geht. Diese Krise erstreckt sich sowohl auf die geistig-sittliche, als auch auf die politisch-wirtschaftliche Seite der Kultur. Die Erkenntnis, daß das europäische Denken, die europäische Wissenschaft und Technik nicht einfach zusätzlich übernommen werden können, sondern daß aus der Synthese etwas völlig Neues entstehen muß, dem ein innerer Wandel vorhergeht, ist das Ergebnis der Entwicklung der letzten Jahrzehnte. Die Ruhe und Zuversicht der Chinakenner, daß das Land vermöge seiner gesunden Zähigkeit auch diese Krise in seinem Inneren unverändert überstehen würde, berücksichtigt nicht die Tatsache, daß es sich um den tiefsten geistigen und sozialen Umbruch handelt, den China in seiner Geschichte überhaupt erlebt hat. Zweifellos steht es am Beginn einer neuen Epoche. Alle Anzeichen deuten darauf hin, daß dieses Neue nicht in einer Renaissance, sondern im Untergang der alten chinesischen und der schmerzreichen Geburt einer neuen Welt bestehen wird.

Oskar Kreßler

JAPAN UND KOREA

VON DER URZEIT
BIS ZUR UMWÄLZENDEN KATASTROPHE
IM ZWEITEN WELTKRIEGE

MIT ÜBERSICHT ÜBER DEN KULTURFORTSCHRITT
AM SCHLUSSE JEDER HISTORISCHEN PERIODE

Zur Aussprache japanischer Wörter:

Es ist streng zu unterscheiden zwischen langen und kurzen Vokalen,
z. B. o und ō, usw.

ai entspricht dem deutschen Diphthong ai.

ei ist zu sprechen wie langes deutsches e mit leicht nachklingendem i.

ie, oe und ue sind deutlich zu trennen, also i-e, o-e und u-e.
ch wie deutsch tsch.

j wie stimmhaftes dsch in engl. just.

s immer stimmlos (scharf) wie deutsches sz.

sh ähnlich dem deutschen sch, doch nicht zu breit.

y wie deutsches j in jener.

z immer stimmhaft (weich) wie in Besen.

ts wie deutsches Z in Zeit.

l gibt es im Japanischen eigentlich nicht, es wird ersetzt durch
(meist gerolltes) r.

EINFÜHRUNG

Name des Landes. Geographisch-geologisch-ethnologischer Überblick. Rasse und Sprache. Urheimat der Japaner. Problem der vorjapanischen Ureinwohner des Landes. Die zwei Grundkulturen

Der amtliche Name des Landes ist Dai-Nippon-Teikoku, wörtlich „Groß-Japan-Kaiserreich“; seit einigen Jahrzehnten wird, vor allem offiziell, gegenüber dem ebenfalls richtigen Nihon die Form Nippon bevorzugt. Hinsichtlich der Frage, welche von diesen beiden Formen die eigentlich korrekte ist, besteht auch unter den einheimischen Fachgelehrten keine Einigkeit. Sprachlich inkorrektes Nipon findet sich u. a. bei Kämpfer und Kant („Zum ewigen Frieden“). Nippon (Nihon)-Koku bedeutet „Sonnenursprungsland“. Diese Bezeichnung stammt natürlich aus dem asiatischen Kontinent, für den Japan „gen Sonnenaufgang“ liegt; er soll, was ja ganz natürlich erscheint, von den Koreanern kommen. In Japan ist er ziemlich wahrscheinlich mit der Taikwa-Reform (645—649, s. u.) offiziell geworden. Die Zeichen für Nippon-Koku werden chinesisch Jih-pen-kuo gelesen; daraus wurde dann malaiisch Jepun, holländisch Jhepun, bei Marco Polo Zipangu und im Portugiesischen Japon, Giappone usw. Das Endglied dieser Entwicklung ist dann unser Japan.

Das eigentliche japanische Reich umfaßt zunächst eine langgestreckte Kette unzähliger Inseln und Inselchen, die wie eine Girlande der pazifischen Küste des asiatischen Kontinents vorgelagert sind. Dazu gehörten bis zur Katastrophe des zweiten Weltkrieges die große Halbinsel Korea (jap. Chōsen, i. J. 1910 von Japan annektiert), Formosa (jap. Taiwan, „Tafelbucht“) und die südliche Hälfte der Insel Sachalin (jap. Karafuto). Vom erdgeschichtlichen Standpunkte aus sind die japanischen Inseln die Gipfel eines gewaltigen Gebirgsmassivs, das die pazifische Küste des asiatischen Kontinents flankiert, von dem es in grauer Vorzeit durch eine Katastrophe riesenhaften Ausmaßes losgerissen worden sein muß. Daher auch das Fehlen ausgedehnter Ebenen, der durchaus gebirgige Charakter des ganzen Archipels. Das Land ist entsprechend seiner geologischen Struktur mit Vulkanen — wahrscheinlich aus der Zeit vom Tertiär zum Pleistoxän — geradezu übersät. Ebenfalls seinem geologischen Bau verdankt diese Inselwelt ihren verhängnisvollen Reichtum an Erdbeben jeglicher Größenordnung, von unzähligen harmlosen bis zu destruktiven furchtbarsten Ausmaßes. Die Erdbeben sind übrigens nicht die einzigen Naturkatastrophen, denen Japan schon unermes-

liche Opfer hat bringen müssen, eine gleich verhängnisvolle Rolle spielen jahraus, jahrein verheerende Taifune mit verderbenbringenden Überschwemmungen.

Hinsichtlich des überaus komplizierten, auch auf Seiten der einheimischen Spezialforscher von einer allgemein anerkannten exakten Lösung der Einzelfragen — falls eine solche überhaupt im Bereich der Möglichkeit liegen sollte — noch recht entfernten Rasseproblems sei auf folgendes hingewiesen.

Die von W. Wundt herrührende Differenzierung von Stammwanderung und Völkerwanderung findet gerade durch die Analyse des japanischen Rassengefüges ihre volle Bestätigung; Japans Geschichte kennt keine eigentlichen Völkerwanderungen, das Reich hat sich vielmehr autochthon aus den in grauer Vorzeit gelegten Fundamenten unübersehbarer Stammwanderungen herausgebildet. Die japanische Rasse muß im vollen Sinne des Wortes als Mischrasse angesprochen werden, und zwar eine Mischrasse, deren Elemente zum Teil nordisch-paläoasiatischer, zum Teil kontinental-mongolischer, zum Teil südchinesischer, malaio-mongolischer und wohl auch malaio-polynesischer Herkunft waren. Der bekannte japanische Rasseforscher Tsuboi nimmt an, daß Kontingente fast aller in Nord-, Ost- und Südasiens vorkommenden Rassen in der japanischen Nation zu einer Einheit verschmolzen sind. Unzählbare Jahrhunderte innigster gegenseitiger völkischer Durchdringung — wie eine solche eben nur auf der Grundlage unentwirrbarer Stammwanderungen überhaupt möglich gewesen ist — haben dann jenes rassisch homogene Ganze geschaffen, als das wir die heutige japanische Nation unter allen Umständen bezeichnen müssen.

Als Kriterium zum Behufe einer möglichst exakten Differenzierung der einzeln völkischen Komponenten, welche die japanische Mischrasse zustande gebracht haben, dient an erster Stelle die für die Feststellung körperlicher Rassemerkmale bedeutsamste Maßgrundlage, der sog. Schädelindex (das Längen-Breiten- sowie Längen-Höhenverhältnis). Dieser spricht für eine gewisse rassische Verwandtschaft der Japaner mit ostsibirischen und südchinesischen Völkern. Dann spielt eine wichtige Rolle die Form der Nase. Hierbei ergeben sich Beziehungen der Japaner zu den Eskimo, Kalmücken, Annamesen, Chinesen, Nordmongolen und sogar nordamerikanischen Indianern. Ferner läßt die Körpergröße rassische Verwandtschaft mit Koreanern, Mandschuren, Tungusen (in Ostsibirien), Indochinesen, Philippinos und Javanern als durchaus annehmbar erscheinen. Sodann deutet die Behaarung auf Rassebeziehungen zu Mongolen und Kaukasiern

(letztere nach gewöhnlicher Annahme auf dem Wege einer Vermischung mit den Ainu). Ein nicht gering einzuschätzendes Zeugnis für rassische Zugehörigkeit zur mongolischen Völkerfamilie ist der sog. Epicanthus (die doppelte Augenlidfalte am inneren Augenwinkel infolge einer zu großen Augenlidhaut). Schließlich ist hier noch anzuführen die Hautfarbe, welche auf rassische Beziehungen zur gelben Rasse des asiatischen Kontinents hinweist.

Das Problem der Urheimat des japanischen Volkes ist noch ganz ungeklärt und wird es aller Wahrscheinlichkeit nach auch bleiben. Ohne Berücksichtigung einer ganzen Anzahl z. Tl. geradezu phantastischer Hypothesen seien hier nur zwei, auf wissenschaftlichen Untersuchungen aufgebaute Theorien kurz erwähnt. Die erste, von namhaften japanischen Forschern stammend, ist die sog. Tungusentheorie; sie sucht das ursprüngliche Stammland der Japaner in Südsibirien und sieht Japaner, Koreaner und Mandschuren zusammen als Nachkommen gemeinsamer Vorfahren, der Tungusen, an. Die zweite, die sog. Südseeinsulaner-Theorie, auch kurz die indische Theorie genannt, betrachtet Indien als die gemeinsame Urheimat der Japaner und Südseeinsulaner. Die dritte, von dem großen Japankenner Dr. Bälz aufgestellte sog. Sungarifluß-Theorie verlegt die ursprüngliche Heimat der Japaner an den Sungarifluß und die mandschurisch-koreanische Grenze. Schließlich sei noch einer weiteren, wissenschaftlicher Prüfung allerdings noch nicht unterworfenen Theorie der Merkwürdigkeit halber Erwähnung getan, der sog. Judentheorie. Ob sie als bloßes Kuriosum zu betrachten ist, bleibe dahingestellt: sie macht die Japaner zu einem Brudervolk der mesopotamischen Juden. Es läßt sich indes nicht leugnen, daß es den Befürwortern dieser Theorie in der Tat gelungen ist, eine Anzahl nicht uninteressanter Parallelen aus der shintōistisch-mythologischen und alttestamentlichen Glaubenssphäre herauszustellen, die auf den ersten Blick etwas unbestreitbar Verblüffendes an sich haben, so u. a., um nur ein Beispiel anzuführen, die Gegenüberstellung der Sanshu no jingi, der drei heiligen Embleme des Tennōtums, nämlich Spiegel, Schwert und magatama (eine Art klauenförmigen Juwels) auf der einen, die Gesetzestafeln, der Aronsstab und die Mannaschale der Juden auf der anderen Seite. Allerdings hat, wie gesagt, diese Theorie der strengen Wissenschaft bis jetzt noch keinerlei Beachtung abzugewinnen vermocht.

In diesem Zusammenhange muß zum Schlusse noch auf ein anderes, sehr naheliegendes Problem hingewiesen werden, das Problem der vorjapanischen Ureinwohner der Inselwelt. Kann überhaupt

von solchen die Rede sein, und wenn wirklich, wer waren die Ureinwohner? Man nennt bisweilen als solche die Ainu oder die Koropokguru (ein den Eskimo verwandtes Volk?), auch die Hayato (auf Kyūshū) werden angeführt. Die Fachgelehrten geben sich der Hoffnung hin, dieses Problem in abschbarer Zeit nach Abschluß der gegenwärtig eifrig betriebenen Steinzeitforschungen in einigermaßen befriedigender Weise erhellen zu können.

Was nun die japanische Sprache betrifft, so steht, ganz im Einklang mit dem mehr als komplizierten Problem der rassetheoretischen Zuordnung des japanischen Volkes, die nicht geringere Schwierigkeiten bietende Frage der Verwandtschaft des Japanischen mit anderen Sprachen. Die längere Zeit hindurch als endgültige Lösung betrachtete Einreihung des Japanischen in die große uralaltaische Sprachenfamilie begegnet heute — trotz einer Anzahl mehr oder weniger stichhaltiger Gegenargumente — in den Kreisen der modernen einheimischen Spezialforscher meist schroffer Ablehnung. Diese versprechen sich befriedigende Klarheit vor allem aus einer erschöpfenden Vergleichung des Japanischen mit den Sprachen der Halbinsel Korea — der, wie man sie mit Recht zu nennen pflegt, Zivilisation und Kultur des asiatischen Kontinents dem vorgelagerten Archipel übermittelnden Landbrücke — sowie der Luchu (jap. Ryūkyū-) Inseln. So muß man sich vorläufig mit der nüchternen Feststellung abfinden, daß eine endgültige und maßgebliche Entscheidung bis auf weiteres noch nicht spruchreif ist. Eine Darlegung der sprachlich-grammatischen Eigentümlichkeiten des Japanischen fällt natürlich außerhalb des Rahmens der vorliegenden historisch-kulturgeschichtlichen Abhandlung.

Was nun zum Abschluß der vorangehenden Erörterung den kulturellen Aspekt der Vorzeit anbelangt, so sei hier in aller Kürze, ohne Berücksichtigung der geradezu überwältigenden Fülle des für die exakt-wissenschaftliche Forschung in Betracht kommenden Einzelmaterials, nur folgendes vermerkt. Zahlreiche Funde aller nur denkbaren Art in prähistorischen Gräbern, Höhlen, Muschelhaufen usw. — Menschen- und Tierskelette, Waffen, Werkzeuge, Schmuck und ähnliche Gegenstände — haben die archäologische Wissenschaft bestimmt, drei sog. Grundkulturen der archaischen Zeit gegeneinander abzugrenzen: die Jōmon- oder Steinkultur, das japanische Neolithikum, dessen Dauer auf 3500—4000 Jahre geschätzt wird, sodann die zweite Kulturstufe, die Yayoi-Kultur oder Stein-Bronze-Kultur (geschätzt auf 2500—3000 Jahre), mittleres Übergangsstadium von der Jōmon-Primitivkultur zur dritten, der Eisen- oder

Vollkultur, der Kultur der geschichtlichen Zeit, auch Iwaibe-Kultur genannt. Es versteht sich wohl von selbst, daß diese einzelnen Kulturperioden nicht etwa durch schroffe Einschnitte voneinander zu trennen sind. Vielmehr überschneiden sich Ende einer vorangehenden und Anfang der nächsten Periode. Ziemlich allgemein nimmt man an, daß die mittlere, die Yayoi-Periode, ihr Ende fand bei Anbruch der geschichtlichen Morgendämmerung, beim Auftreten des Jimmu Tennō, des Schöpfers des Yamato-Reiches — also, unter Zugrundelegung der chronologischen Aufstellungen Wedemeyers, rund etwa im letzten Viertel des zweiten vorchristlichen Jahrhunderts —, daß aber zu diesem Zeitpunkte die letzte, die Eisen-Vollkultur, bereits über die ersten Stufen ihrer Entwicklung hinausgekommen war. Für unumstößlich sicher wird gehalten, daß das Volk der Japaner Träger dieser Vollkultur war.

A. DAS VORMODERNE JAPAN, X—1868

Von nicht zu fixierender Urzeit bis zum Zusammenbruch des mittelalterlichen Feudalismus. Im großen und ganzen eine Zeit politisch introvertierter Zielstrebigkeit des staatsschöpferischen Wachstums.

Betrachtet man den Gesamtverlauf des japanischen Reichsgestaltungsprozesses unter dem weiteren Gesichtswinkel universalhistorischer Beleuchtung, so ergibt sich ganz zwanglos eine Gegenüberstellung von zwei in einem gewissen Gegensatz zueinander stehenden staatsgeschichtlichen Entwicklungsstadien, deren Abgrenzung durch das Jahr 1868 gegeben ist: einerseits das — chronologisch nicht zu fixierender Urzeit entwachsene — vormoderne oder alte und mittelalterliche Japan, andererseits das moderne Japan. Die erste Periode, das vormoderne Japan, läßt sich, wie schon erwähnt, im großen ganzen charakterisieren als eine Zeit politisch introvertierter Zielstrebigkeit des staatsschöpferischen Wachstums. Japan führt sein Dasein in autochthon-heimatlicher Abgeschiedenheit als lokale, nur auf sich selbst eingestellte Macht. Demgegenüber entwickelt sich (von 1868 an), im Zeichen extravertierter politischer Ausrichtung, das moderne Japan, zunächst sich zum Range einer pazifischen Macht erhebend und mit Riesenschritten zur ostasiatischen Großmacht ausreifend, zu einer globalen Macht, einer Weltgroßmacht streng autoritärer Staatsstruktur.

I. ALTERTUM, PRÄHISTORIE, X—ca. 120 vor Chr.

Der mythologische Unterbau der japanischen Geschichte

Der alte Dichter Hitomaro (um 700 n. Chr.), der, wie Florenz anerkanntermaßen urteilt, „erste japanische Poet, der den Namen eines Dichters wirklich verdient“, hat einmal gesagt: „Japan ist ein Land, wo die Menschen nicht nötig haben zu beten, denn es ist selbst göttlich.“ Dieses Dichterwort illustriert aufs treffendste den Geist, der das Japan der mythischen Zeit beseelte, die Zeit des Jindai, des „Götteralters“. Die darin zutage tretende, ohne Zweifel urjapanische Anschauung ist sozusagen das Gegenstück zu dem shintōistischen, d. h. politisch-religiösen Dogma von der göttlichen Abstammung und der daraus folgenden Selbstgöttlichkeit des Herrschers, des Nachkommen der Sonnengöttin Amaterasu, der „den Himmel Erleuchtenden“ oder „am Himmel Leuchtenden“, mithin der Ahnherrin des japanischen Kaiserhauses. In dieser voll-

kommen legendären Urzeit ist bereits der Grund gelegt für die ersten Keime des späteren theokratisch-patriarchalischen Imperialismus.

Wenn man die oben angeführten, in ihrer Vielheit unübersehbaren Stammwanderungen mit ihren unauflösbar verwickelten Vermischungen unzähliger Rassenelemente gebührend in Rechnung stellt, findet die unvorstellbar göttergestaltenreiche — nicht weniger als „achthundert Myriaden von Göttern“, yao-yorozu no kami, werden angenommen — japanische Mythologie eine ganz ungezwungene Erklärung ihrer bunten Mannigfaltigkeit. Die scheinbar eine homogene Einheit bildenden Mythen sind in Wahrheit nichts anderes als der komplexe Niederschlag einer Unzahl der verschiedensten Sagen, Legenden und Überlieferungen der ursprünglichen Komponenten der japanischen Mischrasse.

Den Mythologien wohl aller Völker liegen ohne Zweifel bestimmte, im Laufe von Jahrhunderten jedoch immer mehr verdunkelte und religiös-dichterisch idealisierte tatsächliche Begebenheiten zugrunde, mit einem oder mehreren Körnchen historischer Wahrheit darf stets gerechnet werden. Solcherweise hat die von dynastisch-patriotischen Zwangsvorstellungen unbeschwerte kritische Forschung moderner japanischer Wissenschaftler für manches offiziell als unantastbar geltende mythologische Phantasieerzeugnis eine zwar recht prosaische, aber darum nicht weniger plausible Auslegung zu finden gewußt. Ohne weiteres einleuchtend wirkt z. B. die Identifizierung des Takama-ga-hara, des „hohen Himmelsgefildes“, des, wenn man so will, Olympos der japanischen Mythologie, mit der in Vergessenheit geratenen Urheimat der Japaner. Ebenfalls in hohem Maße annehmbar erscheint, um ein anderes Beispiel derartiger Vergeschichtlichung mythologischer Berichte anzuführen, die sog. „Herabkunft“ des Gottes Ninigi no mikoto — wovon weiter unten noch die Rede sein wird — als geschichtliche Deutung der urzeitlichen Ankunft der Japaner in der Provinz Hyūga im Südosten der Insel Kyūshū. Als eine in hohem Grade einleuchtende realistische Auslegung kann — um noch ein vielleicht besonders interessantes Beispiel anderer Art anzuführen — auch die folgende naturwissenschaftlich-astronomische Umdeutung eines mythologischen Berichtes gelten. Der wilde Sturm- und Meergott Susanowo, der Bruder der Sonnengöttin Amaterasu, genießt in der japanischen Mythologie einen mehr als üblen Ruf wegen seines stets auf bösen Schabernack jeder Art gerichteten Sinnes. So wirft er eines Tages seiner göttlichen Schwester ein enthäutetes Pferd durch das Dach mitten unter ihre an Webstühlen arbeitenden Dienerinnen, von denen der plötzliche

Schreck einige tötete. Aus Empörung über diesen besonders rohen Streich flüchtet sich die Göttin in eine Felsenhöhle, wodurch die Welt auf einen Schlag in finstere Nacht gehüllt wird. Da greifen die Götter zu einer List: sie veranlaßten die Göttin Uzume zu einem humoristisch-pantomimischen Tanze auf dem Boden eines umgestülpten Fasses vor der Höhle. Der tosende Beifallssturm der sie umstehenden Götter weckt die Neugier der Amaterasu; sie öffnet den Eingang zu ihrem Versteck erst ein bißchen, wird aber bald von der fröhlichen Stimmung draußen angesteckt und läßt sich schließlich versöhnt hinausführen. Und das Dunkel hat wieder der gewöhnlichen Helle Platz gemacht. Diese Legende läßt sich nun ganz ungezwungen rein naturalistisch deuten als die im Laufe ungemessener Zeiten allmählich erfolgte Verlagerung einer Sonnenfinsternis-Reminiszenz in die phantasiebeherrschte Sphäre des Mythologischen.

Den Ausgangspunkt der japanischen Mythologie bildet das kosmogonische Problem, die Frage, wie wohl das Weltall entstanden sei. Die diesbezügliche Erörterung findet sich am Anfang der ersten offiziellen japanischen Reichsgeschichte (Nihongi oder Nihonshoki, „japanische Annalen“, 720 n. Chr.). Sie folge hier zunächst in der Übersetzung von Florenz: „Vor alters, als Himmel und Erde noch nicht (voneinander) geschieden, und das weibliche und männliche Prinzip nicht getrennt waren, bildeten sie ein Chaos gleichsam wie ein Hühnerei, und in ihrer chaotischen Masse war ein Keim enthalten. Das Reine und Helle davon breitete sich dünn aus und wurde zum Himmel; das Schwere und Trübere blieb schwerfällig zurück und wurde zur Erde.

Bezüglich der Vereinigung des feinen (Elementes) war das Zusammenballen leicht; (dagegen) das Gerinnen des schweren und trüben (Elementes) wurde nur schwer vollständig zustande gebracht. Daher ward der Himmel zuerst, und erst hiernach nahm die Erde eine bestimmte Form an.“

Diese ganze Darlegung ist eine wörtliche, in keiner Weise modifizierte Übernahme aus dem Chinesischen und steht damit in einem bemerkenswerten Gegensatz zu der später so meisterhaft befolgten Praxis einer zweckbestimmt umgestaltenden und aus Eigenem weiterbildenden Aneignung aus der Fremde gewonnenen Geistesgutes. (Vgl. dazu das weiter unten in dieser Arbeit über Wakon-Kansai Gesagte.) So hat nun auch Florenz, ganz im Einklang übrigens mit der schroffen Ablehnung des Eingangskapitels des Nihongi seitens der Shintögelehrten strengster Observanz, diesem Welterschöpfungsbericht den Charakter echter japanischer Mythologie

abgesprochen, da sie „von den nach gelehrter rationalistischer Darstellung strebenden Kompilatoren des Nihongi aus chinesischen Quellen gezogen“ sind. Das trifft gewiß voll und ganz zu. Und doch — könnte nicht neben dem rein rationalistischen Grundmotiv bis zu einem gewissen Grade noch eine Art religiös-gefühlsmäßig gegründeten Bedürfnisses in der Aufnahme des besagten Nihongiberichtes eine wenn auch verborgene Rolle, sozusagen im Unterbewußtsein, gespielt haben? Ist es nicht gerade das dunkle kosmogonische Problem, welches die dem Menschengenote eingeborene Wißbegier in erster Linie reizt? Darum liegt so mancher Mythologie ein Welt-schöpfungsbild zugrunde, man denke nur an das „Chaos“ zu Beginn der Metamorphosen Ovids, an den Schöpfungsbericht in den ersten Versen der Genesis, an das Lied der Völuspa in der Edda u. a. m. Aber wie dem auch sei, in der Hauptsache besteht ohne Zweifel das Urteil von Florenz zu Recht, die genuine japanische Mythologie — wenigstens soweit sie uns bekannt ist — hat keinen Weltentstehungsbericht aufzuweisen.

Auf die Kosmogonie folgt naturgemäß die Theogonie, die „Lehre“ von der Entstehung der Götter. An der Spitze steht eine Art von Trinität, eine Einheit von drei Göttern, die sog. „Schöpfungs-Drei-Götter“, Zōka no sanjin, ein Himmelsherr mit zwei ihm beigeordneten Göttern. An diese schließen sich später die entstehenden sog. „Sieben Generationen des Götterzeitalters“. Diesen ist schließlich das Geschwisterehepaar Izanagi und Izanami entsprossen. In aller-ältester Zeit bestand nämlich ohne Zweifel die Geschwisterehe, die allerdings sehr früh schon wieder verschwand. Ein Zeugnis für solche Ehen ist die in diesen ältesten Berichten anzutreffende Gleichsetzung von imo, d. i. jüngere Schwester, mit Gattin; Schwester und Weib waren eben im Uraltertum vertauschbare Begriffe. Diesem Götterehopaar wird dann in der mythologischen Tradition die Erschaffung des Landes Japan zugeschrieben. Der entsprechende Passus des Nihongi lautet nun in der Übersetzung von Florenz: „Izanagi no Mikoto und Izanami no Mikoto standen auf der schwebenden Brücke des Himmels und stießen mit dem himmlischen Juwelenspeer nach unten, und als sie damit herumtasteten, fanden sie das blaue Meeresgefilde. Das von der Spitze herabträufelnde Meerwasser gerann und wurde eine Insel (Onogoro genannt).“ Diese Insel Onogoro bildete nun den Ausgangspunkt für die Erschaffung weiterer Inseln. Aus der Ehe des Götterpaares gingen dann die Naturgottheiten hervor; von diesen sind als höchste drei zu nennen. An erster Stelle steht die Sonnengöttin Amaterasu-ō-mikami, etwa „die große Göttin Himmels-

leuchte“, von der oben bereits gesprochen worden ist, an zweiter Stelle der Mondgott Tsukiyomi no mikoto, an dritter der oben bereits vorgeführte Sturm- und Meergott Susanowo no mikoto.

Die Entstehung des japanischen Volkes wird in der Mythologie zurückgeführt auf die sogenannte „Herabkunft des Himmels-Enkels“, Tenson-kōrin, nämlich des Gottes Ninigi (no mikoto), des Enkels der Göttin Amaterasu. Ninigi wird auf die Erde herabgesandt mit dem hohen Auftrage, von dem irdischen Reiche Besitz zu ergreifen. Das ist die sog. Herabkunft; sie wird im Nihongi folgendermaßen geschildert. „Darauf nahm Taka-no-mi-musubi-no-mikoto eine Decke, welche sein treffliches Bettlager bedeckte, warf sie über seinen souveränen, erlauchten Enkel Ninigi no mikoto und ließ ihn herabsteigen“, und weiter: „Dies Land von strotzendem Schilfrohr und üppig gedeihenden Ähren (Reisähren) ist das Land, welches meine Nachkommen beherrschen sollen. Ziehe hin, erlauchter Sproß und regiere es! Dein Thron soll gedeihen und von ewiger Dauer sein wie Himmel und Erde.“ (Übers. v. Florenz.) Er erhält drei heilige Insignien, die Sanshu no jingi, „drei Arten von göttlichen Gefäßen, nämlich den Yatano-Spiegel, das Emblem der Amaterasu, mit der Verheißung: „So oft du den Spiegel siehst, soll es sein, als wenn Du mich selbst darin erblicktest.“ Sodann das Murakumo-Schwert oder Kusanagi-no-tsurugi, endlich die Yasakani oder Magatama, klauenartig geformte Juwelen. Alle diese Kleinodien sind dem Volksglauben nach auch heute noch vorhanden: der Spiegel in einem Tempel der Provinz Ise, das Schwert im Atsuta-Tempel von Nagoya, die Kleinodien am Kaiserhof in Tōkyō. Der Japan-Historiker Longford geht vielleicht nicht fehl, wenn er in begrifflich abstrahierender Deutung diese konkreten Insignien aufgefaßt wissen will als „Symbole des Mutes, des Wissens und der Gnade, der drei notwendigen Attribute eines großen Herrschers, für dessen göttliche Rechte die Regalien die äußere Manifestation bedeuten“. Ninigi läßt sich in Hyūga, der östlichen Provinz von Kyūshū nieder, nimmt das Land für sich in Besitz und verheiratet sich mit einer Prinzessin; sein Urkel ist der Vater des Reichsgründers und ersten Herrschers Jimmu Tennō, der eigentlich Kamu Yamato Iwarehiko hieß. Bemerkenswert ist übrigens hier, was den Kernpunkt anbelangt, die Übereinstimmung von Sage und Geschichte: die Provinz Hyūga ist ja tatsächlich der Ausgangspunkt der gewaltigen Eroberungsfahrten mächtiger und kriegerischer Stammverbände nach Zentraljapan, wo sich diese zu Herren des Landstrichs Yamato machten. Nach der zu ihren Gunsten ausgefallenen Entscheidung ließen sie die noch vorhandene Bevölkerung

in sich aufgehen. Dem gleichen Schicksal verfiel bald darauf das anliegende Land Izumo. Der Sage nach unternahm Jimmu Tennō diesen Eroberungszug — zu Schiffe, und zwar die Ostküste von Kyūshū entlang und die Inlandsee (Setonaikai) überquerend — zum Zwecke frommer Erfüllung des seinem Urahn Ninigi von der Sonnengöttin erteilten Auftrages, die nüchterne historische Forschung jedoch sieht die eigentliche Ursache in seinem Bestreben, ein besseres Land zu gewinnen, was wohl der Wahrheit ziemlich nahekommt.

Nach einem ihm außerordentliche Schwierigkeiten bereitenden und lange Zeit mit einer vernichtenden Niederlage drohenden Kampfe gegen den Fürsten und Herrn von Yamato wird Jimmu Tennō schließlich doch der Endsieg zuteil.

Hier bietet sich übrigens wieder ein Anlaß, auf ein sehr illustratives Beispiel für eine ganz plausible naturalistische Auslegung der legendenhaften Einkleidung eines wirklichen Geschehnisses hinzuweisen. Die günstige Entscheidung des erbitterten Kampfes verdankte Jimmu Tennō — neben der Ermordung des feindlichen Heerführers — vor allem dem Umstande, daß er nach vergeblichem Ansturm von Westen her, also der seine Krieger blendenden Sonne entgegen, seine Taktik änderte und von Osten her angriff, so daß nun der Feind in diese nachteilige und ihm tatsächlich verhängnisvoll werdende Lage geriet. Die Sage aber berichtet von einer „wie Gold leuchtenden Weihe (Kinshi)“, die sich auf Jimmu Tennō's Bogen herabließ und ihn zum Siege führte. Zu ehrfurchtsvoller Würdigung dieses für den Ablauf der japanischen Geschichte ohne Zweifel höchst bedeutsamen Erfolges — oder, wie die Legende es auffaßt, „Wunders“ — stiftete der Meiji-Tennō am 11. Februar 1890 eine der allerhöchsten Auszeichnungen, den Orden der goldenen Weihe, Kinshikunshō, in sieben Rangklassen (mit jährlicher Gratifikation von 1500 Yen bis 100 Yen), hauptsächlich für verdiente Militärs der Armee und Marine. Er besteigt nun in dem Orte Kashiwabara (Eichenfeld) den Kaiserthron, der unhaltbaren traditionellen Chronologie nach am 11. Februar 660 v. Chr. Daher wurde der 11. Februar zu einem der höchsten nationalen Feiertage, dem Kigen-setsu, dem „Feste des Anfangspunktes in der Zeitrechnung (des japanischen Reiches)“. In solchem Mischgebilde von Sage und Historie ist die offizielle Setzung der „Reichsgründung“ verwurzelt.

Der in den oben vorgeführten mythologischen Anschauungen verankerten offiziellen Tradition zufolge reicht die Ahnentafel des Kaiserhauses bis auf Jimmu Tennō, den fünften Sproß der Amaterasu, und solcherweise auf die Sonnengöttin selbst, die darum den hohen

Rang der Ahnherrin des Kaisers einnimmt, wodurch wiederum er selbst zum Gotte erhoben wird. Aber auch abgesehen von diesem im Mythologischen sich verlierenden Ursprung der kaiserlichen Familie darf sich die japanische Dynastie ohne Zweifel mit vollem Rechte einer in der Weltgeschichte ganz unvergleichlich einzig dastehenden, im Sinne der japanischen Interpretation des Familienbegriffs über weit mehr als zwei Jahrtausende in gerader Linie sich erstreckenden Ahnenreihe rühmen.

Kultur der japanischen Frühzeit

Über die älteste japanische Kultur unterrichten uns die beiden bereits erwähnten Geschichtswerke Kojiki (vom Jahre 712 n. Chr.) und Nihongi (vom Jahre 720 n. Chr.). Wie ebenfalls schon oben angedeutet, befanden sich die Japaner beim Anbruch ihrer eigentlichen Geschichte, d. h. zur Zeit der Gründung des Yamatoreiches durch Jimmu Tennō, — in einem Übergangsstadium der ausklingenden Yayoi- oder Stein-Bronze-Kultur und der bereits lebhaft einsetzenden Iwaibe- oder Eisenvollkultur. Die hier folgende Übersicht über den Stand der frühjapanischen Zivilisation beruht in der Hauptsache auf Chamberlains Einleitung zu seiner meisterhaften Übersetzung des Kojiki, der klassischen einheimischen Quelle für unsere Kenntnis dieser urzeitlichen Verhältnisse.

Die Japaner der mythischen Vorzeit benutzten Eisen zur Herstellung von Speeren, Schwertern, Messern verschiedener Gestalt, Angelhaken u. dgl. Vornehmlich zur Jagd gebrauchten sie Bogen und gefiederte Pfeile sowie Fallen und Schlingen. Sonderbarerweise hören wir gar nichts von den Werkzeugen, die sie bei der Anfertigung all der genannten Geräte verwendeten, ebensowenig werden Säge und Axt erwähnt. Aber Stößel, Bohrer, Keil, Sichel und Weber-schiffchen werden genannt. Die Schifffahrt scheint sehr wenig entwickelt gewesen zu sein. Segel wurden erst um die Mitte des 10. Jahrhunderts gebraucht; wahrscheinlich waren sie auch von den Chinesen übernommen.

Dörfer oder gar Städte scheint es nur in höchst beschränktem Ausmaße gegeben zu haben; die noch sehr spärliche Bevölkerung wohnte, mit Vorliebe nahe der Meeresküste oder an Flußufern, zumeist in kleinen Weilern oder einzelstehenden Hütten. Letztere waren in der Urzeit von einer schlechterdings nicht mehr zu unterbietenden Primitivität: ganz im Anfang sogar ohne Fenster, deren Dienst dann im Laufe der Zeit einfache Löcher in der Wand versahen; der Fußboden roh, ohne irgendwelchen Holz- oder Steinbelag; in

dem mit Schindeln gedeckten Dache ein Abzugsloch für den Rauch; die Hütten ruhten auf Pfeilern, die einfach in den Grund eingelassen waren, ohne, wie es doch heute allgemein der Fall ist, auf Steinen zu fußen; Pfosten, Balken, Sparren und Türrahmen (später dann auch Fensterrahmen) wurden mit faserigen Schlingpflanzen zusammengebunden. Indessen darf nicht übergangen werden, daß der den heutigen Japaner so sehr auszeichnende Sinn für Reinlichkeit bereits zu jenen ältesten Zeiten in ziemlich hohem Grade ausgebildet gewesen zu sein scheint: wir lesen vom Baden in Flüssen, von Reinigungssopfern, auch Latrinen werden des öfteren genannt. Interessant ist ihre Bezeichnung in der alten Sprache, sie heißen Kaha-ya, „Fluß-Haus“, wohl weil sie, vom Hause entfernt, über einem Flusse errichtet wurden. Sehr oft werden die sogenannten Gebärhäuser erwähnt, einzimmerige Hütten ohne Fenster, wo sich eine der Niederkunft entgegensehende Frau, die natürlich als unrein galt, aufzuhalten hatte, bis alles vorüber war. Nicht sicher entscheiden läßt sich die Frage, ob es in Japan Höhlenbewohner gegeben hat.

Besondere Beachtung verdienen in diesem Zusammenhange die sog. Chigi, das sind die zwei als rein bauliche Verzierungen über das Dach hinaus frei in die Luft ragenden, sich kreuzenden Giebelsparren an den beiden Enden des Firstbalkens; sie sind charakteristisch für jeden Shintōtempel. Daß sie in früherer Zeit ausschließlich auf dem kaiserlichen Palast angebracht werden durften, findet seine ganz natürliche Erklärung in der Tatsache, daß es damals noch keine selbständigen Shintōtempel gab, der shintoistische Kult wurde vielmehr im Palast selbst ausgeübt, was ja mit Rücksicht auf die unlösbare Verflechtung von Herrscher- und Oberpriesteramt des Tennō ohne weiteres einleuchtet. So wird auch verständlich, daß das japanische Wort miya sowohl für Shintōschrein wie auch als Rangbezeichnung japanischer Prinzen gebraucht wird. Auf folgendes sei hier noch hingewiesen. Wenn wir, wie soeben geschehen, bei der Betrachtung dieser Urzustände so kurzweg von „Palast“ sprechen, so bedeutet in Wahrheit der Gebrauch dieser unseren Begriffen nach doch reichlich anspruchsvollen Bezeichnung einen groben Anachronismus. Bereits oben ist auf die über alle Vorstellung dürftigen urzeitlichen Wohnverhältnisse des japanischen Volkes hingewiesen worden, und die allgemeine Annahme, daß sich die Behausung des Stammhauptes in so gut wie nichts von der seiner Untertanen unterschied, hat ohne Zweifel ihre volle Berechtigung. Erst mit der Gründung des Yamatoreiches durch Jimmu Tennō bahnte sich eine architektonische Differenzierung des kaiserlichen Hauses an.

Die Nahrung der Japaner der Frühzeit bestand aus Fischen und dem Fleische der erlegten Tiere, denn dem Genuße des letzteren standen noch keine buddhistischen Gebote hindernd im Wege. Reis ist das einzige Getreide, dessen Anbau ohne Zweifel in die allerältesten Zeiten zurückgeht.

Ein gleichfalls bis in die Urzeit reichendes Genußmittel ist der Sake, meist mit Reiswein übersetzt. Auf eine u. U. bedeutsame Tatsache macht Chamberlain aufmerksam, daß nämlich das alte japanische Wort für brauen, destillieren mit dem Verbum für kauen gleichlautet. Ob man nun daraus den Schluß auf eine noch heute bei gewissen Südseeinsulanern gebräuchliche Herstellung auch bei den Japanern ziehen darf, ist jedoch fraglich, solange nicht noch andere Zeugnisse erbracht sind. Ebenso finden sich schon im grauesten Altertum die Eßstäbchen.

Einen hohen Grad der Entwicklung hatte die Kleidung erreicht, und ganz im Gegensatz zu ihren modernen Nachkommen liebten es die Japaner der Vorzeit, und zwar beide Geschlechter, sich mit Schmuck zu behängen: Hals- und Armbänder sowie Kopfschmuck, alles mit Edelsteinen besetzt. Bei den letzteren handelt es sich, wie aus archäologischen Untersuchungen hervorgeht, in erster Linie um Achat, Kristall, Glas, Jade, Serpentin und Seatit, meist von zylindrischer Gestalt und gekerbt. Das Material der Kleidung war Stoff aus Hanf und Maulbeerrinde. Lianenranken wurden zum Binden benützt, z. B. zur Befestigung des Schwertes an der Hüfte. Es werden auch schon Kämme erwähnt, und es scheint, daß auf die Frisur große Sorgfalt verwendet wurde. Die Männer trugen ihr Haar zu zwei Büscheln an jeder Seite aufgebunden, die jungen Knaben einen Knoten auf dem Kopfe, die unverheirateten Mädchen ließen das Haar auf den Nacken fallen, die verheirateten Frauen kombinierten die beiden letztgenannten Trachten. Schneiden des Haares und Bartes war ein Zeichen der Schande.

An Haustieren waren vorhanden das Pferd, das aber nur zum Reiten benutzt wurde, Hühner und der zum Fischfang abgerichtete Kormoran, Schafe, Schweine und Katzen waren aller Wahrscheinlichkeit nach noch nicht eingeführt. Die Seidenraupe ist wohl erst gegen den Beginn der historischen Zeit aus Korea nach Japan gebracht worden.

Während man sich schon seit Jahrhunderten Japan ohne Tee- und Pflaumenbaum einfach nicht vorstellen kann, fehlen beide in den Berichten über jene alte Zeit, obwohl doch eine ganz erstaunliche Zahl von Pflanzen namhaft gemacht wird. Von der heute ebenso-

wenig aus Japan fortzudenkenden Apfelsine wird ausdrücklich mitgeteilt, daß sie vom Auslande eingeführt worden ist.

Schon das Verwandtschaftssystem der Vorzeit ist gekennzeichnet durch die Unterordnung des weiblichen Geschlechts unter das männliche, sowie den Vorrang des Älteren vor dem Jüngeren.

Was nun die Ehe betrifft, so ist schon oben etwas über die in den Götterlegenden erwähnte Geschwisterehe gesagt worden. Die Ehe mit Halbschwestern, Tanten u. dgl. ist bis in die historische Zeit hinein zu belegen. Erst nachdem die chinesische Ethik ihren gewaltigen Einfluß geltend gemacht hatte, wurden eheliche Verbindungen dieser Art als Inzest gebrandmarkt und verschwanden sehr schnell. Für Polygamie und Liebesheirat dieser Zeit finden sich gleichfalls glaubwürdige Zeugnisse. Allem Anschein nach haben bestimmte Hochzeitsbräuche nicht existiert, in markantem Gegensatz zu dem späteren, auch heute noch vielfach streng beobachteten, peinlich ausgeklügelten Hochzeitszeremoniell.

Bezeichnenderweise wird gar nichts gesagt über irgendwelche Erziehung, weder geistig noch körperlich; sobald der Jüngling ein bestimmtes Alter erreicht hatte, wurde er in die Kunst des Jagens und Fischens eingeweiht, während das Mädchen seinen Platz am Webstuhl hatte.

Von großem Interesse sind wohl die Bräuche bei Begräbnissen. Die von dem Verstorbenen bewohnt gewesene Hütte wurde verlassen, der Leichnam wurde für einige Tage in ein sog. Trauerhaus gebracht. Während dieser Zeit wurde der Leichenschmaus gehalten. Dann begrub man den Toten, wahrscheinlich in einem hölzernen Fasse.

Merkwürdigerweise fehlten den Japanern der Vorzeit die heute beiden Geschlechtern so unentbehrlichen Fächer; und was ganz besonders erstaunlich ist, es gab in jenen Zeiten weder Porzellan noch Lack — gerade das, wodurch das Inselvolk später so rühmlich bekanntgeworden ist.

In diesem Zusammenhange muß eines grausamen, historisch jedoch nicht beglaubigten Brauches Erwähnung getan werden: des sogenannten *Haniwa*. Die moderne einheimische Forschung neigt allerdings sehr dazu, diese unmenschliche Sitte in den Bereich der Legende zu verweisen. Es handelt sich dabei um folgendes. *Haniwa* bedeutet zunächst wörtlich Tonfigur, Terrakottenfigur, und zwar solche von Menschen und Pferden. In der ältesten Zeit sollen bei der Beerdigung der Großen und Mächtigen Menschen- und Pferdeopfer dargebracht worden sein, was man mit *junshi*, etwa Selbstaufopferung, bezeichnete.

Auf Grund der im Shintōismus verankerten Überzeugung von einer Fortdauer der Seele nach dem Tode hielt man es für eine selbstverständliche Pflicht der Untertanen, ihrem Gebieter zu folgen, um ihm auch fernerhin zu Diensten zu sein. Der Kaiser Suinin (nach der offiziellen Chronologie 29 v. Chr. bis 70 n. Chr., vielleicht aber erst in der zweiten Hälfte des dritten Jahrhunderts n. Chr. anzusetzen?) soll aus Mitgefühl mit den gräßlichen Qualen der langsam zu Tode gemarterten Unglücklichen den unmenschlichen Brauch verboten und an Stelle der Menschen Ersatzfiguren und Pferde aus Ton aufzustellen befohlen haben. Ein freiwilliger Opfertod fand allerdings da und dort doch noch statt, das berühmteste Beispiel aus der modernen Zeit ist der Freitod des Generals Nogi und seiner Gattin nach dem Hinscheiden des Kaisers Meiji (1912).

Eine auch heute noch beim japanischen Volke in denkbar höchster Gunst stehende und bei großen öffentlichen Schausstellungen geradezu frenetischen Beifall auslösende altjapanische Sportart ist der Ringkampf, japanisch Sumō (oder Sumai). Auch seine Entstehung wird dem Suinin zugeschrieben. Die Ringkämpfer heißen Sumōtori, ihr Schutzheiliger ist Nomi no Sukune, berühmt als der stärkste Mann seiner Zeit.

Vor der Übernahme des höchst komplizierten chinesischen Zeichensystems — was in großem Maßstabe erst nach Einführung und Verbreitung der chinesischen Literatur und des chinesischen Buddhismus (also rund von der Mitte des sechsten nachchristlichen Jahrhunderts an) stattfand — waren die Japaner nicht im Besitze irgendeiner Schrift, weder einer bodenständigen eigener Prägung, noch einer fremden. Die Götterlegenden, Heldensagen und volkstümlichen Lieder wanderten ungezählte Jahrhunderte hindurch von Mund zu Mund, wobei sie naturgemäß je nach Zeit und Ort den mannigfachsten Modifikationen ausgesetzt waren. Als nun die Kompilatoren des Kojiki, des ältesten noch vorhandenen Literaturerzeugnisses in japanischer Sprache, darangingen, dieses uralte Sagen- und Legendengut schriftlich zu fixieren, stand ihnen dabei, wie sie das im Vorworte zu ihrem Werke mit Nachdruck zur Sprache bringen, als einzige Quelle ausschließlich diese mündlich fortgepflanzte Tradition zu Gebote, was sie doch wirklich nicht nötig gehabt hätten, falls sie über irgendwelche alten Aufzeichnungen zu verfügen imstande gewesen wären. Nun steht fest, daß im achten und neunten Jahrhundert n. Chr. gelehrte buddhistische Mönche in Japan auf Grund ihrer Kenntnis des Sanskrit verschiedentlich einen Anlauf zur Schaffung einer japanischen Lautschrift genommen haben, allerdings in

Anbetracht der bereits beherrschenden Stellung des Chinesischen ohne jeden Erfolg. Viel später sind da und dort, vor allem in Tempelarchiven, solche schon längst vollkommener Vergessenheit anheimgefallene Alphabetversuche ans Tageslicht gebracht worden. Und da setzte sofort eine auch heute noch nicht ganz erledigte, ungleich mehr übertriebenem patriotischem Gefühl als wissenschaftlich-kritischer Prüfung entsprungene Bewegung ein, welche diese Buchstaben als die alte urjapanische, vor dem Eindringen der chinesischen Kultur in Japan gebräuchliche Schrift ansprachen und sie Jindaimoji, „Schrift des Götterzeitalters“, taufte. Auf die umfangreiche einheimische Diskussion des Für und Wider kann hier nicht eingegangen werden, nur auf eines sei hingewiesen: dem unparteiischen Beurteiler drängt sich doch ohne weiteres die Frage auf, wie es denn möglich sein sollte, daß auch nicht eine einzige Zeile eines in solchem Alphabet geschriebenen Textes auf die Nachwelt gekommen ist. Es steht heute auch für jeden einigermaßen unbefangenen einheimischen Gelehrten widerspruchslos fest, daß die sog. Götterzeitalterschrift in das Gebiet der Fabel zu verweisen ist.

Zum Schlusse noch ein Einblick in die religiösen Verhältnisse der ältesten Zeit. Die ursprüngliche japanische Religion hatte keinen Namen, erst nach Einführung des Buddhismus wurde die sino-japanische Bezeichnung Shintō, „Götterweg“, im Sinne einer Kennzeichnung des Gegensatzes der einheimischen Religion zu dem aus fremdem Lande — China — überkommenen Butsu-dō, „Buddha-Weg“, geschaffen. In Anbetracht der rasseeigentümlichen Aufgeschlossenheit und Empfänglichkeit des stets aufnahmebereiten japanischen Geistes für fremde Kulturerrungenschaften versteht es sich ganz von selbst, daß der so unzweideutig seine turmhohe Überlegenheit über die naive Glaubenswelt der japanischen Mythologie erweisende Buddhismus in kürzester Frist einen unwiderstehlichen Einfluß auf Umgestaltung und Weiterbildung der naiv anthropomorphen shintōistischen Religion auszuüben berufen war. Somit wird die für die japanische Frühzeit einzig in Betracht kommende erste der gewöhnlich angenommenen drei Entwicklungsstufen des Shintōismus ganz mit Recht als das Primitivstadium angesprochen; die zweite, die synkretistische oder Verschmelzungsstufe, sowie die dritte, die sog. Renaissance oder Repristination des ursprünglichen Shintōismus, werden weiter unten die gebührende Berücksichtigung finden.

Im Mittelpunkt des primitiven Shintōismus steht ein polytheistischer Naturdienst anthropomorphen Charakters auf der einen, der Ahnenkult auf der anderen Seite. Der Ahnenkult findet sich schon

im frühesten Shintōismus, muß demnach als ein urjapanisches Phänomen gelten; aber es darf nicht übersehen werden, daß seine mittelalterliche und neuzeitliche Vormachtstellung als Kernpunkt der shintōistischen Religion auf chinesischen Einfluß zurückzuführen ist, denn in China hat der Ahnenkult von jeher die erste Stelle eingenommen. Die in diesem Urshintōismus verehrten Gottheiten sind Sonnengöttin, Mondgott, Sturmgott, Götter der Unterwelt, des Wassers, des Feuers u. a. m. In der alten Zeit wurde der Tote begraben, seit etwa dem neunten Jahrhundert jedoch ist an Stelle des Begräbnisses die von dem nötigen Zeremoniell begleitete buddhistische Feuerbestattung getreten.

Ein typischer Shintōschrein unterscheidet sich rein äußerlich von einem buddhistischen Tempel in drei Punkten: die kaum zu überbietende Einfachheit des Schreins gegenüber dem meist prunkvollen Buddhatempel; die Zweiteiligkeit des Shintōschreins (einerseits Honden „Haupthalle“ oder Shinden „Götterhalle“, das dem Laien nicht zugängliche Sanktuarium mit dem Emblem der Gottheit, andererseits Haiden „Gebetshalle“, die oft durch einen ai-no-ma, „Zwischenraum“, miteinander verbunden sind); endlich das auf den ersten Blick unterscheidende Merkmal, das shintōistische Torii, ein durch zwei senkrechte Pfosten und einen querliegenden Balken (nicht selten aus Stein oder Metall) gekröntes Tor. Dieses Torii ist übrigens nicht ursprünglich japanisch, sondern vom asiatischen Kontinent herübergekommen; man führt es auf das indische Wort torana, „Torbogen“, zurück. Das shintōistische Priesteramt ist meist in der Familie erblich, sie heiraten und tragen in der Regel Laienkleidung. Der oberste Priester ist stets der Inhaber des kaiserlichen Thrones. Der Kaiser übt viele Kulthandlungen in höchst eigener Person aus. Heute sind die Priester vom Staate ernannt und führen im Gegensatz zu buddhistischen Priestern ein Familienleben.

Ganz analog der kultisch-politischen Personalunion von Pontifex maximus und Imperator im alten Rom ist also der Leiter des Staatswesens in Japan zugleich Herrscher und Oberpriester. Der Shintōismus als solchermaßen unlösliche Verschlingung von Religion und Patriotismus wird darum bisweilen auch ekklesiastischer Patriotismus genannt.

Das japanische Wort für Götter heißt kami, was eigentlich oben, die „Oberen“ bedeutet. Es sind dies anthropomorph vorgestellte Wesen, ganz menschenähnlich, aber von einer das menschliche Maß weit überschreitenden Macht. Durch Opfer sucht man sie sich günstig zu stimmen und ihres Beistandes teilhaftig zu werden. Die das pein-

lich geregelte Opferzeremoniell begleitenden Rezitationen sind die Norito oder Rituale, die man bis zu einem gewissen Grade einem Gebet gleichsetzen kann. Zweimal im Jahre, am letzten Juni und Dezember, findet eine offizielle allgemeine Läuterungsfeier zur Entsündigung des ganzen Volkes statt, bei welcher das bedeutendste, das Ritual der „großen Reinigung“, in feierlichster Weise vorgetragen wird. Dieses Ritual besitzt eine sittengeschichtlich nicht zu unterschätzende Wichtigkeit: durch eine erschöpfende Registrierung aller nur denkbaren Unreinheiten verdient es als Ansatz zu einem im Shintōismus sonst nirgendwo anzutreffenden ethischen Kodex eingeschätzt zu werden.

Jene ganz unübersehbare Zahl von Gottheiten des japanischen Altertums rechtfertigt im Verein mit der Kompliziertheit der Tradition vollkommen den Schluß auf eine nicht zu leugnende Uneinheitlichkeit des Entwicklungsprozesses der altjapanischen Kultur. Bei kritischer Analyse der Götterlegenden ergibt sich, daß das altjapanische Pantheon in seiner Gesamtheit aus einer einzigartigen Verquickung von drei ursprünglich gesonderten Legendenkreisen erwachsen ist. Der für die Mythologie bedeutsamste Zyklus ist der von Izumo (berühmte Provinz im Westen der Hauptinsel oder Hondo, der zweite die zentrale Provinz Yamato und der dritte die Insel Kyūshū, die in alter Zeit Tsukushi hieß. Dem verlockenden Bestreben, für diese ohne Vergewaltigungen deutlich gegeneinander abzugrenzenden Legendenbezirke einen ursächlichen historischen Hintergrund ausfindig zu machen, ist es in zwei Fällen gelungen, eine ganz plausible Erklärung anzudeuten. Für den wichtigsten, den Izumo-Zyklus, neigt man auf Grund naheliegender geographischer Erwägungen zu der Annahme, daß als sein geschichtlicher Kern urzeitliche Einwanderungen aus Korea nach der ja verhältnismäßig sehr nahen Westküste der Hauptinsel Hondo vorauszusetzen seien, während man beim Kyūshū-Zyklus an einen von Süden her erfolgten Zuzug malaischer Stämme denken will.

Der Merkwürdigkeit halber sei hier noch erwähnt der in der Japanliteratur da und dort begegnende Hinweis auf gewisse der japanischen Mythologie und der abendländischen Sagenwelt gemeinsame Gedankengänge. So wird z. B. dem Hader der beiden Söhne des Gründers des japanischen Reiches, Ninigi, gegenübergestellt der Eifersuchtskonflikt des Brüderpaars Romulus und Remus, der (allerdings sehr entfernten) Nachkommen des mythischen Gründers Roms, des Äneas, einerseits, der Bruderzwist von Kain und Abel andererseits. Ferner reizt auf den ersten Blick die Erledigung der achtköpfigen

Riesenschlange durch den uns bereits bekannten Schabernacksgott Susanowo zu einem Vergleich mit der Tötung der vielköpfigen lernäischen Schlange Hydra durch Herkules. Ob überhaupt und inwieweit etwa derartigen räumlich unüberbrückbar weit auseinanderliegenden Parallelen irgendeine Bedeutung beizumessen ist, wie das bei oberflächlicher Schriftstellerei auch in diesem Falle geschehen ist, scheint mir allerdings mehr als fraglich zu sein. Es ist wohl nicht mehr als eine Laune des sogenannten Zufalls.

Gewöhnlich wird der Shintōismus als die japanische Nationalreligion angesprochen; dazu muß jedoch vom Standpunkte der abendländischen Auffassung des Begriffes Nationalreligion Einspruch erhoben werden: eine japanische Nationalreligion in unserem Sinne gibt es nicht. Man hat es bei genauerem Hinsehen mit einer Art Doppelshintōismus zu tun. Es muß nämlich in Wirklichkeit streng unterschieden werden zwischen dem vom Innenministerium (Naimushō) betreuten offiziellen oder Staats-Shintō, auch Jinja-Shintō „Schrein-Shintō“ genannt, und dem in das Ressort des Unterrichtsministeriums (Mombushō) fallenden populären oder Sekten-Shintō (Kyōha-Shintō). Der erstere ist das amtlich nicht als Religion gewertete nationale Kaiserkult-Zeremoniell, einschließlich des Ahnenkults, der das Andenken der großen Männer, der Sippen- und Familienahnen sowie der für das Vaterland gefallenen Krieger pflegt. Die Zugehörigkeit zu diesem Staatshintō ist daher, wie leicht zu verstehen, für jeden loyal gesinnten Japaner eine selbstverständliche vaterländische Pflicht. Demgegenüber gilt der Sektenshintō als Religion, in bezug auf welche — vor allem auf Grund der im Jahre 1889 proklamierten Religionsfreiheit — jeder Staatsbürger sich ganz nach seiner persönlichen Neigung verhalten kann. Die religiöse Überzeugung spielt nicht die mindeste Rolle, dafür zeigt der Staat als solcher keinerlei Interesse: in dieser Hinsicht ist jeder Untertan vollkommen frei, er kann seiner inneren Überzeugung nach Shintōist, Buddhist, Christ oder auch radikaler Freidenker sein.

II. MITTELALTER

Von der Thronbesteigung Jimmu Tennō's bis zum Ende der Feudalzeit, ca. 120 vor bis 1868 n. Chr.

1. Frühmittelalter, von Jimmu Tennō bis zur sog. Taikwa-Reform (645 n. Chr.)

Es scheint uns in der vorliegenden Betrachtung nicht unangebracht zu sein, den der sogenannten Taikwa-Reform vorangehenden Zeit-

raum von etwa siebeneinhalb Jahrhunderten zusammen mit der im Sinne einer Übergangsperiode sich anschließenden Zeitspanne von rund fünfeinhalb Jahrhunderten sozusagen als Einleitung und Vorbereitung des im strengsten Sinne des Wortes so zu nennenden Mittelalters, nämlich des Hoch- und Spätmittelalters, voranzustellen. Den markanten Einschnitt, mit dem dieses eigentliche Mittelalter in die Erscheinung tritt, bildet die erste Entscheidungsschlacht größten Stiles in der japanischen Geschichte im Jahre 1185, die Seeschlacht bei Dan-no-ura, von der noch die Rede sein wird.

Die Thronbesteigung Jimmu Tennō's bedeutet den Beginn des sogenannten Yamato-Reiches. Der völlig unhaltbaren offiziellen Tradition zufolge fand diese am 11. Februar 660 v. Chr. statt. An Hand der grundlegenden Untersuchungen von Wedemeyer in seiner „Japanischen Frühgeschichte“ kann man mit berechtigtem Anspruch auf einen sehr hohen Grad von Wahrscheinlichkeit sagen, daß Jimmu Tennō den Thron frühestens ca. 120 v. Chr. errichtete. Was die unmittelbare Vorgeschichte der Gründung dieses Yamato-reiches anbetrifft, so ist zunächst folgendes zu beachten. Zunächst bestand ein mehr oder weniger gleichberechtigtes Nebeneinander einer ganzen Reihe von Sippen oder Geschlechtern; im Laufe der Zeit jedoch gewann die Sippe Jimmu Tennō's immer größere Macht und bedeutenderen Einfluß auf die Regierungsgewalt im Lande Yamato. Unbeschränkte Herrschaft konnte sie allerdings fürs erste nur in ihrem eigenen Gebiet — dem heutigen Regierungsbezirk Kyōto und Ōsaka, dessen literarisch-poetischer Name Naniwa lautete — ausüben. Was ihr aber im Laufe der Zeit das Übergewicht über die anderen Sippen gab, waren drei schließlich den Ausschlag gebende Vorrechte gegenüber den anderen. An erster Stelle stand das in gewissem Sinne wohl bedeutsamste, nämlich die alleinige Vertretung der höchsten Landesgottheit und Ahnherrin der Tennō-Sippe, der Sonnengöttin Amaterasu. Von nicht viel geringerer Bedeutung in politischer Hinsicht folgte das zweite, die höchste Autorität und Verantwortung in allen außenpolitischen Angelegenheiten. Drittens endlich das jeder Berufung überhobene Schiedsrichteramt in Fällen von Zwistigkeiten der Sippen untereinander. Es ist zwar nicht unzweideutig belegt, aber doch in hohem Grade wahrscheinlich, daß die Tennō-Sippe befugt war, nötigenfalls einen Häuptling seiner Stellung zu entheben oder gar ihn mitsamt seiner Sippe auszuschalten und eine andere Sippe in seine Rechte einzusetzen. Aber diese oft mehr theoretisch zu bewertenden Prärogative der Tennō-Sippe hinderten andere Sippen nicht, ihren Ehrgeiz und ihre Machtgier

zu befriedigen, wenn sich eine günstige Gelegenheit dazu bot. Unter solchen Umständen machten sich mehr und mehr Unruhen im Lande geltend, die auch dem Tennō hart zusetzten und sich allmählich zu einer wirklichen Gefahr für seine Herrschaft auswuchsen. Dieser Bedrohung wurde schließlich ein Ende bereitet durch einen kraftvollen und energischen Herrscher, Sujin Tennō. Die amtliche Chronik verlegt sein Auftreten in die Zeit vor Christus, nach der revidierten Datierung jedoch gehört es in das zweite Viertel des dritten nachchristlichen Jahrhunderts. Seine Regierung bedeutet für die japanische Geschichte den ersten Versuch, eine einheitliche Regierungszentrale ins Leben zu rufen. Er wählt aus der kaiserlichen Familie vier ihm besonders tauglich erscheinende Männer, welche er mit der Aufgabe betraut, wieder geordnete und friedliche Verhältnisse zu schaffen. In der Verwaltung ist zunächst eine tiefgreifende Neuerung verwirklicht; es gibt von nun an zwei Verwaltungsämter, die abgabefreie Verwaltung staatlicher Güter, der betreffende Beamte heißt Kuni no miyatsuko, sodann die abgabepflichtige Verwaltung kaiserlicher Güter, der Inhaber dieses erblichen Amtes führte den Titel Agatanushi. Besonders bedeutsam ist ferner für die Hebung und Stärkung des kaiserlichen Ansehns vor allem die auf seinen Befehl erfolgte Überbringung der bis dahin im kaiserlichen Palaste befindlichen geheiligten Insignien, Schwert und Spiegel, nach Kasanui in Yamato, wo er eigens einen Tempel für sie errichten ließ. Ebenso mußten nach der Unterwerfung des Fürsten von Izumo die dortigen heiligen Schätze nach Yamato gebracht werden. Wie man sieht, eine in jeder Richtung konsequent durchgeführte Zentralisation der kaiserlichen Macht und ihrer ideell-religiösen Geltung. Auch das Wohl des gewöhnlichen Volkes lag ihm am Herzen; so ließ er Reichsspeicher aufstellen, damit im Falle von Mißernten einer Hungersnot vorgebeugt werde. Zum ersten Male hören wir auch von Volkszählungen, die unter seiner Regierung vorgenommen wurden.

Neben dem unbestritten den bedeutendsten Einfluß auf die Verwaltungsverhältnisse ausübenden Verbands der Sippen oder Geschlechter spielten an zweiter Stelle eine bemerkenswerte Rolle die Tomobe, die Handwerkerzünfte, eine Gemeinschaft von Arbeitern, die sich zur Wahrung ihrer Interessen zusammentaten und deren Berufe im Laufe der Zeit erblich wurden. Als solche Zünfte sind zu nennen Sakebrauer, Weber, Tonbrenner, Metallspiegelarbeiter, Perlenschleifer u. a. m. Diese Tomobe standen zwar dem Range nach unter den Geschlechtern, waren diesen indes durch Eintritt in ein

Dienstverhältnis zu ihnen ein werter Zuwachs zur Festigung und Erweiterung ihrer Macht.

Der Sippenhäuptling, Uji-no-kami, der alleinige und unbeschränkte Herr der Sippe, deren Zugehörige Ujibito, „Sippenleute“, in moderner Sprache Ujiko, eigtl. „Mitglied einer Pfarrgemeinde (shintōistisch)“, geheiß. Das Amt des Sippenhauptes war in der Familie erblich. Unter Ujigami, eigentlich „Sippen-Oberer“, versteht man den Ahnherrn der Sippe, der hohe Verehrung als Schutzgott, als genius loci, genoß. Ein Überrest dieser Sippenverfassung, leben sie auch heute noch im Glauben des Volkes als Dorfschutzgottheiten.

Zusammenfassend können wir die imponierende Staatsschöpfung des ersten japanischen Kaisers, das Yamato-Reich oder den hochentwickelten Geschlechterstaat, zutreffend charakterisieren als die ungeahnt zukunftsreiche Keimzelle des zwar oft in bedenklicher Gefahr schwebenden, aber trotz allem in der zielbewußten Folgerichtigkeit seines mehr als zwei Jahrtausende überspannenden organischen Werdegangs niemals nachhaltig gestörten, allmählich zur Groß- und Weltmacht sich auswachsenden, modernen japanischen Reiches. Westländische Beurteiler haben zwei in der Tat schlagende Parallelen herausgestellt, die mutatis mutandis wohl das Richtige treffen: sie haben Jimmu Tennō mit Kyros, dem Gründer, und den oben entsprechend gewürdigten Sujin-Tennō mit Darius, dem Organisator des Perserreiches, verglichen. Das Werk Jimmu Tennōs bedeutet staatsrechtlich die Grundlegung der allmählich immer mehr erstarkenden Zentralgewalt.

Wir übergangen nun die in das Reich der Sage zu verweisenden unglaublichen Heldentaten des Prinzen Yamatotakeru-no-mikoto, des zum vielbesungenen Nationalhelden gewordenen Ausbundes von Kraft und List. Die grenzenlose Verherrlichung dieser Heldentaten ist der mythologisch-legendäre Reflex der in die zweite Hälfte des ersten nachchristlichen Jahrhunderts fallenden kriegerischen Auseinandersetzungen des Kaisers Keikō mit dem wilden Stamme der Kumaso auf der Insel Kyūshū und mit den Ainu.

Wir überspringen des weiteren einen für das historische Geschehen in großem Maßstabe nicht weiter bedeutsamen Zeitraum von reichlich zweieinhalb Jahrhunderten, stoßen dann aber um die Mitte des vierten Jahrhunderts auf ein Ereignis von schlechterdings nicht zu überschätzender Wichtigkeit, ein Ereignis, dessen schwerwiegende Folgen damals niemand auch nur ahnen konnte: die Eroberung der kontinentalen Halbinsel Korea (jap. Chōsen) durch die Japaner unter — wie überliefert wird — der Führung der Kaiserin Jingō Kōō

(bisweilen auch Jingū K.). Dieser sieggekrönte Feldzug fällt — mit Sicherheit ist der Zeitpunkt nicht anzugeben — nach Wedemeyers exakter Berechnung wahrscheinlich in das Jahr 362 oder 363. Die traditionelle Führerschaft der Kaiserin Jingō bleibt allerdings in gewissem Grade problematisch.

Jingō Kōgō stammte der einheimischen Tradition zufolge von einem sagenhaften, in Japan eingewanderten Koreanischen Prinzen (Ama-no-hoboko) ab und war die Gattin des Kaisers Chūai. Nach dessen frühem Tode soll sie die Regentschaft übernommen haben; doch wird sie in dem japanischen Standardgeschichtswerke (dem Dai-Nihon-Shi, gedruckt erst im Jahre 1852) nicht als Herrscherin anerkannt, es gibt sogar auch Historiker, die ihre Geschichtlichkeit in Abrede stellen. So ist ihre Person heute in mehr oder weniger mystisches Dunkel gehüllt. Doch sei dem wie ihm wolle: ob wir die Kriegsheldin Jingō, die sogenannte japanische Amazone, als ganz oder halb mystische Figur aufzufassen haben, ob ferner, falls sie — was doch in hohem Grade wahrscheinlich sein dürfte — als geschichtliche Persönlichkeit zu gelten hat, der Erfolg des jür damalige Zeiten ganz außerordentlichen Kriegszuges ihr selbst oder — wie vielfach behauptet wird — ihrem Berater und Heerführer Takenouchi-no-Sukune, dem Ahnherrn der bereits oben erwähnten mächtigen Soga-Sippe, zuzuschreiben ist, so bleibt doch in jedem Falle unantastbar bestehen die historische und so überaus folgenschwere Tatsache der japanischen Eroberung Koreas.

Die unmittelbar an den sieggekrönten Eroberungszug anknüpfende japanische Herrschaft über Korea — die allerdings nach dreihundert Jahren (662) ein vorläufiges Ende fand — war von den denkbar schwerwiegendsten Folgen für die gesamte fernere Entwicklung des japanischen Reiches begleitet. Sie bedeutete, was oft nicht hinreichend gewürdigt wird, nicht weniger als eine machtvolle Aufrüttelung der seit Jahrhunderten ein abgeschiedenes Sonderdasein fristenden japanischen Nation und, auf dem Wege über die durch Korea vermittelte rein chinesische sowie indisch-chinesisch-buddhistische Kultur, eine zwar verhältnismäßig plötzlich einsetzende, aber mit der Zeit sich immer mehr vertiefende und verinnerlichende Erschließung des japanischen Geistes für die kontinentalen und in weiterer Folge für die Kulturideale der ganzen Welt. Die Besitzergreifung und Beherrschung Koreas hat sich schließlich als der in gewissem Sinne vielleicht bedeutsamste Wendepunkt der ganzen japanischen Geschichte erwiesen. Sie erscheint als der Ausgangspunkt einer in mehr oder minder versteckter, aber letzten Endes

doch unverlierbarer Konsequenz sich durchsetzenden, ausgesprochen imperialistischen Zielstrebigkeit. Über die gefährvollen Zwischenstadien einerseits der erbitterten Sippen-Machtkämpfe, sowie andererseits der Ausschaltung jeglichen praktischen Einflusses des in Kyōto in sozusagen goldener Gefangenschaft gehaltenen Kaisers auf die Regierungsgeschäfte und Politik überhaupt — wenn auch unter peinlich-formeller Wahrung seiner unantastbaren persönlichen Herrscherwürde — und endlich des schließlich kläglich versagenden feudalistischen Regimentes fand sie im Jahre 1868 ihre Krönung in dem von keiner Seite mehr bedrohten, endgültigen und absoluten Siege der altüberkommenen Tennō-Idee. Damit war zugleich die unwiderufliche Aufhebung des verhängnisvollen Dezentralisationssystems der Clanwirtschaft für immer besiegelt.

Als erster Erfolg der so plötzlich und tiefgreifend veränderten politischen Lage ist für Japan zu buchen der Einzug der chinesischen Kultur. Zwei koreanische Sinologen, Achiki und ein Jahr später Wani, kommen nach Yamato und bringen dem Kaiser die „Gespräche des Konfuzius“ (chines. Lun Yü, jap. Rongo) und den „Tausend-Zeichen-Text“ (chines. Chien-tzu-wen, jap. Senjimon; dies gilt als klassisches Werk, welches genau tausend Zeichen gibt, ohne auch nur ein einziges zweimal zu bringen. Immer vier Zeichen bilden eine gewisse Einheit, deren Sinn jedoch Nebensache ist, es kommt ja nur auf die Zeichen als solche an). Das Nihongi — das bereits mehrfach erwähnte zweitälteste japanische Geschichtswerk — gibt für dieses unabsehbar wichtige Ereignis die beiden Jahre 284 und 285 an. Wedemeyer kommt auf Grund seiner Untersuchungen zu dem Schlusse, daß diese Angaben nicht stimmen können, daß aller Wahrscheinlichkeit nach etwa 375—378 anzusetzen ist. Der Kaiser nimmt das Geschenk an und ordnet an, daß sein Sohn an Hand dieser Hilfsmittel in der Erlernung des Chinesischen unterwiesen werde. Daraufhin begann das Studium der chinesischen Schrift und Sprache langsam weitere Kreise zu ziehen, von einer allgemeinen Verbreitung dieser Bemühungen kann allerdings erst nach der Einführung des (chinesischen) Buddhismus die Rede sein (d. h. also von der Mitte des sechsten Jahrhunderts an). An die beiden genannten Koreaner schlossen sich bald mehr koreanische Gelehrte an, die sich in Japan nationalisieren ließen und nicht nur als Lehrer der chinesischen Sprache und Schrift sich betätigten, sondern auch als Amtsschreiber in die Dienste der japanischen Verwaltung traten; sie bildeten eine Art Schreiberzunft, und es war natürlich, daß sie für lange Zeit ohne jede Konkurrenz von japanischer Seite ihre Schreibertätigkeit als

japanische Beamte ausübten. Es darf übrigens nicht übersehen werden, daß ganz vereinzelt Kenntnisse der chinesischen Sprache und Schrift bei Japanern schon viel früher, wohl bereits bei Beginn der christlichen Zeitrechnung, festzustellen gewesen sind. Neben dieser ideellen Kultur hat andererseits zugleich auch die materielle Kultur oder Zivilisation eine wesentliche Bereicherung erfahren: neben dem koreanischen Baustil (besonders bemerkenswerte Neuerung: ein erhöhter Fußboden) hielten die koreanische Sakebrauerei sowie die chinesische Weberei und Schneiderei ihren Einzug in die verhältnismäßig doch noch sehr primitive japanische Lebensführung.

In der Folgezeit werden besonders die Regierungszeiten zweier Kaiser als besonders glücklich und volksnahe gepriesen: erstens die des Kaisers Nintoku, des Förderers der Landwirtschaft und hilfsbereiten Volksfreundes (nach Wedemeyer 409?—427), zweitens des Kaisers Yūryaku (457?—461). Obwohl diesem abendländische Kritiker den wenig ehrenden Beinamen „Nero der japanischen Geschichte“ nicht mit Unrecht gegeben haben, da er Glieder der kaiserlichen Familie rücksichtslos aus der Welt geschafft hat, wird ihm auf der anderen Seite doch großes und auch verdientes Lob zuteil als dem Förderer gewisser Zweige der chinesischen Industrie: er läßt Zimmerleute, Töpfer, Weberinnen und Schneiderinnen aus China kommen, die dann in Japan nationalisiert werden. Diese Maßnahme legt den ersten Grund der japanischen Brokat- und Seidenweberei. Sogar die Kaiserin beteiligt sich persönlich durch eifrige Pflege der Seidenraupenzucht; so kommen in Japan zum ersten Male seidene Kleider auf. Auch das in späteren Zeiten zu so hoher Blüte und weltweiter Berühmtheit gelangte japanische Kunstgewerbe hat hier seine ersten Wurzeln geschlagen.

Zwar soll der Tradition zufolge der chinesische Buddhist Shiba Tatto unter der Regierung des Kaisers Keitai zum ersten Male die Lehre des Buddha nach Japan gebracht haben, doch war dieser Versuch zu restlosem Mißlingen verurteilt, falls es sich hier um eine wirkliche Tatsache handeln sollte. Der japanische Herrscher, dem der Ruhm der Einführung des Buddhismus in seinem Lande gebührt, ist Kimmē Tennō (540—572), und zwar ist das Jahr 552 der Zeitpunkt der Einführung der indischen Weltreligion im fernsten Osten.

Im genannten Jahre 552, also rund etwas mehr als ein Jahrtausend nach des großen Religionsstifters Eingang in das Nirvāṇa, schickt der König von Kudara dem Kaiser Kimmē ein goldenes Abbild des Buddha nebst einigen Sutren-Rollen. Nach einer Beratung

mit seinen Ministern, ob man diese Gabe annehmen oder zurückweisen solle, wird die Annahme beschlossen. Diese Beratung des Kaisers mit seinen Ministern erweckt nun ein ganz besonderes Interesse in Anbetracht ihres innerpolitischen Hintergrundes, der ganz unmißverständlich die bis zum äußersten gesteigerte Spannung offenbart, welche zwischen den beiden mächtigsten Sippen im Reiche der Soga und Mononobe allmählich sich herausgebildet hatte. Der Kaiser hatte nämlich die letzte Entscheidung nicht sich selbst vorbehalten, sondern sie den beiden Sippenhäuptionen anheimgestellt. Während nun Mononobe Okoshi, der Ō-muraji (d. h. eigentlich der „Große“ der Muraji), das sind die Nachkommen der einstigen Waffengeführten des Jimmu Tennō — dessen Sippe sich, vom religiös-politischen Standpunkte aus leicht begreiflich, das Priestergeschlecht der Nakatomi anschloß —, unter dem Hinweis auf die sicher zu erwartende Rache der über ihre Zurücksetzung hinter fremde Götter empörten einheimischen, sich mit aller Entschiedenheit gegen die Annahme des königlichen Geschenkes aussprach, bestand Soga Iname, der Ō-omi (d. h. der „Große der Omi“, der direkten Nachfahren aus dem Geschlecht des Jimmu Tennō selbst), unter Berufung auf die grenzenlose Verehrung, die der Buddha auf dem asiatischen Festlande, der damaligen Welt überhaupt, genoß, unweigerlich auf der Annahme. Der Kaiser trat auf seine Seite, die Annahme des Geschenkes und damit die Zulassung des Buddhismus war unwiderruflich beschlossene Sache. Die Sippe der Soga erhält das Buddhahild, das sie in einem zum Tempel umgestalteten Landhause aufhing. So kam es zur Errichtung des ersten buddhistischen Heiligtums in Japan. Mit Recht gilt daher das Jahr 552 als der wahre Zeitpunkt der Einführung des Buddhismus in Japan. Als nun kurze Zeit danach eine Pest im Lande wütete, lag es für die Gegner des Buddhismus, die Mononobe, nur zu nahe, diese Katastrophe als Rache der einheimischen Götter auszulegen. Sie brannten den Tempel nieder, warfen das Buddhahild in einen Teich und vermochten sogar den Kaiser zur Entfernung der Soga aus ihren Ämtern zu veranlassen. Allein darauf folgten, wie es heißt, so schreckliche Unglücksfälle, daß der Zorn des so schwer geschändeten Buddha weit gefährlicher erschien und der Tempel aufs neue errichtet wurde. Der Wettstreit der beiden großen Sippen um die Vormacht im Staate wurde nun mit größter Erbitterung erst recht fortgesetzt. Soga Umako, Soga Inames Nachfolger, führt schließlich (im Jahre 587) den völligen Untergang der Sippe Mononobe herbei. Damit ist das Heimatrecht des Buddhismus in Japan für alle Zeit unverlierbar gesichert, und dieses Verdienst

kommt voll und ganz den siegreichen Waffen der von Anfang an für den Buddhismus sich einsetzenden Soga zu.

In diesen blutigen Kämpfen hatte sich ein Jüngling von fünfzehn Jahren durch höchste Tapferkeit ganz besonders ausgezeichnet, ein junger Mann, der vom Schicksal dazu ausersehen war, jene so ungeahnt tiefgreifende Wirkungen auf allen Gebieten der materiellen wie ideellen Kultur seines Landes anbahnende Verschmelzung chinesischer und buddhistischer Wesensart mit japanischer Lebensformung und Geistigkeit zustande zu bringen. Dieser hochherzige und weitblickende Förderer des Buddhismus, einer der ganz Großen, die Japan überhaupt in seiner Geschichte aufzuweisen hat, war Shōtoku Taishi, der Kronprinz Shōtoku. Mit ihm hat das Frühmittelalter seinen Höhepunkt und kurz nach ihm (im Jahre 645) sein Ende erreicht. Wenn wir auch in unserer Disposition den verhältnismäßig weiten Zeitraum bis zur ersten Entscheidungsschlacht ganz großen Stiles, der Seeschlacht bei Dan-no-ura im Jahre 1185, als Übergangsperiode vom Hoch- und Spätmittelalter abtrennen zu dürfen glauben, so tut das dem Urteil Wedemeyers über Shōtoku Taishi im Schlußwort seiner Frühgeschichte (S. 313) nicht im geringsten Abbruch. Mit vollem Rechte sagt er: „Shōtoku Taishi hat sein Volk in das Mittelalter seiner Geschichte, zur Auseinandersetzung mit der antiken Kultur und der Erlösungsreligion Ostasiens hinübergeleitet.“ Er ist in Wahrheit der schöpferische Inaugurator des gewaltigen, erst nach seinem Ableben so recht in Erscheinung tretenden, im Laufe vieler Jahrhunderte immer mehr sich auswachsenden Kulturfortschritts seiner Nation.

In der ohne Zweifel ganz einzigartigen Reihe der 124 japanischen Tennō — von Jimmu Tennō bis Hirohito, dem gegenwärtigen Kaiser, dessen posthumer Name einmal Shōwa Tennō sein wird — stoßen wir auch auf einige weibliche Throninhaber, und zwar zehn an Zahl, wie es offiziell heißt. Streng genommen sind es allerdings nur acht, denn zwei von ihnen wurden nach mehrjähriger Unterbrechung und Wiederaufnahme ihrer Regierungstätigkeit doppelt (mit verschiedenen Namen) in der Herrscherliste aufgeführt. Obwohl es zwar für Throninhaberinnen eine japanische Bezeichnung — Nyotei „Frauen-Kaiser“ — gibt, erscheinen sie im amtlich-dynastischen Verzeichnis stets als Tennō und galten auch zu ihren Lebzeiten als solche.

Shōtoku Taishi war der Neffe der Kaiserin Suiko, der dritten Tochter des uns bereits bekannten Kimmei Tennō. Gewöhnlich heißt es von ihr, sie sei die erste regierende Kaiserin gewesen. Das stimmt jedoch insofern nicht ganz, als Suiko die tatsächliche Regierung in

die Hand Shōtoku Taishi's legte, indem sie ihm formell die Regentschaft übertrug. Sie unterstützte ihn allerdings sehr tatkräftig, vor allem bei seinen Bemühungen um möglichste Verbreitung des Buddhismus. Shōtokus eigentlicher Name war Umayado, „Pferdestalltüre“, weil seine Mutter ihm an einer Stalltüre das Leben gegeben haben soll.

Shōtoku Taishi, von Murdoch treffend der Konstantin des japanischen Buddhismus genannt, begann sofort nach der Übernahme der Regentschaft eine über die Maßen ausgedehnte und tiefgreifende reformatorische Tätigkeit auf allen Gebieten zu entfalten. Seine Vielseitigkeit spottet jeder Beschreibung.

Würdigen wir nun zunächst Shōtoku den Gelehrten und Autor einer kurzen Betrachtung. Ohne näher auf seine ziemlich zahlreichen Kommentare zu buddhistischen Sūtren-Arbeiten — denen übrigens auch heute noch in den Kreisen der buddhistischen Gelehrten höchste Verehrung gezollt wird — einzugehen, wollen wir hier nur seine berühmteste Veröffentlichung genauer berücksichtigen.

Die übliche Wiedergabe des Titels seines im Jahre 604 herausgegebenen Hauptwerkes „Jūshichi-Jō-Kempō“ mit „Sieben-Artikel-Verfassung“ ist geeignet, eine etwas inadäquate Vorstellung seines Inhalts zu erwecken. Insofern nämlich, als es sich hier nicht um eine Staatsverfassung im gewöhnlichen Sinne des Wortes, d. h. also um eine juristische Grundlegung für Aufbau und Gliederung eines Staatsgebildes, handelt. Der Gebrauch des Wortes Kempō, das allerdings sonst stets Verfassung bedeutet, in dem hier vorliegenden Sinne ist einmalig (vgl. H. Böhner, Shōtoku Taishi, S. 173), es ließe sich m. E. mit Rücksicht auf den Inhalt der Artikel vielleicht am zutreffendsten als „(moralische) Staatsgrundlage oder Staatsgrundgesetze“ auslegen. Denn sämtliche siebzehn Artikel oder Paragraphen sind Moralthesen. Politisches und Religiöses ist bunt durcheinander gewürfelt, auch die Patenschaft der konfuzianischen Ideenwelt ist unverkennbar. Es sind ganz allgemein gehaltene Ermahnungen zu Ehrerbietung und Gehorsam gegenüber der Obrigkeit, zu der dem Kaiser geschuldeten Untertanentreue; es wird des weiteren gefordert Hintansetzung des Privatinteresses gegenüber dem Gemeinwohl; gläubige Hingabe an die „Sanbō“ (Sanskrit Triratna), die drei Schätze, nämlich Buddha, das (buddhistische) Gesetz und die (buddhistische) Priesterschaft; gute Sitte, Arbeitsamkeit, Unbestechlichkeit, einträchtig-friedliches Zusammenleben und dergleichen mehr.

Wie schon oben angedeutet, lag ihm eine denkbar tatkräftige Förderung der buddhistischen Religion am Herzen. Im Laufe kurzer Zeit wurden durch ihn 46 Klöster mit zusammen 1300 buddhisti-

schen Mönchen errichtet; für diese ganze, zu fernem Wachstum angelegte Neuerung schuf er ein besonderes Klosteramt. Er persönlich wirkt als Lehrer, er hält erklärende Vorträge über bedeutende Sūtren. Eines der wichtigsten Sūtren der mahāyānistischen Literatur wird auf seine Veranlassung veröffentlicht. Dieses nach allgemeiner Angabe als das älteste noch vorhandene Druckwerk der Welt geltende Sūtra ist das Vimalakīrti-nirdeśa, „Anweisung des Vimalakīrti“, eines mönchischen Oberhauptes zur Lebenszeit des Buddha. Es ist eine dogmatische Betrachtung; sie handelt von „der reinen Sphäre des Buddha, ferner davon, daß man die beseelten Wesen anzusehen hat wie Phantome, wie den Widerschein des Mondes im Wasser, oder wie Bilder im Spiegel usw., mit einem Worte davon, daß nichts eine Wirklichkeit hat“ (Wassiliew, *Der Buddhismus*).

Zum Zwecke streng wissenschaftlicher Vertiefung seiner buddhistischen Bestrebungen ruft er eine Art von Austausch ins Leben: er entsendet einerseits japanische Anwärter des buddhistischen Lehramtes nach China, damit sie an Ort und Stelle ganz in ihren Studien aufgehen können, und lädt andererseits chinesische gelehrte Buddhisten und Priester nach Japan ein. Der älteste, noch heute erhaltene buddhistische Tempel in Japan, „Hōryūji“ bei Nara in der Provinz Yamato, berühmt durch eine ganz außergewöhnlich wertvolle Sammlung von Kunstschatzen, ist eine Schöpfung Shōtoku Taishi's (vollendet im Jahre 607). Dort gründete er auch die erste japanische Tempelschule zur Heranbildung tüchtiger buddhistischer Lehrer.

Aber nicht nur als buddhistischer Wissenschaftler und Interpret wirkt der überaus vielseitige Mann: in nicht geringerem Umfange befaßt er sich mit der Politik. Zunächst wendet er sich den innenpolitischen Verhältnissen zu, es ist ihm um eine von Grund aus durchgeführte Umgestaltung des gesamten Verwaltungsbetriebes zu tun. Dabei dienen ihm die administrativen Einrichtungen Chinas als Vorbild. Unter scharfer Ablehnung des in der unheilvollen Sippenwirtschaft verkörperten Dezentralisationsprinzips vertritt er erstmalig klar und unzweideutig das sogenannte „Kaiserhaus-Mittelpunkt-Prinzip“, japanisch „Kōshitsu-chūshin-shugi“, mit aller Bestimmtheit und Energie. Unter Hinweis auf einen bei Mencius (V, 1, 4) überlieferten berühmten Ausspruch des Konfuzius, daß, wie es am Himmel nicht zwei Sonnen gebe, so auch in ein und demselben Lande nicht zwei Herrscher nebeneinander bestehen könnten, erklärt er den Tennō als den zentralen Angelpunkt des sog. Kokutai, der spezifisch japanischen Staatsstruktur. Wem fiel hier nicht der alte

homerische Vers ein „Nichts Gutes ist Vielherrschaft, Einer soll der Herr sein“ (Ilias II, 204)? Hierin wurzeln die ersten Keime des bald darauf — von der Taikwa-Reform an — zu vollster Blüte sich entfaltenden Beamtenstaates; schon jetzt genießen die offiziell nur in einer bestimmten Amtstracht sich zeigenden Beamten die Vorrechte einer Sonderstellung gegenüber dem gewöhnlichen Volke. Und der imperialistischen Idee tut das Beamtentum an sich keinen Abbruch, denn in gewissem Sinne ist ja der Herrscher selbst der oberste Beamte.

Von nicht geringerer Bedeutung ist ferner sein Auftreten in der Außenpolitik, das heißt also in bezug auf den diplomatischen Verkehr mit dem großen kontinentalen Nachbar, mit China. Bemerkenswert ist seine höchstem nationalem Selbstbewußtsein entspringende Betonung der absoluten Gleichberechtigung des japanischen Kaisers als des „higashi no Tennō“, „des Tennō des Ostens“, mit dem chinesischen Kaiser, dem „nishi no kōtei“, „dem Kaiser des Westens“. Hierbei ist von besonderem Interesse die Gegenüberstellung der ausschließlich dem japanischen Kaiser zukommenden Bezeichnung Tennō (eigentlich „Himmelskaiser“, d. h. etwa vom Himmel stammender Kaiser) und Kōtei für den chinesischen Throninhaber. Übrigens ist das letztere bis zum heutigen Tage der Titel für jeden nichtjapanischen Herrscher (Kaiser, König, Schah, Sultan u. dgl.). Bei dieser Gelegenheit sei noch auf folgendes aufmerksam gemacht. Trotz der im allgemeinen unleugbaren Prävalenz der chinesischen Geistigkeit distanziert sich die japanische Interpretation des Kaisertums in denkbar weitestgehendem Maße von der chinesischen. Wohl heißt der chinesische Kaiser „Himmelsohn“ (tenshi), aber nie ist ihm göttliche Verehrung im japanischen Sinne des Wortes zuteil geworden. Der chinesische Kaiser hat ein Mandat des Himmels zu betreuen, doch kann dieser Auftrag gegebenenfalls vom Himmel zurückgenommen und einem Würdigeren übertragen werden: etwas für japanisches Empfinden schlechterdings Unvorstellbares.

Hier ließe sich m. E. eine auf den ersten Blick vielleicht etwas abwegig anmutende Parallele aufstellen zwischen der im Dogma der Infallibilität des ex cathedra, d. h. als Stellvertreter Gottes, sprechenden Papstes zum Ausdruck kommenden Setzung einer absoluten Autorität in sämtlichen Glaubens- und Sittenangelegenheiten einerseits und dem jeglicher Kritik unabdingbar überhobenen Unfehlbarkeitsanspruch des Tennō in allen seinen herrscheramtlichen — letzten Endes in gewissem Sinne ebenfalls religiös, d. h. shintōistisch orientierten — Willensäußerungen andererseits. Unter diesem Gesichtswinkel fände dann, mutatis mutandis, das abendländische „ex ca-

thetra“ in seinem fernstöstlichen Gegenstück von schlechterdings nicht überbietbarer Steigerung der sakralen Legitimation, d. h. in dem Postulat des Shintōdogmas der in der heiligen Person des Tennō jeweils verkörperten, vollkommenen Wesensgleichheit von Gottheit und Staatsoberhaupt eine annähernde Entsprechung. Doch jeder Vergleich hinkt bekanntlich — so scheidet natürlich bei dieser Gegenüberstellung von Tennō und Papst vor allem die Grundverschiedenheit der nichtamtlichen, persönlich-privaten Lebensverhältnisse wie Familie und Ehe, gesellschaftliche Bindungen u. dgl. vollkommen aus.

Man ist geneigt anzunehmen, daß zur Zeit dieses diplomatischen Verkehrs mit China der Landesname Nihon zuerst aufkam; doch ist die Frage immer noch umstritten.

Es unterliegt nun keinem Zweifel, daß dank der wohlwollenden Unterstützung durch Shōtoku die Sogasippe zu immer größerer Macht gelangte. Vielleicht tut man indessen Shōtoku doch sehr Unrecht, wenn man sein Verhalten den Soga gegenüber nur als unwürdige Nachgiebigkeit eines Schwächlings brandmarkt. Objektiv, unter dem Gesichtswinkel rein realpolitischer Zweckmäßigkeit, hat der Vorwurf allzu kurzsichtiger Begünstigung der Soga ohne Zweifel seine Berechtigung. Denn, wie sich nur zu bald herausstellen sollte, erstarkte diese Sippe, die ihre stark betonte probuddhistische Einstellung in Wahrheit nur als Mittel zum Zweck benutzte, das heißt zur Verwirklichung ihrer autokratischen Aspirationen, in höchst bedrohlichem Ausmaße, so daß sie sich in kürzester Frist als eine ernste Gefahr für den Thron erwies. Subjektiv gesehen jedoch läßt sich meines Erachtens zweifelsohne ein edles Motiv zugunsten Shōtokus nicht abstreiten: des hochherzigen Mannes Voreingenommenheit für die Soga entsprang im Grunde dem dankerfüllten Bewußtsein hoher moralischer Verpflichtung ihnen gegenüber, denn er vergaß nicht einen Augenblick, daß es in letzter Hinsicht eben das scharfe Schwert der Soga gewesen war, das den endgültigen Sieg der buddhistischen Sache erfochten hatte. Allerdings bleibt die von Shōtoku mit stillschweigender Nichtbeachtung übergangene, durch Umako, den Ō-omi der Soga unter vier Herrschern, ins Werk gesetzte Ermordung des Kaisers Sujin ein dunkler Fleck auf seinem sonst so blanken Ehrenschild.

Shōtoku hatte das Schicksal so mancher bedeutender Männer der Geschichte: im besten Alter raffte ihn der mitleidslose Tod dahin, viel zu früh, als daß er die vielen Früchte seines gewaltigen Werkes noch hätte genießen können. Er starb erst neunundvierzigjährig im Jahre 621, während Suiko dann noch sieben Jahre (bis 628) die

Zügel der Herrschaft in Händen hielt und zwar, wie sich wohl von selbst versteht, ganz im Sinne ihres Neffen.

Nach dem Tode des Prinzregenten Shōtoku spitzte sich die Gegnerschaft der in ihrem Innersten unverrückbar der geschlechterstaatlichen Staatsauffassung verhafteten Sogasippe bedrohlich zu. Der Kanzler Soga Emishi, Sohn Umakos und sein Nachfolger in der Würde des Ō-omi, schob die Söhne Shōtoku Taishis beiseite und erhob an deren Stelle den Prinzen Tamura als Jomei Tennō (629 bis 641) auf den durch Suikos Ableben erledigten Herrschersitz. Die Gefahr für den kaiserlichen Thron erreichte ihren Höhepunkt. Denn Emishis Einfluß auf die Regierungsangelegenheiten war absolut ausschlaggebend geworden; sein letztes Ziel, die Aufhebung der von Shōtoku proklamierten unbeschränkten Souveränität des Tennō, trat immer unverhüllter zutage. Da erschienen unvermutet die Retter aus der Not; zwei beherzte Männer waren es, die den schwankenden Kaiserthron wieder festigten. Zunächst der Prinz Naka-no-ōe, der Sohn der Kaiserin Kōgyoku (642—645) und spätere Tenchi Tennō; er zögerte allerdings lange, den Thron zu besteigen, erst im Jahre 668, drei Jahre vor seinem Tode, nahm er offiziell den Titel Tennō an; er war der 38. Kaiser von Japan, seine Regierungszeit wird amtlich von 661 bis 671 angesetzt. Er genießt mit Recht den Ruhm, einer der tüchtigsten Herrscher gewesen zu sein, die je den japanischen Kaiserthron innegehabt haben. Ihm zur Seite stand, in intimer Freundschaft mit ihm verbunden, sein ehemaliger Studiengenosse in China Nakatomi Kamatari (oder Kamako, 614—669); später wurde diesem als besondere Auszeichnung für seine großen Verdienste der Familienname Fujiwara, „Glyzinienfeld“, verliehen; er wurde dadurch der Ahnherr der berühmten und weitverzweigten Familie dieses Namens, die von 794—1159, in der Fujiwara- oder Heian-Periode, der Epoche des sogenannten bürokratischen Imperialismus, nahezu unbeschränkt über die Leitung der Regierungsangelegenheiten verfügte. Kamatari gilt als der bedeutendste Mann seiner Zeit und als einer der begabtesten Staatsmänner Japans. Diese beiden zielbewußten Männer waren in übereinstimmender Weise beseelt von den staatsschöpferischen Idealen Shōtoku Taishis. So erstrebten auch sie die konsequente Durchführung der Umgestaltung der japanischen Staatsform nach dem Muster des chinesischen Beamtenstaates.

Beide sahen klar, daß die Erreichung dieses letzten Zieles nur auf dem Wege über die endgültige Ausschaltung der Sogasippe möglich war, die Führer dieser unversöhnlichen Widersacher des absoluten Tennōtums mußten unter allen Umständen unwiderruflicher Ver-

nichtung anheimfallen. Das Mittel, dessen sie sich zur Verwirklichung ihres Vorhabens bedienten, war ja gerade nicht sehr rühmlich, allein es entsprach durchaus den ränkevollen politischen Gepflogenheiten jener turbulenten Zeiten: es war Verrat und heimtückischer Mord. Als passende Gelegenheit zu sicherer Ausführung des Anschlags war der Termin vorgesehen, an dem koreanische Gesandte erscheinen mußten, um den fälligen Tribut dem Tennō — der Kaiserin Kōgyoku — feierlich zu überreichen. Auch Iruka war natürlich zugegen. Kaum hatte die Zeremonie begonnen, da befahl der Prinz Nakanoōe, die Tore des Palastes zu verschließen, und stand, mit einer Lanze bewaffnet, in einem Versteck bereit. Da die zur Tat bestimmten Leute die Nerven verloren hatten und sich nicht zeigten, stürmte Nakanoōe in Besorgnis, allzu langes Zögern könnte den ganzen Plan vereiteln, vor und stach Iruka in die Schulter, ein anderer faßte dann auch Mut und schlug Iruka die Füße ab. So wurde er schließlich getötet. Als sein Vater Emishi erfuhr, was vorgefallen war, erkannte er sofort, daß die Rolle seiner Sippe ausgespielt war. Er steckte sein Haus mitsamt vielen Kunstschatzen in Brand, suchte und fand darin mit seiner Familie auch den Tod. Bei dieser Gelegenheit sollen auch die ältesten historischen Quellenwerke Japans vernichtet worden sein. So war mit dem Sturze der Sogasippe das letzte Hindernis aus dem Wege geräumt (im Jahre 645) und die fundamentale innerstaatliche Reorganisation konnte in vollem Umfange in Angriff genommen werden. Das ist der Beginn der Taikwa-Reform.

Bevor wir nun den weiteren Fortgang betrachten, dürfte es nicht unangebracht sein, einiges über die der dauernden Berührung mit Japan vorausgehenden historischen Geschehnisse Koreas zu sagen.

Korea heißt heute japanisch Chōsen, bis zum Jahre 1392 wurde es Kōrai, und von da bis zur uneingeschränkten Annexion durch Japan (im Jahre 1910) Kankoku genannt. Bei der Volkszählung im Jahre 1935 hatte es nahezu 23 Millionen Einwohner, von denen rund 630 000 Japaner und 43 000 Ausländer (weitaus die meisten von ihnen Chinesen) waren. Über die rassische Zuordnung der Koreaner ist nichts Exaktes zu sagen, sicher ist nur, daß die Koreaner wie die Japaner eine Mischrasse darstellen.

Das Koreanische ist eine Sprache für sich, mehrsilbig und flexibel. Um die Mitte des 15. Jahrhunderts haben sich die Koreaner eine eigene Schrift geschaffen, welche zugleich Buchstaben- und Silbenschrift ist.

Das älteste Reich — in Liau-tung und Nordwestkorea — soll um 1100 v. Chr. von einem chinesischen Prinzen gegründet worden sein,

anderer Ansicht nach soll etwa 1200 die Ansiedlung von ungefähr zehntausend chinesischen Kriegern den Grund des Staates gelegt haben; doch läßt sich, wie erwähnt, in dieser Hinsicht keine zuverlässige Angabe machen. Im Jahre 108 v. Chr. wurde es mit ganz Nordkorea von der früheren oder westlichen chinesischen Han-Dynastie (206 v. Chr. bis 25 n. Chr.) erobert. In Südkorea existierte schon verhältnismäßig früh eine ganze Anzahl von Kleinstaaten, die in der Folge zu drei in ziemlich lockerer Verbindung stehenden Reichen vereinigt wurden. Es sind dies die sogenannten San-kan, die „drei Han“. Kan ist die sinojapanische Aussprache des chinesischen Han und hat im Japanischen auch heute noch meist die allgemeinere Bedeutung „China“. San-kan wurde und wird in Japan oft für Korea gebraucht. Diese drei Reiche oder drei Kan hießen in ältester Zeit Bakan, Benkan und Shinkan. Nebenbei sei noch bemerkt, daß man Kan auch identifizieren will mit der seit vorchristlicher Zeit bei den Nomaden Zentral- und Ostasiens verbreiteten Bezeichnung Khan oder Khagan (Fürst, Herrscher). Aus den drei Kan entstanden dann viel später die drei Königreiche Shiragi (koreanisch Silla) (etwa 57 v. Chr.), der Gegenspieler Japans in Korea, dann das stets japanfreundliche Kudara (kor. Pekche), von wo 552 zum ersten Male buddhistische Statuen und Sütren nach Japan gebracht wurden, und endlich Koma (kor. Kokuryō) oder Kōrai (woraus „Korea“ entstanden ist). Im Jahre 663 vernichtete das von der Tang-Dynastie (618—907) mit chinesischen Truppen unterstützte Reich Shiragi die japanische Festlandsarmee in Korea. Die große Zahl der nach Japan entflohenen und dort angesiedelten Koreaner war von großer Bedeutung für die Verbreitung der damals unter chinesischem Einfluß zu hoher Blüte gelangten koreanischen Kultur in Japan. Zu nennen ist noch das auf dem Gebiet des ehemaligen Benkan (s. o.) unter japanischem Einfluß emporgekommene, allerdings kleine Land Mimana (kor. Imna), die Operationsbasis der japanischen Unternehmungen in Korea.

Nach dem folgenschweren Mißerfolge der Japaner im Jahre 663 ist bis zu dem gegen Ende des 16. Jahrhunderts aufs neue unternommenen japanischen Ansturm auf Korea für unsere Zwecke nichts von Bedeutung zu berichten; die Beziehungen Japans und Koreas, das (von 1392 bis zur Einverleibung in das japanische Kaiserreich) in mehr formaler als tatsächlicher Anerkennung der Oberhoheit Chinas unter der Li- (jap. Ri-) Dynastie einen geschlossenen Staat bildete, hatten sich vollkommen gelockert.

Der fernere Verlauf der koreanischen Geschichte bietet nun bis

zum Zustandekommen dauernder Beziehungen zu Japan nichts besonders Bemerkenswertes. Die neue Epoche wird eingeleitet am Ende des sechzehnten Jahrhunderts, als im Jahre 1592 Hideyoshi mit einem Angriff größten Stiles den ersten Schritt tat zur Verwirklichung des höchsten Ideals seiner von maßlosem Ehrgeiz besetzten Außenpolitik: der Eroberung des ganzen Ostens des asiatischen Kontinents. Von diesem Zeitpunkte an zeigen sich die politischen Schicksale Koreas allmählich immer enger mit denen Japans verknüpft, wovon jeweils an gebührender Stelle noch ausführlicher die Rede sein wird.

Am Schlusse dieser ergänzenden Betrachtungen sei noch ein knapp umrissenes Bild der jenes ältere Korea beherrschenden religiös-kulturellen Zustände gegeben.

Es leuchtet wohl ohne weiteres ein, daß Korea, dieses verhältnismäßig kleine und an sich wenig bedeutende Anhängsel des asiatischen Kontinents, seine kulturelle Entwicklung in allererster Linie sowie in weitestgehendem Maße den einfach überwältigenden Einflüssen seines in jeder Hinsicht ganz unvergleichlich höher stehenden Nachbarn, des gewaltigen Kaiserreichs China mit seiner uralten Geisteskultur, verdankte. Ohne Berücksichtigung des Problems, was die ältesten Koreaner in materiell-zivilisatorischer Hinsicht von China übernommen haben könnten, sei hier in aller Kürze nur eingegangen auf ihre ideelle Kultur, die sich aufs anschaulichste offenbart in dem Geisteserzeugnis ihrer weltanschaulich-religiösen Einstellung. In dieser heben sich nun zwei kulturell grundverschieden zu bewertende Richtungen unverkennbar voneinander ab. Die eine ist die vom tungusischen Schamanismus — ein Erbteil der koreanischen Stammesverwandtschaft mit mongolischen Völkern — aufs nachhaltigste beeinflusste Religion der breiten Massen, die Religion des gewöhnlichen Volkes. Es tritt uns da entgegen eine bunte Welt krassesten Aberglaubens, ein Ausbund von geradezu lächerlicher Geister- und Gespensterfurcht, wobei Beschwörung durch Zauberer und Wahrsager eine hervorragende Rolle spielt. Zugleich verrät sie indessen enge Berührung mit der chinesischen Volksreligion und dem japanischen Primitivshintōismus. Von Interesse ist in letzterer Beziehung der Umstand, daß es auch in der koreanischen Mythologie eine „Herabkunft“ gibt: der Göttersproß Tan-Kun ist in uralter Zeit vom Himmel herabgekommen und hat das Land Korea erschaffen. Auf einem ganz anderen Niveau steht nun demgegenüber die zweite Richtung, die des Konfuzianismus und Buddhismus. Eine Art Zwischenglied bildet der Taoismus, die Philosophie des Laotse, die

höchstwahrscheinlich schon in der frühesten Zeit der Bekanntschaft mit China in Gestalt des sog. vulgären Taoismus nach Korea gekommen ist, zunächst aber nur den volkstümlichen Geisterglauben mit phantastisch-okkultem Zuwachs bereicherte. Erst im 7. Jahrhundert fanden taoistische Schriften, die von chinesischen Tao-Gelehrten erklärt wurden, Eingang in Korea. Die offizielle Einführung des Buddhismus fällt in das Jahr 372. Spätestens im gleichen Jahrhundert wurde der ja nicht als eigentliche Religion zu wertende Konfuzianismus übernommen, als Grundlage der Beamtenmoral. Seine allbeherrschende Bedeutung gewann er aber erst um 1400 unter der buddhismusfeindlichen Dynastie Ri (1392—1910). Sehr treffend kennzeichnet Gundert (Japan. Religionsgeschichte, S. 192) diese über ein halbes Jahrtausend hindurch in ungehemmter Auswirkung souverän sich behauptende Grundpotenz der höheren koreanischen Kultur: der Konfuzianismus „hat mit der steifen Unterwürfigkeit gegen Höhere und Ältere und mit der zähen Anhänglichkeit an das Herkommen, die er schuf, der koreanischen Kultur bis heute ihren Stempel aufgeprägt“.

Der Buddhismus behauptete in Korea über ein Jahrtausend das Feld, bis er dank seiner hoffnungslosen Degeneration unter der im Jahre 1392 auf den Thron gelangten, rigoros antibuddhistisch eingestellten Ri-Dynastie mit einem Schlage völlig in Mißkredit kam und in kürzester Zeit zu absoluter Bedeutungslosigkeit herabsank; nur in den alleruntersten Schichten der Bevölkerung fristete er als krauses Gemisch von Aberglauben und Zauberei weiterhin ein kümmerliches Dasein im Schatten. In markantem Gegensatz zu der eigenschöpferisch-weiterbildenden Übernahme der Lehre des Buddha durch die geistig so hochstehenden Japaner, welche — wie wir später sehen werden — im 12. und 13. Jahrhundert dem Buddhismus durch ihre an Hand eigener Ideen regulierte Absorption desselben eine höchst beachtenswerte Bereicherung angedeihen ließen, haben die koreanischen Buddhisten nicht den geringsten Beitrag zu einer produktiven Förderung der aus China herübergeholten indischen Weltreligion geliefert. Ihr Verdienst ist rein historischer Art, insofern sie das naturgegebene Bindeglied zwischen Chinesentum und japanischer Geistigkeit darstellten. Erst nach der Annexion des Landes durch Japan im Jahre 1910, nach dem Sturze der einheimischen buddhafeindlichen Dynastie, begann der erstarrte koreanische Buddhismus zu neuem Leben zu erwachen; mit welchem Erfolge, wird die Zukunft lehren.

Als das für den kulturhistorischen Aspekt des im Vorangehenden

geschilderten frühmittelalterlichen Zeitraumes ausschlaggebend charakteristische Moment zeigt sich ein ganz einzigartiges Phänomen: die zunächst zwar nur sporadisch einsetzende, aber schon in ihren bescheidenen Anfängen eine große Zukunft verheißende Verschmelzung der altjapanischen Primitivkultur mit dem schier unerschöpflich reichen Ideengut des bereits zu so überragender Höhe gelangten Chinesentums. Diese Periode bedeutet den Auftakt zu dem über die Maßen imposanten Kulturaufstieg des Landes der aufgehenden Sonne.

Wenn wir summarisch von Chinesentum sprechen, dürfen wir indessen nicht unbeachtet lassen, daß wir es dabei im Grunde mit zwei großen, ganz verschiedenen Quellen entstammenden Strömungen von gleicher Kraft zu tun haben: dem urchinesischen — nicht als eigentliche Religion, vielmehr als Morallehre zu bewertenden — Konfuzianismus auf der einen, sowie der aus der Fremde, aus Indien, überkommenen buddhistischen Religion und Philosophie auf der anderen Seite.

Für die grundlegende Reform des frühen japanischen Staatswesens ist nun in erster Linie der Konfuzianismus von entscheidendem Einfluß gewesen. Denn die erste Bekanntschaft mit der klassischen chinesischen Literatur, also auch mit dem Konfuzianismus, verdankte Japan der Einwanderung der beiden koreanischen Gelehrten Achiki und Wani (nach Wedemeyer etwa 375—378), und erst etwa einunddreiviertel Jahrhundert später (im Jahre 552) hat dann der Buddhismus seinen erfolgreichen Einzug in Japan gehalten. Selbst die Moralthesen des Buddhajüngers Shōtoku verraten noch, ebenso unmißverständlich wie die Grundlinien der Taikwa-Reform und der sie krönenden Taihō-Gesetzgebung, das Vorbild konfuzianischer Gedankengänge. Sehr bald allerdings drängte der das ganze japanische Mittelalter allein maßgeblich beherrschende Buddhismus den Konfuzianismus vollkommen in den Hintergrund. Erst mit dem Tokugawa-Shōgunat (1603—1868), welches den Konfuzianismus zur ideologischen Grundlage seiner Staatsauffassung machte, vertauschten, sehr zuungunsten des Buddhismus, die beiden geistigen Ausrichtungen ihre Rollen. Doch davon soll weiter unten ausführlicher die Rede sein.

Die spezifische Wesenheit des späteren, voll ausgereiften japanischen Buddhismus verkörpert sich aufs anschaulichste in der bunt schillern- den Mannigfaltigkeit seiner zwölf Sekten. Übereinstimmend mit der chinesisch-buddhistischen Tradition hat man nämlich in Japan stets an dieser Zwölfzahl der Sekten festgehalten, wozu allerdings zu

bemerken ist, daß es sich nicht zu allen Zeiten um die gleichen Sekten gehandelt hat, da einerseits alte untergingen, andererseits neue an ihre Stelle traten. Die sektorische Zergliederung des Buddhismus setzte nun in Japan erst etwa dreiviertel Jahrhundert nach seiner Einführung mit einem ganz bescheidenen Anfang ein, mit der im Jahre 625 — also kurz nach dem Ableben Shôtokus, noch unter der Regierung der Kaiserin Suiko — aus China herübergebrachten Sanron-Sekte; denn vorher hatten die Japaner, dank dem missionarischen Geschick der ihrem natürlichen Mangel an Schulung des Denkens sehr weise Rechnung tragenden ersten Lehrer, nur von den großen, in der Hauptsache allen Sekten mehr oder weniger gemeinsamen Grundgedanken der den bodenständigen Shintökult himmelhoch überragenden neuen Religion Kenntnis erhalten. Die genannte, hoch metaphysische Sanron-Sekte, die einen absoluten Nihilismus das Wort redet, gehört der in Indien von Nāgārjuna (jap. Ryūjū, wahrscheinlich gegen Ende des zweiten Jahrhunderts n. Chr.) zum Ausdruck gebrachten sog. Madhyamika-Schule an, der „mittleren Lehre“, welche so heißt, weil sie sowohl das Sein wie auch das Nicht-Sein behauptet, also eine Art Mittelweg einschlägt. Zu gleicher Zeit mit ihr kam noch eine andere Sekte, die Jōjitsu-Sekte (Satya-siddhi-shāstra, Lehre der „Wahrheits-Vollkommenheit“), die aber kaum je die Bedeutung einer unabhängigen Sekte besessen hat.

Außer der Einführung von Papier und Tusche zum Schreiben, welche einem Koreaner, dem buddhistischen Mönche Donchō, zugeschrieben wird, ist in rein zivilisatorischem Betracht für diese frühmittelalterliche Epoche nichts von besonderer Bedeutung zu erwähnen. Wohl aber haben dank der weitblickenden Initiative des Prinzregenten Shōtoku Kunst und Handwerk sehr bald einen mächtigen Auftrieb erfahren. Er hat den Grund gelegt zur sogenannten Asuka-Periode der japanischen Kunstgeschichte. Ganz kurz sei hier nur hingewiesen auf die Anfänge der später so berühmten japanischen Malerei, der Plastik (buddhistische Figuren aus Bronze und Holz), der Bildstickerei und einer fortgeschritteneren Baukunst. Natürlich handelt es sich bei letzterer ausschließlich um buddhistische Tempelbauten mit ihren Hallen und Pagoden. Der früheste und zugleich berühmteste ist der Hōryūji-Tempel bei Nara, dessen Errichtung bereits im Jahre 587 Gegenstand eines feierlichen Gelübdes war, der aber erst im Jahre 607 in seiner ursprünglichen Anlage vollendet wurde. Von diesem ersten Bau sind noch heute erhalten das Südtor, die Goldene Halle (Kondō), die fünfstöckige Pagode und der Umgang des Tempelhofes, die alle zu den ältesten noch erhaltenen Holz-

bauten der Welt gehören. Später wurde dann die erste Anlage dieses an Kunstschätzen reichsten Tempels Japans mehrmals erweitert. Die Pagode (Sanskrit Stūpa, jap. Tō, Toba oder Sotoba) stammt aus Indien, wo sie über Buddhareliquien sich erhob, während sie in Japan vor allem über den Gebeinen buddhistischer Heiliger steht, sodann auch zur Aufbewahrung von Heiligenbildern und Reliquien dient. Bereits im Jahre 585 ließ Soga no Umako in Yamato eine Pagode errichten, die erste in Japan.

Schließlich bleibt in diesem Zusammenhange noch übrig, einer wichtigen kulturellen Neuerung unter Shōtoku Taishi Erwähnung zu tun, der offiziellen Einführung des chinesischen Kalenders Yüan-chia-li (jap. Genka-reki) im Jahre 604. Erst vom 1. Januar 1873 an wurde dann der Gregorianische Kalender (jap. Taiyō-reki „Sonnenkalender“ im Gegensatz zum alten In-reki „Mondkalender“) offiziell eingeführt; infolgedessen mußte das Jahr 1872 um volle 29 Tage gekürzt werden.

Übergangszeit zum Hoch- und Spätmittelalter (645—1192)

Wenden wir uns nun wieder dem rein politischen Geschehen zu. Wir haben oben gesehen, daß mit dem Sturze der Soga die dem von Shōtoku erstrebten absoluten Tennōtum beinahe zum Verhängnis werdende Gefahr im letzten Augenblick behoben wurde. Die Sippenherrschaft fand durch das energische Zugreifen des Prinzen Nakano-ōe und seines Freundes Nakatomi Kamatari zwar nicht — wie sich später zeigen sollte — ihre definitive Erledigung, aber sie wurde zunächst auf längere Zeit lahmgelegt. Ihre tatsächliche und praktisch endgültige Überwindung gelang allerdings, wie wir weiter unten sehen werden, erst viel später, als nämlich gegen Ende des zwölften Jahrhunderts durch Yoritomos entscheidenden Sieg bei Dan-no-ura (im Jahre 1189) die feudalistische Militärregierung des Shōgunats eingeleitet war.

An die Stelle des bisherigen Geschlechterregiments trat jetzt der straff zentralisierte Beamtenstaat nach chinesischem Muster, mit monarchischem Staatsoberhaupt. China stand seit dem Jahre 618 unter der glanzvollen Herrschaft der Tang-Dynastie, die nach den vier auf die ruhmvolle Epoche der Han-Dynastie (206 v. Chr. bis 221 n. Chr.) folgenden Jahrhunderten ständigen und allseitigen Niedergangs wieder eine Blütezeit in jeder Hinsicht bedeutete: das chinesische Reich gewann an Ausdehnung, Kunst und Literatur erfuhren einen sehr bemerkenswerten Aufschwung, und, was für

Japan ausschlaggebend war, das konfuzianisch verankerte Verwaltungs- und Regierungssystem hatte einen geradezu imponierenden Höhepunkt erreicht. In unverwandter Blickrichtung auf dieses eindrucksvolle Vorbild nahmen nun die beiden zielbewußten Pioniere des gewaltigen Reformwerkes, Naka-no-ōe und Kamatari, mit aller Energie ihre nicht leichte Aufgabe in Angriff und leiteten damit die sogenannte Taikwa-Reform (im Jahre 645) in die Wege. Taikwa heißt übrigens wörtlich übersetzt „große Veränderung oder Umgestaltung“, T.-Reform ist also eigentlich eine Tautologie, in der abendländischen Literatur jedoch allgemein üblich. Streng genommen ist Taikwa ein Nengō, ein „Ära-Name“, und zwar die Bezeichnung für die ersten fünf Jahre der Regierung des Kaisers Kōtoku (645—654).

Bevor wir indes genauer auf die zutiefst in alle japanischen Verhältnisse einschneidende Umwälzung selbst eingehen, wollen wir der für die Geschichte Japans immerhin nicht unwichtigen Praxis der Hervorhebung einzelner Zeitabschnitte durch ein Nengō eine kurze Betrachtung widmen. Auch bei diesen Periodenbezeichnungen haben wir es — wie übrigens schon die Vermutung nahelegt — mit der Übernahme eines chinesischen Brauches zu tun. Im Reiche der Mitte pflegte man nämlich durch besondere Vorkommnisse ausgezeichneten Epochen eine entsprechend charakterisierende Benennung beizulegen. Es ist übrigens — um das gleich hier vorwegzunehmen — auch heute noch eine nicht einstimmig entschiedene Streitfrage, ob, wie allerdings meist angenommen wird, die Nachahmung dieser chinesischen Gepflogenheit zum ersten Male bei der Einführung der Taikwa-Ära anzusetzen ist, oder ob sie, wie moderne Forscher zum Teil anzunehmen geneigt sind, bereits für Shōtoku Taishi zu buchen ist. Der Umstand jedoch, daß sich in den Annalen der japanischen Geschichte nirgendwo ein der Taikwa-Ära vorausgehendes Nengō nachweisen läßt, dürfte m. E. für die Berechtigung der ersten Ansicht ausschlaggebend sein. Auf Grund des sog. Kaiserlichen Hausgesetzes vom 11. II. 1889 hat jeder Herrscher bei seiner Thronbesteigung ein für seine ganze Regierungszeit unveränderlich beizubehaltendes Nengo zu bestimmen. Mit der Wahl desselben bekennt sich das neue Staatsoberhaupt in gewisser Weise feierlich und bindend zu einem obersten Leitmotiv in der Ausübung seines Herrscheramtes, sein Nengō hat sozusagen programmatische Bedeutung. Wie charakteristisch ist in dieser Hinsicht z. B. das Nengō der zweiten Reform denkbar größten Ausmaßes der japanischen Geschichte, „Meiji“, „Aufklärungs-Regierung“, für die Jahre 1868—1912; ferner für die nächste Periode 1912—1926 Taishō, „Große Gerechtigkeit“, und

das Nengō der allerjüngsten Zeit, noch heute im Gebrauch, Shōwa, „Leuchtende Harmonie“, von 1926 an. In früheren Zeiten wurde bisweilen unter einem und demselben Herrscher eine Erneuerung des Äranamens vorgenommen. So änderte z. B. der Kaiser Kōtoku im sechsten Jahre seiner Regierung das Nengō Taikwa in Hakuchi, „Weißer Fasan“, als er einen solchen sehr seltenen und darum besonders wertvollen Vogel zum Geschenk erhielt.

Vorauszuschicken ist noch folgendes; meist übersieht man, daß Taikwa-Ära und Taikwa-Reform sich nicht decken: die Ära dauert von 645—649, die Reform jedoch findet ihren Abschluß erst im Jahre 702, erstreckt sich also über etwas mehr als ein halbes Jahrhundert.

Ohne uns allzusehr in die Einzelheiten der eigentlich vor nichts haltmachenden Umgestaltung zu verlieren, wollen wir nur die großen Gesichtspunkte berücksichtigen. Es ist bereits darauf hingewiesen worden, daß als ihr Hauptziel die Lahmlegung der Sippenregierung zu betrachten ist; die ins Maßlose ausgeartete Clanwirtschaft muß einem nach dem chinesischen Muster der Tang-Dynastie entworfenen Beamtenstaat weichen. Es wird damit eine für Japan vollkommen neue innenpolitische Gestaltung ins Leben gerufen. Unter der Ägide der von Shōtoku Taishi zum ersten Male als absolute innerstaatliche Vormacht proklamierten Tennōherrschaft soll von nun an der ganze Verwaltungsmechanismus durch einen gewaltigen Beamtenstab gemeistert werden. Diese alle vier Jahre neu zu ernennenden Beamten stehen in einem unmittelbaren Abhängigkeitsverhältnis zum Herrscher und werden vom Kaiserhof besoldet. Um einem abermaligen Erstarken des Sippentums nach bester Möglichkeit entgegenzuwirken, sind die Ämter in der Familie nicht erblich. An Hand der Schaffung einer von peinlichst abgestuften, durch besondere Mützentracht nach chinesischem Vorbild gekennzeichneten und zum Uniformtragen verpflichteten Beamtenschaft fand auch das äußerst komplizierte chinesische Kaiserhofzeremoniell Eingang. Zugleich mit dieser verwaltungstechnischen Neugestaltung wird eine Agrarreform durchgeführt: der gesamte Grund und Boden, bislang in völlig unkontrollierbarem Privatbesitz der einzelnen Sippen, wird als Krongut, als ausschließliches Eigentum des kaiserlichen Landesherrn erklärt, der es nach bestimmten Grundsätzen an seine Untertanen verteilen läßt, wofür diese ihrerseits steuerpflichtig waren. Das auf solche Weise verliehene Land durfte grundsätzlich nicht vererbt werden, es fiel beim Tode des Besitzers wieder der Krone anheim. In dieser als Handen bezeichneten Praxis der Land- d. h.

Reisfeldverteilung erblickt man die Entstehung des japanischen Bauernstandes. Die Reichssteuer zerfiel in Bodensteuer, Gewerbesteuer, Wohnungssteuer und Einzelpersonensteuer. Letztere entbehrt nicht eines gewissen besonderen Interesses durch die Bestimmung, daß neben der Abgabe von Waffen, Rüstungen usw. jeder männliche Untertan vom 20. bis zum 50. Lebensjahre dem Staate jährlich zehn Arbeitstage zu leisten hatte. Diese Forderung ist ein Seitenstück zu der weiteren Verordnung, daß von drei Söhnen einer Familie einer zum Militärdienst verpflichtet ist. Ganz mit Recht sieht man hierin den Ursprung der späteren allgemeinen Wehrpflicht.

Im Laufe der Jahre wurde nun noch eine Reihe von Gesetzen und Verordnungen zutage gefördert, bis schließlich im Jahre 701 der Kaiser Mommu (692—707) dem Prinzen Osakabe den Befehl erteilte, im Verein mit einer Anzahl geeignet erscheinender Männer die sämtlichen seit 645 erlassenen amtlichen Verlautbarungen zu sammeln. So entstand im Jahre 702 der Taihō-Kodex, Taihō-ritsuryō, d. h. Strafgesetze (ritsu) und Gebote (ryō) der Periode Taihō (701—704), die erste offiziell kodifizierte Staatsverfassung Japans im vollen juristischen Sinne des Wortes. Sie ist die Vorgängerin der modernen im Jahre 1889 vom Meiji-Tennō dem Volke als Geschenk verliehenen und bis zum Zusammenbruch Japans im zweiten Weltkriege gültigen Verfassung. Selbst in der allerjüngsten Zeit finden sich Spuren noch von ihr in Ämternamen und militärischen Rangbezeichnungen. Übrigens ist das Original des Taihōritsuryō verlorengegangen, erhalten ist nur der sog. Yōrō-Kodex (d. h. Kodex der Yōrō-Ära, 717—724) vom Jahre 718, auch dieser liegt nicht in seiner ursprünglichen Fassung vor.

Dieser Kodex enthält einerseits sehr eingehende Vorschriften des zivilen Rechts, andererseits eine Anzahl von Strafbestimmungen. Als Strafen sind u. a. festgesetzt Rangdegradierung oder, in schlimmeren Fällen, Amtsentlassung sowie Verbannung auf eine abgelegene Insel, körperliche Züchtigung mit Stock oder Peitsche und als schwerste Ahndung die Todesstrafe. Die zivile Regelung schafft drei — selbstverständlich unter kaiserlicher Oberhoheit stehende — oberste Ämter. Erstens das sog. Jingikwan „Himmels- und Erdgötter-Behörde“ (sinojapanisch; rein jap. auch Kamitsukasa „Shintōgötterbehörde“ genannt), eine Art Ministerium zur Pflege des Shintōismus und Ahnenkults, ausnahmsweise, als einziges Amt, erblich. Zweitens das Kabinett, Dajōkwan, wörtlich „Groß-Regierung-Amt“, mit Unterämtern für die einzelnen Verwaltungsressorts wie Kultus und Zeremonien, Heerwesen, Justiz, Finanzen u. dgl. mehr. Drittens das bis

in die jüngste Zeit erhaltene hochwichtige Amt des Staatsrates, Sangi, etwa „Teilnahme an Beratung“, mit drei Abstufungen: großer, mittlerer und kleiner Rat.

In den Rahmen der Taihōgesetze gehört auch das Vorrecht der Erstgeburt; ebenso wird die chinesische Sitte der posthumen Namen (sprachlich bald sino-japanisch, bald rein-japanisch) des Tennō und sehr hoher Beamten zu diesem Zeitpunkte übernommen.

Außer dem großen Verdienst der abschließenden Vollendung der Taikwa-Reform wird dem Mommu Tennō auch die Gründung der ersten japanischen Universität zugeschrieben; anderer Ansicht zufolge hat allerdings sein Vorgänger Temmu Tennō (673—686) Anspruch auf diesen Ruhm. Unter Temmus Regierung wird nämlich zum ersten Male ein „Daigaku-ryō“, „Universitäts-Amt“ mit einem Rektor an der Spitze erwähnt. Was die elementaren Lehranstalten betrifft, so gilt der Kaiser Tenchi, nach Murdoch „einer der erleuchteten Herrscher, die jemals den japanischen Thron innehatten“, als Gründer der ersten Schule in Japan.

In Anbetracht der tiefgreifenden Verschiedenheit der damaligen sozialpolitischen und wirtschaftlichen Lebensbedingungen in Japan und China war es im Grunde nur natürlich, daß mehr als eine der zunächst in Bausch und Bogen aus der Fremde übernommenen Einrichtungen den bisweilen sogar in bewaffneter Auflehnung sich Luft machenden Unwillen der Bevölkerung hervorrief und nach kürzerer oder längerer Frist völlig außer Gebrauch kam. Vor allem war solches der Fall bei der jeweilig nach einigen Jahren aufs neue zu regulierenden Reisfeldteilung.

Wenn man in weiter ausholender geschichtslogischer Schau die als Taikwa-Reform in die Historie eingegangene Staatsumwälzung unter Berücksichtigung der ganzheitlichen Geschlossenheit des Gesamtprozesses zeitlich erschöpfend umgrenzen will, muß man m. E. in strenger Folgerichtigkeit auch die zielbewußte Wirksamkeit ihres sozusagen geistigen Vaters Shōtoku Taishi miteinbegreifen. Unter solchem Gesichtswinkel betrachtet, umspannt die Taikwa-Reform im weitesten Sinne des Wortes nahezu ein volles Jahrhundert, indem Shōtoku Taishis im Jahre 604 veröffentlichte, den ersten tatkräftigen Anstoß gebende sogenannte Verfassung bereits als der eigentliche Ausgangspunkt des gewaltigen Umgestaltungsprozesses anzusetzen ist. Dabei lassen sich dann ganz ungezwungen drei Stadien unterscheiden: die Vorbereitungszeit von 604 bis 645, der Höhepunkt oder die Taikwa-Reform im engeren Sinne des Wortes von 645 bis 649 und die fünf Jahrzehnte mannigfacher Modifikation und Ergänzung

der Reformbestimmungen mit ihrem durch die im Jahre 702 erlassene systematisch-kodifizierende Taihō-Gesetzgebung gekrönten definitiven Abschluß.

Der japanische Schriftsteller Asakawa Zen-an († 1849) hat sehr treffend die richtungsweisende Dominante der universalen Staatsumwälzung herausgestellt: die Taikwa-Reform ist durchaus chinesisch in der staatlichen Organisation, aber kompromißlos japanisch in der Theorie der Souveränität. Das heißt also, Person und herrscheramtliche Funktion des Tennō bleiben unangetastet, die altangestammte Idee der absoluten Staatsoberhoheit des weltgeschichtlich in der Tat einzigartigen Tennōtums ist grundsätzlich erhaben über jegliche Reformtendenz.

Bürokratischer Imperialismus: Beamtenstaat der Nara-Periode und der Hei-an-Zeit (710—1192)

In Anbetracht der bemerkenswerten herrscheramtlichen Eignung des Mommu-Tennō war es für den organischen Fortgang der innerstaatlichen Entwicklung ohne Zweifel bis zu einem gewissen Grade ein Verhängnis, daß ein unerwartet frühzeitiger Tod seinem zukunftsverheißenden Wirken ein jähes Ziel setzte: er starb im Jahre 707 im Alter von 25 Jahren. An seiner Stelle bestieg den Thron seine Mutter, Gemmei- (oder Gemmyō-) Tennō (708—721). Unter ihrer Regierung wurde unter einen uralten Brauch ein Strich gemacht. Bislang war es nämlich Sitte, jeweilig nach dem Tode eines Herrschers einen Wechsel der Residenz vorzunehmen. Das Jahr 710 bringt nun in diesem Betracht eine bedeutungsvolle Änderung: in diesem Jahre wird zum ersten Male ein bestimmter Ort als dauernde kaiserliche Residenz festgesetzt und zwar die Stadt Nara in der Provinz Yamato. Das ist der Beginn der sog. Nara-Periode (710—782). Das Motiv, welches diesem Bruche mit einer mehr als tausendjährigen Gewohnheit zurunde lag, ist unschwer zu erkennen in der politischen Erwägung, daß das alte System des ständigen Regierungswechsels mit Rücksicht auf die von Grund auf umgestalteten Verhältnisse untragbar geworden war: der Stab einer ausgedehnten Beamten-schaft mit ihren zahlreichen Diensträumen, sowie die seit dem großen Umschwung immer mehr sich auswachsenden diplomatischen Beziehungen zum Auslande, d. h. vor allem zu China, verlangten gebieterisch eine entsprechende Anpassung an die neuen staatlichen Lebensbedingungen.

Nur 75 Jahre behauptete Nara den Rang der kaiserlichen Metropole unter acht aufeinander folgenden Tennō, von denen aller-

dings der letzte, Kwammu, drei Jahre nach seinem Regierungsantritt die Residenz nach der Stadt Nagaoka im Westen von Kyōto (im Jahre 785) verlegte. Aber selbst in diesem kurzen Zeitraum entwickelte sich Nara mit Riesenschritten zu glänzender Pracht, Shintōschreine, buddhistische Tempel und Paläste entstanden schnell in beträchtlicher Anzahl. Nach der abermaligen Verlegung der Hauptstadt geriet sie zum großen Teil wieder in Verfall, und das heutige Nara ist nur ein ganz bescheidenes Überbleibsel, nämlich das westliche Viertel, der alten glanzvollen Kaiserstadt.

Was den Kaiser Kwammu zu diesem Schritte bewog, war die ständig wachsende Anmaßung des Adels und das berechtignte Sorge beim Kaiserhof auslösende, immer unverschleierte eigensüchtige Ziele verfolgende Interesse für die Politik auf seiten der nur allzu wehrhaften buddhistischen Mönche. Während nämlich — wie später ausführlich gezeigt werden soll — die sog. Nara-Periode in kultureller Hinsicht, vor allem in Dichtkunst und Wissenschaft (soweit von solcher damals überhaupt die Rede sein konnte), eine Blütezeit ersten Ranges genannt werden muß, herrschte in der inneren Politik ein äußerst bedrohliches Durcheinander, dem der Kaiser Junnin im Jahre 764 zum Opfer fiel. Er wurde entthront und auf die Insel Awaji in der Inlandsee verbannt, wo er bei einem mißglückten Fluchtversuch den Tod fand, was ihm bei der Nachwelt den nicht gerade ehrenden Beinamen „der entthronte Tennō von Awaji“ eintrug. Den Höhepunkt erreichten diese unzweideutig revolutionären Bestrebungen in den schließlich vor nichts mehr zurückschreckenden Umtrieben eines zu höchster Macht gelangten Mönches namens Dōkyō. Die erste Probe seines Könnens hatte er gegeben, als er bei der Exkaiserin Kōken die eben erwähnte Verbannung des Junnin Tennō erwirkte. Diese, eine glühende Verehrerin Buddhas und seiner Lehre, hatte zugunsten Junnins dem Throne entsagt und war Nonne geworden. Nach dem Tode Junnins ließ sie sich jedoch bewegen, als Shōtoku Tennō zum zweiten Male den Thron zu besteigen (765—769). Dōkyōs Einfluß auf sie wird nun immer stärker: sie ernennt ihn zum Reichskanzler und Reichsverweser, außerdem erhielt er von ihr den Ehrentitel Hō-ō, eigentlich „König des (buddhistischen) Gesetzes“, ein Name, den nur ein nach seiner Abdankung in einem Kloster auch der Welt entsagender Kaiser sich beilegen durfte. Soweit in noch nie erhörter Weise vom Glück begünstigt, denkt er nun, die höchste Stufe seines Ehrgeizes erklimmen zu können: er versucht allen Ernstes die Kaiserin dazu zu bringen, daß sie abermals abdanke und er nun den Kaiserthron besteige; nur wenn er den

Thron innehabe, werde das Land in Frieden und Wohlstand gedeihen. Die Kaiserin geriet in nicht geringe Verlegenheit. Dieses Ansinnen warf unvermutet ein grelles Schlaglicht auf die Intentionen ihres unverantwortlich verwöhnten Günstlings: bedeutete doch ihr etwaiges Eingehen darauf nichts Geringeres als ihre Einwilligung in die Verabschiedung des durch mehr als tausendjährige, zutiefst im japanischen Volksbewußtsein verwurzelte Tradition geheiligten Tennōtums, in den jähen Abbruch der im Volksglauben lückenlos geradlinig auf die Sonnengöttin selbst zurückführenden einheimischen Dynastie. Da sie nicht wagte, dem allmächtigen Manne direkt entgegenzutreten, griff sie zu einer List. Sie beschloß im Einverständnis mit Dōkyō, die Entscheidung dem Orakel des Kriegsgottes Hachiman anheimzustellen. Sie sandte den ihr in unwandelbarer Treue ergebenen Hofbeamten Wake Kiyomaro zum Tempel Usa-Hachimangū (in der Provinz Buzen im Norden von Kyūshū), nachdem sie ihm heimlich die Weisung gegeben, unter allen Umständen mit abschlägiger Antwort zurückzukommen. Bei seiner Rückkehr brachte er dementsprechend den Bescheid, ein Untertan des göttlichen Tennō könne nie und nimmer an dessen Stelle treten, sie, die Kaiserin, müsse bleiben und für die Beseitigung des Usurpators Sorge tragen. Als Dōkyō die Botschaft vernommen hatte, ließ er den Kiyomaro verstümmeln und verbannen, mit dem geheimen Befehl, ihn auf dem Wege dahin zu ermorden, was jedoch mißlang, da Fujiwara Momokawa ihn rettete. Dies alles geschah im Jahre 769. Schon im nächsten Jahre starb die Kaiserin, und damit war Dōkyō erledigt. Ihr Nachfolger, Kōnin-Tennō, läßt Kiyomaro zurückrufen und Dōkyō verbannen.

Diesem Dōkyō-Zwischenspiel ist eine etwas ausführlichere Betrachtung gewidmet worden, die ihm als einen in der Geschichte Japans ganz einzig dastehenden Ereignis zukommt. Daß übrigens dem mit allen Wassern gewaschenen Priester-Kanzler die Erreichung des letzten Zieles seiner schrankenlosen Ehrsucht und Machtgier versagt war und er schließlich vollständig Schiffbruch litt, kann wohl als sprechendes Zeugnis für die unausrottbare Hingabe des japanischen Volkes an das Ideal seines wesenseigentümlichen Tennōtums gelten.

Streng genommen dauert die Nara-Periode eigentlich nur bis zum Jahre 785, dem Zeitpunkt der bereits erwähnten Verlegung der Residenz nach Nagaoka. Da jedoch dieser Schritt sich als ein Mißgriff erwies, wurde sie schon nach neun Jahren nochmals verlegt, und zwar nach dem Flecken Uda (in der zentralen Provinz Yama-

hiro), der von da an den Namen Hei-an-kyō „Friedens-Residenz“ erhielt. Man pflegt nun allgemein die wenigen Jahre der Nagaoka Residenz einzubegreifen und die Nara-Periode im weiteren Sinne des Wortes bis zur Gründung der Heian-Hauptstadt auszudehnen. Nebenbei sei noch bemerkt, daß nach Florenz (a. a. O. S. 48) rein literaturgeschichtlich die Nara-Periode im Gegensatz zu rein historischen Betrachtungen aus inneren Gründen bereits von der Mitte des siebenten Jahrhunderts bis etwa zum Jahre 800 anzusetzen ist.

Das Jahr 794 brachte nun mit der Erhebung des unbedeutenden Fleckens Uda und seiner sofort mit größtem Eifer ins Werk gesetzten großstädtisch-baulichen Erweiterung und Neugestaltung eine zunächst vier Jahrhunderte hindurch unverändert festbestehende Regelung des Residenzproblems. Mit Riesenschritten entwickelte sich Heiankyō zu einer alle anderen Städte an Glanz und Pracht unerreicht überbietenden Kapitale. Im Jahre 1192 kam allerdings eine ganz einzigartige Neuerung, von der später ausführlicher die Rede sein wird, zustande: die Trennung von Kaiserresidenz und Regierungszentrale; letztere wurde nach Kamakura verlegt, während indessen Heiankyō bis zum Anbruch der Meiji-Ära kaiserliche Residenz blieb. Es bedarf kaum eines besonderen Hinweises, daß auch hier — wie übrigens vorher schon bei der Anlage von Nara — China als bis ins kleinste nachgeahmtes Vorbild gedient hat. Kyōto ist eine Kopie der damaligen Hauptstadt des Tang-Reiches Changan, später und noch heute Si-an-fu, südlich des Wei-Flusses in der Provinz Shen-si. Im Laufe der Jahrhunderte hat Kyōto übrigens mehrmals seinen Namen gewechselt; die letzte Namensänderung erfuhr die Stadt mit Anbruch der Meiji-Zeit, als die kaiserliche Residenz nach dem in Tōkyō umbenannten Edo verlegt wurde: im Gegensatz zu Tōkyō „Osthauptstadt“ wurde sie Saikyō „Westhauptstadt“ getauft. Zwar hat diese jüngste Bezeichnung so gut wie gar keine praktische Bedeutung erlangt, sie findet nur im höheren Stile da und dort einmal Verwendung. Abgesehen davon ist jedoch die Beibehaltung von Kyō „Hauptstadt“ in dem neuen Namen insofern bemerkenswert, als darin die ehrenvolle Anerkennung der ungeschmälert weiterbestehenden geistig-kulturellen Wichtigkeit dieser ohne Zweifel glanzvollsten Metropole, welche die japanische Geschichte jemals aufzuweisen gehabt hat, einen für alle Zeiten bleibenden Ausdruck gefunden haben dürfte. Im Rahmen seiner näheren und fernerer landschaftlichen Reize ist — abgesehen in gewissem Sinne von Nikkō, das uns später noch begegnen wird — Kyōto, die altherwürdige

Hochburg des Buddhismus, vielleicht die vornehmste Sehenswürdigkeit von ganz Japan. Sein eindrucksvoller Reichtum an ausgedehnten alten Palästen, an tief beeindruckenden herrlichen Buddhatempeln, die in der friedevollen Weltabgeschiedenheit ihrer lauschigen Gartenanlagen mit verträumten Lotusteichen feierlich still einladen zu wehevoll andächtiger Versenkung in das fesselnde Geheimnis der Welt-erlösungslehre des großen Inders, wie vor allem der im Jahre 1211 gegründete, viele Kunstschatze bergende Haupttempel der Jōdo-Sekte, Chi-on-in und viele andere; seine Shintōschreine, seine unschätzbar wertvollen Sammlungen von Kunstschöpfungen aller Art; seine Theater ersten Ranges — all das sind Anziehungspunkte von bisweilen geradezu überwältigender Wirkung auf den entsprechend vorbereiteten, einfühlungsfähigen Besucher. Auch auf dem Gebiete des Kunstgewerbes, der Keramik, der Seidenweberei nimmt Kyōto seit je einen hohen Rang ein. Der Schöpfer der neuen Residenz ist der Kaiser Kwammu (737—806), der älteste Sohn des Kaisers Kōnin und der fünfzigste in der Reihe der Tennō. Er war der geborene Herrscher, ein Mann von zielbewußter Energie und bedeutendem politischem Weitblick, für den die endgültige und glückliche Wahl des an sich ganz unbedeutenden Dorfes Uda als Wiege der neuen Kaiserstadt Heiankyō einen schlagenden Beweis geliefert hat. Dieser Platz hatte zunächst rein geographisch betrachtet den unschätzbaren Vorteil einer durch keinerlei natürliche Hindernisse beeinträchtigten, in wenigen Stunden Schifffahrt auf dem Flusse Yodogawa zu betätigenden Verbindung mit dem Hafen Naniwa (dem heutigen Ōsaka), während hingegen der Zugang von Nara zu diesem vielversprechenden hochwichtigen Küstenpunkte durch einen damals nur mit beträchtlichen Schwierigkeiten zu überwindenden Gebirgskamm außerordentlich erschwert war. Eine weitere, in anderer Beziehung nicht weniger ins Gewicht fallende Schattenseite Naras war das bedenklich wachsende Übergewicht zweier unter tarnender Oberfläche unleugbar antikaiserlich eingestellter Parteien: eines allzu selbstbewußten Hochadels auf der einen, einer zahlreichen und streitbaren buddhistischen Priesterschaft auf der anderen Seite. Darin sah Kwammu mit vollem Rechte eine immer mehr sich konsolidierende Bedrohung der Suprematie des Tennō. So galt sein ganzes Streben in allererster Linie der unerschütterbaren Festigung der absoluten kaiserlichen Autorität, insonderheit gegenüber den unzweideutigen Ambitionen des Fujiwara-Geschlechts, die in der klaren Absicht gipfelten, das Tennōtum unter die Botmäßigkeit ihres bürokratisch-nepotistischen Regierungssystems zu zwingen. Alles in allem genom-

men muß man der Ansicht des hervorragenden Japan-Historikers Murdoch beipflichten, daß Kwammu-Tennō zu den wenigen Throninhabern Japans zu rechnen ist, welche sich als Meister echter Staatskunst erwiesen haben. Er war nicht nur nominell oberster Landesherr, sondern er hielt in Wirklichkeit die Zügel der Regierung fest in sicherer Hand. Auch eines höchst ansprechenden, rein menschlichen Charakterzuges muß Erwähnung getan werden: er besaß mitfühlendes Verständnis für die Bedürfnisse und Nöte des gewöhnlichen Volkes. So richtete er sein Augenmerk unter anderem vornehmlich auf möglichst ausgedehnte Besiedlung des freien Landes, wozu er durch Steuernachlaß die Bevölkerung wirkungsvoll ermunterte.

Anzuführen ist noch eine in der japanischen Geschichtschreibung bis auf die jüngste Zeit gebliebene Neuerung, alle Tennō unter posthumen Namen zu registrieren; bis dahin wurden sie nämlich mit ihrem persönlichen Namen oder dem ihrer Hauptstadt aufgeführt. So ist damals z. B. der Name Jimmu Tennō entstanden, der mit seinem persönlichen Namen Kamu Yamato Iwarehiko hieß.

Neben seiner innerstaatlichen Reform- und Aufbauarbeit wandte Kwammu sein Augenmerk indessen nicht weniger den außenpolitischen Möglichkeiten zu. Mit seherischem Weitblick erkannte er richtig, daß der Weg zu zukünftiger Größe seines Reiches nach Osten wies. Hier nun handelte es sich um zwei jenseits der Staatsgrenzen sich bislang erfolgreich behauptende Machtfaktoren, die seinen politischen Aspirationen hindernd entgegenstanden, die Ainu und das sog. Kwantō-Gebiet. Eine unanfechtbare ethnologische Einreihung der Ainu ist auch heute noch ein in der Hauptsache ungelöstes Problem, es existiert immer noch eine ganze Reihe von Theorien, die in heftigem Widerstreit miteinander stehen. Die früher eine Zeitlang herrschende Ansicht, daß sie arischer Herkunft seien und der weißen Rasse angehörten, findet heute meist keine Billigung mehr; ebenso wird ihre Zugehörigkeit zur mongolischen Rasse wie zu den Japanern nach den neuesten Forschungen durchaus abgelehnt. Sicher ist nur, daß man in ihnen ein Einwanderervolk zu sehen hat. Die größte Wahrscheinlichkeit kommt wohl der Annahme einer Einwanderung über Nordsibirien und Sachalin (jap. Karafuto) zu. In jahrhundertelangen Kämpfen wurden sie von den Japanern immer weiter nach Norden getrieben, bis sie schließlich (erst im 18. Jahrhundert!), endgültig unterworfen, aus den Annalen der Geschichte verschwanden. Nach der offiziellen Zählung des Jahres 1931 leben im Norden (Hokkaidō, Sachalin und Chishima) nur noch etwa

16 000 Ainu. Ohne Zweifel sind sie in geistig-kultureller Hinsicht ein sehr tiefstehendes Volk, das wegen seiner Trunksucht und seines Schmutzes stark in Verruf ist, andererseits wird jedoch ihre Gutmütigkeit und Gastfreiheit gerühmt. Auf den ersten Blick schon unterscheiden sie sich von den Japanern durch ihr langes, gewelltes Kopf- und Barthaar sowie die nahezu weiße Hautfarbe. Auch auf die Frage nach der rassischen Zuordnung der Ainusprache hat, ganz in Übereinstimmung mit der vorläufigen Unlösbarkeit des rein ethnologischen Problems, die erst in den Anfängen sich befindende Forschung zur Zeit noch keine wissenschaftlich begründete Antwort; fest steht immerhin, daß sie weder zum mongolischen noch zum japanischen gehört; die Feststellung ihrer Urheimat muß nach wie vor der Zukunft anheimgegeben bleiben. Die nicht zu unterbietende Primitivität der Lebensverhältnisse der Ainu trug wohl in erster Linie zu ihrem schließlichen Untergang bei.

Kwantō, wörtlich „Zollschranke-Osten“, d. h. „östlich der Zollschranke“, ist zunächst das Landgebiet im Osten der Zollschranke von Ōsaka in der Provinz Ōmi nahe dem berühmten Biwa-See. In späterer Zeit wurde die Zollgrenze weiter nach Osten verschoben, und zwar bis Hakone, am berühmten, gleichnamigen See. Eine solche Zollrevision hat der erste deutsche Forschungsreisende Engelbert Kämpfer (1651—1716) selbst mitgemacht (am 11. März 1691) und beschreibt sie folgendermaßen: „Wir kamen zur kaiserlichen Wache am Ende des Dorfes (d. i. Hakone), wo alle Japaner aus ihren Sänften und Tragsesseln oder von ihren Pferden stiegen und sich ehrfurchtsvoll und barhäuptig zur Visitation stellten, die aber sehr gelinde vorgenommen wurde. Wenn jedoch eine Reisende im Verdacht einer verkleideten Mannsperson stand, wurde sie genauer untersucht, mit dem Unterschied allerdings, daß in diesem Falle Frauen die Untersuchung vornahmen. Auf der Reise nach Edo befindliche Privatpersonen mußten ihre Pässe vorzeigen, sonst wurden sie drei Tage eingesperrt, bevor sie ihre Reise fortsetzen durften.“ Östlich dieser Zollschranke lagen acht Provinzen; hier gründete nun Kwammu eine militärische Operationsbasis durch Zwangsaushebungen von mehreren tausend Mann, um die Kontrolle über dieses, dem Kaiserlichen hartnäckigen Widerstand leistende Gebiet in feste Hände zu bekommen.

Diese allmählich sich immer mehr festigende und vertiefende gewaltige Erweiterung der politisch-militärischen Machtsphäre der Tennōherrschaft erscheint — darauf sei hier bereits kurz hingewiesen — unter dem Gesichtswinkel des historischen Kausalnexus

als folgenschweres Unternehmen von damals auch nicht zu ahnender Zukunftsbedeutung, als unabdingbare Voraussetzung nämlich der nahezu vier Jahrhunderte später (im Jahre 1192), auf dem Wege über das zwar kurze, aber reichsgeschichtlich hochwichtige Gempei-Zeitalter (1156—1192) ins Werk gesetzten Verlagerung der tatsächlichen und absoluten Staatslenkung nach Kamakura in der Provinz Sagami, der südlichsten jener acht Ostprovinzen, dem Sitze der neu geschaffenen, vom Kaiserhof in Kyōto vollkommen unabhängigen Regierungszentrale des Kamakura-Shōgunats.

Im Kampfe gegen die Ainu hatte Kwammu zunächst kein Glück; im Jahre 797 jedoch gelang es schließlich seinem Feldherrn, sie durch einen entscheidenden Sieg weiter nach dem Nordzipfel der Hauptinsel Hondo zurückzuwerfen und in dem so vom Feinde gesäuberten Gebiet einige bereits früher erworbene Stützpunkte stark zu befestigen. Tamura Maro war ein Nachfahre des der Tradition nach mit dem oben bereits erwähnten Gelehrten Wani aus Korea eingewanderten und in Japan durch kaiserliches Wohlwollen sehr schnell zu großem Besitz und hohen Ehren gelangten Achi-no-omi, der seinen Stammbaum auf einen Kaiser der Han-Dynastie zurückführte. Zeitgenössischen Berichten zufolge war Tamura das Urbild eines vor nichts zurückschreckenden, im Grunde seines Herzens aber doch gutmütigen Haudegens, ein Typus, der in den älteren japanischen Kriegerromanen häufiger begegnet. Es wird seine — übrigens doch nur für japanische Begriffe — außergewöhnliche Körpergröße sowie sein gewaltiger Brustkasten besonders hervorgehoben; weiter heißt es von ihm: „sein Blick war scharf wie der eines Falken; sein Bart glich herabhängenden Goldfäden; wenn er im Zorne die Augen weit aufriß, brachen alle wilden Tiere zusammen, sobald er aber lachte, ließen sich selbst kleine Kinder, ohne Furcht zu empfinden, von ihm in die Arme nehmen.“ Als Zeichen der Anerkennung dieses bemerkenswerten Erfolges verlieh im Kwammu im Jahre 806 den neu geschaffenen Ehrentitel *Sei-i-tai-shōgun*, wörtlich „Barbaren- (d. h. Ainu-) Unterwerfungs-Generalissimus“. Aller Wahrscheinlichkeit nach ist wohl Tamura Maro der erste Empfänger dieser besonders hohen Auszeichnung. Weiter unten, bei Beginn des Hochmittelalters, werden wir demselben nur zu einfachem Shōgun gekürzten und auf Grund eines radikalen Bedeutungswandels dem Inhaber der höchsten realen Machtposition im Staate kennzeichnenden Titel wieder begegnen; dort soll ausführlicher darüber gesprochen werden.

Trotz ihrer zahlenmäßigen Unterlegenheit und ihrer im Vergleich mit den Japanern recht primitiven Kriegsausrüstung machten sie

durch kämpferische Tüchtigkeit, die sie in wiederholten blutigen Aufständen glänzend bewiesen, sowie vor keinem Opfer zurückschreckende Hartnäckigkeit des verbissensten Widerstandes ihrem Erbfeinde im Laufe der folgenden Jahrhunderte noch viel zu schaffen; ihre unwiderrufliche, an völlige Vernichtung grenzende Unterwerfung glückte erst im 18. Jahrhundert.

Der Schöpfer der Heian-Periode, Kwammu Tennō, besitzt, von einer höheren Warte aus gesehen, ein unbestreitbares Anrecht auf einen glänzenden Ehrenplatz in der verhältnismäßig recht bescheidenen Reihe japanischer Throninhaber von überragender Bedeutung.

Zum Abschluß der Würdigung dieses außergewöhnlichen Herrschers dürfte es wohl nicht unangebracht sein, ergänzend hinzuzufügen, daß in das vorletzte Jahr seiner Regierung ein zunächst ganz unscheinbar anmutendes Vorkommnis fällt, in Wirklichkeit jedoch ein Geschehnis, das wir heute m. E. in rückschauender Betrachtung als sozusagen erregendes Moment eines spezifisch japanischen, weltgeschichtlich wohl nur einmaligen Kulturphänomens ansprechen dürfen: die Einführung des Tees aus China. Der ziemlich allgemein als zutreffend erachteten Tradition zufolge brachte nämlich der im Jahre 805 nach zweijährigem Studienaufenthalt im Reiche der Mitte zurückgekehrte buddhistische Priester Saichō, besser bekannt unter seinem heute fast ausschließlich üblichen posthumen Namen Dengyō-Daishi, der berühmte Gründer der Tendai-Sekte in Japan, zum ersten Male Tee nach Japan, wovon dem Kaiser Kwammu eine Probe überreicht wurde. Über die Bedeutung des Teegebrauchs in der japanischen Kultur wird später ausführlich gesprochen werden.

Nach dem Tode des Kwammu Tennō im Jahre 806 folgte auf dem Throne sein Sohn als Heizei- oder Heijō-Tennō, der indessen schon nach vier Jahren abdankte. An seine Stelle trat sein Bruder als Saga-Tennō, als Herrscher nicht ohne eine gewisse Bedeutung, doch einen ganz ungleich höheren Ruf genießend als Dichter, Kalligraph und besonderer Kenner der chinesischen Literatur und Kultur.

Mit diesem Wechsel in der Thronfolge war indessen die über die Maßen ehrbegierige Gemahlin des abgedankten Kaisers nichts weniger als einverstanden; zu voller Befriedigung ihres maßlosen Geltungstriebes setzte sie sich ein zweifaches Ziel, zu dessen Erreichung sie alles aufzubieten entschlossen war. Als erstes und nächstes erstrebte sie die nach der natürlich unvermeidlichen Beseitigung Saga-Tennōs erneute Inthronisation ihres ganz von ihr beherrschten Gemahls; an zweiter Stelle trug sie sich mit der festen Absicht,

Heiankyō aufzugeben und Nara wieder zur Hauptstadt zu erheben. Die von ihr ganz im geheimen angestiftete Verschwörung wurde aber trotz aller Vorsicht zu rechter Zeit von Tamura Maro, dem dankerfüllten treuen Anhänger des Kaisers Saga, entdeckt und außer Wirksamkeit gesetzt. Die Exkaiserin entzog sich darauf den unausbleiblichen Folgen ihres kläglich gescheiterten Planes durch Selbstentleibung.

Dieser mißglückte Attentatsversuch zeitigte nun eine bemerkenswerte Neuerung im Leben der Residenz: Saga schuf eine besondere Leibgarde zum Schutze der kaiserlichen Person und setzte überdies zur Aufrechterhaltung der öffentlichen Ruhe und Ordnung in der Hauptstadt ein Polizeikommando ein. Durch die von ihm befohlene Vervollständigung des Taihō-Kodex sowie u. a. die Gründung einer kaiserlichen Privatkanzlei, des Kurodō-dokoro, zum Zwecke der Aufbewahrung von Dokumenten aller Art, darunter auch Haushaltslisten des Kaiserhofes, erwarb er sich anerkennenswerte Verdienste. Eine ziemlich ins Gewicht fallende Schattenseite seiner Regierungsweise darf indessen bei aller Würdigung seiner Vorzüge nicht verschwiegen werden, das ist seine infolge der Einführung der nicht wenig kostspieligen Etikette des chinesischen Kaiserhofes gewaltige, dem von seinem Vater Kwammu trefflich geförderten Staatsschatze entnommene Summen verschlingende kaiserliche Hofhaltung. Im Jahre 823 verzichtete er auf Thron und Herrscherwürde und setzte seinen Halbbruder Junna als Nachfolger ein. Er lebte dann noch 17 Jahre in Saga auf Kyūshū, fern von aller Politik, ganz ausschließlich seinen literarisch-künstlerischen Idealen sich widmend.

Als im Jahre 645 die Macht der Sogasippe radikal ausgeschaltet wurde, konnte es den Glauben erwecken, daß die tennōfeindliche Clanwirtschaft überhaupt für immer abgetan sei — doch wie so oft, so trog auch hier der Schein: die Tage des verhängnisvollen Sippenunwesens waren noch lange nicht gezählt. Gewiß war — das kann man ohne Bedenken behaupten — die Clanwirtschaft im engsten Sinne des Wortes an der Wurzel getroffen, doch wußte sie sich in dem gleich eingehender zu behandelnden imperialistisch getarnten Beamtenregiment der Fujiwara-Familie ganz unverkennbar in vollem Umfange aufs neue durchzusetzen. Den entscheidenden, ihren völligen Untergang in die Wege leitenden Stoß versetzte ihr erst die Errichtung der Shōgunatherrschaft im Jahre 1192, durch welche an Stelle des bürokratisch-zivilen Imperialismus eine feudalistische Militärregierung trat. Die degenerierten, obendrein nur über ganz unzureichende militärische Machtmittel verfügenden Adelssippen muß-

ten einer kraftvollen und kriegstüchtigen Ritterschaft weichen, welche in der rauhen Umwelt der Provinzen des Reiches, fern der entnervenden Schwüle der effeminierten kaiserlichen Hofhaltung, unter steten blutigen Kämpfen mit hartnäckigen, unerschrockenen Feinden zu einem streiterprobten, mannhaften Kriegergeschlecht herangewachsen waren. Es waren ganze Männer, welche, von Grund aus abhold der krankhaften Sentimentalität ewig verliebter und hoffnungslos verweichlichter Dichterlinge und Hofschranzen, in nimmermüder Bereitschaft ein scharfes Schwert mit nerviger Faust zu führen verstanden.

Eine abermalige Usurpation der Staatsoberhoheit durch eine übermächtige Sippe war somit tatsächlich ein für allemal in den Bereich der Unmöglichkeit verwiesen. Trotzdem lassen sich auch im Laufe der folgenden Jahrhunderte da und dort, in mehr oder weniger durchsichtiger Tarnung, noch unzweideutige Nachwirkungen alteingewurzelten Sippendenkens aufdecken. Ja, man geht gewiß nicht fehl, wenn man die endgültige Überwindung sippen-parteiisch eingestellter Bestrebungen in der inneren Politik Japans erst für die modernere Zeit ansetzt, als nämlich (im Jahre 1889) nach der Umgestaltung Japans zu einer konstitutionellen Monarchie der Parteienstaat allmählich ihre Stelle einzunehmen begann. Den Auftakt dazu bildete das Jahr 1867, als die Reichsregierung dem jungen Tennō offiziell angeboten und von ihm angenommen wurde. Im Anschluß hieran sei gleich noch auf folgendes hingewiesen. Der Sippengeist als solcher war seit Urzeiten zu tief in der völkischen Eigenart der japanischen Mentalität verankert, als daß er so ohne weiteres mit einem Schlage hätte ausgeschaltet werden können. Sehr nahe liegt ferner in diesem Zusammenhange der Hinweis auf eine etwas variierende, aber nicht weniger typische Manifestation des urjapanischen Sippendenkens auf das streng disziplinierte, in weitem Umfange auch heutzutage noch ungeschmälerte Geltung behauptende Groß- oder Stammfamiliensystem. Dazu sei bemerkt, daß das Großfamiliensystem als sozusagen unpolitisch-ziviles Kulturphänomen eine Art Gegenstück des politisch-regierungsmäßig sich auswirkenden Sippenbewußtseins darstellt. Denn beide entspringen in letzter Hinsicht der gleichen sippenorientierten Grundfunktion japanischer Wesenseigentümlichkeit. Das Sippendenken als solches ist so gewissermaßen ein politisch-sozialer Nisus formativus oder Gestaltungstrieb, ein in seinen verborgensten Regungen wohl kaum jemals völlig zu verleugnendes Erbstück rassebedingter Urveranlagung.

Wenden wir uns nun wieder dem rein historischen Geschehen zu.

Bereits unmittelbar nach dem Tode des Saga-Tennō zeigten sich unmißverständlich die ersten Spuren eines Wiedererwachens des nach der höchsten Macht im Staate begierigen Sippengeistes. Und zwar steht die nunmehr einsetzende Periode der japanischen Geschichte auf ihrem mehr als zwei Jahrhunderte überspannenden Höhepunkte ganz unter dem Zeichen der allmächtigen Fujiwara-Familie. Ohne weiteres drängt sich hier die Frage auf, wie eine derartige, auf den ersten Blick geradezu unwahrscheinlich anmutende rückläufige Entwicklung überhaupt möglich war. Bei eingehender Würdigung ihres geschichtlich-tatsächlichen Hintergrundes lassen sich indes unschwer vier Momente herausstellen, welche mit unerbittlicher Folgerichtigkeit zu dieser überraschenden Wendung im Werdegange des japanischen Reiches führen mußten.

Zum Zwecke einer erschöpfenden Erhellung des historischen Kausalnexus, welcher schließlich diesen reaktionären Prozeß der Wiederkehr des Sippenregiments gezeitigt hat, müssen wir zunächst etwas weiter ausholen und uns nochmals kurz in die Zeit der oben bereits ausführlich behandelten Taikwa-Reform zurückversetzen. Man erinnere sich der dort erwähnten kaiserlichen Anerkennung der großen Verdienste des Nakatomi Kamatari durch die überaus ehrenvolle Verleihung des zu eben diesem Zwecke neu geschaffenen Familiennamens Fujiwara im Jahre 669. Diese für japanische Begriffe hochbedeutsame Auszeichnung müssen wir als die primäre Ursache — als das erregende Moment, wenn man so will — der ganzen in Rede stehenden Entwicklung ansprechen. Zur Vervollständigung sei hier noch kurz auf folgendes hingewiesen. Analog der Tradition des kaiserlichen Stammhauses, welches bekanntlich seine Entstehung auf die Sonnengöttin Amaterasu selbst zurückführte, leitete auch die Familie Nakatomi, welcher Kamatari angehörte, ihren Ursprung von einer Shintōgottheit ab. Der strahlende Glanz solch unmittelbar göttlicher Abstammung übertrug sich natürlich auch auf ihren neuen Namen. In der Tat gilt die Sippe der Fujiwara, von der noch heute mehrere Zweiglinien existieren, nächst dem Tennōgeschlecht allgemein als die älteste und vornehmste Familie von ganz Japan. Nicht allzu gewagt erscheint mir übrigens die Mutmaßung, daß Tenchi-Tennō, der sonst so weitblickende Monarch, dessen ganzes Wirken doch unverrückbar unter dem Zeichen der Stärkung und Festigung des absoluten Tennōtums stand, von solcher Art Auszeichnung vielleicht doch Abstand genommen haben würde, wenn er ihre nur zu bald dem Throne sich verhängnisvoll erweisende Tragweite hätte ahnen können. Denn unter dem Gesichtswinkel geschichtlicher Kontinuität betrachtet, trug eben

jene Gründung der Fujiwara-Familie — ungewollt und unvermerkt natürlich — in sich bereits den ersten Keim der Wiedererstarkung der Sippenherrschaft, die sich nur zu bald wieder im alten Stile durchsetzte. Nur ihr Exponent hatte einen Wechsel erfahren: an Stelle des allerdings unwiderruflich beseitigten Soga-Clans übernahm nunmehr der Fujiwara-Clan die führende Rolle. Indes muß man sich hierbei hüten vor einer Überwertung des Anteils, welchen jene kaiserliche, durch einen neugeschaffenen Familiennamen zu besonderem Ausdruck gebrachte Bevorzugung der schon damals zu den ältesten und berühmtesten Adelsgeschlechtern zählende Familien des Kamatari, der Nakatomi-Familie, an dem abermaligen Emporkommen der Sippenwirtschaft hatte. Ohne jeden Zweifel hätte nämlich diese außergewöhnliche Ehrung — die bei all ihrer ja erst durch viel spätere Ereignisse in das rechte Licht gerückten Wichtigkeit schließlich doch nur rein persönlichen Charakter trug —, zumal unter Berücksichtigung der bedingungslos kaisertreuen Einstellung ihres Empfängers nicht im entferntesten hingereicht, eine derartige Umkehr der geschichtlichen Entwicklung herbeizuführen, wenn nicht ganz andere ungleich wirkungskräftigere Faktoren die realpolitische Grundlage der Reaktion geschaffen hätten.

Als solche Faktoren lassen sich nun unschwer drei verhängnisvolle Belange, drei Mißstände von entscheidender Bedeutung, geltend machen. An erster Stelle ist anzuführen die zunächst mit noch zaghaften Anfängen schon früh einsetzende, aber rasch immer weiter um sich greifende Auflockerung des von Shōtoku Taishi nach chinesischem Vorbild ins Leben gerufenen und durch die Taihō-Gesetzgebung abschließend sanktionierten Beamtenstaates. Einer der allerwichtigsten Punkte war, wie man sich erinnern wird, der Ersatz der Sippenverwaltung durch einen Stab von kaiserlichen, jeweils nur vier Jahre im Amte belassenen Beamten, unter durchgreifender Aufhebung der Erbllichkeit ihres Postens. Hier traten nun, wohl noch ganz unbewußt, zersetzende reaktionäre Tendenzen zuerst in Erscheinung, als Kaiser Shōmu (724—748), der Sohn des Mommu-Tennō — ein übrigens in zivilisatorischer wie kultureller Hinsicht verdienstvoller Herrscher —, das Amt des Kreisgouverneurs wieder erblich machte und damit amtlich die erste bemerkenswerte Bresche in das einheitlich geschlossene Gefüge des neugeschaffenen Beamtenstaates schlug. Es dauerte dann nur einige Jahrzehnte, bis dieser durch einen kaiserlichen Willkürakt herbeigeführte erste Verstoß gegen eines der Grundgesetze der Taikwa-Reform Schule machte und auch andere Ämter wieder erblich wurden.

Sodann folgt ein rein chronologisch zwar an zweiter, inhaltlich-bedeutungsmäßig jedoch eigentlich an erster Stelle zu nennender Umstand, der als ausgesprochen realer Machtfaktor überhaupt erst das praktisch solide Fundament schuf, welches die unerläßliche Voraussetzung für eine aussichtsreiche Wiedererhebung der Sippen war: die erneute Bildung ausgedehnter Grundherrschaften — Sō-en oder Shō-en — der alten Geschlechter. Man erinnere sich an die oben bereits angeführte Agrarreform, das sog. Handen-System, eine der bedeutsamsten Bestimmungen der Taikwa-Reform überhaupt. Das Handen-System erklärte, um diesen wichtigen Punkt zu wiederholen, den gesamten Grund und Boden des japanischen Reiches als das uneingeschränkte Eigentum des Tennō, der nach freiem Ermessen darüber verfügte. Hier setzte nun die Reaktion der Sippenpolitik ein, welche dieses Gesetz kurzerhand sabotierte. Es gelang den großen Geschlechtern, in einer ständig weitere Kreise ziehenden gewaltsamen Überführung kaiserlich-staatlichen Landes in unkonditionierten Privatbesitz eine immer rücksichtslosere Schmälerung der kaiserlichen Prerogative zu bewirken. Solcherweise war bereits in der zweiten Hälfte des zwölften Jahrhunderts der Landbesitz des Kaiserhofes auf ein Hundertstel des gesamten Reichsbodens zusammengeschmolzen.

Daneben wurde nun drittens, unvermerkt doch darum nicht weniger wirkungsvoll in der Richtung einer fortschreitenden Herabsetzung der kaiserlichen Autorität, die zielbewußte tennōfeindliche Sippentaktik indirekt gefördert durch die überraschend schnell sich einbürgernde Unsitte der freiwilligen Abdankung ihres hohen Amtes überdrüssiger Throninhaber, welche in Ermangelung jeglichen Pflicht- und Verantwortungsbewußtseins ein ungestörtes, nur persönlichen Neigungen gewidmetes Dasein den unentrinnbaren, durch das unablässig aufs peinlichste zu beobachtende höchst komplizierte chinesische Hofzeremoniell dem Herrscher auferlegten Unbequemlichkeiten vorzogen. Im engen Zusammenhang damit steht ferner eine stark ausgeprägte feministische Tendenz, nämlich die Erhebung von Frauen auf den Kaiserthron und die dabei meist unvermeidliche Intrigenwirtschaft. So waren von den sieben Tennō der Nara-Periode (Kwammu-Tennō gehört trotz seiner anfänglichen Regierung in Nara aus naheliegenden Gründen zur Heian-Periode) nicht weniger als vier Frauen.

Im Schatten der soeben geschilderten innerstaatlichen Zustände gelang es nun in verhältnismäßig kurzer Zeit der durch die Verleihung des Ehrentitels Fujiwara gewissermaßen neu geadelten

Familie des Nakatomi Kamatari, nicht nur die bereits vorhandenen höchsten Staatsämter in ihren Besitz zu bringen und sie natürlich erblich zu machen, sondern auch neue Stellen zu schaffen und diese ausschließlich mit ihren Leuten zu besetzen. Kraft ihres außerordentlichen diplomatisch-politischen Geschicks, gepaart mit zielbewußter Rücksichtslosigkeit, verstand es solcher Weise diese Sippe, sich zunächst eine immer tiefer greifende Kontrolle der kaiserlichen Regierungsmassnahmen in ihre Hände zu spielen. Das Endziel ihrer von unmäßigem Ehrgeiz und hemmungsloser Machtgier geleiteten Bestrebungen war nichts Geringeres, als über die Vorstufe einer zweckdienlichen Verschwägerung mit dem Kaiserhause schließlich die auf engste Blutsverwandtschaft gegründete, unmittelbare Zugehörigkeit ihres Geschlechtes zur kaiserlichen Familie selbst herbeizuführen. Wenn das erreicht war, stand der Möglichkeit der Thronbesteigung eines Fujiwara-Sproßlings nichts mehr im Wege. Und es wurde erreicht, wie wir gleich sehen werden.

Die letzte und entscheidende Runde in diesem hochpolitischen Ränkespiel eröffnete der als Staatsmann, Krieger, Gelehrter und Dichter seinerzeit berühmte Fujiwara-Sproß Fuyutsugu, und zwar gleich durch die Schaffung zweifacher, bürgerlich-verwandtschaftlicher Bindung der Fujiwara an das Kaiserhaus. Er verhalf nämlich einerseits seinem Sohne Yoshifusa zur Heirat einer kaiserlichen Prinzessin, während andererseits durch seine Geschicklichkeit seine Tochter Tokuko es sogar erreichte, Gattin des Kaisers selbst, des Nimmyō-Tennō (834—851), zu werden. Den von Fuyutsugu beschrittenen Weg weiter verfolgend, erreichte dann Yoshifusa in der Tat das erhabene Ziel. Durch eine raffiniert in Szene gesetzte, dem regierenden Tennō hinterbrachte Scheinverschwörung, in welche er mit meisterhaftem Geschick den Prinzen Tsunesada, den Sohn des Exkaisers Junna, welchen Nimmyō Tennō seinem Onkel Junna zu Gefallen an Stelle seines eigenen, der Ehe mit Fuyutsugus Tochter entsprossenen Sohnes Michiyasu Shinnō schon früh zum Thronerben eingesetzt hatte, zu verwickeln und dadurch unmöglich zu machen wußte, gelang es ihm, dieses letzte und weitaus gewichtigste Hindernis, das der endlichen Verwirklichung seines kühnsten Planes noch im Wege stand, zu überwinden: beim Ableben des Nimmyō-Tennō im Jahre 851 brachte er, unter programmäßiger Ausschaltung Tsunesadas, seinen Enkel Michiyasu Shinnō als Montoku Tennō (851—858) auf den Kaiserthron. Mit der Thronbesteigung des Montoku-Tennō war Fuyutsugus kühner Traum voll und ganz zur Wirklichkeit geworden: an der Spitze des Staates stand ein Landesherr, in dessen Adern

auch Fujiwarablut rollte. Yoshifusa (804—872), der den letzten und entscheidenden Schritt getan hatte, wurde so zum eigentlichen Begründer der einmaligen Glanzzeit des Fujiwarageschlechts. Mehr als zwei Jahrhunderte behauptete sich diese Familie auf dem Gipfel ihrer unbegrenzten Machtstellung als die allmächtige Leiterin der Geschichte des japanischen Reiches.

Im Jahre 858 starb Montoku-Tennō; sein Nachfolger auf dem Kaiserthron war sein vierter Sohn, wiederum ein Enkel des Yoshifusa, Seiwa Tennō (859—876). Seine Regierung bedeutet den Beginn einer neuen Herrschaftsform, des sogenannten Kindkaiser-Systems. Da er nämlich bei seiner Thronbesteigung erst neun Jahre zählte, konnte naturgemäß bei ihm von einer Führung der Regierungsgeschäfte keine Rede sein, diese übernahm vielmehr sein Großvater mütterlicherseits, Yoshifusa. Er war der erste einer ganzen Reihe von Kaisern, die nur dem Namen nach Herrscher waren, als Kinder auf den Thron gesetzt wurden, während die eigentliche Regierung ganz in den Händen eines Vormunds oder Regenten, der, wie zu erwarten, stets der Fujiwarasippe angehörte; sie war es also, die solcherweise im Besitze der ganzen Regierungsgewalt war, der unmündige Throninhaber war zu voller Bedeutungslosigkeit herabgewürdigt. Es wurden zwei neue Ämter eingerichtet, das Amt des Sesshō und das des Kwampaku. Beide als höchste Titel der Rangordnung am kaiserlichen Hofe bedeuten im Grunde dasselbe, nämlich Vormund und Regent als Vertreter des Kaisers. Doch gab es in der Regel nur den einen oder anderen zu gleicher Zeit. Wenn ein solcher Kindkaiser volljährig wurde, so wurde er zur Abdankung veranlaßt und ein neuer Unmündiger wurde unter gleichen Verhältnissen auf den Thron erhoben. So dankte Seiwa-Tennō im Jahre 876 im Alter von nur 27 Jahren ab, setzte seinen wiederum erst neunjährigen Sohn als Nachfolger ein und ging in ein Kloster. So übten die Fujiwara eine Willkürherrschaft ohnegleichen aus, ohne jede Rücksicht auf das Staatswohl nur ihre privaten Interessen fördernd.

Doch blieb ihr rücksichtsloser Autokratismus nicht ohne Gegnerschaft. Mehreren Adelsgeschlechtern waren die Zustände am Kaiserhofe schon bald ein Gegenstand des Ärgernisses und der Besorgnis, und der Wunsch, die eigenmächtigen Fujiwara zu beseitigen, gewann langsam Boden. Zu diesen gehörte vor allem die Sippe der Sugawara. Auf ihrer Seite stand der Uda-Tennō, der trotz seiner Großjährigkeit noch weiter unter der Vormundschaft des Kwampaku Mototsune, des Adoptivsohnes und Nachfolgers Yoshifusa's stehend, den Thron innehatte. Als jedoch im Jahre 891 Mototsune starb, glaubte

er die Zeit reif zum Sturze der Fujiwara. Sein erster Schritt in Richtung auf dieses Ziel war die energische Weigerung, an Stelle Moto-tsune's wieder einen Kwampaku oder Sesshō einzusetzen. Zugleich schickt er sich an, einen schon längere Zeit durchdachten Plan in die Tat umzusetzen, nämlich, mit Hilfe der gleichfalls dem Kaiser anhängenden Familie der Sugawara der untragbar gewordenen Anmaßung des Fujiwararegiments ein Ende zu bereiten. Zu diesem Behufe verband er sich mit dem hervorragenden Staatsmann, Sinologen, Kalligraphen und Dichter Sugawara no Michizane. Ihn hielt er für den diplomatisch tauglichsten sowie charakterlich vertrauenswürdigsten Helfer bei diesem schwierigen Vorhaben. Michizane sollte zunächst zu Macht und Geltung gelangen, um dann, wenn der Erfolg errungen war, die Nachfolgerschaft der Fujiwara anzutreten. Auf Michizanes dringenden Rat wurden im Jahre 895 die diplomatischen Beziehungen zu China, das um diese Zeit wieder einmal einen politisch-moralischen Tiefstand schlimmster Art erreicht hatte, jäh abgebrochen. Trotz alledem scheiterte dieser Versuch der Ausschaltung der Fujiwara vollständig, und so blieb dem Uda Tennō nichts anderes übrig, als dem Throne zu entsagen und im Kloster die letzten Jahre seines Lebens zu verbringen.

Als Uda abdankte, folgte ihm sein Sohn Daigo auf dem Kaiserthron. Daigo Tennō (898—930) übertrug das Wohlwollen seines Vaters auf Michizane und machte ihn zum zweiten Kanzler. Aber schon im Jahre 901 erreichten es die Fujiwara, daß er ihren Einflüsterungen schließlich Glauben schenkte und in die Verbannung Michizane's nach Kyūshū einwilligte; dort starb Michizane bereits nach zwei Jahren (903), im wahrsten Sinne des Wortes an gebrochenem Herzen. Sugawara no Michizane ist zweifelsohne eine der bedeutendsten Erscheinungen der japanischen Geistesgeschichte, unter dem Namen Temmangū oder Tenjin genießt er noch heutigen Tages göttliche Verehrung bei einem großen Teile des japanischen Volkes. Er ist der Schutzgott der Geistesarbeiter.

Alle auf Kaltstellung abzielenden Bemühungen waren nicht nur fruchtlos gescheitert, vielmehr war der Stern der Fujiwara noch gar nicht auf dem Höhepunkt seines Glanzes angelangt. Zwar sind noch zwei Versuche zu nennen, die den Sturz der Fujiwara bezweckten, aber beide ohne Erfolg blieben. Der erste ist die Rebellion des Taira no Masakado, der unter Sujaku Tennō (931—946) aus verletztem Ehrgeiz, weil ihm sein Begehren, Vorsteher der Polizeibehörde in der Residenz zu werden, nicht erfüllt wurde, einen für die Fujiwara nicht ungefährlichen Aufstand anzettelte, bei dem er jedoch im Jahre 940

sein Ende fand. Kurz vorher hatte er sich selbst als „Neuer-Kaiser-Taira“ für unabhängig erklärt und war gegen Kyōto gerückt. Als letzter aber ebenfalls mißglückter Versuch, die immer steigende Macht der Fujiwara zu beseitigen, ist der des Murakami Tennō (947—967) zu nennen.

Ihren strahlenden Gipfelpunkt erreichte die Macht und Herrschaft der Fujiwara-Sippe im Jahre 995, als Fujiwara Michinaga das Amt des Kwampaku, das heißt also in Wahrheit die höchste Machtvollkommenheit im damaligen Japan, übernahm. Dieser Mann, eine Persönlichkeit von stählernem Willen und rücksichtslosester Selbstherrlichkeit, lenkte nun drei Jahrzehnte lang die Geschichte seines Landes bis zu seinem Tode im Jahre 1027. Er war ohne Zweifel die markanteste Erscheinung seiner Zeit überhaupt; ein kleines von ihm selbst verfaßtes Gedicht mutet an wie ein fernöstliches Gegenstück zu dem herrischen Ausspruch des französischen Sonnenkönigs, *l'état c'est moi*, und charakterisiert ihn aufs anschaulichste; in etwas freier Übertragung lautet es: „Diese Welt ist, so glaube ich, nur um meinetwillen da; Vollmond bin ich stets, doch ohne jemals abzunehmen.“ In solch maßloser Überheblichkeit brüstete er sich, als er auf dem Höhepunkt seiner Erfolge stand; das Schicksal strafte ihn allerdings nach nicht allzu langer Zeit Lügen ob solch herausfordernden Übermutes: von seinen drei Töchtern verlor er zwei durch einen frühen Tod, und er selbst war in den letzten Jahren bis zu seinem Ende schwer krank. An seinem glänzenden Hofe wurde ein beispielloes üppiges Leben geführt. Michinaga übte seine allgebietende Vormundschaft über drei Tennō aus, die er alle zu seinen Schwiegersöhnen gemacht hatte.

Aber nicht allzu lange sollte der Umschwung des Glückes auf sich warten lassen. Nach Michinagas Tod trat sein ältester Sohn Yorimichi das Amt des Vaters an und wurde Kwampaku. Doch weit entfernt davon, mit der Übernahme des hohen Amtes sich auch zu entsprechender Leistung verpflichtet zu fühlen, zog er es vor, in seinem nahe Kyōto neu errichteten Palaste ein ausschließlich dem Genuß gewidmetes Leben zu führen, ohne sich weiter um die Regierungsgeschäfte zu kümmern. Auf diese Weise war es nur natürlich, daß ihm die allenthalben im Lande gärende, da und dort in immer bedenklicheren Unruhen sich Luft machende Unzufriedenheit mit dem Regiment der Fujiwara vollständig entging. Im Jahre 1056 kam es zu einem regelrechten Aufstand unter der Führung des Abe Yoritoki, der sich zum Herrn eines großen Gebietes im Norden der Hauptinsel Hondo aufgeschwungen hatte und über dermaßen starke Streit-

kräfte verfügte, daß die kaiserliche Regierung allein über ihn nicht Meister zu werden vermochte. Nur mit tatkräftiger Unterstützung der mächtigen Sippe der Minamoto und erst nach einem zwölfjährigen Kriege wurde von den Regierungstruppen der schwere Sieg errungen. Abe Yoritoki fiel bereits gegen Ende des ersten Kriegsjahres (1057). Trotz des Erfolges der Regierung war das Schicksal des Fujiwararegiments entschieden: im siebenten Jahre nach diesem Kriege hatte die Stunde ihrer Vormundschaft geschlagen, und ein neues Regierungssystem gewinnt die Oberhand, das sog. Insei. Der erste Bestandteil des Ausdrucks bedeutet zunächst jedes religiösen Zwecken gewidmete Gebäude, dann wie hier, speziell einen buddhistischen Tempel; später wird dann die Bedeutung erweitert und auf jede Art von öffentlichem Institut bezogen, sei es eine Schule, eine Lehranstalt, ein Hospital oder dergleichen. Sei, der zweite Bestandteil, heißt Regierung, also bedeutet der ganze Ausdruck im vorliegenden Falle „Tempel-Regierung“. Damit verhält es sich nun folgendermaßen. In Go-Sanjō-Tennō, der im Jahre 1069 den Thron bestieg, erstand dem Lande ein Kaiser, dem es mit der Wiederherstellung der Autorität des Tennō Ernst war; vor allem schreitet er energisch gegen die Unsitte des Ämterverkaufs ein, er selbst und er allein ist Herr der Regierung, er beansprucht die freie Verfügung über die Vergebung jedes Amtes und des damit verbundenen Titels. Mit gleicher Strenge wendet er sich gegen den entnervenden und keine Grenzen mehr kennenden Luxus der hohen Kreise, denen jeder Begriff von Berufspflicht vollständig abhanden gekommen war. Um nun der Gefahr einer Wiederkehr der bisherigen unheilvollen Vormundswirtschaft von vornherein die Spitze abzubrechen, dankt er pro forma ab und macht sich selbst zum Vormund seines von ihm auf den Thron gesetzten zehnjährigen Sohnes Sadahito, der als Herrscher den Namen Shirakawa-Tennō führt.

In Wahrheit ist die Insei genannte Regierungsform eine Fortsetzung der bisherigen Vormundschaftspraxis als solcher, nur in veränderter äußerer Aufmachung. Die Sache selbst ist dieselbe geblieben, der im Tempel lebende Exkaiser — der übrigens bisweilen richtiger Mönch wurde und dann Hō-ō, „Buddhagesetz-Herrscher“, hieß — blieb der tatsächliche Staatslenker, der minderjährige, offizielle Tennō war nur das Aushängeschild. Was nun dem in Rede stehenden Insei des Go-Sanjō-Tennō seine besondere geschichtliche Bedeutung gibt, ist das insofern grundsätzlich unterscheidende Moment, als das Herrscheramt trotzdem von dem eigentlichen, im Hintergrunde wirkenden Tennō betreut wurde, daß somit die bisher

sämtliche Entscheidungen betreffende Vormundschaft einer in Wahrheit über dem Tennō stehenden, von ihm unabhängigen Sippe vollkommen ausgeschaltet war. Das Jahr 1069 bedeutet also die für das Tennōtum lebenswichtige Ausbootung der Fujiwarafamilie. Doch hatte das Insei-System, das über sieben Jahrzehnte in Blüte stand und seine unwiderrufliche Aufhebung erst durch die Gründung der feudalistischen Militärherrschaft erfuhr, auch eine verhängnisvolle Schattenseite. Die Lebensführung des abgedankten Tennō war nichts weniger als mönchisch-klösterlich. Er hatte seine eigene, durchaus nicht bescheidene Hofhaltung, die den doch etwas widerspruchsvollen Namen In no chō, „Tempel-Kaiserhof“, trug und dem Hofe des nominellen in nichts nachstand, so daß also stets zwei, ja unter Umständen sogar drei — wenn nämlich neben dem abgedankten Vater und dem den Thron innehabenden Tennō noch des letzteren Sohn in Betracht kam — Kaiserhöfe vorhanden waren. Daß diese Entwicklung den Keim böser gegenseitiger Eifersüchteleien und Reibungen nährte, kann nicht weiter befremden; ebensowenig bedarf es wohl eines besonderen Hinweises darauf, daß dieser Mißstand in seiner Weise nicht wenig zu einer Steigerung der sowieso schon immer offenkundiger einer Katastrophe zustrebenden allgemeinen innerpolitischen Wirrnisse beitrug.

Dazu machte sich immer stärker ein anderer Übelstand ganz neuer Art geltend: das Aufkommen der ständig an Zahl zunehmenden Sōhei, sogenannter „Mönch-Soldaten“. Diese schwerbewaffneten Horden roher Kriegersleute rekrutierten sich aus den vielen, übelster Verweltlichung anheimgefallenen Buddhapriestern, denen es übrigens niemals Ernst gewesen war mit ihrem religiösen Berufe. Die buddhistischen Klöster, welche dank der ihnen günstigen Verhältnisse zu hohem Ansehen, durch große Zuwendungen und Spenden zu bisweilen schier unerschöpflichen Reichtümern gekommen waren, übten ferner eine unwiderstehliche Anziehungskraft auf beutelustige Abenteurer aus, die sich als Söldner von einem Kloster anwerben ließen. Solcherweise wurden viele große Klöster zu wahren Festungen, in denen auch politische Unruhestifter ohne weiteres Unterschlupf fanden. Sie wurden Ausgangspunkte für gefährliche Widerstandsbewegungen, mit denen die kaiserliche Macht allein nicht mehr fertig werden konnte. So war der Tennō genötigt, sich nach Hilfe umzusehen. Er findet sie bei den beiden mächtigen Adelssippen der Taira oder Heike und der Minamoto oder Genji. Zunächst gab es zwischen diesen beiden Geschlechtern keinerlei Feindschaft. Aber im Jahre 1156 kommt es zu einem wahren Vernichtungskampf zwischen

ihnen, der erst 1185 endet. Nach anfänglichen Erfolgen der Minamoto siegen im Jahre 1159 die Taira unter Kiyomori. Dieser hatte zwar eigentlich die Absicht, seine Gegner nicht bloß zu überwinden, sondern sie völlig zu vernichten. Doch da spielte ihm die Ironie des Schicksals einen schlimmen Streich. Yoshitomo, das Haupt der Minamoto, war nach der Niederlage auf der Flucht von einem seiner Gefolgsleute getötet worden. Seine Nebenfrau Tokiwa, eine hervorragende Schönheit, und drei Kinder waren in die Hand des Siegers gefallen. Taub gegenüber allen mahnenden Einwendungen seiner Vasallen ließ er sich von seiner plötzlich erwachten wilden Liebesleidenschaft hinreißen, die Söhne Yoshitomo's am Leben zu lassen, wenn Tokiwa sich bereit erkläre, seine Konkubine zu werden. Und diese willigte ein. Doch die Unheil ahnenden Getreuen des Verblendeten sollten recht bekommen: etwa ein Vierteljahrhundert später erfüllte sich das Schicksal der Taira in der entscheidenden Seeschlacht bei Dan-no-ura im Westen der Hauptinsel unweit Shimonoseki. Die Sieger waren Yoritomo und Yoshitsune, die Söhne eben jener Tokiwa. Kiyomori allerdings erlebte den vernichtenden Schlag nicht mehr, vier Jahre vorher war er an einer Krankheit gestorben; aber er konnte ihn bereits wohl vorausschen. Wohl hatte er seinerzeit Vorsichtsmaßregeln getroffen, indem er Yoritomo unter, wie er glaubte, hinreichend sicherer Bewachung auf die Izu-Halbinsel (bei Kamakura) verbannte und seinen jüngeren Bruder Yoshitsune in ein Kloster sperren ließ. Aber diese anfangs so absolut verlässlich erscheinende Maßnahme verfiel auf die Dauer nicht: beiden gelang es ein Jahr vor Kiyomori's Tod, ihre Freiheit wiederzugewinnen, und beide verstanden sie nur zu gründlich, ihren in den Jahren der Unterdrückung insgeheim immer hoffnungsvoller und mächtiger genährten Racheplänen dienstbar zu machen. Yoshitsune entweicht aus dem Kloster und bringt mit größtem Eifer eine stets wachsende Truppenmacht zusammen, während sein nach Kamakura entkommener Bruder Yoritomo dort in der gleichen Weise eine rege Tätigkeit entfaltet. Yoritomo ist Oberbefehlshaber und Leiter des immer größere Ausmaße annehmenden Vernichtungskampfes gegen die Taira. Diese weichen immer weiter nach Westen zurück. Im Sommer des Jahres 1183 hält Yoshitsune seinen Einzug in Kyōto, wo schwere Thronstreitigkeiten entbrannt waren, welche nun nach dem Siege Yoshitsune's mit der Thronbesteigung des Go-Toba (d. i. Toba II., 1183—1198) ihr Ende fanden. Yoritomo läßt durch Yoshitsune die zurückweichenden Taira mit Nachdruck verfolgen; diese fliehen nach einer neuen Niederlage bei Ichi-no-tani nach Yashima an der Bucht

von Takamatsu an der Nordküste der Insel Shikoku. Yoshitsune verfolgt sie unverzüglich. Die Taira haben weiter Unglück und entweichen in überstürzter Flucht bis Shimo-no-seki auf der Südküste der Hauptinsel Hondō. Bei dem naheliegenden Küstenstrich Dan-no-ura erreichte sie das Geschick. Hier fanden sie in der größten Seeschlacht des Mittelalters nach einer furchtbaren Niederlage den Tod in den Fluten des Meeres. Auf den Schiffen der Taira befanden sich viele Frauen und Kinder, vor allem die Nonne gewordene Witwe des Kiyomori sowie ihre und Kiyomori's Tochter, die Kaiserin-Mutter, und ihr Sohn, der achtjährige Kindkaiser Antoku-Tennō, den Kiyomori als dreijährigen Knaben auf den Thron gesetzt hatte. In den Annalen der japanischen Geschichte ist ihr dramatisches Ende hochberühmt. Als Kiyomori's Witwe erkannte, daß das Schicksal der Taira entschieden war, überreichte sie ihrem Enkel in feierlicher Ehrerbietung die heiligen Symbole des Tennōtums, nahm ihn in die Arme und sagte: „Unser Unglück ist bereits bestimmt. Ruhe nun, Dich nach Osten zu wenden und Dich von dem Tempel Deiner kaiserlichen Ahnen in Ise zu verabschieden. Dieses Land hier, Land der Wirrnisse heißen, ist das Reich der Finsternis. Dort unter jenen Wogen ist das Paradies, dort ist Deine glückverheißende Residenz; dorthin werde ich Dich begleiten.“ Darauf stürzte sie sich mit ihm in das Meer; ihre Tochter, die Kaiserin-Mutter, sprang ihr nach.

Der in weitestem Ausmaße entscheidende Endsieg der Minamoto bei Dan-no-ura am 25. April 1185, einer der markantesten Wendepunkte der japanischen Reichsgeschichte, erwirkte mit der radikalen Vernichtung der Taira zugleich die unwiderrufliche Ausschaltung jeglichen politischen Einflusses der vollständig in den Hintergrund gedrängten Fujiwarasippe. Die glänzenden, durch diesen abschließenden Erfolg gekrönten Waffentaten Yoshitsune's ermöglichten überhaupt erst die Gründung des militaristischen Feudalstaates, den Yoritomo sieben Jahre später in Kamakura errichtete. Die etwa dreieinhalb Jahrzehnte von 1156 bis 1192, die Zeit des Machtwettstreits der beiden Sippen Minamoto und Taira, pflegt man als Gempei-Ära zu bezeichnen; Gen ist die sinojapanische Aussprache von Minamoto, Hei die von Taira; auf Grund japanischer Lautgesetze wird dann bei der Zusammensetzung Gen-hei zu Gempei.

Minamoto no Yoritomo war ohne Zweifel einer der befähigten und erfolgreichsten Staatsmänner des Inselreiches, bedauerlicherweise zeigte er sich jedoch, rein menschlich betrachtet, als geradezu abstoßender, finsterner Charakter. Als Haupttrieb beherrschte ihn maßlose Ehrsucht, ein vor keinem auch noch so verächtlichen Mittel

zurückschreckendes, schrankenloses Geltungsbedürfnis, gepaart mit wilder Grausamkeit und Härte. Es war ja nur natürlich, daß nach Dan-no-ura der so vieler bedeutender Waffensiege sich zu rühmen berechnigte Yoshitsune als der große Held des Tages allenthalben mit den höchsten Lobeserhebungen gepriesen wurde. Schon dieser Umstand verletzte Yoritomo's Eitelkeit tief, sein neiderfüllter Unwille wurde aber zu gefährlichem Zorne, als der Kaiser Go-Shirakawa Yoshitsune zum Obersten der kaiserlichen Polizei (Kebi-ishi) in Kyôto machte, ohne sich vorher mit Yoritomo ins Benehmen gesetzt zu haben. Nun kann Yoritomo, der noch dazu von seinen Anhängern gegen seinen Bruder aufgehetzt wird, nicht mehr an sich halten; er stellt Yoshitsune zur Rede, dem er den Vorwurf macht, er wolle ihn beiseite drängen, um allein der Erste zu sein. So sehr sich auch Yoshitsune verteidigt, Yoritomo läßt sich nicht von seinem Argwohn abbringen. Yoshitsune, der von der Unversöhnlichkeit seines Bruders das Schlimmste für sich zu fürchten allen Grund hat, sieht keinen anderen Ausweg, als durch schleunige Flucht den immer offenkundiger betriebenen Nachstellungen aus dem Wege zu gehen. Er findet Zuflucht bei einem alten Freunde ganz im Norden der Hauptinsel. Dann entschwindet er aus dem Gesichtskreis des Historikers; über sein Ende gingen allerhand Gerüchte um, von denen wohl das phantastischste seine mehrfach behauptete Identität mit dem größten Reitergeneral ist, den die Geschichte kennt, mit Dschingis-Chan (Temudschin), der allerdings sein Zeitgenosse war. Yoshitsune war nicht das einzige Opfer der blinden Eifersucht Yoritomo's, der gerade unter seinen nächsten Verwandten mit unerbittlicher Grausamkeit wütete, bis er keinen Neider mehr zu fürchten hatte und vollkommen freie Bahn vor sich sah.

So sind wir denn am Ende der Übergangszeit vom Frühmittelalter zum Hoch- und Spätmittelalter, d. h. der Nara- und Heian-Periode angelangt. Vor dem Eingehen auf den neugeschaffenen Feudalstaat sei indes noch einer kurzen chronologischen Betrachtung Raum gegeben.

Der Zeitpunkt des Abschlusses der Heian-Periode wird sowohl bei einheimischen wie auch abendländischen Historikern nicht übereinstimmend angesetzt, es werden vielmehr drei voneinander abweichende Standpunkte vertreten. Einige Autoren legen ihr Ende auf das Jahr 858, indem sie die Aneignung der unbeschränkten Regierungsgewalt durch die allmächtige Fujiwara-Familie als neuen Abschnitt gelten lassen wollen; andere lassen sie mit dem Jahre 1159 zu Ende gehen, als durch den Sieg des Taira Kiyomori die Macht

der Fujiwara gebrochen wurde und dadurch ihr unaufhaltsam fortschreitender Niedergang eingeleitet war; noch andere endlich dehnen die Heianzeit aus bis zur Errichtung des Shōgunats im Jahre 1192. Letzterer Annahme möchten auch wir hier beipflichten, und zwar vor allem auf Grund der doch sehr naheliegenden Erwägung, daß Kyōto, wenigstens theoretisch, seine Geltung als Heian-Kapitale bis zum Jahre 1192 behauptete. Erst infolge der Gründung des militärischen Feudalstaates wurde praktisch Kyōto als politisch vollkommen bedeutungslos in den Hintergrund geschoben und Kamakura an seiner Statt zur unabhängigen, politisch ausschließlich maßgeblichen Regierungszentrale erhoben. Nebenbei sei noch bemerkt, daß sonst wohl kaum aus der Weltgeschichte ein weiteres Beispiel anzuführen sein dürfte, daß eine durch nimmer abbrechende — offen zutage tretende oder mehr unter der Oberfläche gärende — kriegerische Verwicklungen und Wirrnisse durchtobte Zeitspanne mit dem Namen einer Friedensperiode (Heian-jidai) ausgezeichnet worden wäre wie im vorliegenden Falle. Politisch machte diese Periode ihrem Namen wirklich keine Ehre, aber vom kulturellen Standpunkte aus muß man ihr Gerechtigkeit widerfahren lassen: sie bedeutete in literarischem wie künstlerischem Betracht eine Blütezeit ersten Ranges. Die parallel laufende Schattenseite darf allerdings auch nicht verschwiegen werden. Die unüberbietbare Verfeinerung und ästhetisierende Überspitzung der ganzen höfischen Lebensgestaltung schuf eine namenlose Verweichlichung vor allem der durch üppigste Schwelgerei sowie zügelloseste Liebesabenteuer unrettbar entnervten Männerwelt, während — worauf schon früher hingewiesen worden ist — in der Provinz, fern von den Verlockungen der Hauptstadt, neue Geschlechter eisenfester und kampferprobter Krieger heranwuchsen, denen die Zukunft gehörte. Zu diesen zählten als die stärksten und bedeutendsten die Taira und Minamoto.

Die Heian-Periode ist ohne Zweifel einer der inhaltsreichsten Abschnitte der älteren japanischen Geschichte überhaupt. Vor dem geistigen Auge eines phantasievollen Geschichtsschreibers könnte die aus dem Gesamtverlauf der japanischen Reichsentwicklung als ein relativ in sich geschlossenes Ganzes isolierte Heianzeit abrollen wie ein wildbewegtes Drama des Welttheaters, als imposante Tragödie eines stolzen und mächtigen Adelsgeschlechtes, deren Titel etwa „Aufstieg und Niedergang der Fujiwara-Familie“ lauten könnte. Zeitlich etwas weiter ausholend könnte man das erregende Moment bereits in der zweiten Hälfte des siebenten Jahrhunderts, nämlich in der Verleihung des neugeschaffenen Ehrennamens Fujiwara an

Nakatomi Kamatari entdecken. Der allmählich doch immer rücksichtsloser sich auswirkende politische Aufstieg der Nachfahren des Kamatari erschiene dann als die sogenannte steigende Handlung. Die Exposition wäre gegeben durch die politischen Geschehnisse der rund sechs Jahrzehnte vom Beginn der Periode bis zur Machtergreifung durch die Fujiwara im Jahre 858. Ihre zwei Jahrhunderte (858—1069) überspannende Machtbehauptung bildete natürlich den glanzvollen Höhepunkt des Stückes. Der in stets wachsendem Tempo sich vollziehende Abstieg würde seinen Anfang nehmen mit dem Verlust ihrer Machtposition, das heißt dem Verlust ihrer Vormundschaft über den Kaiserhof im Jahre 1069, und so als Peripetie die sogenannte fallende Handlung einleiten, welche schließlich zur Katastrophe, zum Ende der Heianperiode führte.

2. Hoch- und Spätmittelalter, 1192—1868 Bakufu oder Shōgunat

Vorbemerkung. Die ganze Shōgunatszeit läßt sich am übersichtlichsten in drei große und zwei kleinere Zwischenperioden einteilen:

I. Die Kamakura-Periode, 1192—1333.

Zwischenperiode oder Nambokuchō-jidai, d. h. Zeit der Nord- und Süddynastie, 1333—1392, beginnend mit dem nur rund drei Jahre dauernden imperialistischen Zwischenspiel der Herrschaft des Go-Daigo-Tennō, 1333—1336.

II. Die Muromachi- oder Ashikaga-Periode in Kyōto, 1392—1573. Zwischenperiode, Zeit der sog. Bürgerkriege, 1573—1603.

III. Tokugawa-Periode oder Edo-Bakufu, 1603—1868.

Dem Ausdruck Shōgun sind wir oben bereits begegnet, als von Tamura Maro die Rede war; er bedeutet wörtlich Heerführer, entspricht also sprachlich genau der römischen Bezeichnung Imperator. Indessen ist die historisch-inhaltliche Gleichsetzung von Shōgun und Imperator ein Irrtum, der allerdings in der westländischen Japanliteratur nicht selten anzutreffen ist. Abgesehen von der identischen wörtlichen Grundbedeutung unterscheiden sich die beiden Ausdrücke in weitgehendem Maße voneinander. Im kaiserlichen Rom war bekanntlich von Augustus, dem ersten römischen Kaiser, an der Titel Imperator der Hauptname eines jeden Herrschers der Folgezeit; ein und dieselbe Person war also Träger beider Titel, der Monarch war zugleich Imperator. Auch ist hierbei zu berücksichtigen, daß im Gegensatz zu dem weit in seine Kaiserzeit hinein, wenigstens prinzipiell, demokratisch-republikanischen Grundanschauungen hül-

digenden römischen Reiche Japan souveränitätstheoretisch durch annähernd zweieinhalb Jahrtausende — vom mehr oder weniger in mystisches Dunkel gehüllten Beginn seiner Geschichte bis in die jüngste Zeit hinein — ein Staatsgebilde von rein imperialistischem Gepräge gewesen ist. Gegen diese grundsätzliche Einstellung hat auch die sechsdreivierteil Jahrhundert bestehende Feudalzeit in keiner Weise verstoßen. Allerdings führte während der ganzen feudalistischen Militärherrschaft der in strengster Abgeschlossenheit an seinem Hofe in Kyōto jeglicher Möglichkeit politisch-herrscheramtlicher Betätigung beraubte Tennō ein vollkommen machtloses kaiserliches Schattendasein. Dessen ungeachtet stand er jedoch in uneingeschränkter ideeller Geltung nominell nach wie vor als der *de iure* oberste Landesherr an der Spitze des Reiches. Dieser Sachverhalt kommt unmißverständlich zum Ausdruck durch die stets mit großer Feierlichkeit befolgte Praxis, daß der neuernannte Shōgun, in Wirklichkeit der *de facto* oberste Landesherr, mit dessen Wahl der Kaiser auch nicht das geringste zu tun hatte, sich in Kyōto in aller Form vom Tennō in seinem neuen Amte bestätigen ließ. Yoritomo hatte bei der Gründung des Shōgunatsystems ganz unzweideutig und ausdrücklich den Tennō als den einzig rechtmäßigen obersten Landesherrn bezeichnet. Ein derartiges, gewissermaßen offiziell sanktioniertes, rein äußerlich ganz harmonisch anmutendes Nebeneinander eines bloß nominellen, jeglicher Regierungsbetätigung enthobenen und eines über alle Macht verfügenden tatsächlichen Staatsoberhauptes steht wohl in der Weltgeschichte einzig da, es ist ein singulär japanisches staats-theoretisches Phänomen. Der wahre Charakter dieser Scheindoppelherrschaft blieb übrigens den im Mittelalter Japan besuchenden Europäern verborgen; sie waren stets des Glaubens, daß es in Japan zwei Kaiser, einen weltlichen und einen geistlichen, gäbe und waren so die Urheber dieser eine Zeitlang das Abendland beherrschenden irrtümlichen Auslegung des wahren Sachverhalts.

Die gleichwertige Bezeichnung *Bakufu* bedeutet wörtlich übersetzt „Vorhang-Regierung“. Unter diesem Vorhang ist zu verstehen die den Sitz des Shōgun nach allen Seiten abschließende Zeltleinwand, dann das Feldlager überhaupt, weil nämlich im Anfang der Shōgun von da aus seine Regierung betätigte. Der namhafte Japanhistoriker Brinkley hält gewiß mit Recht den Gründer des militärischen Feudalstaates, Yoritomo, für die bemerkenswerteste Gestalt der ersten achtzehn Jahrhunderte japanischer Geschichte und interpretiert diese gewaltige Leistung als eine Revolution im zweifachen Sinne

des Wortes; einerseits sieht er in ihr die Ersetzung einer kaiserlichen Aristokratie durch eine militärische Demokratie, andererseits die Rehabilitierung eines großen Teils der Nation, den bis dahin der Adel von Kyôto als seine Sklaven behandelt hatte. Auch dieses Urteil entspricht durchaus der Wahrheit.

Übrigens war, wie wir im weiteren Verlauf der Darstellung gleich sehen werden, die Errichtung des Feudalstaates noch weit davon entfernt, dem durch innere Kämpfe und Wirren bereits schwer mitgenommenen Reiche die Einigung und Befriedung zu bringen. Dieses große Ziel erreichte erst das Tokugawa-Shôgunat nach rund vier zum weitaus größten Teil von unheilvollsten kriegerischen Verwicklungen durchbebten Jahrhunderten. Das Land hatte seinen niedrigsten Tiefstand kriegerischer innerer Zerrissenheit noch vor sich. Allerdings darf hierbei folgendes nicht übersehen werden. Nur zu oft bewegt sich ja die über eine große Zeitspanne ausgedehnte geschichtliche Entwicklung eines Landes in einer Art Zickzacklinie. So kann auch der in seiner Grundtendenz unleugbar einem Tief zustrebende Fortgang des historischen Geschehens gelegentlich durch ein Hoch von längerer oder kürzerer Dauer abgelöst werden. Ganz so verhält es sich nun im vorliegenden Falle. Der im Laufe der erwähnten vier Jahrhunderte letzten Endes zu einem schlechterdings nicht mehr zu steigernden Tiefstand führende innerpolitische Abstieg wurde unter der Regentschaft der Hôjô — von 1219 bis 1333 — durch einen mehr als hundertjährigen inneren Frieden unterbrochen und aufgehalten. Ja, dieser Frieden hat sogar außenpolitisch einen nicht zu überschätzenden, für das Fortbestehen eines unabhängigen japanischen Reiches in weitestem Ausmaße entscheidenden Erfolg zu buchen: die Abwehr zweier Mongolenangriffe, deren Gelingen von unabsehbaren Folgen begleitet gewesen wäre.

Die Kamakura-Periode, 1192—1333

Yoritomo's geniale organisatorische Staatsmannschaft offenbarte sich aufs glänzendste in der konsequenten, von hervorragendem politischem Scharfsinn und Weitblick geleiteten Durchführung seiner ganz neuen Reichsgestaltung, und es ist gewiß nicht zu weit gegangen, wenn man das durch einen tödlichen Sturz vom Pferde so früh und plötzlich — nämlich schon nach sieben Jahren, 1199 — herbeigeführte Ende des hochbegabten Organisators als ein nationales Unglück einschätzt. Unwillkürlich denkt man hier an das bekannte „er hob sein Volk in den Sattel, aber das Volk konnte nicht reiten“.

Das von Yoritomo in beträchtlichem Umfang neugeformte Staats-

wesen zeigte nun folgendes Antlitz. Es ist oben bereits das ganz einzigartige Phänomen gewürdigt worden, daß an der Spitze des Reiches verfassungstheoretisch der Tennō als einziger und höchster Landesherr stand, die tatsächliche Regierung jedoch voll und ganz in der Hand eines vollkommen unabhängigen militärischen Machthabers lag, neben dem die Stellung des in Wahrheit zu absoluter politischer Einfluß- und Machtlosigkeit verurteilten nominellen Monarchen nur ein in jeder Hinsicht bedeutungsloses Schattenkaisertum darstellte.

Zwei Gründe waren es, die Yoritomo bewogen, sein Machtzentrum nicht in die alte Residenz zu legen. Der erste und wohl bedeutsamste, der wiederum Zeugnis seiner politischen Einsicht ablegte, war die weise Voraussicht, zur Vermeidung unausbleiblicher Konflikte mit dem kaiserlichen Hofadel den inneren Abstand seiner wahren Machtstellung von der scheinbaren des Tennō auch äußerlich durch die Wahl eines örtlich weit entfernten Sitzes seiner Regierungstätigkeit zu demonstrieren. In dieser Maßnahme soll er von einem der ersten Juristen jener Zeit bestärkt worden sein. Der zweite, nicht viel weniger triftige Grund, der indessen mit dem ersten in einem gewissen inneren Zusammenhang steht, ist der Umstand, daß er seine eigentliche Militärmacht in Kamakura konzentriert hatte.

Unter solchen Umständen mußten natürlich in Kamakura Behörden geschaffen werden, und zwar gründete er drei Verwaltungsinstitute. Die oberste erließ alle amtlichen Verordnungen; diese Behörde hatte Yoritomo bereits im Jahre 1184 ins Leben gerufen. Sie hieß zuerst Kumonjo und wurde 1191 in Mandokoro umbenannt. Es war also das Regierungspräsidium. Des weiteren wurde im gleichen Jahre 1184 unter dem Namen Monchūjo (auch Monjūsho genannt) das oberste Zivilgericht, etwa Reichsgericht, eingerichtet. Bereits im Jahre 1180 war die höchste Militärbehörde, das Samuraidokoro, geschaffen worden.

Von besonderer Wichtigkeit war nun aber die Verwaltung des Landes. Die vielen — etwa 100 bis 150 — Landbezirke der ältesten Zeit, die schon damals Kuni hießen, waren im Jahre 824 auf 66 Kuni herabgemindert. Diese 66 Provinzen behielt Yoritomo bei, sie bestanden übrigens unverändert bis zur Meiji-Restauration im Jahre 1868. Die Verwaltung dieser Provinzen wurde durch von Yoritomo eingesetzte Beamte durchgeführt; es waren Gendarmerieoffiziere, die für den Schutz des Lebens und Eigentums der Bürger (daher auch Shugo genannt) sowie für Bestrafung der Übeltäter Sorge zu tragen hatten. An der Spitze jeder Provinz stand ein solcher

Tsuibushi, sich selbst ließ Yoritomo als Sō-Tsuibushi, d. h. etwa Chef-Tsuibushi bestätigen. Endlich gab es noch das Amt des sog. Jitō. Schon in der Heian-Zeit war der Jitō der Verwalter der Shōen, von denen wir bereits gesprochen haben: es waren die großen Grundherrschaften, die ursprünglich kaiserliches Eigentum waren, womit aber verdiente hohe Beamte zur Nutznießung sozusagen belehnt wurden. Ihre Zahl war von Yoritomo bedeutend vermindert worden. Yoritomo behielt die Amtsbezeichnung Jitō bei, erweiterte aber ihren Aufgabenkreis, indem sie die Steuer einzuziehen hatten und außerdem bei gegebener Gelegenheit auch militärische und polizeiliche Pflichten erfüllen mußten. Die Provinzen waren nämlich gezwungen, ein bestimmtes Truppenkontingent aufzustellen, dessen Unterhalt sie selbst zu bestreiten hatten.

Auch in anderer Beziehung bewies Yoritomo sein großes diplomatisches Geschick und seine Klugheit. Er setzte alles daran, jeder etwaigen Spannung mit dem Kaiserhofe aus dem Wege zu gehen. Ebenso war er bestrebt, keinerlei Reibungen mit den immerhin über eine gewisse nicht zu unterschätzende Macht verfügenden buddhistischen Mönchen aufkommen zu lassen.

Im Jahre 1192 erfolgte seine Ernennung zum Sei-i-taishōgun, jener Bezeichnung, die nun ihren ursprünglichen Charakter eines rein militärischen Ehrentitels verlor und Amtsname wurde, in der allerdings gekürzten Form Shōgun, das man in zutreffender Weise mit Reichsverweser oder Hausmeier wiederzugeben pflegt. Damit hatte er den Gipfelpunkt seiner von Erfolg zu Erfolg führenden Laufbahn erklommen: er war im alleinigen Vollbesitz der gesamten militärischen Macht und aller Hilfsmittel des japanischen Reiches. Er hatte aber auch in der Tat nach bester Möglichkeit alles getan, was zur Erreichung des letzten Zieles seines Ehrgeizes, dem Lande Ruhe, Sicherheit und Gedeihen zu bringen, nur irgendwie dienen konnte.

Der bekannte japanische Historiker Saitō stellt die auf den ersten Blick vielleicht etwas befremdende Behauptung auf, die gewaltige Staatsumwälzung dürfe nicht ausschließlich dem Genius eines einzelnen Mannes wie Yoritomo zugeschrieben werden; sie müsse vielmehr als der Ausdruck des Grundcharakters des japanischen Kaiserreichs aufgefaßt werden. Dann ergebe sie sich als eine zwangsläufige Entwicklung, deren erste Regungen bereits in der Fujiwara-Zeit wurzelten. Bei genauerer Überlegung zeigt sich in der Tat eine gewisse nicht zu leugnende Berechtigung dieser Ansicht; in Japan bestanden allenthalben mehr oder weniger fortgebildete Anfänge feudalistischer Einrichtungen bereits seit geraumer Zeit. So hatten

sich vor allem zwischen den Herren der großen Grundbesitze (der Sō-en) und ihren der Kriegerkaste angehörenden Dienstmannen und Vasallen unverkennbare lehensstaatliche Beziehungen herausgebildet. Dabei darf man jedoch nicht übersehen, daß eben erst der geniale staatsmännische Tiefblick Yoritomo's die überragende Eignung eines solchen Regierungssystems für eine auf das ganze Reich ausgedehnte, einheitliche und an einer Stelle zentralisierte Staatsorganisation erkannt und mit kühnem Wagemut sowie rücksichtslos durchgreifender Energie diese seine große Konzeption in die Tat umgesetzt hat. Das ist und bleibt vor dem Richterstuhle der Geschichte seine persönliche, bewundernswerte Leistung.

Doch das Schicksal hatte es anders beschlossen. An Yoritomo bewahrheitete sich ein japanisches Sprichwort, das man in etwas verallgemeinerter Auslegung wiedergeben kann mit „ein großer Mann hat keine ebenbürtigen Nachkommen“. Er hinterließ zwei Söhne, von denen ihm der ältere, Yori-ie, offiziell zwar als Shōgun folgte; da er aber diesem einen ganzen Mann erfordernden Amte in keiner Weise gewachsen war und in Müßiggang und Schwelgerei seine einzige Befriedigung fand, wurde er alsbald beiseite geschoben. Die Gattin Yoritomo's stammte aus dem Geschlechte der Hōjō, einer der vornehmsten Familien Japans, die von jeher auf Seiten der Minamoto gestanden hatten. So sah nun Hōjō Tokimasa, der Großvater des Yori-ie, den günstigen Zeitpunkt gekommen, sich allmählich der Herrschaft zu bemächtigen. An Stelle seines unfähigen Enkels nahm er selbst als sein Vormund die Zügel der Regierung in die Hand. Allerdings ging er zunächst sehr behutsam, unter geschickter Tarnung seiner wahren Absichten, vor. Er brachte die Schaffung eines neuen Amtes in Verbindung mit dem Shōgunat in Kamakura, das Amt des sogenannten Shikken, zuwege. Shikken bedeutet eigentlich Regent oder Reichsverweser; offiziell jedoch galt der Shikken bloß als ein dem Shōgun unterstellter Beamter des Bakufu. In Wirklichkeit lagen die Dinge indessen anders. Als Vormund des Shōgun war der Shikken der eigentliche Machthaber, der in unbestrittenem Besitze der tatsächlichen Regierungsgewalt ganz willkürlich schaltete und waltete. Das ehemalige System der Kindkaiser hatte auch hier Eingang gefunden: man erhob unmündige Kinder zu Shōgunen, und sobald ein solcher Neigung verriet, sich unabhängig zu machen, wurde er ohne weitere Umstände abgesetzt und ein anderer Unmündiger trat an seine Stelle. Als Yori-ie im Jahre 1204 auf Anstiften des Tokimasa ermordet war, wurde Sanetomo, der zweite Sohn Yoritomos, im Alter von zwölf Jahren Shōgun. Aber schnell erkannte sein Vormund

Tokimasa die völlige Ungeeignetheit des allzu weichlichen und genußfreudigen Knaben und war gleich entschlossen, ihn beseitigen zu lassen. Doch mißlang der Anschlag, Tokimasa wurde verbannt und lebte noch, jeglichen Einflusses auf die Regierungsgeschäfte beraubt, als buddhistischer Mönch elf Jahre in einem Kloster. Gleichwohl hat die Schicksalsstunde der Minamoto vier Jahre später geschlagen: im Jahre 1219 wird Sanetomo beim Verlassen des dem Kriegsgotte Hachiman geweihten Tempels Tsurugaoka in Kamakura ermordet, nachdem ihm gerade der Kaiser das hohe Amt des Udaijin, des „Kanzlers zur Rechten“, der nach den Bestimmungen des Taihō-Kodex die Oberleitung der Regierungsgeschäfte besorgte, verliehen hatte. Dieser feige Racheakt besiegelte das Erlöschen der direkten Linie des Hauses Minamoto. Die Shōgunatswürde übertrug sich nun auf Fujiwara-Abkömmlinge und kaiserliche Prinzen, die aber samt und sonders nichts weiter als Schattenshōgune waren, welche unter der launischen Gnadensonne der Machtusurpatoren, der Hōjō, ein vollkommen unselbständiges Dasein fristeten.

Die ganze nun folgende innerstaatliche Entwicklung zeigt mit unmißverständlicher Deutlichkeit die rücksichtslose und brutale Gewaltpolitik, vor allem gegen das Tennōhaus, der sowohl Kyōto wie Kamakura unangreifbar beherrschenden Hōjō-Shikken. Auf Grund dieser Tatsache haben sich die Hōjō bei den Japanern einen sehr schlechten Namen gemacht; ohne Zweifel bis zu einem gewissen Grade mit Recht. Indessen muß der objektiv urteilende Historiker ihnen Gerechtigkeit widerfahren lassen und zugeben, daß sie auch zweifellos ihre Verdienste haben. Das Reich hat, wie schon oben erwähnt, unter ihnen einen über hundert Jahre dauernden Frieden genießen dürfen; die weitere Entwicklung des feudalistischen Systems wurde von ihnen gefördert; es wurde für das Landvolk und die Armen viel getan. Unter den nach dem Ende der Minamoto das Regierungsamt ausübenden Shikken nimmt der Hōjō Yasutoki (1224—1242) als Regent sowohl wie als Mensch eine hervorragende Stelle ein; das Wohl des Volkes lag ihm sehr am Herzen, vor allem ist er stets eifrig bestrebt, überall Gerechtigkeit und Milde walten zu lassen. So ist es zu begreifen, daß er sich, vor allem beim Volke, große Sympathien erworben hat. Auch sein übernächster Nachfolger, sein Enkel Tokiyori (1246—1256), hat sich durch seine Sparsamkeit in der Verwaltung sowie sein großes Verständnis für die Bauern einen guten Namen gemacht. Ganz besonders aber muß den Hōjō — und zwar speziell dem Shikken Tokimune (1268—1281) — als hohes Verdienst angerechnet werden die Vereitlung zweier Mongolen-

anstürme, im Jahre 1274 in kleinerem, 1281 in großem Maßstabe. In beiden war der Anführer Hubilai- (Kublai-) Khan, der Gründer der chinesischen Yüan- oder Mongolendynastie (1280—1368). Erst im Kriege gegen Rußland sah sich Japan wieder einer außenpolitischen Bedrohung von gleicher Bedeutung gegenüber, in beiden Fällen stand die Existenz des Reiches auf dem Spiel. Es ist nicht schwer, sich ein Bild von den Folgen eines mongolischen Sieges für den Fernen Osten zu machen. Es klingt beinahe wie ein Märchen, und doch ist es reine historische Wahrheit: in beiden schweren Kämpfen hat sozusagen das Schicksal selbst eingegriffen, indem beide Male die bereits in große Gefahr geratenen Japaner gerettet wurden durch einen plötzlich entstehenden furchtbaren Sturm, der die Schiffe der Mongolen bis auf das letzte auf den Meeresgrund schickte. Solch einer ganz außerordentlichen Notlage hätte das japanische Reich ohne Zweifel in keiner Weise Herr werden können, wenn nicht die Hōjō-Regenten durch entsprechende Verwaltungseinrichtungen, in materieller wie ideeller Hinsicht, die unerläßlichen Voraussetzungen geschaffen gehabt hätten. Die Japaner befanden sich vor allem insofern im Nachteil, als die mongolischen Eindringlinge ihnen, was Bewaffnung anbetraf, weit überlegen waren: sie verfügten über große Schleudermaschinen und andere, den Japanern ganz neue Waffen.

Dieser Zusammenstoß mit den Mongolen hat nun noch eine andere, in gewissem Sinne weltgeschichtliche Bedeutung gehabt: der venezianische Kaufmann und Reisende Marco Polo, der viele Jahre am Hofe Hubilai Chan's lebte und im Jahre 1295 nach Venedig zurückkehrte, veröffentlichte seine Reiseberichte und brachte solcherweise die erste Kunde von Japan nach Europa. Aus dem chinesischen Namen des Landes Jih-pen-kuo (Sonnen-Ursprungs-Land) machte Marco Polo Zipangu, die holländische Bezeichnung Japan — woher auch unser Wort kommt — stammt mit dem portugiesischen Japon direkt aus dem japanischen Nippon. Was Marco Polo übrigens von Japan berichtet, hat er von Chinesen erfahren, er selbst ist nie dort gewesen.

Nach diesem gewaltigen außenpolitischen Erfolge stand der Glücksstern der Hōjō für etwa vier Jahrzehnte im Zenit, und es ist schließlich zu begreifen, wenn ihre Überheblichkeit und Herrschsucht keine Grenzen mehr kannte. Während sie sich vorher etwa ein Jahrhundert lang, dank der weisen Mäßigung und volksnahen Regierungstätigkeit der Mehrzahl der Shikken, im allgemeinen ausgesprochenen Beliebtheit erfreuten, schlug nunmehr diese Zuneigung des Volkes um in ihr Gegenteil, in abgründigen Haß. Und die jetzi-

gen Shikken gaben alle Veranlassung zu diesem Wechsel der Gesinnung; sie verfuhrten stets mit der größten Härte gegen das Volk, führten hingegen selbst ein Leben der Schwelgerei und Üppigkeit. Ihr Hauptziel blieb unverrückt, mit schonungsloser Feindseligkeit waren sie stets bedacht, den rechtmäßigen Herrscher, den Tennō, niederzuhalten. Gerade das hat ihnen bis in späte Zeiten hinein einen besonders schlechten Namen eingebracht.

Der Unwille gegen das Joch der Hōjō-Reichsverweser wuchs naturgemäß unter der Decke immer mehr, bis im Jahre 1324 der Kaiser Go-Daigo (d. i. Daigo II.) den Augenblick für günstig hielt, den Regenten Hōjō Takatoki (1316—1326) und mit ihm zugleich die Familie der Hōjō, sowie das Reichsverwesertum überhaupt zu stürzen und an deren Stelle der Macht des legitimen Tennō wieder zu ihrem Rechte zu verhelfen, das heißt, selbst die Zügel der Regierung zu ergreifen. Aber das Unternehmen schlägt fehl, Go-Daigo muß sich auf eine spätere Gelegenheit vertrösten. Sieben Jahre später hat er auch bei einem zweiten Versuche Unglück, nachdem er vergeblich von den Mönchen des Hiei-zan (bei Kyōto) Hilfe in ausreichender Stärke erhofft hatte; er ergreift die Flucht in die Berge, nachdem er beim Brande des Schlosses, in dem er Zuflucht gefunden hatte, um ein Haar sein Leben verloren hätte; er wird gefangen, nach Kyōto zurückgebracht und im folgenden Jahre auf die Insel Oki in der Japanischen See (40 Seemeilen nördlich von Izumo) verbannt. Aber Go-Daigo hatte ihm restlos ergebene Anhänger, von denen in erster Linie Kusunoki Masashige, das berühmte Vorbild niemals wankender Kaisertreue, anzuführen ist. Noch zwei namhafte Heerführer sind hier zu nennen, Nitta Yoshida und Ashikaga Takauji, letzterer stand zwar zwei Jahre lang auf der Gegenseite, besann sich dann aber eines Besseren und ging gegen die Hōjō; ersterer, Nitta Yoshida, überrascht die Hōjō in Kamakura, die sich in einem Tempel entleibten, als sie sahen, daß alles verloren war. So hat, im Jahre 1333, Nitta Yoshida das Werk der endgültigen Vernichtung der Hōjō gekrönt.

Nach diesen entscheidenden militärischen Erfolgen steht Go-Daigo der Weg nach Kyōto wieder offen; er kehrt zurück und trifft alle Vorkehrungen zur Wiederherstellung der Ordnung und Sicherheit. Aber nicht lange hielt dieser vom Volke begrüßte Zustand des Friedens an, nur zwei Jahre dauerte Go-Daigo's Herrschaft. Schuld an diesem Unglück war er allerdings selbst, gewiß wohl ohne es zu ahnen. Sein Fehler bestand darin, daß er seine militärischen Helfer und seine Truppen überhaupt den Hofleuten gegenüber vernach-

lässigte, vor allem die Führer nicht entsprechend ehrte und belohnte. Diese Zurücksetzung schuf ihm hier im Verein mit dem Unwillen des Volkes über allzu drückende Besteuerung bei größter Verschwendung und Prachtentfaltung am Hofe sehr schnell Feinde. Zu seinem Schaden merkte Go-Daigo zu spät, was hinter seinem Rücken gegen ihn gesponnen wurde. Aber plötzlich gingen ihm die Augen auf, als der gewissenlose Ränkeschmied — den er in keiner Weise durchschaute — Ashikaga Takauji sich plötzlich offen gegen ihn kehrte und mit Truppenmacht gegen Kyōto rückte, zum zweiten Male schmählichen Wortbruch verübend. In aller Eile schickt ihm Go-Daigo seinen treuen Anhänger Kusumoki entgegen, der jedoch gegenüber der zahlenmäßig weit überlegenen Stärke Takaujis nichts ausrichten kann und nach japanischen Ehrbegriffen seine Niederlage nur durch selbstgewählten Tod zu sühnen vermag. Beim Einzuge des siegreichen Takauji ergreift Go-Daigo unter Mitnahme der kaiserlichen Symbole die Flucht und gründet im südlich von Kyōto in der Provinz Yamato liegenden Orte Yamato kurz entschlossen eine zweite Residenz. Da Takauji in Kyōto einen neuen Tennō einsetzt, nämlich den kaiserlichen Prinzen Toyohito als Kōmyō-Tennō, existieren von nun an in Japan zwei Kaiserhöfe, in Kyōto der nördliche und in Yoshino der südliche. Der letztere wird als der allein rechtmäßige betrachtet mit Rücksicht darauf natürlich, daß Go-Daigo im Besitze der kaiserlichen Insignien war. Man nennt daher diese Zeit, die von 1336—1392 dauert, Nam-boku-chō, „Süd-Nord-Hof“.

Ashikaga Takauji läßt sich durch den von ihm eingesetzten Kōmyō-Tennō zum Shōgun machen. Er selbst wählt Kyōto als seinen Standort und setzt seinen Sohn in Kamakura als Regenten ein. Hiermit beginnt im Jahre 1336 das sogenannte Ashikaga- oder Muromachi-Shōgunat im weiteren Sinne des Wortes. Muromachi ist ein Straßenviertel von Kyōto, in dem der Palast der Ashikaga sich befand. Aber das kaiserliche Schisma wurde erst im Jahre 1392 durch den Shōgun Ashikaga Yoshimitsu beseitigt, der die Versöhnung der beiden Höfe zustande brachte, indem er den Kaiser der Südpartei, Go Kameyama dazu vermochte, die kaiserlichen Insignien dem Kaiser der Norddynastie Go Komatsu zu übergeben und damit auf die Tennōwürde Verzicht zu leisten. In Rücksicht auf diesen Sachverhalt empfiehlt es sich vielleicht, die Zeit der zwei rivalisierenden Kaiserhöfe als eine Art Übergangsperiode vom Kamakura-Shōgunat zum Ashikaga-Shōgunat im engeren Sinne aufzufassen.

Yoshimitsu ist der bedeutendste der Ashikaga-Shōgune, ein Mann von bemerkenswerten diplomatischen Fähigkeiten. Das zeigt außer

der bereits erwähnten Beseitigung der Spaltung des Kaiserhofes auch sein Verkehr mit China. Die japanische Geschichtsschreibung macht ihm zum Vorwurf, daß er durch seine Nachgiebigkeit und geradezu Unterwürfigkeit gegen die nationale Ehre des eigenen Landes verstoßen habe. Doch Yoshimitsu wußte genau, warum er sich dem herrischen Auftreten chinesischer Gesandtschaften gegenüber bescheiden verhielt: er wollte seinem Lande, das in den furchtbaren Bürgerkriegen nur zu sehr gelitten hatte, durch Seehandel mit China wieder aufhelfen. Auch dem Piratenunwesen versuchte er nach besten Kräften zu steuern, auch das, wie die Historiker behaupten, auf dringendes Geheiß von seiten Chinas. Im Jahre 1395 dankte er, dem altbewährten Vormundschafswesen huldigend, offiziell zugunsten seines neunjährigen Sohnes ab und wurde dann dem Brauche entsprechend Mönch. In einem durch seine Pracht alles übertreffenden Palaste, dem auch heute noch höchst sehenswerten Kinkakuji, „Gold-Halle-Buddhatempel“, den er sich hatte bauen lassen, versah er bis an sein Ende im Jahre 1408 in ungestörter Selbständigkeit alle wichtigen Regierungsgeschäfte.

In einer Hinsicht jedoch hatte Yoshimitsu keine glückliche Hand: er richtete zwei Regierungsämter ein, eine Hauptstelle in Kyōto und eine Nebenstelle im Osten des Landes. Dieser Umstand hatte ja an sich noch zu keinerlei besonderen Bedenken Veranlassung gegeben. Doch eine weitere mit dieser Einrichtung in engstem Zusammenhange stehende Maßnahme traf er, die sich nur zu bald als verhängnisvoll erweisen sollte. Er bestimmte nämlich für jede der beiden Amtsstellen — sie wurden Kwanryō, etwa mit Generalgouvernement wiederzugeben, genannt und bestanden nur in der Muromachi-Zeit; das von Kyōto hieß Kyōto-Kwanryō, das für den Kamakura-Distrikt, den Osten, hieß Kwantō-Kwanryō — eine Anzahl von Familien, aus denen jeweils der betreffende Gouverneur zu kommen hätte. Die Folgen dieser Verfügung waren unschwer vorauszusehen: der unbegrenzten Rivalität unter diesen Familien war Tür und Tor geöffnet; rücksichtsloser Ehrgeiz und schonungslose Eifersucht kannten keine Grenzen mehr. Gerade diese immer tiefergehende Zerrissenheit der oberen Schichten der Bevölkerung half in allererster Linie dazu, das sogenannte „Zeitalter der kämpfenden Länder“, Sengoku-jidai, herbeizuführen, den mehr als hundertjährigen Bürgerkrieg vom ausgehenden 15. Jahrhundert bis etwa 1600, mit dem diesem vorausgehenden, etwa 11 Jahre dauernden Vorspiel der sog. Ōnin-Wirren 1467—1477, erbitterter Eifersuchtskämpfe zwischen tödlich verfeindeten mächtigen Geschlechtern, deren Ausgang unentschieden blieb

und daher keine Entspannung der Lage herbeiführte. Das bedauernswerteste Ergebnis war die völlige Zerstörung Kyōtos und seiner herrlichen Umgebung.

Der Tod Ashikaga Yoshimitsu's im Jahre 1408 zerriß schon nach wenigen Jahren die durch sein diplomatisches Geschick und seine Friedfertigkeit mit Mühe zustande gebrachte Versöhnung der beiden kaiserlichen Linien, die sich vertraglich bereit erklärt hatten, abwechselnd den Thron innezuhaben. Nach dem Ableben des Nord-dynastie-Kaisers Go-Komatsu im Jahre 1412 sollte nun wieder die Süddynastie zu ihrem Rechte kommen. Der Shōgun Yoshimochi machte aber unter Nichtbeachtung des bewußten Vertrages den Sohn des Go-Komatsu, also wiederum einen Prinzen der Nord-dynastie, zum Tennō (als Shōkō-Tennō 1412—1428). Diese unberechtigte Maßnahme löste begreiflicherweise unter den Anhängern der Süddynastie gewaltige Erbitterung aus, die sich da und dort in aufrührerischen Erhebungen Luft machte, aber ohne Erfolg blieb.

Zu gleicher Zeit entbrennen heftige Eifersuchtsfehden zwischen den Inhabern des Kwanryō in Kamakura und ihren Widersachern: auch hier unter Hintansetzung jeglichen Pflichtgefühls schamlosester Hader all der Machtaspiranten und Machtbesitzer.

Nicht anders liegen die Dinge beim Shōgunat. Und zwar steht hier im Mittelpunkt der Eifersuchtsstreit zwischen der Kamakura-Zweigfamilie der Ashikaga und deren Stammfamilie in Kyōto; aus diesem Wettbewerb geht letztere als Sieger hervor und versteht sich zu behaupten.

Indessen geht es immer weiter bergab, bis dann um das Jahr 1480 die bereits erwähnte Sengoku-Periode beginnt. Der Ausdruck Sengoku (chines. Chan kuo, „kämpfende Länder“) stammt aus der alten chinesischen Historiographie, welche darunter die von beispiellosen innerstaatlichen Kriegswirren zerrissenen letzten Jahrhunderte der Chou-Dynastie, etwa vom Ende des fünften vorchristlichen Jahrhunderts (Kaiser Wei Lieh Wang) bis zum Regierungsantritt des Kaisers Shi-huang-ti, des Begründers der straff zentralisierten Tsin-Monarchie im Jahre 221 v. Chr., verstand. Diese Zeit des Kampfes Aller gegen Alle ist gekennzeichnet durch allgemeine Autoritätslosigkeit und Insubordination, überall blutige Zusammenstöße machtgieriger und herrschsüchtiger Feudalherren, erbitterte Fehden rivalisierender Thronprätendenten — kurz eine Periode schrankenlosester Anarchie. Unter solchen Umständen konnte es nicht ausbleiben, daß der allgemeine Wohlstand eines derartig zerrütteten Landes nur zu bald auf den Nullpunkt herabsank. Die tiefste Stufe rettungsloser

Verarmung hatte — was auf den ersten Blick befremdend erscheint — sehr schnell der einst so glanzvolle Kaiserhof erreicht. Nie hat sich wohl sonst in der Weltgeschichte die grenzenlose Verelendung eines großen Herrscherhauses so augenscheinlich dokumentiert, wie es hier in Japan der Fall war, als der Kaiser Go-Tsuchimikado erst volle vierzig Tage nach seinem Tode bestattet werden konnte (im Jahre 1500), weil es für die traditionelle, allerdings mit bedeutenden Kosten verbundene Beisetzungsfeierlichkeit an den nötigen Mitteln fehlte. Aus gleichen Gründen mußte sein Sohn und Nachfolger Go-Kashiwabara-Tennō seine Thronbesteigungszeremonie um diese vierzig Tage verschieben, bis die alte Daimyō-Familie der Sasaki mit großer Mühe das Geld für die beiden Zeremonien aufgebracht hatte. Da traf es Go-Nara-Tennō (1526—1557), der zweite Sohn des Go-Kashiwabara, noch wesentlich schlimmer: der mußte ganze fünf Jahre auf seine Thronbesteigungszeremonie zu warten; inzwischen hatte der Shōgun Yoshitane die erforderliche Summe beschafft. Vorkommnisse solcher Art sind übrigens von besonderem Interesse durch ihren völkerpsychologischen Hintergrund: zeigen sie doch mit aller Deutlichkeit, wie kompromißlos die fernöstliche Seele den rigorosen Vorschriften der Etikette und des Zeremoniells verhaftet ist. Im Fernen und dementsprechend auch Fernsten Osten haben die Dinge stets sozusagen ein doppeltes Gesicht gezeigt, eine sogenannte Vorderseite, japanisch „omote“, und eine Rückseite, „ura“. Im ganzen Umkreis des öffentlichen Lebens kommt es stets nur auf das omote an, ura spielt nach außen hin so gut wie gar keine Rolle. Man könnte sich in dieser Hinsicht kein illustrativeres Beispiel denken, als es die bereits geschilderte mittelalterliche Doppelwesenheit der theoretischen, offiziell aufs peinlichste beobachteten Oberhoheit des Tennō und der tatsächlichen des Shōgun bietet. Thronbesteigungs- und Begräbniszeremoniell gehören zum „omote“, das unter allen auch noch so widrigen Umständen gewahrt werden muß. Ein weiteres, nicht wenig beredtes Zeugnis für den namenlosen Tiefstand jener trüben Zeiten legten die hohen und höchsten Beamten des Kaiserhofes ab, welche bislang in einer keine Grenzen mehr kennenden Verschwendungssucht einen geradezu unüberbietbaren Luxus mit prachstrotzenden Prunkgewändern zu treiben gewohnt waren, nunmehr jedoch zufrieden sein mußten, wenn sie mit Moskitonetzen ihre Blöße notdürftig bedecken konnten. Einzig die Shōgune führten ihr üppig schwelgerisches Leben weiter, indem sie alle ihnen nur erreichbaren Geldmittel an sich rissen und an ihren Höfen verpraßten. Infolge der hoffnungslosen Mißwirtschaft waren die Quellen der Steuerein-

künfte so gut wie ganz versiegt — ein vollständiger Bankrott des Staates.

Zu diesen verhängnisvollen Mißständen hatte sich nun ein weiteres Übel gesellt, das zur Verschlimmerung des allgemeinen Wirrwarrs ein gut Teil beitrug: das regelrecht organisierte Freibeutertum japanischer Seeräuber, der sogenannten Wakō, die über eine ansehnliche Flotte verfügten. Wakō ist die japanische Aussprache des chinesischen We (oder Wo)-k'ou, welchen Namen ihnen die Chinesen gaben, den man in möglichst genauer Übersetzung etwa mit „japanische Räuber“ wiedergeben könnte. Seit etwa der Mitte des neunten Jahrhunderts suchten ihre Raubzüge in erster Linie die Küstenstriche Koreas, Chinas und Formosas heim, erstreckten sich aber gelegentlich auch auf die Gestade der Inlandseeprovinzen. Alle Versuche der immer stärker beunruhigten chinesischen Regierung, ihnen das Handwerk zu legen, blieben Jahrhunderte hindurch vollkommen erfolglos. Um die Mitte des 16. Jahrhunderts erreichte das verheerende Piratentreiben seinen Höhepunkt. Bald indessen gelang es den Chinesen, ihre Küstengebiete endlich von dieser Plage zu befreien, in Japan fand das Unwesen seine restlose Erledigung kurz darauf im Gefolge der endgültigen Beilegung der japanischen Bürgerkriegswirren und des daraus resultierenden Erstehens eines restlos geeinten und vollauf befriedeten japanischen Reiches, das herbeigeführt wurde durch die drei weitaus hervorragendsten Männer der ganzen Epoche: Oda Nobunaga, Toyotomi Hideyoshi und Tokugawa Ieyasu, von denen alsbald ausführlich die Rede sein wird. Die, vom nationaljapanischen Standpunkt gesehen, betrüblichste Erscheinung jener mit Recht das „dunkle Zeitalter der japanischen Geschichte“ genannten Periode ist wohl die unglaublich klingende Tatsache, daß zu wiederholten Malen die von der Regierung zur Austilgung des Piratenunwesens entsandten Streitkräfte ohne weiteres zu den Seeräubern übergingen und sich an ihre Spitze stellten. Den ersten nennenswerten Anfang machte im Jahre 936 der Fujiwara-Abkömmling Sumitomo, der nach kurzer Zeit eine Flotte von 1500 Seeräuberschiffen befehligte und mehrere Jahre der Schrecken der Inlandsee war, bis er schließlich — sehr bezeichnenderweise durch Verrat aus seinen eigenen Linien — besiegt und hingerichtet wurde. Gegen Ende, im 16. Jahrhundert, hatte diese üble Praxis derart überhand genommen, daß sogar zahlreiche Daimyō denselben Weg einschlugen, um Macht und Reichtum zu gewinnen. Es kam schließlich sogar so weit, daß vier dieser Lehnsfürsten, jeglichen Ehr- und Pflichtgefühls vollkommen bar, ohne jede Scheu sich in aller Form

den Titel Kaizoku-taishōgun, „Piraten-Generalissimus“, beileigten. Das alles zeigt, daß auch das Seeräuberunwesen vollkommen in den Rahmen der Bürgerkriegswirren des dunklen Zeitalters gehört: es entfaltete und betätigte sich Hand in Hand mit der anfänglichen Unbekümmertheit und späteren Ohnmacht der Regierungszentrale. Bei alledem muß es als ein Glück für Japan angesehen werden, daß in Anbetracht der innerstaatlichen Zustände des großen Nachbarreichs kein kontinentaler Machthaber sich bewogen fühlen konnte, aus den japanischen Wirren Vorteil zu ziehen und einen Angriff größeren Stils ins Werk zu setzen; ein von Erfolg gekröntes Unternehmen solcher Art hätte sich unter Umständen auf unabsehbare Zeit für den Fortbestand eines unabhängigen japanischen Reiches geradezu katastrophal auswirken können.

Mittlerweile hatte nun die durch den allgemeinen Wirrwarr schrankenloser Anarchie geschaffene materielle wie ideelle Verelendung des Landes einen Grad erreicht, der schlechterdings keiner Steigerung mehr fähig war. Das in allen Fugen wankende Reich war an einem der kritischsten Wendepunkte seiner ganzen Geschichte angelangt. Nur ein bis in die letzten Tiefen wirkender nationaler Umschwung radikalster Art konnte die hoffnungslos verworrene Lage vor einem alles mit sich reißenenden Zusammenbruch retten. Das Ashikaga-Bakufu hatte sich als vollkommener Versager erwiesen.

Da erschienen als Helfer in der höchsten Not jene drei bereits erwähnten Männer, die ohne Zweifel zu den allerbedeutendsten Figuren auf der so abwechslungsreichen Schaubühne der japanischen Reichsgestaltung zu zählen sind.

Im Laufe der Zeit hatte sich allmählich, in schroffem Gegensatze zu der immer weiter um sich greifenden Degeneration in der Residenz am Hofe der Shōgunen sowie in den Kreisen der alten Adelsfamilien ein neues, kraftvolles, zum größten Teil aus dem gewöhnlichen Volke stammendes Kriegergeschlecht herausgebildet. Hier kam es nicht auf Herkunft und Namen an, allein ausschlaggebend war der Mut vor dem Feinde und die soldatische Eignung; wer das besaß, konnte ohne weiteres, wenn die Umstände günstig waren, sich zur höchsten Stellung emporbringen. Wenn man, wie es gewöhnlich geschieht, dabei von Rittern und Rittertum spricht, so ist das nur in gewisser Beschränkung richtig; vor allem muß man sich vor zwei in der westländischen Japanliteratur nicht selten auftauchenden Irrtümern hüten. Erstens: Die japanische Bezeichnung ist Samurai oder Bushi oder Shi und begriff im feudalistischen Mittelalter in sich jede

Militärperson vom niedrigsten bis zum höchsten Range, auch den Shōgun nicht ausgenommen; es ist also die Wiedergabe mit „niedriger Adel“ durchaus unzutreffend. Zweitens ist es grundverkehrt, bei den japanischen Rittern an so etwas wie Minnedienst zu denken. Derartiges hat es in Japan zu keiner Zeit gegeben, Galanterie, ritterliches Verhalten gegenüber dem anderen Geschlecht in unserem Sinne, war dem Samurai eine unbekannte Sache. Hinzuzufügen ist noch, daß auch der Zweikampf als letzte Ehrenrettung in der Art unserer Duelle nicht existierte; an seine Stelle trat der Freitod durch Harakiri oder, in feinerer Sprache, Seppuku, der entweder von oben befohlen wurde, um den eines Verbrechens überführten Samurai vor der Schmach einer Hinrichtung zu bewahren, oder freiwillig ausgeführt wurde als der einzige Ausweg aus sonst keiner Lösung zugänglichen Verwicklungen einander widerstrebender Ehrenpflichten. Ganz im Einklang mit der unausweichlichen Bindung des Fernsten Ostens an die Etikette, wurde auch dieser Akt in hochfeierlicher Weise nach strengen Regeln im Beisein mehrerer Zeugen ausgeführt. Das Opfer schlitze sich, wieder in genau vorgeschriebener Art, mit dem zu diesem Zwecke bestimmten Kurzschwert, wakizashi, den Bauch auf, indem er es nach Entblößung des Oberkörpers in die linke Seite des Bauches stieß, es ohne eine Miene zu verziehen ganz langsam nach der rechten Seite zog und mit einem plötzlichen Ruck nach oben führte. Im Augenblick der Bloßlegung der Eingeweide schlug ihm sein hinter ihm stehender bester Freund mit einem scharfen Schwerte den Kopf ab. Mit der Meiji-Restauration im Jahre 1868 wurde das von oben auferlegte Seppuku abgeschafft; für das nach diesem Zeitpunkte außerordentlich selten gewordene Selbstgewählte ist ein berühmtes Beispiel der Freitod des Generals Nogi und seiner Gattin nach dem Ableben des Kaisers im Jahre 1912. Samurai bedeutet wörtlich „der (einem Herrn, Fürsten) Aufwartende“, d. i. Gefolgsmann. Ursprünglich, d. h. bis zur Gründung des Feudalstaates, hießen so die Soldaten der Palastwache des Mikado. In der Feudalzeit selbst wohnte der Samurai im Schlosse seines Daimyō oder Lehnsherrn, dem er mit Leib und Leben verschrieben war. Der Daimyō war sein Schutzherr und ließ ihm als materielle Gegenleistung jährlich eine bestimmte Menge Reis — im wahrsten Sinne des Wortes das tägliche Brot des Japaners damaliger Zeit — zukommen.

Anschließend sei hier noch in Kürze eingegangen auf ein japanischerseits ganz allgemein als spezifisch japanischer Kulturtypus gewertetes geistesgeschichtliches Phänomen, welches unter dem Namen Bushidō auch in der abendländischen Literatur vielfach

Beachtung gefunden hat und bisweilen zum Gegenstand einer ziemlich lebhaften Auseinandersetzung geworden ist. Rein sachlich ist zunächst dreierlei zu unterscheiden; der Terminus Bushidō als solcher, sein Begriffsinhalt und der vom japanischen Nationalismus mit Leidenschaftlichkeit verfochtene Singularitätsanspruch. Was den ersten Punkt, den Terminus selbst, anbetrifft, so darf folgendes nicht übersehen werden. Es hat niemals ein schriftlich niedergelegter, in streng formalem Sinne des Wortes als solcher zu bezeichnender kanonischer Sittenkodex der japanischen Ritterschaft existiert. Als Annäherung an einen solchen, als Vorstufe sozusagen, kann das eine Synthese von militärischer Wissenschaft und konfuzianischer Sittenlehre verkörpernde Schrifttum des mittelalterlichen Philosophen Yamaga Sokō (1622—1685), in moderner Zeit „Vater des Bushidō“ geheißen, in Betracht kommen; nebenbei gesagt ist hier — abgesehen von anderen Ausdrücken — stets von Shidō „Samurai-Weg“ die Rede, die (der Bedeutung nach allerdings gleichwertige) Erweiterung Bushidō findet sich nicht. Für diese letztere ist meines Wissens der früheste Beleg aufgezeigt worden erst bei dem konfuzianistischen Philosophen Yoshida Shōin in einer Schrift aus der Mitte des 19. Jahrhunderts. Was ist nun, um zum zweiten Punkte überzugehen, eigentlich Bushidō? Wörtlich übersetzt bedeutet der Ausdruck „Ritter-Weg“, d. i. Ritter-Moral oder Ritter-Tugend(en). Sieht man ab von der rein körperlichen Schulung in Kampfmethoden, wie Bogenschießen, Ringen, Fechten als dem von den strengen Jüngern des Bushidōtums allerdings für unerläßlich befundenen, aber doch mehr äußerlichen Komplement, so läßt sich Bushidō seinem realen Inhalte nach definieren als Kollektivbezeichnung einer ganzen Reihe bunt zusammengewürfelter Tugenden, wie Kaiserstreue, Kindespietät, Vaterlandsliebe, Loyalität, Wahrhaftigkeit, Treue, Standhaftigkeit, Mut, Tapferkeit, Ehre, Höflichkeit, Anstand, Gesittung, Ehrfurcht, Gehorsam, Barmherzigkeit, Achtung vor dem Feinde, Rechtschaffenheit, Hochherzigkeit, Sparsamkeit u. a. m. Bushidō ist jenes nachgerade zu einer Art nationalistisch-ethischen Glaubensbekenntnisses der japanischen Rasse erhobene Charakterideal, das sich manifestiert in unbeirrbarer Betätigung aller der Vorzüge oder Tugenden, die den ritterlichen Menschen, den Ehrenmann, als solchen kennzeichnen. Die beiden erstgenannten Tugenden, Kaiserstreue und Kindespietät, chū-kō, gelten als die eine untrennbare Einheit bildenden Kardinaltugenden, aus denen sämtliche anderen sich ableiten lassen. Alle diese Tugenden sind so, um ein Bild zu gebrauchen, gleichsam die von dem zentralen Prinzip des chūkō nach allen Richtungen aus-

strahlenden Radien eines die gesamte Daseinsformung des Mannes von Ehre umspannenden Kreises praktisch-sittlicher Gebote. Charakteristisch ist, nebenbei bemerkt, im Vergleich mit der aristotelischen Lehre, daß die dianoetischen Tugenden wie Einsicht, Weisheit, Klugheit hier an keiner Stelle Beachtung finden. Nicht unerwähnt bleiben darf allerdings die durch die historische Entwicklung bedingte Tatsache, daß die ganzen nahezu sieben Jahrhunderte des Feudalstaates hindurch im Brennpunkte des sogenannten Chū, das doch eigentlich Kaiserstreue bedeutet und ursprünglich ganz ausschließlich in diesem Sinne gebraucht wurde, nicht mehr der von jeglicher Teilnahme am politischen Geschehen ein für allemal vollkommen ausgeschlossene Tennō, sondern einzig und allein der jeweilige Lehnsherr stand. Oft gehörten sogar Söhne ein und derselben Familie zur Gefolgschaft verschiedener, miteinander in Streit und Hader liegender Lehnsfürsten. Eine derartige, für unser Empfinden doch reichlich befremdend wirkende Praxis entsprang indessen einem sehr realen Hintergrunde und findet eine ohne weiteres einleuchtende Erklärung, wenn man die japanische kompromißlose Höchsteinschätzung der Familie als solcher in Erwägung zieht: das einzelne Familienglied ist nichts, die Familie bedeutet alles. So konnte der eine Sohn als Gefolgsmann seines unterliegenden Herrn wohl Unglück ernten, der Familienehre aber tut dies keinen Eintrag, denn sein Bruder gehörte zur Partei des Siegers. Die Familie verlor also in keinem Falle. Was nun drittens die japanischerseits in der Regel aufs nachdrücklichste betonte Einzigartigkeit dieses Bushidō anbelangt, so trifft man wohl ohne Zweifel das Richtige, wenn man mit Chamberlain den Unterschied zwischen westlicher und östlicher sozialer Entwicklung nur als einen solchen der Zeit, nicht aber des Ortes und der Rasse auffaßt. Auch bei uns hat es ein feudales Zeitalter mit hohen Idealen gegeben, auch bei uns wird sich kaum einer der im sog. Bushidō aneinandergereihten Tugenden das Heimatrecht abstreiten lassen. Die einzige, die m. E. in gewissem Ausmaße als fernöstlich-original gelten kann, dürfte kō, die Kindespietät, sein, insofern ihr im Abendlande die das Familienleben so weitreichend beeinflussende praktische Auswirkung und das durch die Unabtrennbarkeit von chū unzweideutig dokumentierte, ausgesprochen patriotische Kolorit abgeht.

Nach dem Erlöschen des mittelalterlichen Rittertums wurde Bushidō, seines rittermäßig-militärischen Sondercharakters entkleidet, zur idealen Richtschnur für eine in patriotisch-ethischem Betracht muster-gültige Verhaltensweise des japanischen Edelmenschen überhaupt.

Die nun folgenden drei Dezennien von 1573—1603, die Zeit der Bürgerkriege im engeren Sinne des Wortes, gehören zu den unbewegtesten Epochen der japanischen Historie überhaupt. Sie sind, als Ganzes gesehen, der verheißungsvollen, Schritt für Schritt das schwergeprüfte Reich schließlich dem letzten Ziele, das heißt der endgültigen, unwiderruflichen Behebung des unvorstellbaren innerstaatlichen Chaos allseitiger Zerrissenheit zuführende Auftakt zu der mit dem Shōgunat des Tokugawa Ieyasu einsetzenden, fürderhin unverlierbaren Einung und Befriedung des Landes.

Innerhalb dieser verhältnismäßig sehr kurzen Periode heben sich auf den ersten Blick drei Abschnitte deutlich voneinander ab, in welchen jeweils einer der drei obengenannten Großen die führende Rolle innehat. Als erster tritt auf Oda Nobunaga, der Sprößling eines den Taira entstammenden Rittergeschlechts. Den ersten Beweis seiner außergewöhnlichen Feldherrnbegabung lieferte er bereits im Jahre 1560, als er den Kriegermönch Imagawa Yoshimoto, der als Eroberer einiger Provinzen beträchtliche Erfolge errungen hatte und dadurch angespornt sich zum Herrn des ganzen Landes aufzuschwingen trachtete, in der erbitterten Schlacht bei Okehazama entscheidend schlug. Nach weiteren erfolgreichen Kämpfen gegen die Widersacher des schwer bedrängten Kaisers Ōgimachi (1557—1486) und des rechtswidrig beiseite geschobenen Shōguns Ashikaga Yoshiaki hielt er im Jahre 1568 als Sieger auf allen Linien seinen glänzenden Einzug in die Residenz Kyōto. Sofort kann nun durch ihn Yoshiaki wieder in den ungeschmälernten Besitz der Shōgunatswürde. Dieser erhob darauf seinerseits als Ausdruck des Dankes für die so tatkräftige Hilfe Oda Nobunaga zu seinem Kwanryō oder Kanzler. Sehr bald jedoch schlug das gute Einvernehmen zwischen den beiden ins Gegenteil um. Yoshiaki genügte in keiner Weise den Pflichten seines hohen Amtes, neben geflissentlicher Mißachtung des Tennōhauses wurde ihm vor allem Verschwendung sowie unbefugte Aneignung von Privateigentum vorgeworfen. Schon nach vier Jahren sah Nobunaga sich veranlaßt, ihn in einem offiziellen Schreiben zu warnen. Yoshiaki, in seiner Selbstherrlichkeit empfindlich getroffen und als niederer Charakter seines ihm bereits lästig gewordenen Wohltäters, dessen Macht und Persönlichkeit er obendrein nicht wenig fürchtete, überdrüssig, plante nun allen Ernstes, Oda aus dem Wege zu schaffen. Aber er hatte kein Glück bei denen, die er um Hilfe angegangen hatte; Oda Nobunaga setzte ihn nun ab (im Jahre 1573), entzog ihm jedoch den Shōgun-Titel nicht, den er bis zu seinem Tode im Jahre 1597 innehatte. Allerdings war es eben nur

ein leerer Titel, hinter dem auch nicht der Schatten irgendwelcher Machtbefugnis stand. Das Jahr 1573 brachte nicht nur das Ende des Ashikaga-Shōgunats, sondern leitete auch die drei Jahrzehnte — 1573 bis 1603 — währende shōgunlose Periode ein.

Oda Nobunaga war nun auf dem Gipfel seiner Macht angelangt. Er zeigte sich als ein weiser Herrscher, dem in Wahrheit das Wohl des Landes am Herzen lag; vor allem waren die Bauern Gegenstand seiner Fürsorge, er ließ ihnen in reichlichem Maße Unterstützung zukommen. Auch der von ihm mit größter Freigiebigkeit bedachte Kaiserhof erfreute sich seiner Gunst und seiner durchaus tennōfreundlichen Gesinnung. Da er niemals ein hochmütig herrisches Gebaren zur Schau trug, stand er allgemein in hoher Beliebtheit. Auch den europäischen Sendboten des Christentums erwies er ausgesprochenes Entgegenkommen; seine weitgehende Unterstützung ihres Wirkens — sogar durch Errichtung einer Kirche förderte er ihre Arbeit — hatte indessen einen sehr realen Hintergrund zwiefacher Natur. Zwei Gesichtspunkte waren es, ein außen- und ein innenpolitischer, die ihn zu dieser Taktik bewogen. Auf der einen Seite ließ ihn sein weiter Blick klar die Vorteile eines lebhaften und ausgedehnten Handelsverkehrs mit dem Ausland erkennen, auf der anderen betrachtete er die natürlich den Buddhismus bekämpfenden Verkünder der neuen Religion als nicht zu verachtendes Gegengewicht in seinem mehr als gespannten Verhältnis zu den regelrecht militärisch organisierten und geschulten buddhistischen Mönchssoldaten, den Sōhei, deren politische und militärische Aspirationen eine stete Gefahr für den Landfrieden bedeuteten. Das Urteil, das der im Jahre 1579 nach Japan gekommene spanische Jesuitenpater Pero Gomez in seinen dem ausgehenden 16. Jahrhundert angehörenden Jahresberichten über Hideyoshis wahre Einstellung zum Christentum fällt, gilt in vollem Umfang auch für dessen Vorgänger Oda Nobunaga; Gomez erklärt ganz unumwunden, Hideyoshi habe nur darum den Bekehrungsbestrebungen der christlichen Missionare gegenüber so große Toleranz beobachtet, weil dem einsichtigen Staatsmanne außerordentlich viel an der Aufrechterhaltung der Handelsbeziehungen zu Portugal gelegen habe. Nobunaga wie Hideyoshi haben zu keiner Zeit irgendwelche persönliche innere Beziehung zum Christentum verraten. Übrigens hatte Nobunaga, rein menschlich beurteilt, bedenkliche Schwächen, er war nicht selten von abstoßender Roheit, und unterlegenen Feinden gegenüber kannte sein Rachedurst bisweilen keine Grenzen. Neben den Sōhei, diesen wahrlich nicht zu verachtenden Gegnern standen auf der

Liste seiner unversöhnlichen Feinde noch zwei mächtige Adelsgeschlechter, die Takeda und die Mōri; die Takeda besiegte er selbst, gegen die Mōri entsandte er seinen ersten Unterfeldherrn, Hideyoshi. Diesen ganz gewöhnlichen Bauernsohn, der schon im Alter von 15 Jahren in sein Heer eingetreten war, erkannte sein Scharfblick sehr schnell als einen ganz außerordentlich begabten Soldaten, und er ließ ihn dementsprechend in kürzester Zeit sehr hoch emporsteigen. Als im Jahre 1582 Hideyoshi sich nach einer Reihe von Siegen zu einem großen Schlage anschickte, erbat er — wie übrigens vielfach angenommen wird, nur aus rein formalen Höflichkeitsgründen — von Nobunaga Hilfe; dieser schickte einen seiner Vasallen, Akechi Mitsuhide, mit etwa 30 000 Mann. Als bald jedoch änderte Akechi die Marschrichtung, kehrte wieder um und überfiel Nobunaga in seinem Wohnsitz, dem Tempel Honnōji in Kyōto. Es war ein leichtes, den nur über ganz geringe Streitkräfte verfügenden Nobunaga zu überwältigen; als er nach tapferer Verteidigung, bei der er eine schwere Wunde davontrug, sah, daß alles verloren war, steckte er das Haus in Brand und setzte im letzten Augenblick seinem Leben durch Harakiri selbst ein Ziel. Der Grund zu Akechis verräterischer Untat soll eine persönliche Beleidigung von seiten Nobunagas gewesen sein.

Erwähnt sei in diesem Zusammenhang noch — um der gebührenden Beachtung des historischen Gesamtgeschehens im fernsten Osten willen — jene berühmte japanische Gesandtschaft an Papst Gregor XIII., welche im Todesjahre Oda Nobunagas (1582) Nagasaki verließ. Über Goa, Lissabon, Madrid, Pisa und Florenz traf sie zwei Jahre später, fünf Tage vor dem Ableben des Papstes, in Rom ein. In feierlicher Audienz wurde sie noch von Gregor empfangen und wohnte dann, in jeder Weise aufs ehrenvollste behandelt, der Krönung seines Nachfolgers Sixtus V. bei. Erst im Jahre 1590 erreichte sie, nach achteinhalbjähriger Abwesenheit, wieder den heimatlichen Hafen von Nagasaki, in Begleitung einer Sondergesandtschaft des Vizekönigs von Indien an Hideyoshi. Es muß indessen hinzugefügt werden, daß weder Nobunaga noch sein Nachfolger Hideyoshi mit diesem rein katholisch-missionarischen Unternehmen irgend etwas zu tun hatten. Dem Vizekönig von Indien übersandte Hideyoshi darauf ein Schreiben, das in markanter und unzweideutiger Sprache seinem unerschütterlichen Selbst- und Herrscherbewußtsein Ausdruck gibt. Besonderes Interesse erweckt darin seine Auslassung über die religiöse Frage: Japan sei das Land der Kami (Shintōgötter), welche die Gesetze des Landes geschaffen hätten, von denen man nicht abweichen könne, ohne die Ordnung

im Inneren und die Ruhe nach außen zu zerstören. Die fremden Priester untergruben durch die neue, für das japanische Volk unannehmbare Religion das Wohl des Staates, darum habe er sie verboten und ihre Verkünder des Landes verwiesen. Trotz alledem aber habe er den Wunsch, die bestehenden Handelsverbindungen mit Portugal aufrechtzuerhalten usw. Die vollständige Übersetzung des Briefes findet man bei Murdoch a. a. O. II, S. 375 ff.

Oda Nobunagas naturgegebener Nachfolger war nun Hideyoshi, doch hatte er noch eine Reihe von Kämpfen zu bestehen, bevor seine Macht gefestigt war. Zunächst erledigt er den Verräter und Mörder Akechi, der nach seiner Niederlage sich durch die Flucht der Strafe zu entziehen sucht, bei dieser Gelegenheit aber ermordet wird. Schließlich kommt es, nach weiteren Kämpfen, auch mit Truppen des Tokugawa Ieyasu, zu einer Aussöhnung zwischen den beiden Oberfeldherren, die ja das gleiche große Ziel, die Einung und Befriedung des Reiches, zu erreichen strebten. Diese bedeutungsvolle gegenseitige Verständigung ist ohne Zweifel als ein beredtes Zeugnis für die überragende Größe Hideyoshis sowohl wie Ieyasus zu werten, vor allem war es wohl Hideyoshi, der in Ieyasu den Mann der nahen Zukunft klar erkannte. Im Jahre 1586 huldigte Ieyasu dem ein Jahr vorher zum Kwampaku ernannten Hideyoshi in Kyōto, 1587 wird die Freundschaft durch feierliche schriftliche Eidleistung für immer gefestigt. Hideyoshi hieß als ganz unbedeutender Bauernsohn ursprünglich Kinoshita Tokichirō, 1562 änderte er seinen Namen in Hideyoshi; 1585 wurde ihm die höchste nominelle Amtswürde zuteil, er wurde Kwampaku; das Jahr darauf erhielt er als besondere Auszeichnung den Familiennamen Toyotomi und wurde zugleich zum Da(i)jō-daijin — Großkanzler und Leiter des Staatsrats — ernannt. Fünf Jahre später, als er die Kwampaku-Würde an seinen Adoptivsohn Hidetsugu abgegeben hatte, wurde ihm der Titel verliehen, unter dem er in die Geschichte eingegangen ist, nämlich Taikō, die übliche Bezeichnung für den Ex-Kwampaku. Hideyoshi, dessen Bild noch heute zu sehen ist, war ein Mann mit geradezu abschreckend häßlichem Gesicht, so daß er ganz allgemein den Spitznamen „Affe“ hatte. Eine alte Anekdote erzählt, er habe auf der Höhe seiner Macht einmal seine Generäle in eine für diese recht peinliche Lage versetzt. „Wie ich höre“, sagte er, „behauptet man von mir, ich gliche einem Affen; wie steht es damit?“ Natürlich getraute sich keiner, mit der Wahrheit herauszurücken. Da ermannte sich sein witzbegabter Günstling Sorori Shinzaemon, Dichter, Meister der Teezeremonie und kunstvoller Verfertiger von Schwertscheiden: „Nein, Hoheit;

mitnichten gleicht Euer Hoheit dem Affen, vielmehr erdreistet sich der Affe, Euer Hoheit zu gleichen.“ Und Hideyoshi war es zufrieden. Aber dieser grundhäßliche Mann, aus dem Dunkel niedrigster Abstammung zum obersten Machthaber des Reiches emporgestiegen, gilt so ziemlich allgemein als der genialste Feldherr und Staatsmann, den Japan je hervorgebracht hat. Die Japaner, die eine besondere Vorliebe für Vergleiche mit abendländischen Verhältnissen haben, nennen ihn ihren Napoleon. Murdoch, wohl der bedeutendste unter den westländischen Japanhistorikern, hebt besonders hervor seinen unbeirrbaren Scharfblick für politische Belange, die Einheitlichkeit, die konsequente Stetigkeit und den allumfassenden staatsmännischen Weitblick in seinem Handeln. Murdoch hält ihn sogar für den größten Staatsmann seines Jahrhunderts, nicht nur in seinem Lande, sondern auch in Europa. Aber wo viel Licht ist, ist auch viel Schatten. So unterliegt es auch nach Murdochs Ansicht keinem Zweifel, daß Hideyoshi auf der Höhe seiner Macht immer mehr dem Größenwahn verfiel; in den letzten Jahren seines Lebens förderte er den shintōistischen Ahnenkult in geradezu übermäßig betonter Weise; er hatte sogar in Kyōto für einen neuen, alle in Japan existierenden Shintōschreine an Pracht in den Schatten stellenden Tempel der Kami Vorbereitungen treffen lassen. Man geht nicht fehl in der Annahme, daß er sich dabei im geheimen leiten ließ von dem uferloser Selbstüberschätzung entspringenden Verlangen, nach seinem Ableben in diesem Prunkschrein selbst als Kami von seinem Volke verehrt zu werden. In der Tat wurde er kurz nach seinem Tode als Shin-Hachiman, als „Neuer Kriegsgott“, apotheosiert, sein Tempel wurde mit großem Pomp eingeweiht, und einige Jahre lang drängten sich die Verehrer des neuen Kami in Scharen zum Schrein. Als aber im Jahre 1615 der Sohn und Nachfolger Hideyoshi's, Hideyori, den Ieyasu nach seinem Siege bei Sekigahara abgesetzt hatte (im Jahre 1600), sich selbst den Tod gegeben hatte, war das Haus Hideyoshis erloschen; vier Jahre darauf zerstörte Itakura, der Gouverneur von Kyōto, den Tempel des Shin-Hachiman bis auf den Grund, aufgemuntert dazu, wie man annimmt, durch einen sarkastischen Witz Ieyasu's; dieser hatte nämlich gelegentlich die ironische Bemerkung fallen lassen, der neue Kriegsgott habe der Sache seines eigenen Sohnes einen schlechten Dienst erwiesen. Der neue Kriegsgott war also recht schnell wieder abgedankt.

Kehren wir nun zurück zum politischen Geschehen. Hideyoshi näherte sich nach der Aussöhnung mit Ieyasu im Jahre 1583 mit Riesenschritten dem Zenit seiner an das Märchenhafte grenzenden

Laufbahn. Im gleichen Jahre beginnt er den Bau seiner großen Burg in der Stadt Ōsaka, die nach vier Jahren fertiggestellt wurde. In schneller Aufeinanderfolge wurde er mit den höchsten Ehren ausgezeichnet; seine Macht erweitert sich durch Unterwerfung mehrerer Fürsten des Nordens der Hauptinsel; auch auf Hokkaidō dehnt sich sein Einfluß aus, wo er den Befehl zur Niederwerfung der Ainu gibt. Im Süden galt es nun noch die seit dem ausgehenden 12. Jahrhundert in der Provinz Satsuma auf der Insel Kyūshū ansässige Daimyō-Familie der Shimazu zur Botmäßigkeit zu zwingen. Dort hatte nämlich der Daimyō Yoshihisa eine ganze Anzahl von Provinzen bereits erobert und schickte sich an, seine Herrschaft noch weiter auszuweiten. Einer der dadurch bedrohten Daimyō schickte Hilferufe an Hideyoshi. Da Yoshihisa sich auf Unterhandlungen nicht einläßt, zwingt ihn Hideyoshi, an der Spitze eines großen Heeres von 120 000 Mann selbst in Kyūshū einrückend, zum Nachgeben. Aber auch hierbei beweist er wieder seine politische Klugheit: er läßt den Besiegten nur seine neuen Eroberungen wieder abtreten, während er im Besitz des früher Erworbenen bleiben darf. Solch großmütig-versöhnliche Behandlung des unterworfenen Fürsten paßte durchaus in den Rahmen seines weitschauenden Planes der Reichseinung, dem das durch Rachsucht genährte Fortbestehen eines gefährlichen Unruheherdes im fernen Süden leicht hätte verhängnisvoll werden können.

Nun blieb noch ein in keiner Weise zu verachtender, mächtiger Gegner zu erledigen, die Odawara-Hōjō, die von etwa der Mitte des 15. Jahrhunderts an eine bedeutende Rolle spielten. Sie sind nicht zu verwechseln mit der älteren Linie derselben Familie, den Hōjō der Kamakura-Zeit, der die früher besprochenen Shikken entstammten, deren Herrschaft im Jahre 1333 zu Ende ging. Erstere benannten sich nach ihrer großen Feste in Odawara, einer Stadt in der Provinz Sagami im Südwesten von Tōkyō, die in der Feudalzeit des öfteren der Schauplatz blutiger Kämpfe gewesen ist. Nach langwieriger Belagerung gelang es endlich Hideyoshi im Jahre 1590 die Burg während einer kein Ende findenden Beratung der Eingeschlossenen mit einem völlig überraschenden Handstreich zu nehmen. Das Andenken an dieses Ereignis hat zu der berühmten sprichwörtlichen Redensart „Odawara-hyōgi“, „Odawara-Konferenz“, als Bezeichnung nutz- und resultatlosen, jäh und verhängnisvoll unterbrochenen Hinundherredens in prekärer Lage Veranlassung gegeben.

Mit der Niederwerfung der Hōjō war das letzte gefährliche Hindernis beseitigt; die Unifikation des ganzen japanischen Reiches, die

erste Hälfte des gewaltigen innenpolitischen Reformprogramms, war in nicht mehr umzubiegender, gerader Linienführung durchgesetzt und gesichert, so daß nunmehr der zweite Teil, die restlose Befriedung des Landes, in Angriff genommen werden konnte. Denn die erstere war die unabdingbare Voraussetzung der letzteren; erst mußte ein einiges, von einem unbestrittenen Machthaber mit eisernem Willen und starker Hand regiertes Land geschaffen sein, dann erst war an den krönenden Abschluß durch die den ungestörten Frieden verbürgende Unschädlichmachung aller mehr oder weniger im Verborgenen noch wühlenden und Unruhe stiftenden Widersacher relativ untergeordneter Bedeutung zu denken. Und an solchen fehlte es nicht, wie wir bald sehen werden.

Zunächst widmete sich Hideyoshi der Umgestaltung des Verwaltungssystems, wobei er, einige Einrichtungen des von Yoritomo gegründeten Kamakura-Shōgunats aufhebend, eine absolute und unmittelbare Zentralregierung schuf. So wurden zwei Ämter beseitigt; erstens das des Jitō, des Verwalters der Shōen, der neben Aufgaben militärischer und politischer Art vor allem mit der Eintreibung der Steuern beauftragt war; zweitens das der Shugo, die in gewissem Sinne Nebenbuhler der Jitō waren. Die Shugo waren an sich in erster Linie sozusagen Assistenten der Kokushi oder Statthalter, hatten dabei jedoch ebenfalls für die ordnungsmäßige Abwicklung der Steuerverhältnisse zu sorgen, waren Richter in Rechtshändeln und im Kriege mit Truppenaushebung betraut. An deren Stelle wurden nun fünf sogenannte Tairō — eigentlich „Großer, d. h. hochverehrungswürdiger Alter“ — und fünf Bugyō (etwa Verwalter, Verweser, Kommissar oder dgl.) ernannt. Während der Minderjährigkeit eines Shōgun war in der Tokugawazeit ein Tairō sein Vertreter; in außergewöhnlichen Fällen konnte der Tairō auch der Verwaltung vorstehen. Der Tairō wurde gewählt aus den ersten Daimyō-Familien. Die Bugyō waren sowohl Leiter der verschiedensten Behörden, wie z. B. auch Vorsteher der Verwaltung bedeutender Städte. Bemerkenswert ist, daß Hideyoshi auch Tokugawa Ieyasu zum Tairō ernannte, denn er war sich über die einzigartige Begabung dieses Mannes ganz im klaren.

Hideyoshi's Ehrgeiz und Machtgier begnügten sich indes nicht mit dem bisher erreichten Erfolge der Schaffung eines einigen und einheitlich regierten Reiches. Er verfolgte außerdem ein viel weiter gestecktes außenpolitisches Ziel: er hatte nichts Geringeres im Sinne, als die Unterwerfung des kontinentalen Ostens. Das konnte natürlich nur erreicht werden durch einen siegreich durchgeführten koreanisch-

chinesischen Krieg. Die Eroberung von Korea und China betrachtete er nur als Vorstufe für das weitere Vordringen bis nach Hinterindien. Schon seit längerem hatte er sich die Förderung der Handelsbeziehungen bis Annam sehr angelegen sein lassen, hatte den Seeweg nach diesen fernen Gestaden nach bester Möglichkeit gegen die Vergewaltigungen durch Seeräuber gesichert. Nun aber erachtete er den Augenblick einer tatkräftigen Unternehmung für gekommen. Es versteht sich von selbst, daß er das große Werk selbst in die Hand nehmen und den gewaltigen Feldzug persönlich anführen will. Um sich dieser Riesenaufgabe mit ganzer Kraft widmen zu können, bleibt ihm natürlich keine andere Wahl, als seine Regierungstätigkeit zu unterbrechen und sich eine möglichst günstige Heimatbasis für seine militärischen Operationen zu wählen. Als solche erscheint ihm am passendsten der Hafen von Nagoya an der Küste der nordwestlichen Provinz Hizen auf der Insel Kyūshū (nicht zu verwechseln mit der weitaus bekannteren Stadt gleichen Namens in Mitteljapan, Provinz Owari). Hier baute er sich im Jahre 1591 ein großes Schloß als Wohnsitz. Im gleichen Jahre legte er, wie bereits oben mitgeteilt, sein Amt als Kwampaku nieder und übergab es seinem Adoptivsohn Hirotsugu. Er selbst führte von da an den Titel Taikō.

Zunächst erging eine herrische Forderung an die koreanische Regierung, sowohl Tributzahlung zu leisten, wie auch die chinesische Regierung zur Unterwerfung unter Japan zu veranlassen. Natürlich wurde diesem Wunsche in keinerlei Weise Folge geleistet. So machte Hideyoshi Ernst: im Februar des Jahres 1592 setzte er ein großes Heer nach Korea über und begann damit den ersten Feldzug, der nach anfänglichen Erfolgen der japanischen Truppen schließlich endete, ohne einer der Parteien den Sieg zu bringen. Hideyoshi muß sich auf das Anraten seiner Generäle zu einem Vergleich entschließen, der Japan die Hälfte von Korea zuspricht und als Geiseln den koreanischen Kronprinzen nebst einigen Ministern durch eine chinesische Gesandtschaft überbringen zu lassen in Aussicht stellt. Im Jahre 1596 erscheint die versprochene Gesandtschaft, jedoch ohne die Geiseln. Hideyoshi, durch den hochfahrenden Ton des von der chinesischen Regierung übersandten Briefes aufs empfindlichste beleidigt, läßt die Gesandten fortjagen und macht sich sofort daran, den Krieg wieder aufzunehmen. Im Januar 1597 bricht der Kampf wieder los, findet aber im Jahre darauf ein für die Japaner unglückliches Ende, vor allem infolge des Todes Hideyoshis. Hunger und Kälte hatten unter den japanischen Soldaten unzählige Opfer gefordert, außerdem hatte die japanische Kriegsflotte eine

volle Niederlage erlitten. Das war das klägliche Ende der allzu hochfliegenden Welteroberungspläne des größten aller japanischen Feldherren, der einzige Mißerfolg im Leben des sonst vom Schicksal so überreichlich begünstigten einstigen Bauernsohnes und Sandalenträgers Nobunaga's, der in seinem Heimatdorfe wegen seiner Häßlichkeit den Spitznamen Saru (Affe) hatte und ursprünglich nach dem Willen seiner Verwandten buddhistischer Priester werden sollte.

Als Hideyoshi sein Ende herannahen fühlte, ließ er Tokugawa Ieyasu in sein Krankenzimmer an sein Sterbebett kommen und eröffnete ihm, daß gewiß noch große Kriege kommen würden, und daß er, Ieyasu, der einzige sei, der das Reich in Ruhe halten könne. Er fuhr fort: „Darum vermache ich Dir das ganze Land und vertraue darauf, daß Du Deine ganze Kraft verwenden wirst, es zu regieren. Mein Sohn Hideyori ist noch jung. Ich möchte, daß Du nach ihm siehst. Wenn er erwachsen ist, überlasse ich es Dir, zu entscheiden, ob er mein Nachfolger werden soll oder nicht“ (Murdoch a. a. O. II 385). Ieyasu aber hat sich unerbittlich geweigert, diese Aufgabe zu übernehmen, auch als er ein zweites Mal dazu aufgefordert wurde. Diese auf authentischem Quellenmaterial beruhende Darstellung des hervorragenden Japanhistorikers läßt also den Ieyasu häufig gemachten Vorwurf, er habe sein Hideyoshi auf dem Sterbelager gegebenes Wort gebrochen, als durchaus unberechtigt erscheinen. Der wahre historische Sachverhalt wird im folgenden auseinandergesetzt werden.

Hideyori war im Jahre 1596 als dreijähriger Knabe von seinem Vater Hideyoshi zum Kwampaku ernannt worden. Nach dem Tode Hideyoshi's übernahm Ieyasu seine Vormundschaft. Darin sah nun die Partei der Toyotomi eine unberechtigte Anmaßung des Ieyasu. Dieser war zwar nominell den vier anderen Tairō beigeordnet, von Anfang an jedoch fühlte er sich im vollsten Sinne des Wortes als Primus inter Pares. Und das nicht ohne triftige Gründe, übertraf er sie doch in der Tat bei weitem an staatsmännischer Begabung und Bedeutung. Das hatte ja auch des großen Hideyoshi scharfer Blick längst erkannt, was zur Genüge seine auf dem Krankenlager an Ieyasu gerichtete Bitte bestätigt, die Zügel der Regierung in die Hand zu nehmen, wenn er selbst nicht mehr da sei. Ieyasu wies ihren Einspruch, wie zu erwarten war, schroff zurück, infolgedessen war eine kriegerische Auseinandersetzung unvermeidlich.

Die Entscheidung fiel am 21. Oktober 1600 bei dem Dorfe Sekigahara in der Provinz Mino und ist neben der früher bereits erwähnten Seeschlacht bei Dan-no-ura (25. April 1185) der bedeu-

tendste und folgenschwerste Waffengang in der Geschichte des vor-modernen Japan. Weiter unten — beim sogenannten Sommerfeldzug von Ōsaka im Jahre 1614 und 1615 — werden wir allerdings von einer gewissen Ergänzung oder Einschränkung dieses Urteils Kenntnis nehmen müssen.

Es standen sich bei Eröffnung der Feindseligkeiten zwei Heere von sehr verschiedener Stärke gegenüber: die Ostarmee der Tokugawa unter Oberbefehl und Leitung des Ieyasu auf der einen, die Westarmee, d. h. die Toyotomi und ihre Verbündeten, unter dem Oberkommando mehrerer Generäle auf der anderen Seite. Das zahlenmäßige Mißverhältnis zwischen annähernd 130 000 Mann der Toyotomi-Armee und den nur etwa 75 000 Mann der Tokugawa war zunächst nichts weniger als ein glückverheißendes Vorzeichen. Es wurde indes bis zu einem gewissen Grade wettgemacht durch den zu Bedenken Anlaß gebenden Umstand, daß gegenüber der straffen Einheitlichkeit und absoluten Selbständigkeit der einzig und allein in der Hand Ieyasu's liegenden Oberleitung das Oberkommando der Westarmee auf mehrere gleichberechtigte Generäle verteilt war; unter diesen standen allerdings drei — Ukida, Shimazu und Konishi — im Rufe überdurchschnittlich begabter Heerführer. Die Schlacht, die in der Frühe des Morgens in Gang gekommen war, wurde am späten Nachmittag zugunsten Ieyasu's entschieden durch den verräterischen Übergang Kobayakawa Hideaki's, eines der von Hideyoshi adoptierten Söhne, zu Ieyasu. Außer Kobayakawa und unmittelbar nach ihm verließen der Daimyō Kikkawa Hiroie, dem Hideyoshi den Namen Toyotomi verliehen hatte und der bereits am Vortage in aller Heimlichkeit dementsprechende Abmachungen mit Ieyasu getroffen hatte, sodann der unbedeutende Daimyō Wakizaka von der kleinen Insel Awaji im östlichen Teile der Inlandsee und schließlich noch drei andere Generäle die Sache der Toyotomi und ergriffen die Partei der Tokugawa. Es kann nach allem keinem Zweifel unterliegen, daß es die verräterische Handlungsweise der eben genannten Überläufer war, welche Ieyasu den Sieg ermöglichte: schmählichem Verrat verdankte er in letzter Hinsicht den im kritischsten Augenblick zu seinen Gunsten erfolgten Ausschlag des Züngleins der Schicksalswaage in diesem seine ganze Zukunft in Frage stellenden, namenlos erbitterten Ringen. Es kann nicht wundernehmen, wenn dadurch für manchen westländischen Historiker ein etwas störender Schatten auf seinen glänzenden Erfolg fällt. Aber auch hier müssen wir an Stelle der transzendenten Kritik der immanenten ihr Recht zukommen lassen. Im Blickfeld der japanischen Mentalität gehört im

allgemeinen ein wie im vorliegenden Falle aus politischen Motiven erwachsener Verrat nicht vor das Forum der Moral, er wird vielmehr nach dem Grundsatz, daß der Zweck die Mittel heilige, als taugliche und daher an sich erlaubte Kriegslist bewertet. Der staatliche Werdegang des vormodernen Japan strotzt geradezu von verräterischen Praktiken aller Schattierungen. Es sei, um nur dieses eine besonders illustrative Beispiel anzuführen, kurz erinnert an die uns bekannte verräterische Ermordung Soga Iruka's (im Jahre 645) aus edelsten patriotischen Beweggründen. Einer interessanten Parallele zu der durch Verrat gewonnenen zweiten großen Entscheidungsschlacht (bei Sekigahara) sei noch Erwähnung getan. Auch der erste, eine Entscheidung für mehr als vier Jahrhunderte bringende Waffengang größten Stiles, die Seeschlacht von Dan-no-ura (im Jahre 1185), war durch Verrat zu einem siegreichen Ende gebracht: Taguchi Shigeyoshi, hochmögender Parteigänger der Taira, ging während des Kampfes zum Feinde, den Minamoto, über und entschied dadurch den Sieg Yoshitsune's. Der feige Verrat des Akechi im Jahre 1582, der, wie wir oben gesehen haben, Oda Nobunaga das Leben kostete, gehört natürlich nicht in diese Kategorie; er bezweckte nur die Befriedigung rein persönlicher Rachsucht, ohne jeden politischen Hintergrund. Zur gerechten Beurteilung Ieyasu's darf nun aber nicht übersehen werden, daß er selbst sich ja keines Verrates schuldig gemacht hat: er bediente sich nur — und das ganz im Interesse der großen politischen Aufgabe, die er sich gestellt hatte — der feilen Bereitwilligkeit einiger gewissenloser Kreaturen aus den Reihen des Feindes; zudem war er wohl durchaus im Bilde, daß diese dabei in allererster Linie ihren eigenen Vorteil suchten. Alles in allem genommen trifft man wohl das Richtige, wenn man in Ieyasu's Handlungsweise, von jeder moralischen Wertung Abstand nehmend, einen von vornherein in Rechnung gestellten meisterhaften Schachzug seiner überragenden Strategie erblickt. Solcherweise verstand er es, die unheilschwangere, in keinem irgendwie annehmbarem Verhältnis stehende numerische Superiorität des mit gutem Grunde zu fürchtenden Gegners durch sein außerordentliches diplomatisches Geschick zu seinen Gunsten wettzumachen.

Nach dem üblichen Strafgericht über einige der in Gefangenschaft geratenen feindlichen Anführer hält Ieyasu als Sieger seinen Einzug in Kyōto, wo er als zunächst unbestrittener Herr der Lage sofort die Zügel der Regierung in die Hand nimmt. Eine seiner ersten amtlichen Handlungen war, Toyotomi Hideyori, dem Sohne und Erben Hideyoshi's, den Titel eines Kwampaku (den er als Knabe von

drei Jahren erhalten hatte) zu entziehen, ihn also abzusetzen. Es ist oben bereits darauf hingewiesen worden, daß der Ieyasu so oft gemachte Vorwurf, er habe sein dem sterbenden Hideyoshi gegebenes Versprechen gewissenlos gebrochen, durchaus unbegründet ist; Ieyasu war ein viel zu kluger Diplomat, als daß er sich in so leichtsinniger Weise gebunden hätte. Der Grund, der ihn nach dem Siege von Sekigahara zu diesem bedeutungsvollen Schritte bestimmte, ist klar ersichtlich. Ieyasus politischer Instinkt ließ ihn — und das mit Recht — schon nach dem Huldigungsbesuche, den er dem Sechsjährigen ein Jahr nach Hideyoshi's Tode im Schlosse von Ōsaka gemacht hatte, in dem außergewöhnlich aufgeweckten Knaben eine nicht zu unterschätzende zukünftige Gefahr für die Macht der Tokugawa wittern. Im Jahre 1611, als er den achtzehnjährigen Jüngling wieder einmal zu sehen bekam, wurde er durch die Klugheit und Reife des jungen Mannes ganz besonders beeindruckt und war sich nun ganz im klaren darüber, daß allen späteren Eventualitäten auf das entschiedenste vorgebeugt werden müsse. Er verlangte im Herbst 1614 von Hideyori die sofortige Entlassung der zahlreichen in Ōsaka lebenden Rōnin; es sind das Samurai, welche entweder freiwillig oder um den Folgen eines Verbrechens sich zu entziehen, ihrem Lehnsfürsten entflohen waren oder beim Tode ihres Lehnsherrn den Dienst verloren hatten; damals befanden sich etwa 60 000 in Ōsaka, und da sie, wenn auch vollständig mittellos, so doch im Besitze ihrer Rüstung und ihrer Waffe waren, stellten sie eine nicht zu verachtende militärische Macht dar. Hideyori kam jedoch dieser Aufforderung nicht nur nicht nach, sondern rüstete ganz offen zu bewaffnetem Widerstand. Im Oktober desselben Jahres verfügte er bereits über eine Streitmacht von ungefähr 90 000 Mann, denen sich ihres Eigentums beraubte Daimyō und viele Samurai anschlossen. Zwei Monate darauf rückte Ieyasu mit einem großen Heere von 180 000 Mann vor Ōsaka. Nach mehreren unentschiedenen Treffen wurde zwar im Januar 1615 ein recht zweifelhafter Frieden geschlossen, der aber den Wiederausbruch des Krieges nicht verhindern konnte. Nach einer kurzen, nur einen Monat dauernden Belagerung der Burg von Ōsaka ging diese in Flammen auf, am 3. Juni 1615. Das war das Ende des in der japanischen Geschichte mit vollstem Rechte berühmten „Sommerfeldzugs von Ōsaka“, des „Ōsaka natsu-no-jin“. Denn dieser blutige Tag ist das wahre Datum des Beginns der zweieinhalb Jahrhunderte währenden Friedensherrschaft der Tokugawa-Shōgun, nicht der 21. Oktober 1600, der Tag von Sekigahara; dieser letztere hatte dem ersteren und ausschlaggebenden nur den

Weg geebnet. Der Sieg des Sommers 1615 setzte erst den Schlußstein auf den von Ieyasu inaugurierten imposanten Neubau des Tokugawastaates. Bis zum Fall von Ōsaka war die Lage Ieyasu's mehr als einmal recht prekär, und es war bisweilen nahe daran, daß die reichsgeschichtliche Entwicklung Japans eine ganz andere Richtung einschlug. Daß es schließlich so kam, wie es gekommen ist, war bei weitem nicht der alleinige Erfolg der militärischen Macht Ieyasu's, sondern in allererster Linie seiner genialen Vereinigung von Stärke und List. Sein weitblickender Geist hatte das Kommende schon gleich nach dem Siege von Sekigahara vorausgesehen, als er den später zum Sprichwort erhobenen berühmten Ausspruch tat: „Nach dem Siege binde die Helmschnur fester“, das heißt, der Sieger soll sich noch auf schwere Kämpfe gefaßt machen.

In den Flammen der brennenden Burg von Ōsaka kam Hideyori mit vielen Samurai um, zahlreiche dem Feuer mit knapper Not Entkommene setzten durch Harakiri ihrem Dasein ein Ziel. Der hinterlassene siebenjährige Sohn Hideyori's und seine fünfjährige Schwester wurden unmittelbar nach dem Falle von Ōsaka wie gemeine Verbrecher von einem gewöhnlichen Scharfrichter enthauptet. Dieses grausame Vorgehen Ieyasu's wirkte gewiß nicht nur abstoßend, sondern auch sehr überraschend: stand der große Mann doch von jeher mit Recht im Rufe eines hochherzigen, gerechten und menschenfreundlichen Charakters. Überhaupt verfuhr er nach siegreicher Erledigung des Ōsakafeldzuges mit maßloser Schärfe gegen die Unterlegenen, ganz im Gegensatz zu seinem Verhalten nach dem Erfolge von Sekigahara. Während damals nur drei Anführer öffentlich hingerichtet und ganz wenige zum Freitod durch Harakiri verurteilt wurden, kannte diesmal seine Vergeltung keine Grenzen, so daß Murdoch ihn Marius und Sulla an die Seite stellt. Eine ganze Anzahl minderjähriger Kinder, unter diesen auch ein achtjähriger natürlicher Sohn von Hideyori, fielen unter Henkershand. Aber der wahre Grund dieser vom Standpunkte rein menschlicher Betrachtung aus ohne jede Einschränkung voll und ganz zu verurteilenden Maßnahmen hatte nichts zu tun mit einem an Sadismus grenzenden Blut- und Rachedurst. Er ist vielmehr zu finden in der rücksichtslosen Konsequenz seiner politischen Erwägungen und Einsichten, deren objektive Richtigkeit nicht zu bestreiten sein dürfte. Nach der Schlacht bei Sekigahara sah Ieyasu mit seinem scharfen staatsmännischen Blick ganz klar, daß dieser Erfolg, so gewaltig er auch an sich war, doch noch nicht die endgültige Entscheidung gebracht hatte. Er hatte zunächst den Weg einer Versöhnungspolitik einzu-

schlagen versucht, diese führte jedoch nicht zu dem gewünschten Resultat. Sein letztes Ziel, die endgültige Befriedung des Landes, war, wie er sich bald sagen mußte, auf keine Weise zu erreichen, solange die Macht der Gegenpartei, der Toyotomi-Sippe und ihrer zahlreichen Anhänger, nicht vollkommen unschädlich gemacht war. Das hatte nach mancher gefährvollen und, wie wir gesehen haben, nicht durch Ieyasu's militärische Hilfsmittel, sondern allein durch seine diplomatisch-politische Genialität behobenen Krise der Sieg von Ōsaka nun ermöglicht. Der Fall von Ōsaka ist, um es zu wiederholen, die wahre und unwiderrufliche Entscheidung in diesem für die Reichsentwicklung so hochbedeutsamen Ringen. Und diesen Sieg wollte und mußte Ieyasu bis zur Neige auskosten, er wollte ganze Arbeit liefern. Ōsaka mußte den Schlußstrich unter seine Rechnung setzen und die völlige, durch nichts je wieder rückgängig zu machende Vernichtung seines letzten gefährlichen Gegners, des Hauses Toyotomi, für alle Zukunft besiegeln. Das und nichts anderes war das Motiv seines Handelns.

Doch wir sind mit Rücksicht auf die innere Zusammengehörigkeit des Sieges von Sekigahara und des Falls von Ōsaka den historischen Ereignissen etwas vorausgeeilt und wollen nun zu den Geschehnissen unmittelbar nach Sekigahara zurückkehren.

Das Edo-Bakufu der Tokugawa-Shōgunē (1603—1867)

Im Jahre 1603 läßt sich Tokugawa Ieyasu vom Go-Yōzei-Tennō zum Shōgun ernennen. Auf Hideyoshis klugen Rat hatte er sich schon vor mehreren Jahren das kleine Fischerdorf Edo — das heutige Tōkyō — als Wohnsitz gewählt und sich daselbst ein großes Schloß errichten lassen. Diesen Ort machte er nun zu seiner Residenz, zum Sitz des Tokugawa-Shōgunats, was er bis zum Jahre 1867 geblieben ist. Es ist wiederum ein untrügliches Zeichen seiner politischen Klugheit, daß er die ideelle, unüberbrückbare Distanz der beiden Residenzen — der des de iure-Herrschers auf der anderen Seite in Kyōto — auch äußerlich durch räumliche Entfernung zum Ausdruck brachte: auf solche Weise war die sonst nur allzu nahe Möglichkeit direkter Reibungen der beiden Höfe, vor allem ihrer Beamten und Würdenträger, von vornherein ausgeschaltet.

So hatte also das schöpferische Triumvirat Oda Nobunaga, Toyotomi Hideyoshi und Tokugawa Ieyasu in zielbewußter, wenn auch dann und wann vorübergehend mehr oder weniger gegensätzlicher Zusammenarbeit das in fürderhin unlösbarer Einung und für mehr

als zweieinhalb Jahrhunderte ungestörter Befriedung des Reiches gipfelnde gewaltige Reformwerk zustande gebracht. Und Tokugawa Ieyasu, der die beiden anderen — Nobunaga um 34 und Hideyoshi um 18 Jahre — überlebte, war vom Schicksal ausersehen, das Ganze zum Abschluß zu bringen und die Lorbeeren zu ernten.

Die wichtigsten Daten aus Ieyasus Vorleben sind kurz folgende. Er wurde am 26. Dezember 1547 geboren als ältester Sohn des Tokugawa Hirotada, des ganz unbedeutenden Daimyō von Okazaki, einem kleinen Orte in der Provinz Mikawa auf der Hauptinsel (Hondo) im Südosten von Nagoya. Sein Vater führte den Stammbaum der Familie auf das berühmte Geschlecht der Minamoto zurück. Ieyasu hieß ursprünglich Motoyasu, änderte aber im Jahre 1565 seinen Namen in Ieyasu. Zwei Jahre danach erhielt er von Ōgimachi Tennō das Recht, den Familiennamen Tokugawa zu führen. Nach Oda's Tode (1587) söhnte er sich — wie oben bereits erwähnt — mit seinem bisherigen Gegner Hideyoshi aus.

In zahlreichen Anekdoten spiegelt sich mit bisweilen recht humorvoller Anschaulichkeit die mehr oder minder volkstümliche Einschätzung der persönlichen Eigenart eines jeden der drei ruhmgekrönten Schöpfer des neuen Reiches. Ganz übereinstimmend und durchaus zutreffend wird Oda Nobunaga charakterisiert als ausgesprochene Kriegernatur, als Soldat vom Scheitel bis zur Sohle, als stahlharter Willensmensch und hemmungsloser Draufgänger, listig, gewalttätig, machtgierig und erbarmungslos grausam. Murdoch nennt ihn „den wahren Übermenschen seiner Zeit“, er sieht in ihm den japanischen Attila, wobei allerdings die Grundverschiedenheit des historisch-kulturellen Hintergrundes — hier in Japan die Folie selbsthaft zivilisierter, dort die einer nomadischen Umwelt — nicht außer acht gelassen werden darf. Sein Werk stand unter dem Zeichen Zerstörung und Vernichtung, und doch hatte es neben dieser negativen auch eine sehr bedeutsame positive Seite: er schuf die Voraussetzung für das so erfolgreiche Wirken seiner beiden Nachfolger.

Auf ganz unvergleichbar höherer Stufe stehen nun Hideyoshi und Ieyasu. Jeder von den beiden nimmt als Soldat wie als Staatsmann einen ganz außerordentlichen Rang ein, das unterliegt keinem Zweifel. Will man indessen dieses Urteil etwas präziser fassen, so muß man sagen, daß bei Hideyoshi — dem „japanischen Napoleon“ — der Soldat, der Feldherr, den Staatsmann weit überragt, während bei Ieyasu gerade das Umgekehrte der Fall ist. In kritisch abwägender Darlegung gibt Murdoch eine interessante Gegenüberstellung der beiden gleichermaßen hochverdienten Reichserneuerer.

Er findet als Hauptunterschied die geradezu unerschöpfliche Originalität Hideyoshi's in der genialen Meisterung eines unvorhergesehenen und überraschenden Wechsels der Situation, einer bewundernswerten geistigen Leistungsfähigkeit, der Ieyasu nichts an die Seite zu stellen hatte. Ieyasu war durch und durch nüchterner Realist, er stand unentwegt mit beiden Beinen auf der Erde; alles, was er unternahm, war das Resultat kühler Besonnenheit und weitblickender Berechnung. Hierbei darf allerdings nicht übersehen werden, daß das unerschütterliche Vertrauen, welches Hideyoshi — im allgemeinen gewiß mit vollem Rechte — auf sein unversiegbares Genie setzte, auch eine verhängnisvolle Kehrseite hatte: er schrak, wenn es galt, vor keinem auch noch so unüberwindlichen Hindernis zurück. So wird schließlich sein oben bereits erwähnter, in seinen späteren Jahren mehr und mehr von ihm Besitz ergreifender Größenwahn verständlich — die Tragik des über sich selbst hinausstrebenden Genies. Endlich ist noch ein sehr bemerkenswerter Gegensatz anzuführen; während, wie wir eben gesehen haben, Hideyoshi ausschließlich auf seinen Geist angewiesen war, legte Ieyasu eine erstaunliche Findigkeit und Gewandtheit an den Tag, sich fremder Gehirne zu bedienen, wenn das eigene versagte. Das ist ein so allgemein im Volksbewußtsein seiner und späterer Zeit verwurzeltes Urteil und hat in so vielen einheimischen Anekdoten seinen literarischen Niederschlag gefunden, daß seine Berechtigung schon dadurch — ganz abgesehen von den ebendahin gehenden Resultaten der strengen Forschung — über jeden Zweifel erhaben ist.

Aus der großen Zahl der in Rede stehenden Anekdoten, die sich um die drei großen Männer kristallisiert haben, seien hier zwei der berühmtesten wiedergegeben. In der ersten wird die Frage gestellt, wie sich ein jeder von ihnen verhalten würde einem Kuckuck gegenüber, der sich weigert zu rufen. Jedem wird dann die seine Eigenart in treffender und anschaulicher Weise charakterisierende Antwort in den Mund gelegt. Nobunaga sagt: „Ich schlage ihn tot, wenn er nicht ruft, den Kuckuck!“ Hideyoshi: „Ich werde versuchen, ihn zum Rufen zu bringen, den Kuckuck.“ Und Ieyasu erwidert gelassen: „Ich werde warten, bis er ruft, der Kuckuck.“ Die andere, für Ieyasu nicht gerade schmeichelhafte Anekdote, bedarf einer kurzen Vorbemerkung: in Japan wird bei der im ganzen eine volle Woche dauernden Feier des Neujahrsfestes, des weitaus wichtigsten der sogenannten Go-sekku, der „fünf Feste des Jahres“, überall aus gestampftem und dann gekochtem Klebreis eine Art Kuchen, sog. Mochi, bereitet. Der etwas allzu boshafte Volkswitz behauptet nun:

„Nobunaga stampfte den Klebreis, Hideyoshi kochte ihn und Ieyasu verspeiste den fertigen Mochi“. So ist es natürlich nicht gewesen — Sekigahara und der abschließende Erfolg von Ōsaka waren, wie wir gesehen haben, einzig und allein Ieyasus Verdienst. Wäre er überhaupt nicht oder nicht mehr gewesen, so hätte nach Hideyoshi's Ableben das schon so verheißungsvoll eingeleitete Reformwerk seinen Vollender nicht gefunden, und die Reichsentwicklung Japans hätte einen ganz anderen, allerhöchster Wahrscheinlichkeit nach unabsehbar verhängnisvollen Weg eingeschlagen. Der objektiv urteilende Historiker wird unter dem Gesichtswinkel einer unerläßlichen Ganzheitsbetrachtung ohne jedes Bedenken die untrennbare Zusammengehörigkeit und engste Wirkensverbundenheit der drei großen Baumeister der Einung und Befriedung des japanischen Reiches voll anerkennen und in diesem Sinne einem jeden von ihnen die gebührende Wertung zukommen lassen.

Ieyasu's administrative Reform

Das große, zunächst über alle persönlichen Interessen weit hinausragende Ideal, für dessen Verwirklichung Ieyasu seine ganze Energie und staatsschöpferische Gewandtheit einsetzte, war, wie bereits mehrfach erwähnt, die Schaffung eines Reiches von lückenloser Einheit des gesamten japanischen Herrschaftsbereichs. Daneben allerdings, an zweiter Stelle, verfolgte er noch ein anderes, rein egoistisches Ziel: die Sicherung der für Generationen unanfechtbaren Vormachtstellung seines Hauses. Auch hierin hat ihn das Schicksal ganz außerordentlich begünstigt: seine vierzehn Nachfolger im Shōgunat gehörten ohne Ausnahme zu seinen Abkömmlingen, zur großen Familie der Tokugawa. Nahezu zweidreiviertel Jahrhunderte stand das japanische Reich unter dem Szepter der Tokugawa-Shōgune. In ausgesprochenem Gegensatz zum bürokratisch-zivilen Imperialismus der Fujiwara-Familie, die ihr Regiment auf keinen militärisch nennenswert starken Machtfaktor stützen konnte, folgten die Tokugawa dem lehrreichen Beispiel der Taira und Minamoto und legten ihrer Herrschaft eine unwiderstehliche Militärmacht zugrunde, nämlich den bis ins letzte durchgeführten und peinlichst organisierten militärischen Feudalismus. Übrigens ist noch darauf hinzuweisen, daß die fundamentale Neuordnung der Reichsgestaltung nicht von Ieyasu selbst bis zum letzten Ende durchgeführt worden ist, das hat erst sein Enkel, Iemitsu, der zweite Sohn des Hidetada und dritte Shōgun (1622—1651), erreicht.

Die Geschichtswissenschaft — in erster Linie auch die umfassende

und tiefgreifende Darlegung Murdochs — betont als einen gewissen Mangel an Ieyasu's Werk die fast völlige Abwesenheit origineller Ideen in dem neuen Regierungssystem, sie kann aber nicht umhin, die ganz außerordentliche Geschicklichkeit seines Gründers und die politische Fruchtbarkeit dieses „Flickwerk-Mosaiks“ (Murdoch) anzuerkennen. Wir wollen nun die Hauptpunkte der Neuordnung anführen, ohne uns jedoch allzuweit in die Einzelheiten zu verlieren. Einheimische wie westländische Historiker sprechen nach Murdochs Vorgang von der „administrativen Maschinerie“ der neuen Reichsverfassung; der Ausdruck ist sehr bezeichnend, es handelt sich in der Tat um eine bis ins kleinste gehende Spezifizierung von regulativen Vorschriften und Geboten mit Verordnungen für Kontrolle und Gegenkontrolle, die ineinandergreifen und miteinander verschlungen sind wie die Räder und Rädchen einer äußerst komplizierten Maschine.

Die grundlegenden Richtlinien der durch Ieyasu inaugurierten innerpolitischen Neugestaltung des japanischen Reiches waren im wesentlichen bestimmt durch drei Gesichtspunkte von ausschlaggebender Bedeutung. Erstens ging es, wie bereits bemerkt, um die unantastbare und ausschließliche Suprematie der Tokugawa-Familie — also wieder Sippenherrschaft reiner Prägung — für Gegenwart und Zukunft, sowie, in engstem Zusammenhang damit, eine auf keine Weise zu umgehende, absolute staatspolizeiliche, direkte und indirekte Kontrolle und allen Eventualitäten vorbeugende Niederhaltung der anderen, zum Teil sehr mächtigen Adelsgeschlechter. Zweitens galt es, eine in jeder Hinsicht zweckdienliche und zugleich Dauer verbürgende Organisation des gesamten Regierungs- und Verwaltungsmechanismus auszuklügeln. Drittens endlich war — in unumgänglicher Berücksichtigung der nationalpolitischen Mentalität des Volkes — von außerordentlicher Wichtigkeit eine formal klare und prinzipiell wenigstens annehmbare Regelung des Verhältnisses von Tennō und Shōgun. Als solche ergab sich für Ieyasu die offizielle Sanktionierung des singular japanischen landesoberhoheitlichen Dualismus von religiös-theoretischem Tennōtum und profanpraktischer Shōgunherrschaft. Dabei dokumentierte die wohlberechnete Schwerpunktverlagerung der Zentralregierung vom Westen (Kyōto) nach dem Osten (Edo) in unmißverständlicher Weise schon rein äußerlich die uneingeschränkte Selbständigkeit und Unabhängigkeit des Shōgunregiments gegenüber der Scheinherrschaft des Kaisers. Indessen sei hier nicht unterlassen, ausdrücklich darauf hinzuweisen, daß auch die so weitgehend zweckdienliche, ja geradezu gebotene räumliche Distanzierung des praktisch-effektiven Macht-

zentrum von der Residenz des realpolitisch vollkommen ausgeschalteten Tennō an sich nicht der Staatskunst Ieyasu's entstammte. Diese fruchtbringende Idee war vielmehr das geistige Eigentum des genialen Yoritomo, der sie, wie wir gesehen haben, bei der Gründung des Kamakura-Shōgunats als erster in die Tat umgesetzt hat. Aber Ieyasu wußte ihre besondere Zweckmäßigkeit gebührend einzuschätzen und machte sie sich darum als Grundlage seiner staatlichen Neuordnung zu eigen. Darin haben ihn ohne Zweifel auch die gelegentlichen Reibungen zwischen Kaiserhof und Shōgunat in der Ashikaga-Muromachi-Zeit, in der ja Kyōto wieder Sitz der Hauptzentralregierung war, nicht wenig bestärkt.

Über den ersten Punkt, die Suprematie des Tokugawahauses, ist dem bereits Gesagten nichts weiter hinzuzufügen. Die unbeschränkte Macht und Unabhängigkeit Ieyasu's war die unabdingbare Voraussetzung für die tatsächliche Durchführung des von ihm bis ins einzelne ausgearbeiteten und allumfassenden Programms der straff zentralisierten administrativen Neugestaltung des Reiches, eines Werkes in gewissem Sinne genialer organisatorisch konstruktiver Staatskunst. Das Verbleiben der Macht bei seinem Hause war für ihn die einzige Gewähr für die Fortdauer seiner Staatsschöpfung nach seinem Ableben. Und er sollte sich darin nicht geirrt haben; denn, wie bereits erwähnt, die Tokugawafamilie behielt die Herrschaft ununterbrochen für 265 Jahre. Das war nur ermöglicht worden durch das denkbar raffinierteste System von verwickelter Kontrolle und Gegenkontrolle, offen und im geheimen, mit rücksichtslosester Konsequenz praktisch durchgeführt. Mit vollem Rechte spricht man daher von dem Polizeistaat der Tokugawa. Die Vorbedingung zu unangefochtener Behauptung der allgebietenden Machtposition einer Familie war naturgemäß die jederzeit aufs gründlichste kontrollierte Niederhaltung anderer, nach dem gleichen Ziele strebender Adelsgeschlechter, der großen Feudalherren oder Daimyō, die, wenn sie allzu mächtig wurden, eine stete Gefahr bedeuteten. So bediente sich die Regierungszentrale in Edo einer ansehnlichen Zahl von Geheimspitzeln, die ein scharfes Auge hatten auf alles, was an den Höfen der größeren Lehensfürsten etwa verdächtig erscheinen könnte, und alles getreu ihren Auftraggebern berichteten. Daneben wurde aber noch eine andere Art Kontrolle ausgeübt, nämlich die pflichtmäßige wechselseitige Überwachung der Daimyō untereinander. Was vor allem Gegenstand der schärfsten Beaufsichtigung sein mußte, war die Gefahr eines heimlichen Zusammenschlusses mehrerer Lehns Herren zu einer revolutionäre Ziele verfolgenden Koalition.

An der Spitze der Zentralregierung stand natürlich der Shōgun, der die alleinige Leitung der Staatsgeschäfte innehatte; nach ihm kam, als sein erster Minister, der Tairō, der Leiter der Regierungsangelegenheiten und Regent bei Unmündigkeit des Shōgun. Die eigentliche Beamtenschaft der Regierung war dreifach gestaffelt: den höchsten Rang nahmen ein vier (je nachdem auch fünf) Staatsräte, welche alternierend jeweils einen Monat ihr Amt versahen; sie betreuten die wichtigsten Angelegenheiten und rekrutierten sich nur aus den Kreisen der Fudai-Daimyō oder den Hatamoto; von diesen wird weiter unten noch ausführlicher die Rede sein. Diese oberste Beamtenklasse wurde zusammengefaßt unter der Bezeichnung Rōjū (wörtlich etwa „zu den Alten gehörig“). Nach ihnen kamen die sogenannten Wakadoshiyori („die Jungen“), deren Dienstbereich sich vor allem auf die Samurai erstreckte. Das Amt der Wakadoshiyori wurde indes erst 17 Jahre nach Ieyasus Tode offiziell eingerichtet (im Jahre 1633, Murdoch II 700 Anm.). Die sog. Bugyō, seit dem Beginn der mittelalterlichen Feudalzeit Name für Leiter der verschiedensten Behörden, wie Verwaltung der Finanzen, schintoistischer wie buddhistischer Tempelangelegenheiten; auch eine Art Oberbürgermeister bedeutenderer Städte, seit der Gründung des Tokugawa-Shōgunats war naturgemäß der bedeutendste der Bugyō von Edo. Unter diesen Regierungsbeamten im engeren Sinne des Wortes stand eine Art Polizeibeamte, welche eine mehr oder weniger geheime Aufsicht, vor allem über die Daimyō, auszuüben hatten. Es war dies ein außerordentlich wichtiges Amt, da seine Hauptaufgabe, die peinliche und rücksichtslose Überwachung der großen wie kleinen Feudalherren, eine unentbehrliche Stütze der Herrschaft des Shōgun war. Mit Rücksicht auf die ungeschwächte überpolitische Bedeutung der glanzvollen alten Kapitale ergab sich zunächst schon aus rein formalen Gründen die Notwendigkeit eines in Kyōto stationierten Vertreters des Shōgun. Allerdings war dieser hohe Posten neben den Pflichten der shōgunatamtlichen Tätigkeit noch mit einer ungleich wichtigeren, geheimen Aufgabe betraut, einer Aufgabe, die der steten Sorge Ieyasu's um die Sicherung des Shōgunats für seine Familie entsprang: es handelte sich um eine ebenso geschickt getarnte wie streng durchgeführte Kontrolle und Überwachung des Kaiserhofes! Ebenso standen die großen Burgen, wie z. B. Ōsaka, unter der Kontrolle des Shōgun, der einen nur ihm verantwortlichen Verwalter einsetzte.

In gleicher Weise wie die Regierung wurde auch das Feudalsystem einer Reform unterzogen. Zunächst sind drei große Klassen

der Untertanen des Shōgun zu unterscheiden: die Daimyō, die Samurai (oder Bushi oder Shi) und das Volk. Die Daimyō, die Lehns Herren, zerfallen wieder in drei Gruppen: die erste bilden die sog. Go-sanke („die Hohen Drei Häuser“), welche als Nachkommen dreier Söhne des Ieyasu eine Sonderstellung einnahmen. Diese drei Familien sind die einzigen, aus denen der Nachfolger eines kinderlosen Shōgun genommen werden darf. Zur zweiten Gruppe gehören die Fudai-Daimyō (d. h. erbliche D.), das sind die Daimyō, die schon vor der Schlacht bei Sekigahara oder wenigstens vor dem Fall von Ōsaka (im Jahre 1615) auf der Seite der Tokugawa standen. Sie hatten ein Anrecht auf die wichtigsten Ämter der Regierung. Im Gegensatz zu diesen wurde die dritte Gruppe als Tozama bezeichnet. Der Ausdruck bedeutet „Außenseiter-Herren“ (outside Lords bei Murdoch); nach einer „Vermächtnis des Ieyasu“ betitelten Schrift, deren Authentizität jedoch aus inneren Gründen abzulehnen ist, sollen diese auch bei höchster Befähigung nach ausdrücklicher Verfügung Ieyasu's zu keinem administrativen Amte zugelassen werden (Murdoch a. a. O. 440). Der Daimyō, nach oben bedingungslos Untertan des Shōgun, war in seinem Gebiete unumschränkter Herr. Die Bauern, seine Untertanen, waren verpflichtet, ihm als Entgelt für den durch ihn gewährleisteten Schutz ihres Lebens und Eigentums eine festgesetzte Menge des von ihnen geernteten Reises abzuliefern. In diesem Zusammenhange seien gleich hier zwei Ergänzungen der die Daimyō betreffenden Bestimmungen angeführt, die allerdings erst unter Ieyasu's übernächstem Nachfolger, dem Shōgun Iemitsu (1623—1651), voll in Kraft traten. Im Interesse einer absoluten Sicherung der Vormachtstellung der Tokugawa auf lange Sicht lag es in der Natur der Sache, daß der Shōgun mit allen nur verfügbaren Mitteln darauf bedacht war, vor allem die großen Lehensfürsten ganz in der Hand zu haben und ein etwaiges bedrohliches Anwachsen ihrer Macht zu verhindern; denn sie waren unter Umständen die zu fürchtenden Gegenspieler, falls sich ihnen eine Aussicht auf erfolgsversprechende Auflehnung gegen das Tokugawa-Regiment bieten sollte. So hatte Ieyasu in weiser und geschickter Vorbeugung unliebsamer Überraschungen es einzurichten verstanden, daß der Hof in Kyōto — auf den er aus naheliegenden Gründen natürlich ganz besonders sein Augenmerk zu richten hatte — ganz von absolut zuverlässigen und ihm ergebenen Lehensfürsten umgeben, ja, geradezu eingekeilt war: von dort konnte also keine Gefahr drohen. Ebenso natürlich war es, daß seine neue Residenz Edo von seinen Vasallen, deren Treue über alle Zweifel erhaben

war, geschützt wurde. Noch zu seinen Lebzeiten hatte man Ieyasu von befreundeter Seite den Vorschlag gemacht, die Frauen und Kinder der Daimyō ständig in Edo wohnen zu lassen, um im Notfalle sofort über sie als Geiseln verfügen zu können. Der Vorschlag wurde zwar angenommen, aber nur in Einzelfällen zur Ausführung gebracht. Erst im Jahre 1624 oder 1625, also unter dem Shōgun Iemitsu, wurde auf erneutes Anraten von seiten des Daimyō von Satsuma diese politische Vorsichtsmaßregel allgemein zu befolgende Vorschrift. Eine weitere — für die Beteiligten nicht wenig kostspielige — Verschärfung in der Überwachung der Daimyō brachte dann etwa ein Jahrzehnt später die Verordnung Sankin-Kōtai, d. h. die Pflicht (für den Daimyō selbst), vom vierten Monat jedes anderen Jahres an für die Dauer von sechs Monaten nach Edo zu kommen und dort unter den Augen des Shōgun ihren Hof zu halten. Diese Maßnahme verfolgte übrigens in raffinierter Weise neben der Kontrolle der Daimyō noch ein weiteres, sehr wichtiges Ziel im Sinne der Sicherung der Tokugawa-Vormacht: der sechsmonatige, standesgemäße Aufenthalt in der Hauptstadt verursachte so gewaltige Kosten, daß er alle Mittel, welche den Daimyō unter Umständen zur Aufstellung einer gegen das Shōgunat zu verwendenden Heeresmacht hätten dienen können, restlos verschlang.

In der feudalistischen Rangordnung kamen nach dem Daimyō die Samurai, die in zwei Klassen zerfielen: erstens die unmittelbaren Vasallen des Shōgun, die Bakushin oder Chokushin, mit nochmaliger Unterteilung in Hatamoto, aus denen die Mehrzahl der höchsten Beamten des Shōgunats gewählt wurden und die zur Audienz beim Shōgun vorgelassen wurden, und Gokenin, welche die weniger wichtigen Ämter bekleideten und nicht audienzberechtigt waren. Die zweite Klasse bildeten die Baishin oder Kerai, die mittelbaren Vasallen des Shōgun und Dienstmännern eines Daimyō.

Nach dem Fall von Ōsaka erließ Ieyasu ein Verzeichnis der Verordnungen für den Kriegerstand, das sogenannte Buke-shohatto; dieses wurde jedoch im Laufe der Zeit mehrmals ergänzt oder geändert, die endgültige Redaktion wurde aber erst von dem 8. Shōgun, Yoshimune (1716—1745), unter dem Titel O-sadamegaki-hyakka-jō, „100 Abschnitte-Rechtsentscheidungen-Aufzeichnung“, veranlaßt, jedoch als geheime Schrift nicht veröffentlicht, hat aber bis in die Neuzeit als Grundlage der gesamten Gerichtsbarkeit eine bedeutende Rolle gespielt. Es ist eigentlich der zweite Teil einer größeren Gesetzessammlung, des Kujigata-o-sadamegaki, „Rechts-handel-Bestimmungen-Aufzeichnungen“. Der erste Teil dieser im

Jahre 1742 fertiggestellten Schrift enthält 81 Gebote justizpolizeilicher Art (Ramming). Hierin sind die gesamten Lebens- und Rechtsverhältnisse der Daimyō und Samurai bis ins kleinste festgelegt. Sehr bedeutungsvoll sind darin unter dem Gesichtswinkel der Sicherung der Vormachtstellung der Tokugawa-Familie zwei die Daimyō betreffende Verbote: erstens ist ihnen unter keinen Umständen gestattet, sich überhaupt in Kyōto zu zeigen; zweitens dürfen sie sich keine neuen Burgen errichten und Ausbesserungen der alten nicht ohne besondere Erlaubnis vornehmen. Interessant ist, daß den Samurai dringend empfohlen wird, neben dem Kriegshandwerk etwas für ihre geistige Bildung zu tun. Auch sind sie an ihren Wohnort gebunden, sollen in ihrem Auftreten und in ihrer Kleidung stets das richtige Standesbewußtsein zeigen u. a. m.

Die dritte große Klasse umfaßt das Volk, die Heimin, die Bürger; auch hier wird eine Stufenfolge beobachtet, und zwar sind vier Gruppen zu unterscheiden. An erster Stelle stehen die Samurai sozusagen zweiter Klasse, d. h. die nicht zu den obengenannten Bakushin und Baishin, den unmittelbaren und mittelbaren Vasallen des Daimyō, zu zählen sind. Nach ihnen kommen die Bauern, dann die Handwerker und zuletzt die Kaufleute, die von jeher als Geldverdiener ein sehr geringes Ansehen besaßen. Dazu kommen nun noch, eigentlich außerhalb jeder Rangordnung stehend, die Paria des Volkes, bei denen auch wieder zwei Gruppen unterschieden werden: die Eta und die Hinin, „Nicht-Menschen“; bezüglich der Herkunft der ersteren, der Eta, läßt sich nichts Sicheres sagen, ebensowenig über die eigentliche Bedeutung ihres Namens; sie übten die als unrein verschriene Tätigkeit als Abdecker, Lohgerber, Lederarbeiter und Scharfrichter aus. Die Hinin, die niedrigste Volksschicht, fanden ihren Lebensunterhalt durch sozusagen berufsmäßige Bettelei; es gab in Edo mehr als 30 000 solcher Bettlerfamilien; an ihnen konnte ein Samurai ungestraft die Schärfe seines Schwertes ausprobieren (Ramming). Mir möchte es richtiger scheinen, Eta mehr als eine Art — wenn auch nicht offizieller, so doch praktisch üblicher — Rangstufe aufzufassen, während hingegen Hinin, wie ja schon der Name sagt, als allgemeiner Ausdruck der tiefsten Verachtung zu gelten hat. Die Unmöglichkeit einer exakten Differenzierung der beiden Bezeichnungen hat ihren Grund in dem Mißstande, daß die eigentliche, ursprüngliche Bedeutung des verschieden erklärten und bisweilen lebhaft umstrittenen Wortes Eta auch nicht mit annähernder Sicherheit zu ermitteln ist. Im Jahre 1871 wurde der juristische Unterschied zwischen den Paria und der bürgerlichen Gesellschaft offiziell

aufgehoben, die Bezeichnungen Eta und Hinin waren fernerhin amtlich nicht mehr erlaubt. Im Volksbewußtsein jedoch ist rein gefühlsmäßig eine gewisse Distanzierung von dieser Volksschicht immer noch festzustellen.

Zu erwähnen ist in diesem Zusammenhange noch eine zwar nicht erst in der Verfassung des Edo-Bakufu geschaffene, aber in ihr voll ausgebildete soziale Institution, das sogenannte Fünferschaft-System, gonin-gumi-seido. Es ist mehr als wahrscheinlich, daß sie im Prinzip bereits während der Taikwa-Reform in Japan Eingang fand, doch ist darüber nichts Genaueres bekannt. Jedenfalls spielte sie in der durch Ieyasu ins Leben gerufenen administrativen Reform eine bedeutende und ohne Zweifel segensreiche Rolle. Die Fünferschaft umfaßte Bürger — vor allem Handwerker und Kaufleute — und Bauern. Jeweils fünf Haushaltungen bildeten eine kleine soziale Gemeinschaft mit der Verpflichtung gegenseitiger Unterstützung in allen Angelegenheiten des privaten wie öffentlichen Lebens, Hilfe bei Unglücksfällen und Notständen; zugleich versah sie polizeiliche Funktionen, insbesondere Verhütung sowie, entsprechendenfalls, Bestrafung von Verbrechen und dergleichen. Und auch hier — genau wie bei der oben erwähnten gegenseitigen Überwachung der Dai-myō — war eine gewissenhafte Beaufsichtigung der einzelnen Fünferschaften untereinander Selbstverständlichkeit.

Nach dieser Reorganisation des gesamten Regierungs- und Verwaltungsmechanismus kam nun, wie oben bereits angedeutet, als dritter und letzter Gesichtspunkt von höchster Wichtigkeit eine unmißverständliche Klarlegung des künftighin zu beobachtenden Verhältnisses zum politisch ausgeschalteten Kaiserhofe in Betracht. Zugleich werden einige grundlegende Bestimmungen und Verordnungen proklamiert, welche den Thronfolger, die übrigen Prinzen und den Hofadel betreffen. Die alleinige Oberherrschaft des Shōgun wird klar und eindeutig erklärt und vor allem betont, daß der Tennō sich in keine der die Leitung des Staates betreffenden Angelegenheiten einzumischen irgendwelches Recht hat, daß eine etwaige kaiserliche Genehmigung der Maßnahmen des Shōgun in keiner Weise in Frage kommt. Der Shōgun ist auch allein für die Aufrechterhaltung des Friedens und der Ordnung verantwortlich. Dem Tennō, der ja selbst göttlichen Ursprungs ist, kommt ausschließlich alles anderen die Rolle eines Mittlers zwischen den Göttern und dem Volke zu, er nimmt also eine rein religiöse Stellung ein. Daß daneben dem Tennō die Beschäftigung mit Kunst und Wissenschaft aufs angelegentlichste empfohlen wird, ist recht charakteristisch für

Ieyasu, der ganz im Gegensatze zu Oda Nobunaga und Toyotomi Hideyoshi große literarische Interessen sowohl selbst besaß, wie auch für ihre Pflege sorgte. Im Mittelpunkt des damaligen höheren Bildungswesens standen die konfuzianischen Schriften, für deren Druck er Sorge trug. In materieller Beziehung wurde der Tennō und sein Hof in mehr als zufriedenstellender Weise bedacht: er erhielt Reis und Bargeld, letzteres in Form von Goldmünzen, in bestimmter Menge. Nur der Thronfolger darf sich eine Gemahlin nehmen, alle sonstigen Prinzen müssen unverheiratet ihr Leben in einem buddhistischen Kloster zubringen. Ferner dürfen außer den bereits bestehenden drei Seitenlinien des Kaiserhauses keine neuen mehr begründet werden. Ein Jahr vor seinem Tode, im Jahre 1615, erließ Ieyasu die sog. Kuge-Shohatto, die „Gesamten Verordnungen für den Hofadel“, worin das ganze Hofwesen, einschließlich des Zeremoniells, erschöpfend festgesetzt war.

Wie man sich erinnern wird, hatte bereits Hideyoshi ein Edikt gegen Lehre und Verbreitung des Christentums erlassen, das sich jedoch nur in ganz unbedeutendem Maße auswirkte; auch Ieyasu drückte zunächst beide Augen zu, so daß in Wirklichkeit die Christen verhältnismäßig schnell zunahmen. Doch mit einem Male ändert er — im Jahre 1614, neun Monate vor dem ersten Ansturm auf Ōsaka — seine Politik und tritt energisch gegen jede Art christlicher Missionstätigkeit auf: sämtlichen fremden Verkündern des Christentums, einschließlich der japanischen christlichen Priester, wird befohlen, unverzüglich Japan zu verlassen; sie sollen nach Manila und Makao gebracht werden. Von dem Daimyō verlangt er, die Niederreißung aller Kirchen in ihrem Herrschaftsbereich vornehmen zu lassen, sowie die bereits Bekehrten ihrer Untertanen zur Aufgabe des fremden Glaubens zu zwingen. Dieses brutale Vorgehen Ieyasu's gegen das Christentum ist von abendländischen Kritikern des öfteren falsch gedeutet worden. Es läßt sich meines Erachtens nicht leugnen, daß der Japaner im allgemeinen religiös so gut wie indifferent ist und daher eine sehr lobenswerte Toleranz an den Tag legt. Der Durchschnittsjapaner ist als Staatsbürger Shintoist und gehört zugleich durch Familientradition einer bestimmten buddhistischen Sekte an. Ob und wieweit sich dies seit dem Zusammenbruch im zweiten Weltkriege geändert hat, entzieht sich meiner Beurteilung, tut ja auch hier nichts zur Sache. Unter diesem Gesichtswinkel der religiösen Toleranz ist nun natürlich auch der Japaner Ieyasu zu betrachten. Wenn überhaupt religiöse Motive für sein Auftreten gegen das Christentum in Betracht kommen, was mir ziemlich

zweifelhaft erscheint, so haben sie nur ganz im Hintergrunde mitgewirkt. Was bei seinem Vorgehen den Ausschlag gegeben hat, das sind Erwägungen rein politischer Art gewesen. Sein immer wachses Mißtrauen ließ ihn in den zum Christentum übergetretenen Daimyō eine mehr und mehr wachsende Gefahr für das Shōgunat sehen, weil er ihre Begünstigung der fremden Religion nur für eine zweckdienliche Tarnung ihrer shōgunatfeindlichen Gesinnung hielt. Allmählich begann bei ihm auch eine zunächst zwar noch mehr oder weniger unklare Furcht vor etwaiger mittelbarer Einmischung des Auslandes in die innerjapanischen Verhältnisse aufzukeimen: von den japanischen Christen im Einverständnis mit den christlichen Daimyō angezettelte politische Unruhen und gegen das Shōgunat gerichtete Machenschaften konnten unter Umständen neue Gefahren heraufbeschwören. Was nicht wenig beunruhigend auf ihn wirkte, waren die mit größter Rücksichtslosigkeit betätigten Eifersüchteleien der Spanier, Portugiesen und Holländer, der Vertreter dreier großer christlicher Nationen, von denen jede mit allen Mitteln danach trachtete, die beiden anderen beim Shōgun auszustechen und alle Handelsvorteile für sich allein einzuheimsen.

In der auswärtigen Politik ist Ieyasu durchaus bestrebt, auf der Grundlage freundschaftlicher Beziehungen einen regen Handelsverkehr ins Leben zu rufen. Bereits im Jahre 1609 wurde ein auf gleichen Rechten beruhender Handelsvertrag mit Korea abgeschlossen. Seine Absicht, dasselbe bei China zu erreichen, schlug zwar fehl, tat aber privaten Handelsbeziehungen zwischen Japanern und Chinesen keinen Abbruch. Auch der Handel mit den europäischen Ländern, außer den drei genannten noch mit England, ist in stetem Wachsen begriffen.

Bereits ein Jahr nach dem unwiderruflich entscheidenden Siege von Ōsaka, der die dem gleichen Ziele, der lange Dauer verheißenden Schaffung eines geeinten und befriedeten Reiches, zustrebenden Bemühungen des großen Triumvirats Nobunaga, Hideyoshi und Ieyasu mit vollem Erfolge krönte, starb Ieyasu (1616). Das Jahr darauf verlieh ihm der Tennō den posthumen Ehrentitel Tōshō-Dai-gongen, „Ost-Leuchte-Groß-Inkarnation“. Nach vorläufiger Bestattung bei Shizuoka wurde er 1617 in Nikkō mit aller Feierlichkeit, die einem so großen Manne gebührte, endgültig beigesetzt; sein ganz besonders eindrucksvolles Grabmal liegt in einem herrlichen Kryptomerienwalde etwas oberhalb des ihm gewidmeten Tempels Tōshōgū, „Ost-Leuchte- (Shintō-) Tempel“. Das nördlich von Tōkyō in der Provinz Shimotsuke gelegene kleine Städtchen Nikkō ist der

hervorragenden landschaftlichen Schönheit seiner Lage wegen, sowie vor allem durch die farbenreiche Pracht seiner kunstvollen Tempelanlagen, eine der allerberühmtesten Weihstätten Japans. Das bringt in wirkungsvoller Kürze zum Ausdruck jenes während der Edo-Periode geprägte, im ganzen Lande verbreitete Sprichwort: „Solange Du Nikkō nicht gesehen hast, sage nicht kekkō“ (d. i. großartig, prächtig).

Ieyasu's dritter Sohn Hidetada, der, wie wir oben gehört haben, bereits im Jahre 1605 an die Stelle seines abgedankten Vaters getreten war, führte sein hohes Amt bis 1623 weiter, dankte aber in diesem Jahre zugunsten seines Sohnes Iemitsu offiziell ab, behielt jedoch, dem Beispiel seines Vaters folgend, in seiner scheinbaren Zurückgezogenheit die Zügel der Regierung bis zu seinem Ableben im Jahre 1632 unverändert in der Hand. Die Verfolgungen der Christen nahmen ihren ungehemmten Fortgang und verstiegen sich zu immer abstoßenderen Grausamkeiten. In schroffstem Gegensatze zu dem oben erwähnten, im Jahre 1614 proklamierten Verfolgungsedikt, das sich mit der Verbannung der fremden sowie einheimischen Missionäre und dem für das Volk erlassenen Gebot der Absage an die christliche Lehre begnügte, setzte nunmehr eine namenlos brutale blutige Ausrottung der Anhänger des christlichen Glaubens ein. Wir sehen hier ab von einer Aufzählung der unmenschlichen, bis zum äußersten empörenden Praktiken, der unvorstellbaren Qualen der armen auf gräßlichste Weise buchstäblich mit geradezu sadistischer Raffinesse zu Tode gequälten Opfer.

Mehr und mehr regte sich in Iemitsu die nicht ungerechtfertigte Besorgnis, die Berührung mit Ausländern, vor allem Europäern, und ihren, wie er klar erkannte, politisch grundverschiedenen Anschauungen und Idealen möchte alsbald im japanischen Volke Sympathien erwecken und nähren, welche sich über kurz oder lang zu einer immer konkreteren Gefahr für die ja nur mit rücksichtslosester Strenge aufrecht zu erhaltende absolute Machtposition der Tokugawa-Shōgune auswachsen konnten. So untersagte er im Jahre 1630 zunächst jegliche Einführung fremder Bücher und Schriften, fünf Jahre später folgte dann das im Falle der Übertretung unweigerlich mit der Todesstrafe zu ahndende Verbot, Reisen ins Ausland zu unternehmen. Um ganz sicher zu gehen, befahl er bald darauf die restlose Vernichtung aller seetüchtigen Schiffe; nur solche Fahrzeuge durften noch gebaut werden, mit denen man sich nicht auf die hohe See wagen konnte.

Als Iemitsu darin nur eine halbe Maßregel erblickte, folgte 1638

das Gegenstück dazu, nämlich die Ausschließung der Fremden, das Sakokurei, „Abschließungs-Verordnung“. Die den entscheidenden Ausschlag gebende Veranlassung dazu war der Aufruhr von Shimabara (Halbinsel im Osten von Nagasaki), der nach anfänglichen Erfolgen der Aufständischen durch ihre schließliche Aushungerung vollständig niedergeschlagen wurde. Allen Europäern, mit einziger Ausnahme der Holländer, wird jeglicher Verkehr mit Japan untersagt; den Holländern wird das künstlich angelegte Inselchen Deshima in der Bucht von Nagasaki als Handelsfaktorei zugewiesen; dort durften sie unter unausgesetzt strengster Bewachung als wirkliche Gefangene sich aufhalten, nachdem von ihren Schiffen Geschütze, Munition und Steuerruder entfernt worden waren (im Jahre 1641). Dieser Aufstand hat eine gewisse Berühmtheit erlangt, weil auch heute noch bei den Historikern keine Einigkeit in bezug auf die ihm zugrunde liegenden Motive erzielt worden ist. Es kann aber meines Erachtens keinem Zweifel unterliegen, daß er in erster Linie aus sozialen und politischen Verhältnissen abzuleiten ist, daß hingegen die religiös-christlichen Belange doch nur eine verhältnismäßig untergeordnete Rolle spielen, daß sie mehr als fördernde Begleitumstände einzuschätzen sind. In dem genannten Gebiete war die wirtschaftliche Not des Volkes bis zur Unerträglichkeit gestiegen und es machte sich ein nicht mehr zu unterdrückender Groll gegen die brutale Gewaltherrschaft zweier Daimyō, des von Shimabara und des der südlich davon liegenden Insel Amakusa geltend. Dazu gesellte sich als schwerwiegendes politisches Moment die unverminderte Feindschaft der hier gleichsam in der Verbannung lebenden Toyotomi-Vasallen gegen das Tokugawa-Regiment, von denen einige sich zum Christentum bekehrt hatten.

Es versteht sich von selbst, daß nach der restlosen Erledigung des offiziell doch als Werk der Christen eingeschätzten Aufruhrs noch rigorosere gegen die fremde Religion vorgegangen wurde, das Ziel war nun mehr als je ihre völlige Ausrottung. Es wurde zunächst ein Kontrollamt für religiöse Angelegenheiten eingerichtet, jedermann mußte nun genau angeben, zu welcher Sekte er sich zähle, wobei natürlich Zugehörigkeit zum Christentum völlig ausgeschlossen war. Diese Kontrollstelle verfügte über Rechtsprechung und Polizeigewalt. Außerdem bestand für jeden Japaner die Pflicht, einen ihm bekannten Christen anzuzeigen; kam er ihr nach, wurde er belohnt, verstieß er gegen sie, empfindlich bestraft. Auch vor der Folter schreckte man nicht zurück, wenn es galt, ein Geständnis zu erpressen. Ein beliebtes Mittel, einen Verdächtigen zu zwingen, Farbe

zu bekennen, war das sog. Fumi-e, „Tretbild“, ein Bildnis Christi oder Marias aus Holz oder Metall, auf das der Betreffende seinen Fuß setzen mußte zum Zeichen seiner Absage an die fremde Lehre. Das Verbot des Christentums wurde überall auf besonderen Schildern bekanntgegeben.

Im Jahre 1651 starb Iemitsu, sein Mausoleum befindet sich gleichfalls in Nikkō. Iemitsu setzte den Schlußstein auf den eigenartigen Staatsneubau seines Großvaters und brachte das durch die straffe Einheitlichkeit seines Systems und die rücksichtslose Konsequenz seiner Durchführung in seiner Art imponierende Reformwerk zum endgültigen Abschluß; er zog die letzten im Sinne diktatorischer Ausweitung noch möglichen Folgerungen. Der Polizeistaat der Tokugawa-Herrschaft ruhte nunmehr auf einem in absehbarer Zeit nicht zu erschütternden Fundament. Trotz alledem darf um der historischen Gerechtigkeit willen folgendes nicht verschwiegen werden. Die ziemlich allgemein verbreitete Einschätzung Iemitsu's als eines der Großen der japanischen Geschichte ermangelt bei kritischer Stellungnahme jeglicher Berechtigung. Ein Vergleich mit Nobunaga, Hideyoshi oder Ieyasu fällt vollkommen zu seinen Ungunsten aus, wie Murdoch überzeugend dartut. Nobunaga war in der Tat ein Kriegsheld im wahrsten Sinne des Wortes — Iemitsu verdankt seinen Ruhm nicht einer einzigen entsprechenden Leistung als Soldat, er kam dem großen Kriegermann nur in der Schwäche einer maßlosen Überheblichkeit und Selbstüberschätzung gleich. Zu den die geniale administrative Schöpfung seines Großvaters von ihm erlassenen Ergänzungen gab er in Wirklichkeit nur seinen Namen her, die tatsächlichen geistigen Urheber derselben waren in der Hauptsache seine ihm unvergleichbar überlegenen und politisch von Grund aus geschulten Ratgeber der bereits oben erwähnten Go-Rōjū. Und was bei Ieyasu mit Recht als Zeichen echter Herrscherweisheit stets geschätzt wurde, das fehlte seinem Enkel vollkommen: die anspruchslöse Bereitwilligkeit, seine Umgebung anzuhören, auch oder vielmehr gerade, wenn man ihm nicht bloß nach dem Munde redete, dabei seiner Ansicht zuwiderlaufende Einwendungen ganz sachlich auf ihren etwaigen Nutzen hin zu prüfen und gegebenenfalls zu beherzigen.

Nachfolger im Shōgunat wird Iemitsu's ältester Sohn Ietsuna (1651—1680); da er noch minderjährig ist, wird Hoshina Masayuki, der jüngere Bruder Iemitsu's, als Tairō sein Vormund. Der neue Shōgun, das heißt in Wirklichkeit sein Vormund, hat sich durch weitestgehende Unterstützung der Armen ein großes Verdienst er-

worben; eine bedeutsame Verordnung ist das strenge Verbot des sog. Junshi, das ist der Freitod eines Vasallen beim Tode seines Herrn, im Jahre 1663. Zuwiderhandlungen wurden an den Erben des Betreffenden durch schwere Strafen gerächt, wie z. B. Beschneidung des Landbesitzes u. a. Gleich im Anfang der Regierungszeit Ietsuna's hatte sich in Edo eine Verschwörung gegen das Shōgunat gebildet, die aber früh entdeckt und im Keime erstickt wurde: die erste Regung shōgunatfeindlicher Bestrebungen. Im Jahre 1680 stirbt Ietsuna, der vierte Sohn Iemitsu's, Tsunayoshi, wird im Alter von 34 Jahren Shōgun (1680—1709). Zum Tairō macht er Hotta Masatoshi, einen energischen und weitblickenden Mann, der sozusagen seine rechte Hand ist. Seine Regierungszeit ist in mehr als einer Hinsicht bemerkenswert. Zunächst geht er mit unerbittlicher Strenge der allgemein verbreiteten Leichtlebigkeit und höchst luxuriösen Lebensführung der oberen Kreise der Bevölkerung zu Leibe, ebenso trat er energisch der immer mehr ausartenden Arroganz der Beamten entgegen. Sodann ließ er sich die materielle Förderung des in relativ ziemlich bescheidenen Verhältnissen lebenden Kaiserhauses angelegen sein; es wurde wiederholt von ihm durch geldliche Zuwendungen unterstützt. Außerdem bemühte er sich aufrichtig, das begreiflicherweise gesunkene Ansehen des Tennō beim Volke wieder zu heben. Nicht geringe Verdienste hat er sich des weiteren erworben durch Pflege und Förderung von Kunst und Wissenschaft; im Vordergrund der letzteren stand der Konfuzianismus, der mit gewissen, durch die Eigenart japanischen Staatsdenkens bedingten Modifikationen die ideologische Grundlage der Tokugawa-Herrschaft bildete. Den Glanzpunkt seiner Regierung bildet die berühmte Genroku-Ära (1688—1703), eine der glanzvollsten Perioden der japanischen Kultur überhaupt.

Eine recht eigenartige Maßnahme soll hier kurz Erwähnung finden. Das Jahr 1687 brachte eine allgemeine Tierschutzverordnung, in der die Tötung oder Mißhandlung von Tieren strengstens verboten und mit schweren Strafen belegt war; die Tötung eines Hundes z. B. wurde mit dem Tode geahndet. Der Hunde nahm sich Tsunayoshi überhaupt ganz besonders an: er ließ herrenlose oder kranke Hunde von überallher an einen Ort bringen, wo sie wie menschliche Wesen gepflegt und betreut wurden, ja, an seinem Hofe setzte er Beamte ein, die nur für die Hunde zu sorgen hatten. Diese auf den ersten Blick wie eine lächerliche Marotte anmutende Hundebetreuung — die ihm beim Volke den Spottnamen „Hunde-Shōgun“ eintrug — läßt sich darauf zurückführen, daß er im Hundejahr (d. i. im elften

des chinesischen zwölfteiligen Zyklus) geboren war; seine allgemeine Tierfreundlichkeit überhaupt hatte indessen einen buddhistisch-religiösen Grund. Ein Mönch hatte ihn in die Lehre Buddhas eingeweiht, in der die Tötung von Lebewesen die erste der zehn Sünden ist, und ihn zu der Überzeugung gebracht, daß seine Kinderlosigkeit die Strafe für ein von ihm in einem früheren Dasein begangenes Vergehen dieser Art sei; das könne er durch Tierschutz aber wieder gutmachen. (Vgl. Naberfeld, S. 127.)

Eine ganz unerwartete Veränderung ging mit Tsunayoshi vor, als im Jahre 1684 sein Tairō Hotta Masatoshi von dessen Vetter plötzlich ermordet wurde. Das Motiv dieser Untat ist nie aufgedeckt worden. Bald darauf begann Tsunayoshi sich nicht mehr um seine amtlichen Pflichten zu kümmern und seine Tage einem von Vergnügen zu Vergnügen hastenden Leben zu widmen. Dieses schier unbegreifliche Versagen des an sich so verdienstvollen Shōgun bildete im Verein mit der Beseitigung des nicht minder tüchtigen Tairō geradezu ein nationales Unglück. Und das um so mehr, als in dieser Zeit die allgemeine Lage im Lande sich immer mehr verschlechterte. Die Staatseinnahmen sinken bedenklich, der Handel geht reißend zurück; dazu wird das Reich von schweren Katastrophen heimgesucht, neben vernichtenden Feuersbrünsten und zerstörenden Erdbeben verursachen empfindliche Mißernten gewaltigen Schaden. Die Finanzlage verschlechtert sich zusehends, so daß man zu einer ganz bedeutenden Entwertung der Geldmünzen seine Zuflucht zu nehmen sich gezwungen sieht. Zu diesen Nöten wirtschaftlicher Art gesellen sich nun, um die allgemeine Lage noch weniger ersprießlich zu gestalten, auch innerpolitische Mißstände. Die lange Dauer ungestörten Friedens war, wie man sich leicht vorstellen kann, begleitet von einer immer schlimmere Ausmaße annehmenden, materiellen wie moralischen Verkommenheit des Kriegerstandes. Die durch diese Ungunst der Verhältnisse zu völliger Untätigkeit verurteilten Samurai, denen jeder kaufmännische Gelderwerb strengstens untersagt war, gerieten durch entnervende Ausschweifungen immer tiefer in Schulden; und es lag für sie nur zu nahe, sich an Hab und Gut des niederen Volkes zu vergreifen. Blutige Zusammenstöße waren bald an der Tagesordnung. Aber auch die besser situierten Volksklassen, in erster Linie die Kaufleute, waren von einer unwiderstehlichen Vergnügungssucht wahrhaft besessen, und verhängnisvolle Folgen hatte nur zu oft die Spieleidenschaft, der man allgemein in wilder Geldgier frönte. Wirtschaftsgeschichtlich ist interessant, daß in dieser Zeit die ersten deutlichen Spuren der etwa eindreiviertel Jahrhun-

derte später, in der sogenannten Meiji-Restauration, endgültig durchgeführten Umstellung der Naturalwirtschaft in Geldwirtschaft aufzudecken sind. Je stärker sich dieser Wandel durchsetzte, desto mehr wurden naturgemäß diejenigen Volksschichten in Mitleidenschaft gezogen, deren Einkünfte in Naturalien bestanden, wie in erster Linie die Samurai. Sie waren durch diese wirtschaftliche Umwälzung einfach gezwungen, ihren nackten Lebensunterhalt auf Schuldenmachen zu gründen, wofern sie nicht, was häufig genug vorkam, mit brutaler Gewalt vorgingen. Das mußte ja eine ständig fortschreitende Verwilderung im Gefolge haben. Auch den Bauern geht es immer schlechter: sie seufzen unter erdrückender Steuerbelastung — Abgabe von Naturalien wie Reis, Seide, Baumwolle, Gemüse, Fische u. a. — und haben schwer zu leiden sowohl unter dem erwähnten Übergang zur Geldwirtschaft, wie vor allem unter den immer mehr sich steigenden Kosten auch der bescheidensten Lebensführung.

Im Jahre 1709 starb Tsunayoshi, Nachfolger wurde sein von ihm als Erbe adoptierter Neffe Ienobu im Alter von 47 Jahren. Unter dessen Regierung ist in manchen Punkten eine Wendung der Staatslage zum Besseren zu verzeichnen. Von den Reformbestrebungen Ienobu's ist ein bedeutender Mann, den eine aufrichtige Freundschaft mit dem Shōgun verband, schlechterdings nicht wegzudenken: der Konfuzianist Arai Hakuseki — ein Name, der auch heute noch in der geistigen Welt Japans mit besonderer Hochschätzung genannt wird. Eine zielbewußte Persönlichkeit von Format, klar in seinem Denken und energisch in seinem Wollen, dazu Staatsmann von bemerkenswerter Befähigung und außerordentlich vielseitiger Wissenschaftler war Arai Hakuseki wie kein zweiter berufen, als Berater Ienobu zur Seite zu stehen. Nach zwei großen Gesichtspunkten war in der Hauptsache die Reformarbeit orientiert. Einmal die Sanierung der nahezu hoffnungslos zerrütteten Staatsfinanzen; zu diesem Zwecke wurde auf den Rat Arai Hakuseki's einerseits ein radikales Verbot jeglichen Goldexportes erlassen, andererseits eine tiefgreifende Beschneidung des Imports verfügt. Sodann erwies sich eine Reform des diplomatischen Verkehrs mit Korea als notwendig. Jedoch muß hinzugefügt werden, daß diesen an sich zweckdienlichen Neuerungen keine lange Dauer beschieden war. Ienobu, der in keinem so religiösen Verhältnis zum Buddhismus stand wie Tsunayoshi, hob sofort die grausamen Strafgesetze, die sein Oheim zur Ahndung des Tiertötens erlassen, auf; ebenso annullierte er auf den Rat des Arai Hakuseki die Verfügung Ieyasu's, daß nur der Thron-

folger heiraten dürfe, die übrigen Prinzen jedoch ins Kloster gehen müßten.

Im Jahre 1712 stirbt Ienobu, das Shōgunat fällt an seinen vierjährigen Sohn Ietsugu (1713—1716), für den Arai Hakuseki die Regierung leitet. Zu erwähnen ist hier die an sämtliche Daimyō der Insel Kyūshū ergangene Anweisung, von Europa kommende Schiffe ohne Ausnahme zu vernichten und alle an Bord befindlichen Menschen ohne Unterschied der Person kurzerhand zu töten. Als Ietsugu schon nach drei Jahren starb, zog sich Arai Hakuseki von aller politischen Tätigkeit zurück, um den Rest seines Lebens ausschließlich seinen wissenschaftlichen Neigungen, in erster Linie geschichtlichen Studien, zu widmen. Sieben Jahre waren ihm noch vergönnt.

Als Nachfolger Ietsugu's wurde Tokugawa Yoshimune zum Shōgun gewählt (1716—1745); er stammte aus einer auf Tokugawa Yori-nobu, den achten Sohn Ieyasu's und Daimyō der Provinz Kii, zurückführenden Seitenlinie der Tokugawa. Yoshimune war nach Murdochs autoritativem Urteil ein Mann von Ideen und Geschick, die beachtenswerteste Erscheinung unter den vierzehn Nachfolgern des Ieyasu. Er war bis zum Antritt des Shōgunats Daimyō von Wakayama. Er war aufrichtig bestrebt, allen Mißständen energisch entgegenzutreten und nach bester Möglichkeit für ihre Abstellung Sorge zu tragen. Zunächst läßt er es sich angelegen sein, in jeder Weise die Erzeugung landwirtschaftlicher Produkte zu erhöhen und zu erweitern; es werden vor allem große Gebiete mit Apfelsinen (jap. Mikan), Bataten (jap. Satsuma-imo), Wein, Tabak, Zuckerrohr und anderes mehr angepflanzt; aus dem Meere wird durch Verdunsten Salz gewonnen, auf geeignetem Boden werden Weinberge angelegt. Des weiteren nimmt er sich einer Neuordnung der schlechten Finanzlage sowie einer Verbesserung des Justizwesens an. Von seiner unter dem Titel Osadame-gaki-hyakkajō veranlaßten Redaktion (als Ergänzung des Buke-shohatto aus Ieyasus Zeit) ist bereits oben die Rede gewesen. Zum höchsten Richter und Polizeipräsidenten (Machibugyō) in Edo ernannte er den in ganz Japan als sog. „Japanischer Salomo“ berühmten Ōoka Tadasuke, einen Samurai von hervorragendem juristischem Scharfsinn und unbestechlicher Gerechtigkeit. Wie sehr Yoshimune es ernst nahm mit der Sorge des Regierenden für die Regierten, beweist seine im Jahre 1721 erlassene Verordnung, daß vor dem Amtshause des Staatsrats ein Kasten zur Aufnahme von Beschwerden — ein sog. Meyasu-bako — aufgestellt werde; allerdings fanden anonyme Schriftstücke keinerlei Berücksichtigung. Nur er besaß den Schlüssel und holte persönlich alles, was eingeworfen

war, heraus. Daneben betätigte er ausgesprochene wissenschaftliche Interessen, in erster Linie für die Astronomie, sodann für das chinesische Schrifttum, auch mit europäischem Denken und Wissen befreundete er sich. Was seine persönliche Lebenshaltung anbetraf, war er ein sehr bescheidener und sparsamer Mensch und trat infolgedessen mit aller Energie und bei jeder sich bietenden Gelegenheit ausschweifendem Luxus in der Lebensweise seiner Untertanen entgegen.

Schon einmal ist uns im Verlauf der vorliegenden geschichtlichen Betrachtung ein besonders markantes Beispiel jener grotesken Ironie des Schicksals begegnet, daß ein Machthaber von unbestreitbarer Begabung und weitem Blick unbewußt, in einer Art idealistischer Verblendung, künftigen Antipoden seiner Bestrebungen den ersten Weg zu ihrem schließlichen Gegenerfolge bahnte. Der Leser erinnere sich an den vorbehaltlos und absolut von der Unantastbarkeit des Tennōtums beseelten Prinzen Naka no ōe, den nachmaligen Tenchi-Tennō, der mit der dankerfüllten Ehrung seines treuesten Helfers und Freundes Kamatari durch die Schaffung des neuen Familiennamens Fujiwara unbewußt den ersten Grund legte zu der späteren Vergewaltigung des Tennōtums durch eben dieses neu gegründete Geschlecht der Fujiwara in der Heian-Zeit. Im Prinzip nicht anders, nur in umgekehrter Ausrichtung, verfuhr nun auch Tokugawa Yoshimune. Dieser radikale Verfechter der Shōgunherrschaft als der ausschließlichen faktischen Regierungsoberheit im Gegensatz zum praktisch bedeutungslosen, rein theoretisch-religiösen Supremat des Tennō, gerade dieser Mann pflanzte die ersten Keime jener Bewegung, die bereits etwa einundeinviertel Jahrhunderte später den unwiderstehlichen Sturz des Shōgunats und die endgültige Wiederherstellung der unbeschränkten absoluten Kaisermacht herbeiführte. Und das verhielt sich folgendermaßen.

Bald nach Anbruch der Tokugawa-Zeit begann sich in zunächst bescheidenen Anfängen ein fundamentaler Wandel der Hauptströmungen der japanischen Geistigkeit geltend zu machen, ein Wandel, der schließlich zu einer schroffen Spaltung in zwei unversöhnliche, sich aufs heftigste befehdende Lager führte: auf der einen Seite die sog. Kangakusha, „China-Gelehrte“, auf der anderen die Koku-oder Wa-gakusha, „Landes- oder Japan-Gelehrte“. Den Anstoß zu dieser Entwicklung gab die neu erstandene japanische Philologie und Altertumsforschung, die in einer mit der Zeit sich immer maßloser verschärfenden antichinesischen Einstellung alles Nichtjapanische kompromißlos verwarf; nebenbei sei bemerkt, daß ihre Vertreter

gelegentlich in den naheliegenden Fehler verfielen, als rein japanisch auszulegen, was sich bei unvoreingenommener Beurteilung doch mehr oder weniger auf ursprünglich chinesischen Einfluß zurückführen läßt. Die anfangs rein philologisch-sprachlichen Untersuchungen — die ihren literarischen Niederschlag in lexikalischen Definitionen und außerordentlich wertvollen Kommentaren zu dem alten, vielfach schon der damaligen Zeit unverständlich gewordenen Klassikern fanden — standen noch nicht unter dem Zeichen antichinesischer Tendenzen, erst etwa gegen Ende des 17. Jahrhunderts treten diese unmißverständlich und verschwistert mit immer deutlicher sich zeigenden reaktionär-politischen Ansprüchen in Erscheinung, bis schließlich die ganze Bewegung in ein ungetrübtes patriotisch-nationalistisches Fahrwasser einmündet.

Vier große einheimische Japanologen haben als die eigentlichen Schöpfer und Hauptvertreter der langsam aber immer unwiderstehlicher ihrem letzten Ziele zustrebenden Reaktion einen auch heute noch nicht verblaßten Ruhmesglanz erworben; man nennt sie stets zusammen unter der ehrenvollen Bezeichnung „die vier Ushi“, d. h. die vier großen Männer. Der erste ist der Shintōpriester Kada Azuma-marō (1168—1736), mit dessen Wirken bewußt und gewollt die antichinesische Orientierung einsetzt und damit zugleich die nationale Selbstbesinnung sich anbahnt. An der Verwirklichung seines Planes, in Kyōto eine ausgesprochen nationale Hochschule zu gründen, verhinderte ihn ein zu früher Tod. An zweiter Stelle ist zu nennen sein Schüler Kamo Mabuchi (1697—1769), Abkömmling eines alten Shintōpriestergeschlechts, ein besonders vielseitiger Gelehrter und scharfsinniger Forscher. Unter dem Shōgunat Yoshimunes und im Schatten seiner Gunst gründete er 1738 in Edo eine Hochschule im Geiste seines Lehrers, die in kurzer Zeit einen großen Ruf gewann und zahlreiche Hörer anzog. Als dritter ist anzuführen Kamo Mabuchi's Schüler Motoori Norinaga (1730—1801), seinen Lehrer später an Bedeutung weit übertreffend. Er war der Sohn eines Arztes, studierte selbst auch Medizin und übte neben eingehender Beschäftigung mit der chinesischen Philosophie und vor allem dem japanischen Altertum lange Jahre den ärztlichen Beruf praktisch aus. Sein Hauptwerk ist das Kojiki-den, der denkbar ausführlichste Kommentar zu der „Heiligen Schrift Japans“, wie das älteste Werk der japanischen Literatur, das Kojiki, oft genannt wird. Motoori Norinaga's Schüler, Hirata Atsutane (1776—1843), der letzte in der Reihe der „vier großen Männer“, führte die „Reinigung“ des Shintōismus bis zu den letzten Konsequenzen durch. Wenn

auch sein Patriotismus keine Grenzen kannte, so kann man doch nicht umhin, ihm eine gewisse, fast etwas programmwidrige Weitzerzigkeit hochanzurechnen, insofern er doch die buddhistischen Götter mehr oder weniger den einheimischen Shintōgottheiten, den Kami, gleichstellte und auch den Konfuzianismus nicht in Bausch und Bogen verdamnte. Drei Jahre vor seinem Tode wurde er in seine Heimat verbannt, nachdem schon früher eine allzu tennōfreundliche Schrift von ihm offiziell beschlagnahmt worden war.

Motoori Norinaga's und Hirata Atsutanes Wirken in Schrift und Wort brachte schließlich die entscheidende Wendung der ganzen Bewegung von der rein philologisch-kulturgeschichtlichen Forschung zur ausgesprochen shōgunatfeindlichen und tennōfreundlichen Einstellung. Diese Entwicklung ist in ihren Grundzügen sehr klar. Die universelle, vor keinem Extrem zurückschreckende Ablehnung des geistigen Chinesentums in seinem vollen Umfange machte konsequenterweise auch vor dem aus China herübergebrachten moralisch-religiösen Kulturgut nicht halt: Konfuzianismus sowohl wie Buddhismus sollten der Alleinherrschaft des wiederhergestellten und von allen nichtjapanischen Beimischungen befreiten Urshintōismus das Feld räumen. Da nun — wie schon früher erwähnt — der Konfuzianismus die ideologische Grundlage des Edo-Bakufu bildete, war damit auch die prinzipielle Absage an die Tokugawa-Herrschaft mit der daraus sich ergebenden Forderung der Wiedererhöhung des autochthonen, durch mehrtausendjährige Tradition geheiligten, singular japanischen Tennōtums in seiner uneingeschränkten politischen Machtvollkommenheit nur eine ganz selbstverständliche Folgeerscheinung.

Im Schatten dieser an Vertiefung wie Ausdehnung immer unwiderstehlicher wachsenden exklusiv shintōistischen Propaganda, die aus den Kreisen der Wissenschaftler allmählich mehr und mehr auch in das Volk drang, gedieh als zwangsläufiges Gegenstück eine entsprechend ablehnende Haltung gegenüber dem Shōgunatsystem. Denn — was dem sonst so weitschauenden Shōgun Yoshimune nie zum Bewußtsein gekommen war — der im wesenseigentümlich japanischen Tennōkult gipfelnde orthodoxe Shintōismus und der das unabdingbare Fundament der Shōgunherrschaft bildende Konfuzianismus waren schlechterdings unvereinbare Gegenpole. Zu diesem ideologischen Moment einer vollgültigen Rehabilitation des absoluten Tennōtums gesellte sich nun noch — von etwa der Mitte des 18. Jahrhunderts an — ein realer, die Mißliebigkeit des Shōgunats vielleicht noch in höherem Maße fördernder Faktor: mehr und mehr

traten untrügliche Anzeichen eines beginnenden Verfalls der Tokugawaherrschaft zutage. Hand in Hand mit der durch die zu unerschwinglichen finanziellen Opfern zwingende Residenzpflicht (das oben besprochene Sankinkōtai) hervorgerufenen ständig wachsenden Verschuldung der Daimyō geht die hoffnungslose Verarmung der Samurai, die erbärmliche Lage der niederen Volksschichten und die bedrückende Not der Landbevölkerung, welche vielfach in heller Verzweiflung in die Städte flieht, weil sie dort erträglichere Lebensbedingungen zu finden hofft. Grenzenloses materielles Elend breitet sich allenthalben aus, und es ist gewiß nicht schwer, sich von der unvermeidlichen Begleiterscheinung einer bodenlosen moralischen Verkommenheit im ganzen Lande ein Bild zu machen. Daß diese chaotischen Zustände ohne weiteres auf der Debetseite des politischen Kontos der Shōgun-, d. h. also Tokugawaherrschaft gebucht wurden, bedarf wohl kaum besonderer Hervorhebung. Die einzigen, welchen es unter diesen Mißständen noch gut geht, sind Großkaufleute.

Das erste Aufflackern offen agitatorischer Stellungnahme von seiten der Shintōparteigänger zugunsten einer Wiederaufrichtung der Tennōherrschaft fiel in die Regierungszeit der beiden Nachfolger Yoshimunes, der Shōgune Ieshige (1745—1760) und Ieharu (1760—1786), endete aber — äußerlich wenigstens — mit einem kläglichen Mißerfolge. Der Arzt und Sinologe Takenouchi Shikibu machte in Kyōto eine höhere Schule auf, und, da er nicht wie die obengenannten Japanologen radikal antichinesisch eingestellt war, war das Ziel seiner Vorträge, eine Synthese der Philosophie des chinesischen Konfuzianers Tschu Hsi (1131—1200) und des Shintōismus zu propagieren. Er selbst wurde zweimal verhaftet und schließlich auf eine Insel verbannt, eine Anzahl seiner zum Hofadel (Kuge) gehörigen Schüler wurde als staatsgefährlich hingerichtet, andere gingen ihres Eigentums verlustig und wurden in die Verbannung geschickt.

Das Shōgunat Ieharu's war geradezu vom Unglück verfolgt: eine mehr als fünfjährige Hungersnot — wohl die schlimmste, die Japan jemals betroffen hat — infolge verhängnisvoller Mißernten, furchtbare Überschwemmungen und ein vernichtender Ausbruch des gewaltigen, etwa 2700 m hohen Vulkans Asamayama in der Provinz Shinano richteten entsetzliches Unheil an; weit über eine Million Menschen kamen im ganzen ums Leben, ausgedehnte Gebiete fruchtbarer Ländereien fielen totaler Verwüstung anheim.

Nicht von jeder Schuld freizusprechen ist Ieharu, was die groben Verfehlungen seiner beiden Hausminister, des Tanuma Okitsugu und seines Sohnes Okitomo anbetrifft. Denn da der nur seinen geistigen

Interessen sich hingebende Shōgun die Erledigung der Regierungsangelegenheiten so gut wie ganz den beiden überließ, hatten diese in jeder Hinsicht freie Hand; sie veruntreuten die Steuergelder, waren stets der Bestechung zugänglich und kümmerten sich überhaupt nicht um die Nöte der Bevölkerung. Schließlich jedoch erreichte sie ihr Schicksal: Okitomo fiel der Volkswut zum Opfer und drei Jahre später wurde sein Vater zur Abdankung gezwungen (1787).

Im Jahre 1786 starb Icharu; da sein Sohn Iemoto schon vorher aus dem Leben geschieden war, hatte er bereits im Jahre 1781 den Urenkel des Tokugawa Yoshimune, Tokugawa Ienari, adoptiert und als Erben eingesetzt. Im Alter von vierzehn Jahren folgte dieser seinem Adoptivvater (1786—1837). Die tatsächliche Regierung während seiner Minderjährigkeit übte der Daimyō Matsudaira Sadanobu, ein Enkel Yoshimunes, aus. Unter seiner Regentschaft setzte nun wieder eine gewisse Aufwärtsbewegung ein, die allerdings nicht von langer Dauer war. Es war der letzte Versuch, den reißenden Niedergang des Shōgunats aufzuhalten und das bedrohlich wankende Regime wieder in andere, für das Wohl des Staates ersprießlichere Bahnen zu lenken. Es gab wohl kein Ressort, das von seiner reformerischen Tätigkeit unberührt geblieben wäre: Gerichtswesen, Schule und Erziehung, die allgemein so tief gesunkene Moral, die Mißstände im administrativen Betrieb — überall legte er Hand an, das Schlechte zu tilgen und das Gute zu schaffen. Mit klarem Blick erkannte er das Grundübel der abgrundtiefen Not des Reiches: den übersättigten Luxus und die sinnlose Verschwendung der relativ gutsituierten Kreise bei einer jeder ernststen Tätigkeit abholden, nur dem Müßiggang und Vergnügen gewidmeten Lebenshaltung. Und, was zu seiner Ehre besonders hervorgehoben sei, er ging mit gutem Beispiel voran, er selbst lebte sehr einfach und bescheiden. In erster Linie beschäftigte ihn bei seinen Sparmaßnahmen das heikle Problem, wie der ins Riesenhafte gewachsenen Verschuldung der Samurai abgeholfen werden könnte. Er ging dabei sehr radikal zu Werke; einerseits wurde ein großer Teil bestimmter Schulden einfach annulliert, andererseits wurde der Zinsfuß für Darlehen amtlich von 20 % auf 12 % herabgemindert. Ob seine außenpolitischen Maßnahmen das Richtige trafen, ist allerdings eine andere Frage. Die unter Iemitsu's Shōgunat verfügte Absperrung des Landes — das weiter oben erwähnte Sakoku-rei vom Jahre 1638 — wurde unter Aufhebung der von Yoshimune vorgenommenen Erleichterungen von Matsudaira Sadanobu bis zur allerletzten Konsequenz durchgeführt: die Bemühungen der Chinesen und Russen um Eröffnung

eines Handelsverkehrs wurden schroff abgewiesen, desgleichen wurden die seit längerer Zeit bestehenden Beziehungen zu den Philippinen (Luzon) und Annam aufgehoben. Das Grundmotiv war wohl ohne Zweifel die Furcht, daß der Verkehr mit dem Auslande eine aufklärerische shōgunatfeindliche Wirkung in Japan auslösen könnte. Im Jahre 1793 trat er freiwillig von allen Amtsgeschäften zurück und lebte vor allem seinen geistigen Interessen. 1812 wurde er Mönch in einem buddhistischen Kloster, wo er 1829 starb. Schon bald nachdem er sich von der Politik zurückgezogen hatte, ging es mit dem Staate wieder abwärts, die Besserung hatte nicht angehalten. Auch der Shōgun Ienari hatte durch Matsudaira's Weggang seinen Halt verloren und führte ein üppiges Leben, dachte nur an sein Vergnügen, fragte nichts nach dem Elend des niederen Volkes. Es war nur natürlich, daß die Abneigung gegen das Shōgunat ständig wuchs; im gleichen Verhältnis, wie das Ansehen der Regierung sank, wagte sich die Parteinahme für den Tennō immer lauter und ungehemmter hervor. In Wort und Schrift werden die Shōgune in aller Öffentlichkeit als Usurpatoren des kaiserlichen Thrones geschmäht. Noch einmal versucht die Regierung gegen Luxus und Verschwendung vorzugehen, aber das Mittel verfängt nicht, im Gegenteil, das Volk sieht in den Einschränkungsgesetzen nur eine neue Schikane von seiten der Regierung, und der Unwille der Bevölkerung ist in stetem Wachsen begriffen. Zu allem Unglück stellte sich auch noch eine große Hungersnot ein, die in Ōsaka einen Aufruhr mit einem Sturm auf die trotz aller an die Regierung gerichteten Notrufe unbarmherzig verschlossen gehaltenen Reisspeicher hervorrief; die Empörung endete mit der Hinrichtung des Anführers Ōshio Heihachirō und verlief im übrigen vollkommen ergebnislos.

Im Jahre 1837 dankte der Shōgun Ienari nach halbhundertjähriger Regentschaft ab und starb vier Jahre später. Nachfolger wurde sein vierter Sohn Ieyoshi (1837—1853). Auch unter seiner Herrschaft versuchte man den immer mehr sich ausbreitenden Luxus zu unterdrücken, doch ohne Wirkung. Immer weiter ging es mit dem Shōgunat bergab. Waren schon die inneren Mißstände schlechterdings nicht zu beheben, so trat, um das Unglück voll zu machen, nun noch die immer gebieterischer eine klare und bindende Entscheidung von schwerwiegender Bedeutung fordernde Unhaltbarkeit der Bakufu-Außenpolitik mehr als störend auf den Plan. Die Regierung war aufs höchste beunruhigt durch das immer ungestümer sich gebärdende Verlangen europäischer Mächte, ganz besonders auch Rußlands, nach Schaffung von Handelsbeziehungen mit Japan. Die

historische Entwicklung stellte den Shōgun und seine Parteigänger vor ein unausweichliches Dilemma. Auf der einen Seite konnten sie sich der Einsicht nicht länger verschließen, daß ein fortgesetztes stures Beharren bei der Sakoku- oder Absperrungspolitik über kurz oder lang ein direktes kriegereschendes Eingreifen der fremden Mächte heraufbeschwören müßte oder zum mindesten wahrscheinlich machte; in dieser Hinsicht ließ das immer mehr drängende Auftreten ihrer Gesandtschaften kaum einen Zweifel aufkommen. Auf der anderen Seite bedeutete Nachgiebigkeit und Erschließung des Landes für den Verkehr mit dem Auslande den Anfang vom Ende des Shōgunatregimes. Sie waren also durch die Ungunst der Verhältnisse in eine unheilbrütende Zwickmühle geraten. Aber die nur zu begründete Furcht vor den Folgen einer unrühmlichen Kapitulation, die ja sozusagen einem politischen Harakiri gleichkam, trug fürs erste den Sieg davon und bestimmte sie schließlich in verhängnisvoller Verblendung zu hartnäckigem Festhalten am Überkommenen. Die Regierung verfuhr dementsprechend nun erst recht mit rücksichtsloser Strenge gegen alle, die — in durchaus zutreffender Beurteilung der Lage — entgegengesetzter Meinung waren und diese ohne Scheu öffentlich in rein sachlich gehaltenen Schriften, aber mit allem Nachdruck zu verfechten wagten. Sechzig Autoren, durchweg Männer von wissenschaftlicher Geistesschulung, wurden ohne Nachsicht ins Gefängnis geworfen.

Aber die Ereignisse waren, wie so oft in der Geschichte, stärker als der starre Eigensinn unbelehrbarer Machthaber. Die Entscheidung kam unerwartet, wie ein Blitz aus heiterem Himmel, von außen. Bereits im Jahre 1818 hatte ein englisches Schiff im Hafen von Uruga (dem kleinen Orte am Eingang der Tōkyōbuch, wo jedes nach Edo bestimmte Seefahrzeug kontrolliert wurde) seinen Anker ausgeworfen, ohne jedoch von seiten der Japaner berücksichtigt zu werden; 1837 ankerte dort ein amerikanisches Kriegsschiff (Manhattan) vier Tage lang, wurde indessen durch japanische Schüsse gezwungen, unverrichteterdinge wieder zu verschwinden. Im letzten Jahre der Regierung des Shōgun Ieyoshi (1837—1853), des Nachfolgers Ienaris, erschien — am 7. Juli 1853 — plötzlich der amerikanische Commodore Matthew Calbraith Perry mit vier Schiffen vor Uruga im Süden der Bucht von Tōkyō, wo sich noch nie ein fremdes Fahrzeug gezeigt hatte. Er brachte Geschenke und eine Botschaft des Präsidenten Millard Fillmore mit der Forderung, einen Handelsvertrag mit Amerika abzuschließen. Man bedeutete ihm zunächst, sich aus diesen fremden Schiffen verbotenen Gewässern zu entfernen

und nach Nagasaki zu fahren. Perry jedoch weigerte sich und bestand unnachgiebig auf seinem Verlangen. Er erklärte, er werde im nächsten Jahre wiederkommen und die Antwort holen. In der Tat kehrte er am 12. Februar zurück, und zwar diesmal mit sieben Schiffen. Am 31. März 1854 kam es dann zu einem zunächst provisorischen Vertrag zwischen Japan und den Vereinigten Staaten, der zwölf Artikel enthielt, die weiter unten wiedergegeben werden sollen.

Dieses kühne Vorgehen des energischen Vertreters einer allen Respekt einflößenden Großmacht verfehlte seine Wirkung nicht. Nach mehrwöchigem Hin und Her unterzeichnete am 31. März 1854 unter der Regierung des Shōgun Iesada (1853—1858) der Bevollmächtigte des Bakufu einen provisorischen Vertrag. Durch dieses Einlenken war die Ohnmacht des altersschwachen Tokugawa-Shōgunats unmißverständlich dokumentiert. Seine Nachgiebigkeit besiegelte im Prinzip schon jetzt das Ende des vormodernen Japan. Allerdings fristete das bis ins Mark hinein morsche System des Shōgunregimes äußerlich noch einige wenige Jahre ein saft- und kraftloses Schattendasein, bis es am 15. Oktober 1867 ohne Sang und Klang endgültig und unwiederbringlich vom Sturme einer neuen Zeit hinweggefegt wurde. Mit vollem Rechte nennt man den 14. Juli 1853, den entscheidenden Auftakt zur kurz darauf folgenden legalen Verabschiedung des überlebten Mittelalters, den „Geburtstag des Neuen Japan“. Die reichlich zweieinviertel Jahrhunderte überspannende Zeit von 1638, dem Beginn der Absperrung des Landes (Sakoku), bis 1853, bezeichnen japanische Autoren gern als „Schlaf Japans“, und die Vorbereitungsperiode zur schließlich alle Verhältnisse erfassenden innen- und außenpolitischen Erneuerung (1853—1868) als „Erwachen Japans“. Der durch sein „The Book of Tea“ im Abendlande weitbekannte Kulturforscher Okakura Kakuzō fällt in seinem Buche „The awakening of Japan“ folgende Urteile über die Zeit der Absperrung: „Es war die Überwinterung Japans in seiner Puppe“, „Wir Japaner waren wie lebendig begraben“, und „Jedes Element von Individualität war zermalmt unter der Wucht eines unnachgiebigen Formalismus“ und anderes der Art mehr.

Mehr als Kuriosum sei noch hinzugefügt, daß unter den modernen Japanern bisweilen Verfechter einer grundsätzlich abweichenden Deutung der Absperrungspolitik hinsichtlich ihrer innersten Motive auftauchen. Diese möchten die nahezu lückenlose Isolation des Landes aufgefaßt wissen als Mittel einer auf weiteste Sicht angelegten Kulturpolitik von außerordentlichem, geradezu seherischem Tief-

blick, als Ausdruck einer kommende Generationen überbrückenden Zukunftseinstellung der jungen Tokugawa-Regierung. Jeglicher fremdenfeindlichen Tendenz im Grunde vollkommen bar, habe sie vielmehr als eigentliche und letzte Zielsetzung im Auge gehabt, ihre Untertanen durch ein Vorbereitungsstadium abgeschlossener Selbstbesinnung für eine sinnvolle Übernahme und eigenvölkische Neugestaltung der später einmal zu assimilierenden abendländischen Kulturwerte überhaupt erst reif zu machen. So wenig sich leugnen läßt, daß der Gedanke an sich in gewisser Hinsicht etwas Bestechendes haben könnte, so wenig darf man sich andererseits der Einsicht in den völlig subjektiv-willkürlichen Charakter dieser durch kein einziges stichhaltiges Argument zu stützenden Annahme verschließen. (O. Kreßler, Tōju-Sensei-Seigen, Berlin 1938.)

Die bereits erwähnten zwölf Artikel des Vertrages vom 31. März 1854, der in Kanagawa (bei Yokohama) abgeschlossen und von Perry unterzeichnet wurde, beziehen sich auf folgende Punkte:

1. Friede und Freundschaft.
2. Die Häfen von Shimoda (auf der Halbinsel Izu) und Hakodate (an der Südküste der Insel Hokkaidō, damals Ezo) werden für die Amerikaner geöffnet; daselbst sollen ihnen auch die nötigen Vorräte geliefert werden.
3. Hilfe für Schiffbrüchige, ohne Vergütung von seiten der Amerikaner.
4. Die Amerikaner sind frei wie in anderen Ländern, aber sie sind gerechten Gesetzen unterworfen.
5. In den Häfen von Shimoda und Hakodate sind die Amerikaner keinerlei Einschränkungen unterworfen.
6. Sorgfältige Beratung bei der Abwicklung von Geschäften zur Wohlfahrt beider Parteien.
7. Der Handel in den offenen Häfen ist lokalen Regulationen unterworfen.
8. Holz, Wasser, Vorräte, Kohle u. a. m. werden nur durch japanische Beamte geliefert.
9. Meistbegünstigungsklausel.
10. Amerikanische Schiffe dürfen andere als die beiden genannten Häfen nur im Notfalle anlaufen.
11. Konsuln oder Agenten der Vereinigten Staaten müssen in Shimoda ihren Wohnsitz haben.
12. Die Ratifikationen des Vertrags sollen innerhalb einer Frist von 18 Monaten ausgetauscht werden.

Es lag in der Natur der Sache, daß diesem Vertrage bald andere folgten; so im gleichen Jahre noch mit England, dann mit Rußland, Frankreich, Holland und 1861 mit Preußen.

Im Jahre 1856 kam der erste amerikanische Konsul, Townsend Harris, nach Japan, dem sogar eine persönliche Audienz beim Shōgun — allerdings, wie man sich denken kann, erst nach Überwindung außerordentlicher Schwierigkeiten — gestattet wurde. Nach nahezu zweijährigen Verhandlungen kam im Jahre 1858 endlich ein regelrechter Vertrag zustande. Harris war ein hervorragender Diplomat, der in bewundernswerter Weise die reichlich mißtrauischen Japaner zu gewinnen verstand und sie sich durch aufrichtige und wohlmeinende Ratschläge zu großem Danke verpflichtete; noch heute ist sein Name nicht vergessen. So brachte er es schließlich zuwege, daß an Stelle des für Handelszwecke untauglichen Hafens Shimoda zwei andere Häfen — Kanagawa und Ōsaka — für sein Land freigegeben wurden; ebenso erreichte er, daß der amerikanische Konsul seinen Wohnsitz in Edo nehmen durfte. Außerdem wurden noch einige andere Modifikationen und Ergänzungen des von Perry unterzeichneten Präliminarvertrages von Kanagawa durchgeführt, so z. B. die Bestimmung, daß die Amerikaner in den geöffneten Häfen ihren eigenen Beamten unterstehen; ebenso kommen sie bei Verfehlungen vor ein amerikanisches Gericht; ferner, daß die Japaner Ein- und Ausfuhrzölle erheben. Bemerkenswert ist, daß jegliche Missionstätigkeit bedingungslos untersagt ist, während jedoch die Amerikaner in den ihnen zugewiesenen Gebieten (in denen sie sich in einem Umkreis von nicht ganz 40 Kilometern unbehindert bewegen dürfen) keinerlei religiösen Einschränkungen unterworfen sind.

Es kann nun nicht überraschen, daß die klein beigebende Haltung des Shōgunats eine geteilte Beurteilung im Lande erfuhr. Als bald standen sich zwei Parteien in unversöhnlicher Entzweiung gegenüber, die Befürworter und die Gegner der Politik des Shōgun in der Frage der Öffnung des Landes für den fremden Handel. Zwar hatte es, von außen gesehen, ganz den Anschein, als ob es sich dabei lediglich um das Problem der Freigabe der genannten Häfen mit den daraus sich ergebenden Konsequenzen handelte, in Wirklichkeit lag jedoch der Kernpunkt des mit fanatischer Leidenschaftlichkeit verfochtenen Pro und Contra ungleich tiefer. Das zeigt unmißverständlich die Parole der reaktionären, die Öffnung des Landes ablehnenden Gegenseite, das bei dieser Gelegenheit entstandene imperative Schlagwort „Son(n)-ō jō-i“, Verehrung des Kaisers, Verjagung der Barbaren (d. h. Fremden). Dieser Kampf ist der

unverkennbare Ausdruck einer immer weitere Kreise ziehenden unverhohlenen Ablehnung des verhaßten Shōgunatsregimes, dessen da und dort ohne Scheu ganz offen als Usurpatoren des Thrones gebrandmarkte Vertreter hier, wenn auch nur durch die Blume sozusagen, aufgefordert werden, das Szepter der Herrschaft an das rechtmäßige Staatsoberhaupt, den Tennō, zurückzugeben. Der Kaiser selbst — Kōmei Tennō, 1846—1866 — stand natürlich mit dem gesamten Hofadel auf seiten der Shōgunatsgegner, die Daimyō und Samurai waren auf beide Lager verteilt.

Im Jahre 1858 starb der kinderlose Shōgun Iesada an einer schweren Krankheit im Alter von nur 34 Jahren. Nach Überwindung großer Unstimmigkeit hinsichtlich seines Nachfolgers setzt der in der Mitte des gleichen Jahres Tairō gewordene Daimyō von Hikone, Ii Naosuke, den zwölfjährigen Iemochi (1858—1866) als Shōgun ein. Der gewalttätige Tairō ging jedoch allzu scharf mit den Widersachern des Shōgunats ins Gericht; nachdem er eine ziemliche Anzahl von tennōtreuen Hofadligen und Samurai in den Kerker werfen und hinrichten lassen oder in die Verbannung geschickt hatte, erteilte ihn die Rache der Gegenpartei: im Jahre 1860 wird er von Gefolgsleuten des Mito-Zweiges der Tokugawa auf dem Wege zur Shōgunatsresidenz umgebracht.

Die Ereignisse beginnen nun sich zu überstürzen. Immer deutlicher offenbarte sich der Verfall des Shōgunats, seine Mißliebigkeit ist kaum noch einer Steigerung fähig, und es bleibt zuletzt nichts anderes übrig, als einen nur irgendwie annehmbaren modus vivendi in dem Verhältnis von Tennō und Shōgun zu schaffen. Nach Lage der Dinge konnte indessen nur bedingungslose Unterwerfung des letzteren unter die bereits allzusehr wieder erstarkte Kaisermacht in Frage kommen. Auch die durch Verheiratung des Shōguns mit einer Schwester des Kōmei Tennō ins Werk gesetzte Verschwägerung mit dem Kaiserhause konnte den erstrebten Erfolg eines auf Gleichberechtigung beruhenden Nebeneinander von Tennō und Shōgun in keiner Weise erbringen. Die hoffnungslose Schwäche des Tokugawa-Shōgunats dokumentierte sich in besonders sinnfälliger Weise, als im Jahre 1862 die Regierung sich zur amtlichen Aufhebung des Sankin-kōtai, der Residenzpflicht für die Daimyō, gezwungen sah. War doch diese 1635 von Iemitsu, dem abschließenden Vollender des Reformwerks Ieyasu's, getroffene staatspolitische Einrichtung das denkbar wirksamste Machtmittel zu sicherer Überwachung der Großen im Reiche, um etwaige bei ihnen sich regende Umsturzgelüste schon im Keime zu ersticken.

Im gleichen Jahre kommt offiziell ein Abgeordneter des Tennō mit zwei Aufträgen nach Edo und verlangt: Die Shōgunatsregierung müsse von Grund aus umgestaltet werden und der Shōgun Iemochi habe sich persönlich in Kyōto einzufinden. Das war strikter Befehl, sogar in unverhüllter Form; eine Weigerung wäre ja auch sinnlos gewesen. Die Einwilligung in die kaiserliche Forderung war aber zugleich das rückhaltlose Eingeständnis der nicht mehr zu beschönigenden Ohnmacht des Shōgunregimes. Unmittelbar nach seinem Eintreffen in Kyōto wird Iemochi vom Tennō angewiesen, sämtlichen Daimyō den Befehl zur Befolgung des Jō-i, der Verjagung der Fremden, unverzüglich zukommen zu lassen. Nach kurzem Zögern leistet er dem Tennō in der bitteren Erkenntnis seiner vollkommenen Hilflosigkeit auch hierin Gehorsam.

Nicht so ganz abwegig erscheint mir die Annahme, daß für den Tennō und seine Ratgeber nicht so sehr die fremdenfeindliche Einstellung das eigentliche Leitmotiv dieses Befehls bildete, daß man darin zunächst vielmehr ein notgedrungenes Zugeständnis an seine zum großen Teil von Fremdenhaß beseelten Parteigänger erblicken kann. Es wäre doch möglich, daß ein versteckter Hintergedanke den Ausschlag gab: die zur unabwendbaren Katastrophe führende Bloßstellung des Shōgunregimes. Lag es doch im Bereiche höchster Wahrscheinlichkeit, daß die Aufforderung zur Vertreibung der Ausländer sehr schnell schwere Übergriffe und Gewalttätigkeiten zur Folge haben würde, wodurch das Shōgunat in verhängnisvolle Schwierigkeiten geraten müßte, deren Herr zu werden es nicht mehr die Kraft haben würde. Sollte diese Vermutung zu Recht bestehen, dann wäre allerdings in seiner Taktik ein diplomatisches Meisterstück ersten Ranges zu sehen. Bis zu einem gewissen Grade dürfte sich diese Auslegung rechtfertigen lassen durch den Hinweis auf die sehr bald erfolgende Umgestaltung der Parole Son(n)-ō jō-i zu Son(n)-ō tōbaku, „Verehrung dem Tennō, Untergang dem Bakufu“.

Nur zu eifrig kam man der Aufforderung zur Vertreibung der Fremden nach, allenthalben erhebt sich ein wilder Sturm gegen Eigentum und Leben der Ausländer. So werden die Gesandtschaften der Amerikaner und Engländer in Brand gesteckt; auf englische, amerikanische, holländische und französische Schiffe wird geschossen. Zweimal (1864 und 1866) erhebt sich die Provinz Chōshū im Westen der Hauptinsel Hondo, auf deren Seite sich beim zweiten Aufstande auch die großen Daimyō von Kyūshū stellen. Die Kämpfe kommen schließlich durch den Tod des Shōgun Iemochi, der Regierungstruppen persönlich befehligte, zu Ende und werden durch einen

faulen Kompromißfrieden abgeschlossen, der jedoch die tatsächliche Niederlage des Shōgunatsheeres nur notdürftig verschleierte. Dieser Schlag raubte dem Edo-Bakufu den letzten Rest seiner Autorität, seine Beseitigung ist beschlossene Sache, es soll nun durch Waffengewalt zu Verzicht und Abdankung gezwungen werden. Unter den obwaltenden Umständen stand nun der Ausbruch eines weiteren Bürgerkrieges vor der Tür; es gelang jedoch schließlich den Bemühungen des Daimyō von Tosa (Provinz im Südosten der Insel Shikoku), Yamanouchi Yōdō (oder Toyonobu), den Shōgun Yoshinobu (der aus der vom Shōgun Yoshimune im Jahre 1741 gegründeten Seitenlinie der Tokugawa stammte und Nachfolger des im August 1866 verstorbenen Iemochi geworden war) zu bewegen, dem Shōgunat zu entsagen und die volle, uneingeschränkte Landesoberhoheit wieder an den allein rechtmäßigen Herrscher, den Tennō, zurückzugeben. Tokugawa Yoshinobu — oder, wie man den Namen meist sinojapanisch liest, Keiki — war weise genug zu sehen, daß das Mittelalter zu Ende war und der Feudalismus sich überlebt hatte, leistete der Aufforderung zur Abdankung Folge und erklärte am 14. Oktober 1867 in einem offiziellen Schreiben an den Tennō seinen bedingungslosen Verzicht auf die Shōgunatwürde, die dadurch für immer erlosch. Keiki verbrachte die letzten Jahre seines Lebens in Tōkyō, wo er 1913 starb. Im Dezember 1867 verschied plötzlich der erst 36jährige Kōmei Tennō als ein Opfer der Pocken, kurz nachdem er das Abdankungsgesuch des letzten Shōgun bereits am Tage nach seinem Eingang angenommen hatte. Ihm folgt im Januar 1868 der sechzehnjährige Kronprinz Mutsuhito, der spätere Meiji-Tennō. Das Erlöschen des Shōgunats und die Wiederherstellung der Tennōregierung — japanisch Ōsei-fukko, wörtlich „Königs- (d. i. Kaiser-) Regierung, Wiederherstellung des Alten“ — bedeutet die Verabschiedung des mittelalterlichen Feudalsystems und die endgültige Aufhebung der Sippenwirtschaft, den Ausgang des vormodernen Japan.

Die Renaissance der vorklassischen und klassischen Literatur und Altertumskunde, die antichinesische Polemik der Koku-gakusha und ihrer Anhänger, die allmählich mehr und mehr in die Breite gehende und zugleich sich vertiefende Opposition gegen das Shōgunatsystem mit dem gleichzeitigen Wachstum der Tennōergebenheit, die Repristination des Shintōismus, der Sturz der Shōgunatherrschaft und abschließend die Restauration der absoluten Tennōmacht — alle diese markanten, geschichtebestimmenden Entwicklungsmomente nehmen sich aus wie aufs engste ineinander verschlungene Ketten-

glieder eines einheitlichen, lückenlos geschlossenen historischen Kausalnexus.

3. Die Kultur des Mittelalters in ihren Grundzügen

In aller Kürze seien zunächst die bemerkenswertesten Errungenschaften der materiellen Kultur oder Zivilisation in dem etwas mehr als zwölf Jahrhunderte überspannenden Zeitraum von der Taikwa-Reform bis zum Untergang des feudalistischen Regierungssystems (645—1867) vorangestellt. Der hier zur Verfügung stehende Raum gestattet uns nicht, auf die nach dem Einzug der fremden — zuerst chinesischen, später auch europäischen — Zivilisationsgüter selbstverständlichen Fortschritte und Verbesserungen der alltäglichen Lebensgestaltung im einzelnen einzugehen. Es genüge darum der knappe Hinweis auf die allmählich sich immer mehr vervollkommnende Ausstattung des Wohnhauses mit allerlei Bequemlichkeiten: „abgetrennte Räume, Schlafmatten, hölzerne Armstützen, Polsterlehnen, Bambusvorhänge, Dreifußstehlampen mit Rübsamöl und Baumwolldocht“ (Naberfeld S. 39) u. dgl. mehr.

Des weiteren erfuhr, wie zu erwarten, auch das Kriegswesen eine schließlich zu radikaler Umwälzung sich auswachsende Beeinflussung, als in den Jahren 1542/43 durch die Portugiesen die ersten abendländischen Feuerwaffen in Japan eingeführt wurden. Es dauerte nicht lange, bis die Japaner diese Waffen nicht nur zu gebrauchen, sondern auch nachzumachen verstanden. Ebenso erlernten sie sehr schnell die ihnen von den Portugiesen beigebrachte Herstellung von Schießpulver. Auch die Fabrikation von Kanonen, nachdem im Jahre 1551 portugiesische Händler einem Daimō eine solche zum Geschenk gemacht hatten, gelang ihnen ohne weiteres. So wurden in kurzer Frist die alten Waffen — ursprünglich Pfeil und Bogen, dann zugleich Schwerter und Lanzen aller Art — vollständig ausgeschieden. Um die Mitte des 19. Jahrhunderts jedoch, als sie Bekanntschaft mit den weit überlegenen Waffen der Fremden machten, erkannten sie mit Schrecken ihre bedenkliche Rückständigkeit und gaben sich die größte Mühe, so schnell wie möglich das Versäumte nachzuholen. Ein reicher Japaner aus Nagasaki, Takashima Schuhan, bestritt aus eigenen Mitteln den Einkauf einer Anzahl der damals modernsten Schußwaffen, Gewehre und Kanonen, aus Holland; bald darauf beteiligt sich auch die Regierung an diesem Unternehmen, und die japanische Kriegsrüstung machte einen großen Schritt vorwärts.

In diesen Zusammenhang gehört noch ein Wort über die dank der japanischen Propaganda auch im Abendlande zu einer gewissen Berühmtheit gelangten Burgen oder Schlösser Japans. In der zweiten Hälfte des 7. Jahrhunderts — unter Tenchi Tennō's Regierung — entstanden die ersten Verteidigungs- und Schutzwehrbauten als kaiserliche Burgen, in allerdings noch ziemlich primitiver Konstruktion. Im Laufe der Zeit vermehrten sich dann diese zugleich auch immer zweckmäßigere bauliche Fortschritte aufweisenden Anlagen, bis sie in der Blütezeit des Feudalismus den Höhepunkt ihrer Entwicklung erreichten. Ihr ursprünglicher Charakter als ausschließlich kaiserliche Burgen ging verloren, sie wurden zu Residenzen der mächtigen Daimyō und waren der Sitz der Lehensverwaltung und damit auch das militärische sowie wirtschaftliche Zentrum des Daimyats. Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Architektur der Burgen von der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts an — wie z. B. das 1576 erbaute Schloß des Oda Nobunaga und das 1593 errichtete des Toyotomi Hideyoshi — mehr oder weniger portugiesischen Einfluß verrät. Diese Zweckbauten rein militärischen Charakters lassen übrigens mit ganz vereinzelt Ausnahmen (wie z. B. die Burg von Ōsaka) jeglichen architektonischen Schmuck vermissen und bilden damit einen sinnfälligen Gegensatz zur Pracht der bunt bemalten und mit kunstvollen Holzschnitzereien versehenen Außenseite der großen buddhistischen Tempelbauten. Die beiden den Enden des Dachfirstes aufgesetzten, meist vergoldeten Delphine (shachihoko) sind nicht als Verzierung, sondern vielmehr als Bannmittel, als eine Art mayoke „Dämonenabwehr“ gegen die Tücke böser Geister zu deuten. Der Kaiserpalast in Tōkyō steht auf dem Gebiet der einstigen Burg von Edo, die sich Tokugawa Ieyasu anfangs in recht bescheidenem, später jedoch außerordentlich erweitertem Maßstabe errichtet hatte und von der noch spärliche Überreste erhalten sind.

Ungleich tieferes Interesse erweckt nun der in einer ganz einzigartigen, durch rassebedingtes, genuin und spezifisch japanisches Zielstreben vorgezeichneten Bahn sich abspielende Werdegang der japanischen Kultur. Das die Entwicklung der japanischen Geistigkeit beherrschende Leitmotiv, sozusagen ihr Lebensnerv, ist ohne jede Frage der Buddhismus; mit vollstem Rechte sagt daher der Nestor der japanischen Philosophen, Inoue Tetsujirō: die japanische Kultur steht und fällt mit dem Buddhismus.

Die Welterlösungslehre des großen Inders, jene in dieser Art religionsgeschichtlich wohl einzig dastehende, innigste Verquickung von

Religion und Philosophie, hatte sich in einem viele Jahrhunderte überspannenden unwiderstehlichen Siegeszuge über sämtliche Länder im Osten von Indien — Zentral-, Süd- und Ostasien und übergreifend auf den malaiisch-polynesischen Archipel — ausgebreitet und allenthalben überaus triebkräftige Wurzeln geschlagen. So kam sie rund ein Jahrtausend nach dem Tode ihres Gründers durch Vermittlung Chinas über die völkerverbindende Länderbrücke Korea auch nach Japan. Kraft ihrer absoluten geistigen Überlegenheit verdrängte sie schlagartig die urjapanische Primitivkultur und erwies sich alsbald in immer steigendem Ausmaße als schlechterdings nicht mehr wegzudenkender Fundamentalfaktor, als souveräne Dominante des gesamten Kulturfortschritts im Lande der aufgehenden Sonne. Auf seiner endlosen, viele Jahrhunderte in Anspruch nehmenden Wanderung durch die ungeheuren Räume des asiatischen Kontinents hatte der Buddhismus auf Grund der seinem innersten Wesen durchaus konformen friedlichen Auseinandersetzung und Vermischung mit Religionen und Kulturen der verschiedensten Völker zum Teil ganz beträchtliche Abweichungen von der indisch-heimatlichen Urdoktrin erfahren. Dieses schier unüberschbar vielgestaltige Komplexgebilde haben dann die Japaner, ausgehend von einer rein assimilatorischen Verarbeitung des aus der Fremde zunächst in Bausch und Bogen übernommenen Geistesgutes schließlich in den vier großen Sekten der Kamakura-Zeit (12. und 13. Jahrhundert) einer weiteren Um- und Neugestaltung von z. T. radikalem Charakter unterworfen. Sie haben dadurch allgemein anerkanntermaßen dem Buddhismus ihres Landes ein typisch japanisches Gepräge gegeben und zugleich einen vollgültigen Beweis eigenschöpferischer Leistungsfähigkeit erbracht. Schon ein oberflächlicher Vergleich mit dem nichtjapanischen Buddhismus weist grundsätzliche und bedeutsame Unterschiede auf hinsichtlich gewisser Fundamentalbegriffe wie Gottidee, zukünftiges Leben, Wesen der Sünde und ganz besonders Festlegung des Heilsweges. Abgesehen von dieser inhaltlich-schöpferischen Förderung des Buddhismus haben die Japaner noch ein anderes, zwar rein äußerliches, aber doch nicht zu unterschätzendes Verdienst. Im Laufe der Zeit hatte sich durch Vermischung der fremden Religion mit dem einheimischen Konfuzianismus, Taoismus und einer Unzahl ziemlich bedeutungsloser Lokalkulte in China ein derartiges Durch- und Ineinander heterogener Glaubensformen und Kultsysteme herausgebildet, daß eine säuberliche Trennung von Buddhistischem und Nichtbuddhistischem an Hand der chinesischen Quellen eine Unmöglichkeit war. Hier hat nun die stets peinlich fortgeführte

Tradition der japanischen Buddhisten unschätzbare Dienste geleistet: dem unentwirrbaren Verfall der chinesischen Sekten zum Trotze, läßt sich durch sie die große Linie der Entwicklung des chinesischen Buddhismus ziemlich klar herausstellen.

Im Anfang des neunten Jahrhunderts kamen die beiden buddhistischen Mönche Saichō, besser bekannt unter seinem Ehrennamen Dengyō Daishi, „der die Lehre übermittelnde große Meister“, und Kūkai mit seinem posthumen Titel Kōbō Daishi, „der das (buddhistische) Gesetz verbreitende große Meister“, aus China zurück und brachten zwei neue Sekten mit: Dengyō Daishi führte die Tendai-Sekte ein, Kōbō Daishi — übrigens eine der allerbedeutendsten Größen der japanischen Geistesgeschichte — die Shingon-Sekte. Man faßt sie zusammen unter dem Namen Kyōto-Sekten, sie stehen auch heute noch in hohem Ansehen. Allerdings ist die Tendai-Sekte etwas ins Hintertreffen geraten, was wohl in der Hauptsache auf ihre allzu luftigen Spekulationen zurückzuführen ist; sie versucht nämlich, die zahlreichen Widersprüche in der buddhistischen Tradition in harmonischer Synthese aufzulösen, wogegen sich allmählich wachsende Opposition erhob, die zur Loslösung mehrerer Subsekten und in letzter Auswirkung zur Einführung der Zen- und Gründung der Nichiren-Sekte führte. Die von Kōbō Daishi eingeführte Shingon-Sekte, ein krauses System von Mystik und Magie, ein Hort krassesten Aberglaubens und wüster Zauberei, entfernt sich in vielen Punkten am weitesten von der Lehre Buddhas. Shingon bedeutet „Wahres Wort“ und entspricht dem indischen mantra „Zauberformel“. Die Lehre ist ausgesprochener Esoterismus; sie gipfelt in einer Geheimlehre, deren Fundamentalthema die Identität des menschlichen Wesens mit dem ewigen Buddha ist, auf Grund deren jeder Mensch zu jeder Zeit die Buddhaschaft erlangen kann. Diese aus China übernommene Lehre wußte sehr schnell dem Volke eine über alles Maß hinausgehende Begeisterung abzugewinnen, und zwar aus zwei Gründen. Erstlich sagte dem in Japan ganz besonders ausgeprägten Hange zum Aberglauben ihre mystisch-magische Aufmachung mit der Überfülle phantastischer Zauberformeln, die in jeder Lebenslage je nach Wunsch Unglück fern zu halten oder Glück zu bringen versprechen, in hohem Grade zu. Das an sich nicht buddhistische, magisch-zauberhafte Element des Shingon reicht übrigens in seinen verborgensten Anfängen zurück auf den hinduistischen Shivakult. Zweitens war auf Grund des konsequent durchgeführten Ryōbu-Shindō — jener bereits etwa ein Jahrhundert früher durch den Mönch Gyōgi Bosatsu inaugurierten, höchst diplomatischen Synkrase

von Buddhismus und Shintōismus — ein unter Umständen verhängnisvoller Zusammenstoß mit der einheimischen Religion von vornherein ausgeschlossen.

Im Jahre 1175 gründete der Tendai-Mönch Genku, gewöhnlich Hōnen Shōnin genannt, die Jōdo-Sekte, die Sekte des „Reinen Landes“, d. i. des Paradieses. Die Hauptpunkte der Lehre sind ein semitheistischer Gottesbegriff, ein persönliches zukünftiges Leben und ausschließliche Erlösung durch den bloßen Glauben an die Gnade Amidas.

Unmittelbar anschließend sei nun, abweichend von der zeitlichen Reihenfolge, aus Gründen des genetischen Zusammenhangs, die von Hōnen Shōnin's Schüler Shinran Shōnin im Jahre 1224 gegründete, in vielerlei Hinsicht über die Lehre seines Meisters hinausgehende, in hohem Grade von ihr unabhängige Sekte Jōdo-Shinshū, d. i. „Reines Land (Paradies) — wahre Sekte“, meist kurz Shin-Sekte genannt, in ihren großen Zügen berücksichtigt. Sie steht in denkbar größtem Gegensatz zur Lehre des historischen Buddha, der in ihr vollkommen in den Hintergrund tritt und nur mehr als der Lehrer des Evangeliums Amidas gilt. In noch höherem Grade als die Jōdo-Sekte unterscheidet sich also die Shin-Sekte vom Urbuddhismus, sie ist sozusagen dessen Gegenpol. Das bezieht sich vor allem auf vier Kardinalpunkte: die Gottesidee, ein persönlich-individuelles Leben nach dem Tode (im Gegensatze zu der unpersönlichen, bloßen Karma-Identität), die Definition der Sünde und die Festlegung des Heilsweges. Dazu tritt ferner bei ihr noch ein genuin japanisches, neuartiges und eigentlich recht heterogenes Diesseitigkeitsmotiv: die richtige Stellungnahme gegenüber den weltlich-bürgerlichen Verpflichtungen.

Die dritte und letzte nicht aus China eingeführte, sondern in Japan selbst entstandene große Sekte ist die im Jahre 1253 von Nichiren Shōnin gegründete und nach ihm benannte Nichiren-Sekte. Sie nimmt eine ganz eigenartige Stellung ein, die sich auch äußerlich dadurch zu erkennen gibt, daß sie als einzige japanische Sekte den Namen ihres Stifters führt, was an sich schon ihren subjektiven Charakter zum Ausdruck bringt. Diese Lehre bringt nichts Neues, nichts Originales, aber der Geist, den die ganz außergewöhnlich kraft- und schwungvolle Persönlichkeit Nichiren's in sie goß, war etwas ganz Neues; sie steht in markantem Gegensatz zu dem so konziliatorischen Buddhismus, daß man sie als einzige *ecclesia militans* des Buddhismus bezeichnen kann.

Um das Jahr 1200 wurde die Zen-Sekte durch den Tendai-Mönch

Eisai aus China in Japan eingeführt, wohin sie im Jahre 520 n. Chr. aus Indien gebracht worden war; sie ist einer der Hauptzweige der indischen Dhyāna-Schule (d. i. Kontemplationsschule, Zen ist Verkürzung von Zenna-Dhyāna). Eine Eigenart, die sie von sämtlichen anderen Sekten unterscheidet, ist ihr grundsätzlicher Verzicht auf jede schriftliche Fixierung ihrer Lehre; sie ist jeder Buchweisheit und theoretisierenden Diskussion durchaus abhold. In gewissem Sinne ist sie wohl, und zwar aus mehr als einem Grunde, die bemerkenswerteste aller japanischen Sekten überhaupt. Zunächst steht sie mit 21000 Tempeln schon rein numerisch an der Spitze. Sodann unterliegt es keinem Zweifel, daß sie der authentischen Lehre des Gautama Buddha ungleich näher steht als irgendeine andere japanische Sekte. Abgesehen von ihrem aller Wahrscheinlichkeit nach schon rein äußerlich-historisch geradlinigeren Zusammenhang mit dem indischen Buddhismus spielt in ihr die echt buddhistische Kontemplation und Selbstdisziplin die Hauptrolle. Sodann zeigt sie eine dermaßen überragende Beeinflussung des Lebens und der Kunst (Malerei) der Japaner, daß Ōhasama sie mit volstem Rechte den „lebendigen Buddhismus in Japan“ nennt. Ihre strenge Meisterung aller Pflichten des Lebens, ihre unbegrenzte Beherrschung des eigenen Ich war von jeher die Pflanzstätte, aus der die japanischen Samurai hervorgegangen sind.

Wie bereits angedeutet, legt sie nicht den geringsten Wert auf Wort oder Schrift, die Wahrheit liegt nach ihr nur im Herzen und kann sich daher auch nur von Herz zu Herz übertragen, das Herz muß sich selbst in der Wahrheit unterweisen. Der Weg dazu ist einzig und allein schweigende Meditation, ganz dem Übersinnlichen, dem Mystischen zugewandte Kontemplation. So gipfelt die praktische Ausübung des Zen in höchster Selbstentäußerung, im Zustande einer ekstatischen Einheitsschau, worin alle Gegensätzlichkeit der Sinnenwelt in der Übergegensätzlichkeit des Absoluten untergeht. Ja, selbst das Bewußtsein der eigenen Existenz löst sich in ein Nichts auf. Diese vollkommene Ekstase der Entselbstung wird als identisch erachtet mit dem sogenannten Jōbutsu, d. i. „Buddhawerdung“, der absoluten, buddhagleichen Erleuchtung der Seele. Sie kann aber nur erreicht werden durch ganz bestimmte Übungen praktischer Art, welche der Zen-Jünger mit rücksichtslosester Strenge gegen sich selbst durchführen muß. Überhaupt läßt die gelegentlich durch Backenstreiche u. dgl. mehr unterstützte zenistische Unterweisung an drastischer Derbheit nichts zu wünschen übrig. Das eigentliche Mittel nun, durch welches das Zustandekommen solch willenlos

meditativer Versenkung erreicht wird, ist das sogenannte Za-zen, wörtlich „Hock-Zen“, d. h. eine bestimmte Art des Hockens als Vorbereitungsstadium der kontemplativen Selbstentäußerung. Dabei ruhen die gekreuzten Unterschenkel auf den Oberschenkeln, der rechte Handrücken wird mit dem ihn bedeckenden linken auf den linken Fuß gelegt; auf die beiden in gerader Linie sich berührenden Daumenspitzen konzentrieren sich die weitgeöffneten Augen, während der Mund fest geschlossen bleibt. Auch die Atemtechnik ist genau bestimmt: leicht und doch tief wird durch die Nase geatmet. Dann soll sehr bald ganz automatisch die vollkommene Ausschaltung jeglichen Denkens, Fühlens und Wollens sich einstellen, das Ziel der Übung ist erreicht, die jedem Menschen wie jedem Dinge als ewig unzerstörbarer Wesensgrundstoff innewohnende, aber für gewöhnlich schlummernde Buddhanatur oder, mit anderen Worten die Wahrheit, hat sich unwiderstehlich durchgesetzt. Im Gegensatz zu allen anderen Sekten stellt sich beim Zenismus die Erleuchtung nicht allmählich, sondern mit schlagartiger Plötzlichkeit ein.

Obwohl nun die Zen-Sekte das Schwergewicht auf Meditation und Kontemplation legt, hat doch von jeher das Militär einen großen Bruchteil ihrer Anhänger gebildet. Dieser auf den ersten Blick ungereimt anmutenden Tatsache liegen drei Momente zugrunde. Zunächst ein äußerlich zufälliges, daß nämlich diese Sekte die militärische Hauptstadt Japans zur Zeit ihrer Gründung, Kamakura, als Mittelpunkt ihrer Betätigung ausersehen hatte; für das neugeschaffene Shōgunat nämlich waren die Zen-Priester nicht zu unterschätzende Parteigänger gegen die von den ältesten buddhistischen Sekten unterstützten, im Grunde shōgunatfeindlichen Behörden in Kyōto. Sodann zwei innere Gründe. Erstens hatte die Zen-Sekte von Anfang an auf gutem Fuße gestanden mit der zum Teil ihrer praktischen Einstellung konformen konfuzianischen Ethik, die ihrerseits wieder von den ältesten Zeiten an eine Art Philosophie oder, wenn man so sagen kann, Religion der militärischen Klasse bildete; besonders entsprach den Anschauungen der feudalen Kriegerklasse das im Konfuzianismus einen hohen Rang behauptende Verhältnis des Herrn zum Vasallen. Zweitens legt die Zen-Sekte, wie bereits angedeutet, das Hauptgewicht auf Selbstdisziplin, die vornehmste Eigenschaft des echten Soldaten; der unerschütterliche Gleichmut gegenüber dem Tode entspringt ebenfalls der Zenpraxis (Reischauer).

Ein außerordentlich wirkungsvolles Element in der japanischen Denkart ist der Hang zum Geheimnisvollen, ja, zur Geheimniskrämerei, die esoterische Geistesrichtung. Es lassen sich nun in Japan

drei esoteristische Strömungen unterscheiden. Esoterismus ist aber hier etwas grundsätzlich anderes, als man hierzulande darunter zu verstehen pflegt, etwas nicht nur qualitativ-inhaltlich völlig Verschiedenes, dieser Begriff spielt auch hinsichtlich der Verbreitung esoterischer Interessen und Praktiken eine ungleich bedeutendere Rolle als bei uns. Es gibt in Japan nichts, das nicht irgendwie auf esoterischem Grunde ruhte, ob es sich nun um Religion oder Kunst oder ganz profane Betätigungen, wie z. B. Porzellanfabrikation, Fußball, Bogenschießen, Fechten, ja sogar Kochkunst handelt. Die erste der drei Gattungen esoterischer Strömungen dient nur materiellen Zwecken, wie z. B. Geheimhalten der Herstellung zum Schutze gegen Konkurrenz u. a. m., was bis zu einem gewissen Grade etwa unserem Patentschutz entsprechen dürfte. Einen bedeutend höheren Wert hat die zweite Kategorie, die Gruppe der ausgesprochen religiös eingestellten Typen, als deren eindrucksvollster Repräsentant die oben besprochene Zenlehre zu gelten hat. Die höchste Stelle nehmen jedoch die Erscheinungen der dritten Strömung ein, die ich als ästhetisierenden Esoterismus charakterisieren möchte. Hierher gehören alle jene z. T. ins Sportliche übergreifenden und durch einen umständlichen Kodex von Vorschriften geregelten Betätigungen: die Kunst des Bogenschießens, des Gartenbaus und des Blumensteckens. Auch hier finden sich Spuren des Buddhistisch-Religiösen, ja, sogar des Abstrakt-Philosophischen: ein in bestimmter Weise angelegter Garten symbolisiert die Idee des Friedens, der Keuschheit, des Alters und dergleichen mehr. Aber das allbeherrschende Grundgesetz ist das bis zu einer schlechterdings nicht mehr zu überbietenden Feinheit entwickelte Moment des rein Ästhetischen. Das Ästhetische an sich ist Grundstimmung und Urvolung der japanischen Seele, in zweiter Linie erst kommt meines Erachtens das Religiöse und das Philosophische in Betracht.

Den ersten Rang aller im Sinne ästhetisierend-esoterischer Einstellung in ein streng geregeltes System konkreter Kulthandlungen gebrachten Funktionen der japanischen Psyche nimmt die sogenannte Teezeremonie, Cha-no-yu oder Sa-dō „Tee-Weg“, ein. Der Hauptreiz liegt gerade in der beispiellosen Kompliziertheit und Mannigfaltigkeit der dem Teekult zugrunde liegenden Regeln und Vorschriften, wobei das ganze mit dem dichten Schleier des Geheimnisvollen umwoben wird. Auf die Einzelheiten kann hier nicht eingegangen werden, es finden sich solche u. a. in des Verfassers kulturgeschichtlichem Abriß (Hdbch. von Kindermann).

Die japanische Teezeremonie kann auf das ehrwürdige Alter von

sechs bis sieben Jahrhunderten Anspruch erheben. Im Laufe dieser Zeitspanne hat sie drei Stadien durchgemacht: eine medizinisch-religiöse Vorstufe, ein Stadium der Verweltlichung mit denkbar luxuriöser Üppigkeit und schließlich eine rein ästhetisierende Periode, die heute überall anzutreffen ist, wo die Teezeremonie noch gepflegt wird. Ihrem innersten Wesen nach möchte ich sie definieren als künstlerisch-antikisierend eingestellten Ästhetizismus von überbetonter Primitivität in esoterischer Aufmachung. Die Unterhaltung bei der Teezeremonie bewegt sich um Probleme der Kunst im allgemeinen oder um Fragen des künstlerischen Wertes von Teegeräten, um die Schönheit des im Teezimmerchen aufgehängten Bildes oder der aufgestellten Blumen im besonderen. Sie verfolgt einzig und allein den Zweck, die jede seelische Konzentration aufhebende Buntheit der so vielgestaltigen Eindrücke des Alltagslebens restlos zu verscheuchen und so jenen bewußt-unbewußten Gemütszustand herbeizuführen, der von der meditativen Versenkung des Zenismus eigentlich nur dem Grade nach verschieden ist. Es ist ein Zustand ausgeprägtester Inaktivität, der in einer vollkommenen Loslösung von aller Zivilisation, von der geräuschvollen Außenwelt und ihren materiellen Nöten gipfelt. Es ist ein Emporschwingen des Geistes zu der ruhevollen Sphäre des Raum- und Zeitlosen. Die Analyse des ideengeschichtlichen Fundaments der Teezeremonie, welche der berühmte Teekultforscher Okakura angebahnt hat, führt in letzter Hinsicht auf eine dreifache Wurzel: rein und uralt japanischer, reinchinesisch-taoistischer und vorbuddhistisch-indischer Ideengehalt; der letztere ist aller Wahrscheinlichkeit nach auf dem Wege über den Taoismus in die Teezeremonie gekommen. Okakura hat drei Parallelverhältnisse aufgerollt; erstens das Verhältnis des Teekults zum Zenismus, zweitens des Teekults zum Taoismus, drittens des Zenismus zum Taoismus. So führt er die geflissentliche Ausschaltung der Zivilisation, die ausschließliche Bevorzugung des Primitiven und Ungekünstelt-Natürlichen, besonders auch die Kleinheit des Teezimmerchens auf taoistische Einflüsse zurück. Dagegen scheint mir ohne Zweifel das durchgehend so stark betonte Prinzip des Reinen etwas spezifisch und uralt Japanisches.

Die zenistische Praxis gründet sich in keiner Weise auf irgendwelche Thesen theoretisch-dogmatischer Art, sie erschöpft sich vielmehr vollkommen in rein mechanischer Verrichtung mit dem einzigen Zwecke, eine durch nichts mehr gestörte absolute Konzentration des Geistes auf das Ziel der Erleuchtung herbeizuführen. Die Zen-Meister haben von jeher mit allem Nachdruck betont, daß der

Zenismus weder Religion noch Philosophie sein will. Ja, der japanische Zenforscher Ōhasama ist sogar nicht abgeneigt, dem Zenismus den Charakter einer Sekte überhaupt abzusprechen, da er ja keine Lehre im eigentlichen Sinne des Wortes darstelle. Das entspricht durchaus dem wirklichen Tatbestand.

So kann man den Zenismus als die ausgesprochen mystisch-religiöse der Teezeremonie als der künstlerisch-ästhetisierenden Komponente des in weitestem Ausmaße kulturschöpferisch sich äußernden japanischen Esoterismus gegenüberstellen. Hierbei darf jedoch nicht übersehen werden, daß eine derartige Scheidung nicht bis ins letzte durchzuführen ist: es besteht eine innige Verbundenheit der Teezeremonie mit dem Zenismus. Dafür spricht vor allem der Umstand, daß für einen Teejünger strengster Observanz die Zugehörigkeit zur Zen-Sekte zumeist stillschweigende Voraussetzung ist.

Während wir, wie oben gezeigt, mit unanfechtbarer Berechtigung von einem spezifisch japanischen Buddhismus sprechen dürfen, liegen die Dinge beim japanischen Konfuzianismus wesentlich anders. Die Japaner hatten bei der Übernahme der chinesischen Literatur und Kultur naturgemäß auch mit der (übrigens weniger philosophisch-religiösen als vielmehr moralisch-staatsethischen) Lehre des Konfuzius — die ja nicht von ihm selbst, sondern ausschließlich durch seine Schüler überliefert worden ist — mehr oder weniger eingehende Bekanntschaft gemacht. Seine eigentliche Bedeutung in Japan erlangte jedoch der Konfuzianismus erst mit Beginn des siebzehnten Jahrhunderts, als er zur ideologischen Grundlage des Tokugawa-Shōgunats erhoben wurde. Obwohl nun dieser von den Tokugawa zur ausschließlichen Staatsphilosophie gemachte Konfuzianismus die im Grunde methaphysisch-spekulativ eingestellte Schule des Chu-Hsi (jap. Shushi, 1130—1200) war, fanden ihre rein scholastischen Spekulationen bei den solchen Studien sowieso abholden, ganz von nationalistisch-soldatischem Samuraigeist beseelten Japanern jener vormodernen Zeit begreiflicherweise keinerlei Widerhall. Kritisch-philosophisches Denken wurde ja erst im modernen Japan geweckt, und zwar durch den Einzug der abendländischen, ganz besonders auch deutschen Weltweisheit.

Es ist nun nicht zu bestreiten, daß die Japaner auch den Konfuzianismus nicht so gelassen haben, wie sie ihn von China übernommen hatten, sie haben ihn in einigen wenigen, allerdings mehr oder minder wichtigen Punkten in gewissem Ausmaße modifiziert. Aber im ganzen handelt es sich hierbei doch, vor allem im Vergleich mit

ihrer zum Teil wahrhaft schöpferischen Meisterung des Buddhismus, kaum um Leistungen eigentlich schöpferischer Art. Es ist vielmehr in Wirklichkeit nichts anderes, als rein ausdrucksmäßige Übertragung chinesischer Terminologie auf unveränderlich weiterbestehende, ur-japanische Vorstellungen, verbunden u. U. mit entsprechend modifizierter Umdeutung des sprachlichen chinesischen Musters, wie wir gleich sehen werden. So werden japanischerseits in erster Linie zwei chinesische Termini herangezogen, um den Anspruch auf die Anerkennung eines spezifisch japanischen Konfuzianismus zu rechtfertigen. Der erste Terminus ist Kunshi, chin. Chün-tzu, der „Edle“, der die letzte und höchste Stufe aller konfuzianisch-moralischen Er-tüchtigung einnehmende Idealmensch. Die japanische Auffassung zeigt hier in der Tat eine gewisse Abweichung. Vielleicht kann man die von den Konfuzianisten Japans mit Nachdruck vertretene begriffliche Differenzierung des spezifisch japanischen Kunshi von seinem chinesischen Vorbild etwa folgendermaßen formulieren. In China ist der „Edle“ ein von den konfuzianischen Gelehrten mehr theoretisch-spekulativ aufgestellter, letzten Endes in verhältnismäßig nur ganz wenigen Auserwählten in Vollkommenheit verkörperter, allgemein menschlicher Idealtypus; es ist der „Heilige“ im Sinne der konfuzianischen, von der abendländisch-katholischen unüberbrückbar geschiedenen Definition dieses Begriffes. Dagegen hat er in Japan auf Grund einer mehr praktisch-konkreten Auslegung des Terminus in der Erscheinung des durch ritterlich-soldatische Haltung muster-gültigen Samuraitypus seine Verwirklichung gefunden, und das ganz allgemein in ausnahmslos jedem japanischen Staatsbürger, sofern dieser unzweifelhaft als Träger des echten Samuraigeistes gelten kann.

Der zweite Terminus ist Chūkō, chin. Chung-hsiao, „Untertanen-treue und Kindespietät“. Diese beiden patriotisch-ethischen Tugenden sind für die japanische Moraldefinition die zu untrennbaren Einheit verschmolzenen Kardinaltugenden, sie bilden sozusagen das zentrale Prinzip, von dem aus nach allen Richtungen sämtliche anderen Tugenden gleich den Radien eines die gesamte Lebensführung des Edelmenschen umspannenden Kreises praktisch-sittlicher Gebote ausstrahlen. Alle anderen gehören in die Reihe der Nebentugenden, die eine schier unerschöpfliche Vielheit individueller und sozialer ethischer Verhaltensweisen ausmachen, wie z. B. Wahrhaftigkeit, Treue, Mut, Standhaftigkeit, Tapferkeit, Anstand, Barmherzigkeit, Mäßigkeit, Genügsamkeit, Sparsamkeit u. a. m. Bezeichnenderweise finden hier die sog. dianoetischen oder intellektuellen Tugenden, wie Vernunft, Weisheit, Einsicht u. dgl., keinerlei Berücksichtigung. Trotz-

dem nun aber, wie schon bemerkt, Chūkō praktisch eine Einheit darstellt, zerfällt diese nach japanischem Urteil bei theoretischer Betrachtung in zwei Hälften, deren Wertverhältnis in China und Japan verschiedener Beurteilung unterliegt. Während nämlich im Reiche der Mitte Kō, die Kindespietät, als Fundamentalbegriff der konfuzianischen Ethik, Chū, die Untertanentreue jedoch erst an zweiter Stelle gewürdigt wird, ist die Rangeinstufung in Japan gerade umgekehrt: hier kommt der Untertanentreue die höhere Wertung zu. Zugleich besteht noch eine tiefgreifende Differenzierung hinsichtlich der eigentlichen Funktion des Landesoberhauptes. Auch in China ist das Verhältnis zwischen Herrscher und Untertan ein beliebter Gegenstand eingehender Erörterung, doch wird hier als Hauptmoment die Pflicht des Herrschenden gegenüber dem Beherrschten in den Vordergrund gerückt, wobei die unerläßliche moralische Vorbildlichkeit des Regierenden als seine eigentliche und wahre Aufgabe herausgestellt wird. In Japan dagegen handelt es sich ausschließlich alles anderen um die Pflicht der bedingungslosen Unterwerfung des Staatsbürgers unter den heiligen Willen des Tennō. Der chinesische Kaiser hat die ihm vom Himmel aufgetragene Mission der praktischen Verwirklichung des Sittengesetzes durch sein Volk zu erfüllen. Nebenbei sei übrigens bemerkt, daß im feudalistischen Mittelalter, während dessen ja die staatspolitische Bedeutung des Tennō auf den Nullpunkt gesunken war, im Zentrum des Chū, der Untertanentreue, nicht der Kaiser, sondern der betreffende Lehnsherr, der Daimyō, stand.

Auf Grund derartiger ohne Zweifel bemerkenswerter Abweichungen von dem aus der Fremde übernommenen Original kann man mit vollem Rechte von einem spezifisch japanischen Konfuzianismus oder, zutreffender, von einer der japanischen Mentalität entsprechend differenzierten Interpretation des an sich doch rein chinesischen Konfuzianismus sprechen; von eigenschöpferischer Leistung im strengen Sinne des Wortes kann indes keine Rede sein.

Ergänzend sei noch hinzugefügt ein ganz knapp gefaßter Überblick über die großen Linien in der Entwicklung der Literatur und Kunst, die im Mittelalter naturgemäß ebenfalls einen gewaltigen Auftrieb erfuhren.

In die Übergangszeit vom Früh- zum Hochmittelalter fällt die erste Blüteperiode der japanischen Poesie, die ihren literarisch bedeutsamsten Niederschlag in der großen lyrischen Gedichtsammlung Manyōshū gefunden hat. Der genaue Sinn dieses Titels ist etwas umstritten, die natürlichste Deutung ist wohl die von Florenz ge-

gebene „Sammlung (von Gedichten) vieler Generationen“. Sie enthält Gedichte vom fünften bis zum achten Jahrhundert, ihre sog. „Lang-Gedichte“ sind „ein Schatz, den wir als das kostbarste Vermächtnis der gesamten japanischen Poesie bezeichnen müssen“ (Florenz). Die nun folgende Heian-Periode (794—1186), das Zeitalter der höfischen oder klassischen Literatur, erreicht mit der Blüte der Frauenliteratur (etwa um das Jahr 1000) den Gipfelpunkt des ganzen literarischen Schaffens und Könnens des vormodernen Japan: es sind zwei — gelegentlich mit Versen untermischte — ungefähr um die gleiche Zeit entstandene Prosawerke. Das eine ist der Meisterroman Genji-Monogatari, „Erzählung von (dem Prinzen) Genji“, dem japanischen Don Juan, verfaßt von der weiblich-zartfühlenden Frau Murasaki Shikibu; das andere das Skizzenbuch Makura no Sōshi, „Kopfkissen-Hefte“, d. h. streng vor anderen geheimgehaltene Aufzeichnungen, geschrieben von der männlich-derben, ja, nicht selten geradezu zynischen Frau Sei Shōnagon.

Wie wohl bei jedem Volke wurzeln auch in Japan die ersten Anfänge dramatischer Schaustellung in bestimmten tanzartig-rhythmischen Körperbewegungen, die einem mehr oder weniger allgemein menschlichen, spielerisch-künstlerischen Ausdrucksbedürfnisse, vor allem zum Zwecke sinnfälliger Verbildlichung von Kulturhandlungen, entspringen. Solche bis in die graue Urzeit hinaufragenden choreutisch-pantomimischen Vorführungen sind die Kagura, „Göttertanzlieder“, oder Kami-Asobi-Uta, „Götter-Unterhaltungslieder“; sie bilden die eigentliche Keimzelle der dramatischen Kunst des japanischen Volkes. Aber erst die nachklassische Zeit brachte — während des auf die Kamakura-Zeit folgenden Ashikaga- oder Muromachi-Shōgunats (15. und 16. Jahrhundert) — die Anfänge des wirklichen Dramas und schuf damit etwas grundsätzlich Neues. Den entscheidenden Impuls gab das chinesische Theater, das unter der Mongolen-Dynastie (chines. Yüan, 1280—1368) bereits zu hoher Blüte entwickelt war. So war auch hier chinesisches Kulturgut die geistige Potenz, welche zu dieser umwälzenden Neuschöpfung den Anstoß gab und ihr zugleich als Vorbild diente.

Auf dem Wege von jenen in der Hauptsache noch recht naiv-primitiven Äußerungen des diesem Volke angeborenen schauspielerischen Triebes, den erwähnten Kagura, über eine Zwischenstufe von überwiegend chinesisch-buddhistisch beeinflussten, zum Teil aber auch schamanistische Einwirkung verratenden, zum Teil sogar ganz profan ausgerichteten Spielen — die bereits auf einer Art Bühne dargestellt wurden —, schuf die allmählich zu bemerkenswerter Breite

entwickelte dramatische Produktion der Japaner eine Kunstform von höchster innerer Vollendung, das lyrische Nō-Drama, das seinen Höhepunkt in der ersten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts erreichte. Es steht nach unseren Begriffen zwischen Oper und Oratorium, der Text wird bald gesungen, bald gesprochen. Die Handlung — soweit in Anbetracht ihres ungleich mehr epischen als dramatischen Charakters überhaupt von einer solchen gesprochen werden kann — ist immer ernst, wenn nicht gar düster; den Inhalt liefern Gegenstände des Mythos oder der japanischen Geschichte. Als ganz besondere Eigentümlichkeit ist zu erwähnen der als unsichtbar zu denkende, tiefschwarz verummte Helfer, welcher vom Zuschauer jeweils als Brücke, Meer, Gebirge oder dergleichen zu deutende Bühnengeräte emporhält; eine interessante Parallele übrigens zum elisabethischen Theater. Von Bedeutung ist der Chor, auch eine Art Orchester, sehr primitiven Charakters allerdings, spielt die Begleitung.

Die noch äußerst bescheidene Bühne entbehrt so gut wie ganz jeglicher Dekoration. Erst in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts stellt sich eine bedeutende technische Vervollkommenung der Bühne ein: nunmehr kommen künstlerische Dekorationen zur Verwendung, die einzelnen Szenen werden durch Vorhänge geschieden, die bei Geistererscheinungen gebrauchte Versenkung wird im Jahre 1753 so verbessert, daß die ganze Dekoration gesenkt oder gehoben werden kann. Das Jahr 1758 brachte dann in gewissem Sinne abschließend die bedeutendste Erfindung, die Drehbühne. Mit Beginn des 19. Jahrhunderts hat die Bühnentechnik ihren Höhepunkt erreicht.

Unter der Herrschaft der Tokugawa-Shōgunen blühte schnell und kräftig das Bürgertum empor, und dieser Umstand war für die Entwicklung der japanischen Bühnenkunst von umwälzenden Folgen begleitet. Die aristokratische Exklusivität des in seiner herben Vornehmheit und alltagsfremden Erhabenheit die große Masse in keiner Weise ansprechenden Nō-Dramas, das zudem ein Privileg der feudalen Daimyō und der Adelskreise war, verlangte gebieterisch ein Gegenstück, welches dem von Grund aus verschiedenen Unterhaltungsbedürfnis der Mittelklasse Rechnung tragen sollte. Diesem Mißstande wurde nun abgeholfen durch die Gründung eines Volkstheaters, des sogenannten Kabuki, eines Schauspiels mit Tanz und Musik. Ganz wie das Nō-Spiel nimmt dieses seinen Ausgang von alten Tänzen, es handelt sich also hierbei um eine divergierende Entwicklung aus gleichem Ursprung. Schon im letzten Viertel des

17. Jahrhunderts hat sich dieses Volkstheater in den Hauptzügen so gestaltet, wie es auch heute noch besteht.

In der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts kam das monodische, d. h. von nur einer Stimme vorgetragene, volkstümliche sogenannte Jōruri auf, das gewöhnlich ebenfalls als Drama bezeichnet wird, obwohl es in Wirklichkeit weit mehr eine Art Romanze ist, die „in einer zwischen Gesang und Rezitation schwebenden Weise mit Gitarrenbegleitung“ (Florenz) zu Gehör gebracht wird. Das Jōruri vereinigte sich bald mit dem in sehr frühe Zeiten zurückreichenden Puppenspiel (Ayatsuri), das um 1700 in höchster Blüte stand. Die neue, Ayatsuri-Jōruri genannte Spielgattung drängte für Jahrzehnte das Kabuki in den Hintergrund. In der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts entbrannte ein heftiger Wettstreit zwischen ihm und dem Kabuki, aus dem schließlich letzteres als absoluter Sieger hervorging. Dessen Blütezeit hebt um die Mitte des 18. Jahrhunderts an. Wie bei den alten Griechen und Römern werden auch im Nō und Kabuki die Frauenrollen von Männern vertreten.

Die höchste Vollendung gab schließlich der dramatischen Dichtung des vormodernen Japan Chikamatsu Monzaemon (1653—1724). Dieser Name war eigentlich des Dichters Pseudonym während des ersten Abschnitts seiner literarischen Tätigkeit, als er eine große Zahl von Texten für die Jōruri-Aufführungen schrieb, ist ihm aber dann für immer geblieben, nachdem er mit vollem Rechte den Ruhm als größter Dramatiker des alten Japan gewonnen hatte. Mit seinem wirklichen Namen hieß er wahrscheinlich — es ist nicht ganz sicher — Sugimori Nobumori; er stammte seinen eigenen Angaben nach aus ritterlicher Familie.

Abgesehen von ganz vereinzelten Vertretern gegenteiliger Ansicht gilt Chikamatsu der weitaus überwiegenden Mehrheit der Japaner als der unvergleichlich bedeutendste ihrer Dramatiker, und das wohl nicht mit Unrecht. Daß man ihn aber, was nur zu gern geschieht, zum „japanischen Shakespeare“ erhebt, ist mehr als übertrieben. Durchaus zutreffend ist das Urteil von Florenz, daß Chikamatsu, vom weltliterarischen Standpunkt aus betrachtet, höchstens ein Schriftsteller zweiten Ranges ist.

In diesem Zusammenhang ist abschließend noch in aller Kürze ein Wort zu sagen über den wie in China so auch in Japan weitaus vornehmsten Kunstzweig, die Malerei, die nach einem bedeutungslosen Primitivstadium der vorbuddhistischen Zeit im frühesten Mittelalter dank der Einführung der chinesischen Kultur einen bemerkenswerten Schritt vorwärts machte. Ihre anfangs ausschließlich

buddhistisch-religiöse Einstellung behauptete zwar auch in der Heian-Zeit vorerst noch die Alleinherrschaft. Doch in derselben Periode setzen sehr bald schon die ersten Regungen einer profanen Malerei ein: Porträts (Nise-e) und Makimono „Bildrollen“, das sind Bilder zu den großen Erzählungen, den Monogatari. Auch die Landschaftsmalerei, besonders auf Wandschirmen, erreicht schnell eine hohe Blüte. In der darauffolgenden Kamakura-Periode (1192—1333) ringt sich die Malkunst zu immer deutlicher hervortretender Unabhängigkeit von chinesischen Vorbildern durch: neben den Gemälden rein chinesischen Charakters, den sogenannten Kan-ga, erschienen die — relativ — selbständigen japanischen Erzeugnisse, die Yamato-e, d. h. Yamato- (d. i. Japan-) Bilder. Nach Beginn des siebzehnten Jahrhunderts, unter der Tokugawa-Herrschaft, ist ein bedeutungsvoller Umschwung festzustellen: die Vorherrschaft religiöser Grundeinstellung wird endgültig gebrochen, die rein weltliche Kunstauffassung wird als gleichberechtigt anerkannt. Zu dieser Zeit entsteht die weit über Japans Grenzen hinaus berühmte Schule der Ukiyo-e, „Weltlauf-Bilder“, welche das Alltagsleben des Volkes darstellen. Daran schließen sich dann später die in der ganzen Welt bekannten Farbenholzschnitte, zu deren namhaftesten Meistern u. a. Utamaro und Hokusai zählen. Nach Anbruch der Meiji-Periode (1868) machte sich, wie zu erwarten, mit überwältigender Macht die abendländische Kunst geltend, ohne jedoch, wie eine Zeitlang zu befürchten stand, die einheimische auf die Dauer verdrängen zu können.

B. DAS MODERNE JAPAN (1868—X)

EIN ÜBERBLICK

Mit der Abdankung des letzten Shōgun, Tokugawa Yoshinobu, und der Wiederherstellung der absoluten Tennōmacht im Jahre 1868 war, wie wir oben gesehen haben, das Ende des feudalistischen Mittelalters unwiederbringlich besiegelt. Eine ganz neue Zeit war eingeleitet: aus dem Polizeistaat der Shōgunate wurde ein moderner Rechtsstaat. Der von dem jungen Kaiser Mutsuhito bestimmte, sehr bezeichnende Ära-Name (Nengō) „Meiji“, „Aufgeklärte Regierung“, stellte in gedrängter und doch unmißverständlicher Form das Programm der künftigen Herrschaftsmethode heraus. Ihr letztes Ziel, im Anfang naturgemäß noch mehr oder minder unklar umrissen, war, kurz gesagt, die Europäisierung Japans.

Eine dem nahezu unvorstellbar überreichen historisch-kulturellen Inhalt der Meiji-Periode auch nur einigermaßen gerecht werdende Darstellung würde allein einen umfangreichen Band füllen und verbietet sich hier schon mit Rücksicht auf den zur Verfügung stehenden Raum. So seien nur die entscheidenden Entwicklungsstadien des politischen Geschehens in dem Japan der neuen Zeit in ihren großen richtungweisenden Grundlinien in bestmöglicher Kürze charakterisiert. Dabei handelt es sich um drei, eine in sich abgeschlossene Einheit bildende Perioden. Es sind dies die Meiji-, Taishō- und Shōwa-Ära, von denen die erste, Meiji, vor allem in kulturhistorischem Betracht, ohne Bedenken als die ungleich bedeutendste eingeschätzt werden darf, und die dritte, die Shōwa-Jahreszählung, trotz des jähen Sturzes der Monarchie auch heute — 1949 ist Shōwa 24 — noch, bis auf weiteres wenigstens, ununterbrochen fortläuft. Es dürfte indes wohl keinem Zweifel unterliegen, daß Shōwa das letzte Nengō darstellt. Die genannten drei Perioden erfüllen — bis zur Abdankung des Tennō — eine Zeitspanne von rund drei Vierteljahrhunderten und führen vom Ende des Mittelalters bis in die aktuelle Gegenwart hinein.

Bei dieser Gelegenheit möchte ich die Richtigstellung einer immer noch weit verbreiteten irrtümlichen Annahme nicht unterlassen. Man widmet da und dort dem sogenannten „Meiji-Weltwunder“ allzu begeisterte Elogen, als ob nämlich jene unleugbar beispiellose Umwälzung, die aus dem alten das neue Japan schuf, sich sozusagen über Nacht abgespielt hätte. Kaum ist jemals ein unzutreffenderes Urteil gefällt worden. Genau wie im frühesten Mittelalter der offiziellen Einführung des Chinesentums und daran anknüpfend des Buddhismus ein langsam ausreifendes Vorbereitungsstadium voran-

gegangen war, so bedeutet auch das Jahr 1868 in Wirklichkeit nur die chronologische Fixierung des sozusagen offiziellen Anbruchs der neuen Zeit, welcher sich gleichermaßen als krönender Abschluß eines Jahrhunderts umspannenden Entwicklungsprozesses erweist. Den Auftakt zur Verwestlichung Japans bildet die ins Jahr 1542 fallende Entdeckung der Insel Tanegashima (südlich von Kyūshū) durch drei portugiesische Abenteurer, die mit ihren Hakenbüchsen gewaltiges Aufsehen erregten und so den frühesten Anstoß zur Europäisierung der japanischen Kriegskunst gaben. Als eine Art ideellen Gegenstücks brachten dann sieben Jahre später (1549) die ersten katholischen Missionare die christliche Kultur. Nicht viel weniger als ein Jahrhundert später, um das Jahr 1640, erhielten die Holländer als einzige Europäer von der japanischen Regierung die Erlaubnis, auf der kleinen künstlichen Insel Deshima im Hafen von Nagasaki eine Faktorei zu gründen. Allen strengen Verboten und Abschließungsmaßnahmen der Regierung zum Trotz gelang es doch nicht so selten einzelnen wissensdurstigen Japanern, sich daselbst in aller Heimlichkeit medizinische, geographische, mathematische und andere Kenntnisse zu erwerben; es versteht sich von selbst, daß diese dann unter der Hand weiterverbreitet wurden. Auch Errungenschaften der abendländischen Zivilisation, wie z. B. Glas, Uhren, Teleskope u. dgl., fanden auf diese Weise, wenn auch nur vereinzelt, Eingang in Japan. Die letzte Szene in diesem weitangelegten Vorspiel zur endgültigen Erschließung des Landes bildet dann das Auftreten des amerikanischen Commodore Perry im Jahre 1853.

I. DIE MEĪJI-ÄRA, 1868—1912

Als Endresultat einer geschichtslogisch lückenlos konsequenten Abwicklung des innerpolitischen Geschehens, auf dem Wege über das ohnmächtige Versagen des altersschwachen Shōgunats und der daraus zwangsläufig sich ergebenden Wiederaufrichtung der absoluten Tennōmacht, hatte am 3. Januar 1868 die Geburtsstunde des modernen japanischen Staatsgebildes geschlagen. An diesem Tage setzten sich die Parteigänger des Tennōtums, die intransigenten Antagonisten des Bakufu-Systems, mit einem Schlage in den Besitz der Burg von Edo (des Edo-jō), der bisherigen Residenz der Edo-Shōgune, die nun zum Kaiserpalaste erhoben wurde. Wie ein weithin strahlendes Fanal mußte dieser zugleich symbolische Akt wirken. Der Name Edo wurde dann durch Tōkyō „Osthauptstadt“ ersetzt, während Kyōto zugleich Saikyō „Westhauptstadt“ umbenannt wurde; doch hat sich letztere Bezeichnung nicht durchgesetzt.

Am 3. Februar 1868 ließ der Tennō den Souveränen der fremden Nationen und deren Untertanen offiziell mitteilen, daß dem Wunsche des Shōgun Yoshinobu, die Regierungsgewalt dem rechtmäßigen Herrscher zurückzugeben, nachgegeben worden sei. Demgemäß möge von nun an der in den Verträgen gebrauchte Titel Taikun — diese Bezeichnung war nach Commodore Perrys Auftreten Titel des Shōgun in seinem Verkehr mit Fremden, von diesen nach englischer Angleichung an die japanische Aussprache Tycoon geschrieben — ersetzt werden durch den Titel Kaiser. Die Unterschrift dieses Manifests ist von besonderem Interesse, insofern hier zum ersten Male in der japanischen Geschichte der persönliche Name des Tennō zu seinen Lebzeiten erscheint.

Die neue Regierung, an ihrer Spitze der noch so jugendliche, erst sechzehn Jahre zählende Monarch, war damit vor eine Aufgabe von geradezu überwältigender Perspektive gestellt, eine Aufgabe, die sich mit Riesenschritten zu immer weiterem Umfange und immer größerer Vertiefung auswuchs. War doch das letzte Ziel nichts Geringeres, als die an Hand einer erschöpfenden Rezeption und wesenseigentümlichen Assimilation der so namenlos überlegenen westländischen Zivilisation und Kultur zu schaffende Europäisierung des fernstöstlichen Reiches. Ohne Zweifel wirkte dabei, zunächst noch mehr oder minder unbewußt, als Grundmotiv jener rassebedingte Geltungstrieb, das gerade im Laufe der neuen Entwicklung immer unverhüllter zutage tretende Bestreben, aus der Unbeachtetheit eines abgelegenen, nur sich selbst lebenden und genügenden Randstaates herauszutreten und allmählich in der Reihe der westländischen Weltgroßmächte als ebenbürtiges Mitglied Anerkennung und Gleichberechtigung zu gewinnen.

Der neue Tennō — sein persönlicher, aber nach japanischer Sitte niemals gebrauchter Name war Mutsuhito, etwa „Freundlichkeit (und) Wohlwollen (erweisend)“; in der Geschichte führt er stets nur den posthumen Namen Meiji-Tennō — war der 122. in der einzigartigen Ahnenreihe der unter dem Gesichtswinkel der einheimischen Definition des Familienbegriffs seit Jimmu-Tennō nicht ein einziges Mal unterbrochenen, also auf das ehrwürdige Alter von mehr als zwei (nach amtlich japanischer Angabe sogar zweieinhalb) Jahrtausenden zurückblickenden Dynastie der japanischen Throninhaber. Seine erste offizielle herrscheramtliche Handlung war ein am 14. März 1868 vor der Versammlung seines Hofes und der ihm ergebenden Daimyō abgelegtes Gelöbniß, in welchem er sich seinen hohen Ahnen gegenüber in feierlich bindender Weise zu den großen Richtlinien

seiner künftigen Herrschaftsführung bekennt und zugleich seine Minister und Beamten verpflichtet, ihn in unbedingtem Gehorsam bei der strikten Durchführung seiner Regierungsmaßnahmen zu unterstützen. Dieses Gelöbnis heißt japanisch *Go-ka-jō no Go-seimon*, wörtlich „Erhabener (d. h. kaiserlicher) Eid von fünf Paragraphen“. Es handelt sich um folgende fünf Punkte:

1. Eine beratende Versammlung von Vertretern aller Provinzen ist einzuberufen, und alle Regierungsmaßnahmen sollen durch die öffentliche Meinung entschieden werden.
2. Die Richtlinien aller sozialen und wirtschaftlichen Maßnahmen sollen von den oberen und unteren Klassen erwogen werden.
3. Jeder Untertan, von den Beamten und Kriegern bis zum einfachen Manne, soll die Möglichkeit haben, sein Lebensziel zu erreichen, um seine Fähigkeiten in nutzbringender Weise wirken zu lassen.
4. Überlebte Gebräuche und Gewohnheiten sollen abgeschafft werden; Gerechtigkeit und Unparteilichkeit sollen nach natürlichen Grundsätzen zur Grundlage allen Handelns gemacht werden.
5. Aus allen Teilen der Welt sollen Kenntnisse und Wissen aufgenommen werden zum Zwecke der Errichtung der Grundlagen des Kaiserreiches.

Die überreiche Fülle der innen- wie außenpolitischen Geschehnisse der Meiji-Periode läßt sich, unter Berücksichtigung gewisser mit strenger Folgerichtigkeit in aufsteigender Linie allmählich sich herausbildender, deutlich voneinander sich abhebender und doch in kausalbedingter Entwicklung aufs engste miteinander verknüpfter Fortschrittsetappen, sinngemäß in vier kleinere Zeitabschnitte aufteilen. Zur Entkräftung eines immer noch weit verbreiteten, oberflächlich-transzendenter Kritik entspringenden Vorurteils sei bei dieser Gelegenheit folgende Richtigstellung unserer historischen Darstellung der Meijizeit vorausgeschickt.

Die für die japanische Kulturentwicklung so bedeutsame, zunächst allerdings einem wahllosen Eklektizismus entspringende, im Laufe der Zeit jedoch zu immer höherer Vollkommenheit einer harmonisch abrundenden Verquickung des Übernommenen mit eigenen Ideen sich ausreifende Absorption fremdvölkischen Geistesgutes hat von jeher der weitaus überwiegenden Mehrzahl der abendländischen Darsteller Veranlassung gegeben, die Japaner kurz und bündig als das Volk der Nachahmer abzutun; ja, man hat oft genug den Nachahmungstrieb als die Dominante des japanischen Nationalcharak-

ters ausgegeben. Das ist ein Fehltriteil schlimmster Art. Die kulturellen Leistungen der Japaner legen trotz unbedenklicher Aneignung heterogener Fremdkulturerzeugnisse doch ohne jeden Zweifel von einer geradezu beispiellosen, rasseigentümlichen Assimilationsfähigkeit beredtes Zeugnis ab. Der japanische Geist hat alles, was sich ihm irgendwie und irgendwann geboten hat, zunächst bedingungslos in sich aufgenommen; aber er hat so gut wie nichts gelassen, wie er es gefunden hat, allem hat er in stärkerem oder schwächerem Grade den Stempel eigenster, einem außerordentlich regsamen Gestaltungstrieb entspringender Verarbeitung und Durchdringung aufzudrücken verstanden. Und für diese seine ureigentümliche Verhaltensweise hat er sich auch schon früh einen Terminus geschaffen: die berühmte, auf den unter dem Namen Tenjin, Himmelsgott, als Gott der Kalligraphie verehrten Dichter und Kanzler Sugawara no Michizane (gest. 903 n. Chr.) zurückgeführte Prägung Wakon-Kansai, „Japanische Seele — Chinesische Fertigkeit oder Chinesischer Geist“; war ja doch Chinas Kultur das erste fremde Geistesgut, das Japan sich aneignete. Die zugleich ein Programm bedeutende Formel will also veranschaulichen, wie die mehr intellektuellen Potenzen des schöpferischen Chinesentums gewissermaßen als Fundament und Rahmengerüst einer von der japanischen Psyche neugestalteten, mit japanischem Inhalte erfüllten und so in bemerkenswertem Ausmaße originalen Eigenkultur dienstbar gemacht werden. Und dieses Wakon-Kansai hat sich dann auf dem Wege über Wakon-Kan-Yōsai, „Japanische Seele — Chinesisch-Abendländischer Geist“, schließlich, in der uns beschäftigenden Meiji-Zeit, zum Wakon-Yōsai, „Japanische Seele — Abendländischer Geist“, entwickelt. (Verf. in s. Abriß der Jap. Kultur, Kindermann.) Eingehenderes kann der Leser in meinem Aufsatz „Wakon-Kansai“ finden. (S. Lit.)

1. Rekonstruktiv-progressive Reform, 1869—1889

Am 27. Januar 1869 riefen die Parteigänger der Tokugawa in Ezo (seit der Meijizeit Hokkaidō genannt) eine Republik aus; doch wurde bereits Ende Juni desselben Jahres auch dieses letzte Widerstandsnest von den Truppen des Tennō gebrochen. Nach vielem Hin und Her, verschiedentlichlicher Einrichtung und Wiederaufhebung von Ministerien und Ämtern fand die Schaffung und Ordnung der Zentralbehörden einen Abschluß im Jahre 1885. Es wurde ein dem Tennō unmittelbar unterstehendes und ihm allein verantwortliches

Kabinetts, Naikaku, gebildet, welches die Ministerien der einzelnen Geschäftsbereiche umfaßte, mit einem Ministerpräsidenten an der Spitze. Eine bedeutsame, tief in die wirtschaftlichen Verhältnisse eingreifende Maßnahme war die im Jahre 1871 erfolgte Beseitigung der letzten Überreste einer feudalistischen Staatsgestaltung. Die Feudallehen wurden abgeschafft, sie mußten der Neueinteilung des ganzen Landes in Regierungsbezirke (Ken mit Ausnahme der drei Bezirke Tōkyō, Kyōto und Ōsaka, welche Fu heißen) weichen. Von der nächstliegenden Maßnahme, die Daimyatslehen kurzerhand zu konfiszieren, nahm die Regierung vorsichtigerweise Abstand und setzte den Betroffenen als Gegenwert eine Staatsrente aus, was nicht nur eine zwar wohl unvermeidliche, aber doch politisch tief einschneidende Regelung war, sondern ebenso eine wirtschaftlich letzten Endes nicht zu meisternde Belastung der Staatskasse bedeutete. Auf die durch eine notgedrungene Grundsteuerreform im Jahre 1873 erfolgte Umwandlung der stets schwankenden Reissteuer in eine stabile Geldsteuer folgte zwei Jahre später als Schlußglied der endgültigen Umstellung von der Natural- zur Geldwirtschaft die Überführung der den Samurai, deren Zahl an die 400 000 betrug, zustehenden Reisrenten in Geldrenten. In ihrer stetig wachsenden pekuniären Bedrängnis blieb schließlich (schon im Jahre 1876) der Regierung als einziger, wenn auch recht bedenklicher Ausweg die Ausstellung von Staatsschuldscheinen, deren Annahme als Zahlungsmittel Zwang war. Eine solch schroffe Maßnahme verfehlte indes nicht, große Erbitterung hervorzurufen, die sich in einigen zum Teil nicht ganz harmlosen Rebellionen Luft machte. Eine wirklich ernste, ja sogar in hohem Grade bedrohliche Erhebung war der Aufstand von Satsuma im Jahre 1877, der als die schlimmste Krisis der neuen Regierung gelten muß. Der Anführer eines Samuraiheeres von rund 45 000 Mann war Saigō Takamori, ein energischer Verfechter der früheren Vormachtstellung des Samuraistandes und logischerweise ein abgesagter Gegner der Europäisierung Japans. Aber, was er nicht sah, die alte Zeit war unwiederbringlich dahin, die vor nichts zurückschreckende Tapferkeit seiner ihm mit Leib und Seele ergebenden Krieger konnte letzten Endes gegen die nach westländischem Muster ausgebildeten Soldaten der Regierung nichts ausrichten. Die mit echt japanischer Todesverachtung heldenhaft kämpfenden Samurai wurden nach wenigen Monaten am Shiroyama bei Kago-shima vernichtend geschlagen. Dieser ausschlaggebende Erfolg der Tennōtruppen bedeutete die endgültige Ausschaltung jeder künftigen ernststen Bedrohung des Fortbestandes der neuen Regierung.

Die zivilisatorisch-kulturelle Reorganisation nahm mit staunen-erregender Beschleunigung ihren Fortgang, Verbesserungen und Neuerungen häuften sich in geradezu stürmischem Tempo. Mit an vorderster Stelle erwies sich das Verkehrswesen als dringend verbesserungsbedürftig. So brachte das Jahr 1870 bereits die erste Telegrapheneinrichtung, zwei Jahre später wurde die erste Bahnlinie — von englischen Ingenieuren und mit englischem Material — gebaut, und zwar beides zwischen Tōkyō und Yokohama. Nicht wenig kurz-sichtigerweise wählte man mit, wie man zu spät einsah, falsch ange-brachter Sparsamkeit das Schmalspursystem, welches dann die Normalspurweite der japanischen Eisenbahnen überhaupt wurde. Vier Jahre darauf wurden Kōbe und Ōsaka durch eine Eisenbahn-linie verbunden, welche drei weitere Jahre später bis Tōkyō durch-geführt wurde. In den ersten siebziger Jahren wurde auch ein moderner Postdienst eingeführt, bald darauf desgleichen ein solcher für Fremde. Ebenso wurden nach kurzer Zeit Postpakete befördert.

Wir Modernen können uns ein Leben ohne Presse schlechterdings nicht vorstellen. In gewisser Hinsicht haben die Japaner recht, wenn sie ihr Pressewesen „ein Kind der Meiji-Zeit“ nennen. In der Tat hat erst die durch Commodore Perry eingeleitete Erschließung des Landes den Grund zum modernen japanischen Pressebetrieb gelegt. Indessen darf nicht übersehen werden, daß es schon viel früher zeitungähnliche Mittel zur Nachrichtenverbreitung gegeben hat. So wurden bereits vor dem Jahre 1700 bei besonderen Anlässen illustrierte Flugblätter herausgegeben, die allerdings nur in verhält-nismäßig wenigen Exemplaren hergestellt waren und gegen Be-zahlung vorgelesen wurden. Denn in Anbetracht der ganz außer-ordentlichen Schwierigkeiten der chinesisch-japanischen Schrift war die Masse des Volkes begreiflicherweise des Lesens unkundig. Etwas später kam dann als erstes täglich erscheinendes Blatt ein vom Ba-kufu veranlaßter Regierungsanzeiger heraus. Aber erst im Jahre 1870 kam die erste japanische Tageszeitung im modernen Sinne des Wortes zustande, die Yokohama-Mainichi-Shimbun, „Y.-Alltags-Zeitung“, die noch heutigen Tages unter dem geänderten Titel Tōkyō-Mai-nichi-Shimbun in gewaltiger Auflageziffer erscheint.

Es würde nun hier viel zu weit führen, wollten wir alle die zahl-losen Umformungen und Neuerungen der Meiji-Periode bis in die letzten Einzelheiten verfolgen. In der Tat gab es schlechterdings kein einziges auch noch so abseits liegendes Gebiet des politischen, sozia-len und geistig-kulturellen Lebens, das durch die schier uferlosen Reformbestrebungen dieser in der Menschheitsgeschichte keine Par-

allele findenden Zeit nicht mehr oder weniger in Mitleidenschaft gezogen worden wäre. Erwähnt sei nur noch die in wachsendem Umfang befolgte Praxis, japanische Studenten auf Staatskosten zum krönenden Abschluß ihrer Studien nach Europa und Amerika zu schicken, damit sie ihre dort gewonnenen Kenntnisse und Einsichten nach ihrer Rückkehr in den Dienst der Heimat stellen konnten.

Um die Mitte der siebziger Jahre begannen die liberalistischen Anschauungen des Auslandes in allmählich steigendem Maße Boden zu gewinnen. Der Presse fiel natürlich die Aufgabe zu, die neuen Ideen zu verbreiten und ihnen Geltung zu verschaffen. Weitblickende Politiker — unter ihnen an erster Stelle der Mediziner, bedeutende Staatsmann und Minister verschiedener Ressorts Graf Gotō Shimpei (1857—1929) — erkannten die dringende Notwendigkeit der Errichtung eines Parlaments und legten ihren ganzen Einfluß in die Waagschale demokratischer Aspirationen. Gewisse, allerdings noch nicht besonders hoch anzuschlagende Erfolge waren auch erreicht, als im Jahre 1878 Provinziallandtage und im Jahre 1880 Gemeindevertretungen geschaffen wurden. Aber diese Neuerungen gingen doch nicht über zaghafte Anfänge hinaus. Das Ziel war erst, im Prinzip wenigstens, erreicht, als der Tennō am 11. Februar 1889 die bereits acht Jahre vorher von ihm in Aussicht gestellte Verfassung als sein „Geschenk an das Volk“ verkünden ließ, wovon gleich ausführlicher die Rede sein soll.

Außenpolitisch war von einiger Bedeutung die bereits im Jahre 1868 vom König der Luchu- (jap. Ryūkyū-) Inseln abgegebene Erklärung, daß er den Tennō als seinen Herrn anerkenne. Wenige Jahre später wurden die Inseln in aller Form annektiert. Im Jahre 1882 stürmte der Mob die japanische Gesandtschaft in der Hauptstadt Koreas (Seoul) und brannte sie nieder. Daraufhin kamen im Jahre 1885 Japan und China dahin überein, daß sie als gleichberechtigte Herren Koreas Truppen im Lande, vor allem in der Hauptstadt selbst, unterhielten. Innerpolitisch ist dieser Zeitraum charakterisiert durch außerordentlich leidenschaftlichen Wettbewerb in der Bildung von Parteien. Dabei ging es bedauerlicherweise im allgemeinen weit weniger um die Sache, als vielmehr um die meist von maßlosem persönlichem Geltungsbedürfnis beseelten führenden Männer. Drei große Parteien traten schließlich in den Vordergrund: die liberale (Jiyūtō), die Reform-Partei (Kaishintō) und die konservativ-imperialistische (Teiseitō). Diesem zerfahrenen Zustande setzte der 11. Februar 1889 durch die Verkündung der Verfassung ein Ziel.

2. Konstitutionalismus, 1889—1899

Der Tennō, ein Monarch von hervorragender Staatsklugheit und seinem persönlichen Namen Mutsuhito alle Ehre machender Menschenfreundlichkeit, lieferte durch seine Gewährung einer Verfassung den eindeutigen Beweis, daß er den Zug der neuen Zeit verstanden hatte. Die in dieser kaiserlichen Kundgebung verheißene und ein Jahr später realisierte, tiefgreifende Neugestaltung der Staatsverfassung führte das Reich aus der althergebrachten, fürderhin unhaltbaren orientalisch-despotischen Bevormundung des Volkes heraus und erhob es so auf ein und dieselbe Stufe politischer Freiheit, auf welcher die abendländischen konstitutionellen Monarchien standen. Japan tat damit den ersten Schritt auf dem Wege zur ostasiatischen Großmacht. Der Inhalt dieses Dokuments von weltgeschichtlicher Bedeutung ist kurz folgender.

Der Tennō, dessen Person heilig und unverletzlich ist, steht an der Spitze des Staates. Er übt die Rechte eines Souveräns aus, richtet sich dabei jedoch nach den Festsetzungen der von ihm gewährten Konstitution. Nur in dringenden Notfällen kann er, auch wenn der Reichstag keine Sitzungen hat, sobald die öffentliche Sicherheit oder das Wohl des Staates es seiner Ansicht nach erfordern, kaiserliche Verordnungen erlassen, welche die Geltung von Gesetzen haben. Aber bei der nächsten Reichstagssitzung müssen auch diese gebilligt werden, andernfalls werden sie wieder ungültig. Ferner soll keine solche Verordnung ein bestehendes Gesetz irgendwie ändern. Dem Kaiser untersteht der gesamte Regierungsapparat, er ernennt oder entläßt die Beamten und bestimmt ihr Gehalt. Des weiteren ist er der Oberkommandierende der gesamten Streitkräfte zu Lande und zu Wasser. Er verleiht Titel, Rang und Orden. Ihm steht zu das Recht der Begnadigung, der Änderung von Strafen und der Rehabilitation. Ganz besonders bemerkenswert ist die Bestimmung, daß er allein Krieg erklärt und Frieden schließt, Land annektiert und Verträge abschließt. Das Parlament, Teikoku - Gik(w)ai, setzt sich zusammen aus dem nicht auflösbaren Oberhaus, Kizoku-in, und dem Unterhaus oder Abgeordnetenhaus, Shugi-in; es wird alljährlich auf drei Monate einberufen.

Ihren Höhepunkt erreichte diese Periode in außenpolitischer Hinsicht durch den siegreichen Krieg mit China in den Jahren 1894/95. Den Zankapfel bildete Korea. Die oben berichtete Betreuung dieses Landes durch China und Japan war, wie man nicht anders erwarten konnte, keine politische Lösung, welche Dauer versprach. Doch hatte dieses Unternehmen gegen China, welches schließlich wohl auch auf

diplomatischem Wege zu erledigen gewesen wäre, in Wahrheit einen tieferen, innerpolitischen Grund: es entsprang dem dringenden Bedürfnis nach einer Ablenkung der immer bedrohlicher aufeinanderprallenden politischen Gegensätze im Innern, die schon mehrfach zur Auflösung des Abgeordnetenhauses geführt hatten. Und das Mittel hatte Erfolg, die Zwistigkeiten wurden mit einem Schlage außer Kurs gesetzt. Nicht das einzige Mal in seiner Geschichte — man denke z. B. an den Krieg mit Rußland — war es, daß Japan in wohlberechneter Erwägung der Vorteile einer Überraschungstaktik die Feindseligkeiten einige Wochen vor der offiziellen Kriegserklärung eröffnete. Ein die Welt überraschender Siegeszug der Japaner zu Lande und zu Wasser brachte die Chinesen in die Zwangslage, um Frieden zu bitten. In Shimonoseki wurde dieser am 19. April 1895 geschlossen, unter folgenden vier Bedingungen:

1. China willigt in die Anerkennung der Unabhängigkeit und Autonomie Koreas;
2. China tritt die Liaotung-Halbinsel, Formosa und die Pescadores an Japan ab;
3. China erklärt sich bereit zur Zahlung einer Entschädigung von 200 Millionen Taels an Japan;
4. China willigt ein, dem japanischen Handel neue Städte und Häfen zu öffnen, erkennt das Recht der japanischen Dampfschiffahrt auf dem oberen Yangtse, sowie dem Woosung-Fluß und Kanal an.

Was jedoch den zweiten Punkt — die Abtretung von Liaotung — betraf, hatte Japan sozusagen die Rechnung ohne den Wirt gemacht. Rußland, Frankreich und — ebenso überflüssiger- wie unklugerweise, während Amerika und England als uninteressierte Zuschauer sich jeder Einmischung enthielten — auch Deutschland intervenierten und gaben Japan unter dem Hinweis, daß ein Fußfassen Japans in der Mandschurei — zu welcher geographisch die Halbinsel Liaotung gehört — eine Bedrohung des asiatischen Friedens bedeuten würde, den „wohlgemeinten Rat“, ihren Anspruch auf Liaotung zurückzuziehen. Dafür sollte die chinesische Kriegsschädigung um 30 Millionen Tael erhöht werden. Den Japanern blieb schließlich nichts weiter übrig, als nachzugeben. Diese China-Expedition barg in sich den Keim zum zehn Jahre später ausbrechenden Japanisch-Russischen Kriege.

Besonders hervorzuheben ist in diesem Abschnitt noch das Jahr 1890, in welchem der Tennō das berühmte „Kaiserliche Reskript“, japanisch Kyōiku-Chokugo, in seinem Namen veröffentlichen ließ; es wurde sogar eine offizielle englische Übersetzung herausgegeben.

Es ist eine die Volkserziehung betreffende Verordnung, welche fortan die Grundlage der gesamten staatsbürgerlich-nationalen und moralischen Schulerziehung bildete, in deren Mittelpunkt der shintoistische Kaiserkult steht.

Schließlich, im Jahre 1899, wurde eine durchgreifende Revision der Verträge mit den fremden Mächten erreicht, welche Japan volle Gleichberechtigung mit diesen brachte. Der Hauptpunkt war die Aufhebung der Exterritorialität, welche den Japanern schon lange ein Dorn im Auge war. Die immer wieder geforderte Zollautonomie erhielt Japan allerdings erst im Jahre 1911. Ihrerseits gestanden die Japaner den Fremden in allen Teilen des Reiches unbeschränktes Niederlassungsrecht zu.

3. Kosmopolitanismus, 1899—1910

Diese ebenfalls rund ein Jahrzehnt umspannende Meiji-Periode ist ausgezeichnet durch drei Geschehnisse von überragender Bedeutung. An chronologisch vorderster Stelle ist, als erste Auswirkung der oben-erwähnten Anerkennung Japans als gleichberechtigter Macht, zu vermerken die im Jahre 1902 abgeschlossene und 1905 auf weitere 10 Jahre erneute anglo-japanische Allianz. Daß gerade das bislang stets auf seine „splendid isolation“ pochende Albion sich zu diesem Bündnis — noch dazu mit einer „farbigen“ Nation, das erste Beispiel dieser Art in der Weltgeschichte — herbeiließ, machte die Welt aufhorchen und schmeichelte begreiflicherweise dem Stolz des im allgemeinen mehr als ehrgeizigen Japaners nicht wenig.

Das zweite Ereignis, mit Rücksicht auf seine schwerwiegenden Folgen ohne Zweifel der Gipfelpunkt in der Entwicklung der außenpolitischen Beziehungen Japans während der Meiji-Ära überhaupt, ist der siegreiche Waffengang mit Rußland (1904/05), die erste kriegerische Verwicklung großen Maßstabes mit einer westländischen Macht. Es war, in militärischem Betracht, die Feuertaufe des Neuen Japan. Zugleich ist dieser mit der Annexion Koreas (1910) seinen krönenden Abschluß findende, weittragende Erfolg die unabdingbare Voraussetzung für die Ersteigung der höchsten Stufe der außenpolitischen Aspirationen des Tennō-Reiches: die Ausdehnung des japanischen Herrschaftsbereichs auf den asiatischen Kontinent. Andererseits hätte ein entscheidender Mißerfolg in diesem alle Kräfte anspannenden Ringen ohne Frage den Niedergang Japans besiegelt. Das berühmte Wort des Siegers von Tsushima, des Admirals Tōgō, „Aufstieg oder Untergang unseres Landes liegt in dieser einen Schlacht“, war keine Übertreibung.

Die Ursache des Japanisch-Russischen Krieges war das ganz unmißverständliche Streben Rußlands nach der Beherrschung der Japanischen See. Wenn Rußland dieses Ziel erreicht hätte, wäre in der Tat der Niedergang Japans unvermeidlich gewesen. Sechs Monate lang versuchte Japan, durch diplomatische Verhandlungen mit Rußland auf friedlichem Wege ins reine zu kommen. Als jedoch keine Einigung zustande kam, brach es am 5. Februar 1904 die diplomatischen Beziehungen zu Rußland schroff ab mit der Erklärung, daß es sich das Recht vorbehalte, unabhängig das zu tun, was es für das Beste halte. Schon vor der eigentlichen Kriegserklärung, die erst fünf Tage später erfolgte, schlugen die Japaner unvermutet los und gewannen bereits am zweiten Tage die Oberhand zur See und besetzten Seoul. Am 23. Februar schlossen sie ein Schutz- und Trutzbündnis mit Korea. Auf einen großen Landsieg der Japaner bei Mukden (jap. Höten) am 10. März 1905 folgte am 27. und 28. Mai ihr glänzender Sieg zur See bei der Insel Tsushima (zwischen Kyūshū und Korea). Diese Seeschlacht gehört zu den größten Entscheidungsschlachten der Weltgeschichte und ist im besonderen ein ragender Markstein in der japanischen Reichsentwicklung.

Da auch Japan infolge der gewaltigen Opfer, die dieser russische Krieg gekostet hatte, am Rande völliger Erschöpfung stand, wurde der vom amerikanischen Präsidenten Roosevelt übermittelte Vorschlag einer Friedenskonferenz angenommen. Im Laufe des August 1905 kam dann in Portsmouth, dem englischen Kriegshafen am Kanal, der Friedensschluß. Rußland anerkannte die Vormachtstellung Japans in Korea; es gab an Japan alle Pachtrechte der Halbinsel Liaotung, ferner den Besitz der südmandschurischen Bahn von Dalny (jap. Dairen) und Port Arthur bis Changchun, sowie endlich die südliche Hälfte von Sachalin (jap. Karafuto). Dieses Ende des Krieges löste im japanischen Volke große Enttäuschung aus, die sich schon im nächsten Monat in Tōkyō durch großen Schaden stiftende Tumulte Luft machte, so daß die Hauptstadt sogar eine Zeitlang unter Kriegsrecht gestellt werden mußte. Die von gewissenlosen Agitatoren allerdings weit über Gebühr ihren Zwecken dienstbar gemachte Ursache der Unzufriedenheit war der Umstand, daß Japan den Frieden angenommen hatte, ohne auch nur die geringste Kriegsentschädigung zu erhalten. Indessen erkannten die Einsichtigen, daß die Lage des am Ende seiner Kräfte angelangten und dazu noch von einer in der Tat sehr bald ausbrechenden Hungersnot bedrohten Landes gebieterisch die Beendigung des Krieges verlangte.

4. Kontinentalismus, 1910—1912

Mit dem Jahre 1910 beginnt ein neuer und zugleich der letzte Abschnitt der Meiji-Periode, der durch den Sieg über Rußland, welcher Japan zur asiatischen Großmacht erhoben hatte, eingeleitet war: Japan auf dem Wege zur Weltgroßmacht. In planvoller Ausweitung der ihnen im Frieden von Portsmouth zuteil gewordenen Vormachtstellung in Korea hatten die Japaner diese zunächst zu einem Protektorat gemacht mit dem ohne Zweifel bedeutendsten Staatsmann des modernen Japan, dem Fürsten Itō Hirobumi, als Generalgouverneur an der Spitze. Die politische Bevormundung — oder wohl richtiger Vergewaltigung — Koreas ging nun Schritt vor Schritt weiter. Zunächst nahm Itō die Kontrolle der außenpolitischen Geschäfte Koreas in seine Hand, natürlich um sie im Sinne der japanischen Interessen zu leiten. Ein Jahr später bemächtigte er sich auch der inneren Verwaltung, ebenso übertrug er einem japanischen Richter das höchste Amt der Justiz. Dem koreanischen Kaiser, dessen pflichtvergessenes Regiment das Land vollkommen heruntergebracht hatte, blieb schließlich nichts anderes übrig als abzudanken. Damit fand die seit dem Jahre 1392 den Kaiserthron innehabende einheimische Li- (jap. Ri-) Dynastie ihr Ende; die kaiserliche Familie wurde entschädigt durch die Garantie einer Jahresrente von 1 800 000 Yen, ferner erhielt sie einen Palast in Tōkyō und Standesgleichheit mit den japanischen kaiserlichen Prinzen. Im Jahre 1910 wurde Itō, wenige Monate nachdem er seinen Posten an seinen bisherigen Vizegouverneur Sone abgetreten hatte, von einem koreanischen Fanatiker meuchlings ermordet. Sein todtkranker Nachfolger sah sich jedoch sehr bald gezwungen, das hohe Amt wieder niederzulegen und nach Japan zurückzukehren, wo er schon im nächsten Jahre starb. Nun wurde der Kriegsminister Terauchi Generalgouverneur. Er tat den letzten Schritt in der Regelung der koreanischen Angelegenheit: Ende August 1910 kündigte er offiziell die uneingeschränkte Annexion Koreas an. Das Land wurde unter seinem alten Namen Chōsen („Morgenfrische“) als sogenanntes Territorium dem japanischen Staate einverleibt. Japan hatte sein höchstes außenpolitisches Ziel erreicht, es war aus einer fernabgeschiedenen, ganz sich selbst überlassenen Inselmacht zu einer kontinentalen Großmacht von Weltgeltung geworden. Das sollte sich schon in den ersten Jahren der nächsten Periode mit aller Deutlichkeit zeigen.

Am 30. Juli 1912 verschied der Tennō, dieser als Mensch wie als Herrscher hervorragende Mann, der in der ganz außergewöhnlichen

Regierungszeit von fünfundvierzig Jahren sein Land aus dem Dunkel einer unwürdigen Sklaverei unter dem Druck brutaler mittelalterlicher Despotenherrschaft herausgeführt hat zu einem neuen und freien Dasein als gleichberechtigtes Mitglied in der großen Gemeinschaft der Kulturnationen der Welt. Er hat sozusagen das moderne Japan aus der Taufe gehoben. Und wie auch immer die Geschicke des durch den unseligen zweiten Weltkrieg jäh aus seiner Bahn geschleuderten fernsten Ostens sich gestalten mögen — der als Meiji-Tennō in die Geschichte eingegangene Kaiser Mutsuhito wird vor dem Richterstuhl objektiver Geschichtschreibung der Anerkennung als einer der allerbedeutendsten und menschlich sympathischsten Herrschergestalten der ganzen japanischen Historie niemals verlustig gehen.

Eine auch nur einigermaßen eingehende Darstellung der in ihrer Fülle nahezu unerschöpflichen Erweiterungen, Vertiefungen sowie Um- und Neugestaltungen des kulturellen Fortschrittes der Meiji-periode, einschließlich ihrer bis in die Gegenwart reichenden Ausläufer, könnte allein schon einen ansehnlichen Band füllen. Nur die ganz großen Richtlinien dieser Entwicklung seien daher in Kürze angedeutet.

Dem genuin und spezifisch japanischen, unseren Lesern als Wakon-Kansai bereits vorgestellten Regulativ bei der eigenschöpferischen Umformung und Weiterbildung aus der Fremde übernommenen Geistesgutes sind, wie wohl zu erwarten, die Japaner bis auf den heutigen Tag treu geblieben. So erweist es sich auch im neuen Japan als die richtungbestimmende Dominante der japanischen Geistigkeit in ihrem unermüdlichen Bestreben, sich der durch die überwältigenden außenpolitischen Erfolge weitgehend veränderten Lage anzupassen. Die Meiji-Ära bietet in dieser Hinsicht eine interessante Parallele zu der Epoche der geistig-kulturellen Verschwägerung mit dem Chinesentum. Wie damals das Reich der Mitte im Brennpunkt des japanischen Bildungsstrebens stand, so in der Meijizeit das Abendland. Dem damaligen hingebenden Studium der chinesischen Sprache, Schrift und Literatur entspricht nun die mit gleichem Eifer betriebene Erlernung der hauptsächlich europäischen Sprachen und Literaturen, zunächst des Englischen, an zweiter Stelle des Deutschen, und in beschränktem Umfang auch des Französischen. Die Grundtendenz des ursprünglichen Terminus blieb vollkommen gewahrt, nur wurde unter Berücksichtigung des neuen Lehrmeisters, des Abendlandes, die sprachliche Fassung ent-

sprechend modifiziert; das überlebte Kansai, „chinesischer Geist“, wurde logischerweise in Yōsai, „abendländischer Geist“, umgeändert.

Nach der Aufhebung der Absperrung des Reiches nach außen hin, des Sakoku der Tokugawazeit, begann eine wahre Hochflut europäisch-amerikanischer Zivilisations- und Kulturideale das Land zu überschwemmen. Auf allen Gebieten des geistigen und künstlerischen Lebens setzt mit Anbruch der Meiji-Periode eine von Jahr zu Jahr sich ausweitende und steigende Reformtätigkeit ein.

Werfen wir zunächst einen Blick auf die religiösen Zustände. Die neue Regierung zögerte nicht, ihre antibuddhistische Einstellung mit rigoroser Schroffheit in die Tat umzusetzen. Überall wird der buddhistische Einfluß lahmgelegt. Von allem Buddhistischen werden die Shintō-Tempel gereinigt; sämtliche buddhistischen Gegenstände, wie Statuen, Rollbilder (Kakemono), Symbole u. dgl., müssen aus den Shintō-Tempeln verschwinden, kein buddhistischer Priester mehr darf einen solchen betreten, kein Buddhadienst darf darin stattfinden. Nur der Kannushi, der wirkliche Shintōpriester, hat Zutritt. Im Gegensatz zum sog. Volkshintōismus, der in einer großen Zahl von Sekten verbreitet ist, steht der Staatshintōismus, der ja nicht eine eigentliche Religion, sondern vielmehr der Kult des Tennōhauses ist. Trotz seiner Entstaatlichung im Jahre 1884 — die ja auch den Volkshintōismus erfaßte — hat der Buddhismus kraft der ihm eigentümlichen Fähigkeit der Anpassung an wechselnde Situationen sich nicht nur behauptet, sondern seinen Einfluß auf das Volk noch gefestigt, obwohl er jegliche staatliche Unterstützung eingebüßt hat. Die buddhistische Religion ist eben doch zu tief im japanischen Wesen verwurzelt, als daß sie so ohne weiteres abgedankt werden könnte. Die im Jahre 1889 durch die Verfassung des Meiji-Tennō gewährleistete Religionsfreiheit hat natürlich auch dem Christentum wieder Eingang in Japan verschafft. Doch sind die Erfolge der verschiedenen protestantischen wie katholischen, in ihren Zielsetzungen beträchtlich voneinander abweichenden Missionsbestrebungen mehr als bescheiden, im Verhältnis zur Millionenziffer der Bevölkerung ist die Zahl der Christgläubigen — von denen noch dazu ein großer Bruchteil nur nominell zur neuen Religion gehört — geradezu entmutigend klein. Auch hier wird aller Wahrscheinlichkeit nach das Wakon-Yōsai mehr oder minder zur Geltung kommen: der japanische Buddhismus wird, was ihm beim Christentum zusagt, in synkretistischer Weise absorbieren und sich assimilieren.

In den japanischen Schulen hat es von jeher keinen Religionsunterricht in unserem Sinne gegeben. An seine Stelle trat die Unter-

weisung in der Moral. Den Kernpunkt dieser Morallehre bildete der oben schon berührte Staatshintōismus, der Tennōkult, als Leitfaden diente seit 1890 die ebenfalls bereits erwähnte kaiserliche Verordnung für Volkserziehung. Gewiß spielen darin auch allgemein menschlich ethische Tugenden, wie vor allem Menschenliebe, Kindespietät, Freundestreue, Treue der stets dem Manne sich unterordnenden Ehefrau und daneben auch rein weltliche, wie Mut und Tapferkeit vor dem Feinde, eine hervorragende Rolle, obenan aber steht die bedingungslose Höchstverehrung des Kaisers. Einen Fortschritt bedeutet der erstmalig geschaffene Schulzwang, die Erziehung ist streng nationalistisch ausgerichtet. Durch Aufnahmeprüfungen wurde die intellektuelle Eignung zum Schulbesuch überhaupt festgestellt.

Die nach neuen Gesichtspunkten betriebene modern wissenschaftliche Forschung bemächtigte sich in erster Linie der Medizin, Technik und Naturwissenschaft. Auf dem Gebiet der ersteren hat vor anderen der 1931 verstorbene Bakteriologe und Schüler von Robert Koch, Kitasato Shibasaburō, eine weit über die Grenzen Japans hinausreichende Berühmtheit erlangt. Dieser Forscher entdeckte 1894 den Erreger der Beulenpest und vier Jahre später den Dysenterie-Bazillus. Er war ein begeisterter Verehrer seines großen deutschen Lehrmeisters, nach dessen Tode er einen Shintōschrein zu seinen Ehren errichten ließ, an dem jedes Jahr eine shintōistische Gedenkfeier abgehalten wurde.

Eine ganz besonders in die Augen fallende Neugestaltung erfuhr natürlich die schöngeistige Literatur, neben der Dichtung vor allem die Belletristik. Während der Tokugawazeit war die Romanliteratur einseitig beherrscht von dem moralinsauren Leitmotiv „Kwanzen-Chōaku“, „Das Gute fördern, das Schlechte bestrafen“. Die moderne Zeit fand begreiflicherweise keinen Geschmack mehr an solch immer im selben Geleise laufender Tugendpredigerei, nachdem die unvergleichlich reicheren und interessanteren literarischen Schöpfungen des Abendlandes mehr und mehr bekannt geworden waren. Jene engherzig moralisierende Tendenzliteratur wurde so gut wie ganz beiseite geschoben, an ihre Stelle trat nun die realistische und naturalistische Ausrichtung. Da man hierbei, besonders im Anfang, nur allzu häufig weit über das Ziel hinausschoß und sich solchermaßen in das entgegengesetzte Extrem verlor, konnte natürlich eine wiedereinklenkende Reaktion nicht ausbleiben. Neben eigenen Erzeugnissen an Hand fremder Vorbilder schwoll der Strom von Übersetzungen aus der englisch-amerikanischen, deutschen, französischen und bald auch russischen Literatur ganz gewaltig an.

Was die Kunst anbelangt, um zum Schluß noch einige Andeutungen zu geben, so blieb naturgemäß auch die Malerei, die ja von jeher die erste Stelle eingenommen hatte, von den Einflüssen des Abendlandes nicht unberührt. Es trat zu der selbstverständlich weitergepflegten einheimischen Malerei die europäische Malerei in Öl, in überwiegendem Maße nach französischem Muster. Auch in der Plastik gibt es zwei Richtungen, neben der althergebrachten eine neue, westländisch orientierte.

II. DIE TAISHŌ-ÄRA, 1912—1926

Nach dem Tode des Meiji-Tennō bestieg den Thron sein bereits im Jahre 1889 zum Nachfolger ernannter dritter Sohn Yoshihito als 123. in der Reihe der japanischen Tennō. Als Nengō seiner künftigen Regierung bestimmte er Taishō, „Große Rechtlichkeit“. Seine Zeit ist gekennzeichnet durch ein weiteres Ansteigen der Fortschrittskurve des neuen Reiches. Die innerpolitischen Zustände zeigen zunächst eine außerordentliche Bewegtheit, in deren Mittelpunkt ein scharfer Wettstreit zwischen Armee und Marine steht, aus dem für kurze Zeit die letztere als Sieger hervorgeht. Wiederum brachen da und dort Unruhen aus, die jedoch schnell erledigt wurden. Da wurden plötzlich durch den Ausbruch des Weltkrieges im Jahre 1914 die Gemüter von den inneren Zwistigkeiten abgelenkt. Nach einigem Schwanken gewann die anglophile Partei, mit dem englandhörigen Außenminister Katō an der Spitze, die Oberhand. Da Japan eigentlich an dem europäischen Kriege nicht direkt interessiert war, hätte es sehr wohl Neutralität bewahren können, um so mehr, als Deutschland in Japan weitgehend Sympathien besaß. Ja, es gab nicht wenige Kreise, die ohne weiteres einer Teilnahme Japans auf seiten der Mittelmächte zugestimmt hätten. Indessen übersandte die japanische Regierung in nicht ganz stilgerechter Berufung auf ihre ihr aus der 1911 erneuerten japanisch-englischen Allianz erwachsende Verpflichtung dem deutschen Kaiser ein Ultimatum mit der Forderung, die (durch Vertrag mit China im Jahre 1898 gepachtete) Kiautschou-Bucht mit dem befestigten Hafen Tsingtau sofort und bedingungslos an China zurückzugeben. Charakteristisch für die Japaner war, daß sie, wie in der Liaotung-Angelegenheit die deutsche Regierung ihnen den wohlmeinenden „Rat“ zum Verzicht erteilt hatte, nun in derselben Tonart dem deutschen Kaiser ebenfalls einen wohlgemeinten „Rat“ gaben. Ihrem Ehrgeiz war Genüge geleistet, die Scharte von Shimonoseki war ausgewetzt. Als die für die Beantwortung angesetzte

Frist von fünf Tagen ohne eine solche abgelaufen war, erklärten sie Deutschland am 23. August in aller Form den Krieg. Unter großer Vorsicht zu Werke gehend, nahmen sie nach zweieinhalb Monaten Tsingtau; der 4000 Mann starken Besatzung hatten sie nicht weniger als 60 000 Mann entgegengestellt. Doch waren sie nach diesem Erfolge einsichtig genug, dem wiederholt von seiten ihrer Verbündeten geäußerten Ansinnen, eine große Armee durch Sibirien direkt gegen Deutschland marschieren zu lassen, in keiner Weise zu entsprechen. In Zeitungen und Zeitschriften wurde dieses „Guron“, dieses „törrichte Argument“, mit einer für ihre Verbündeten nicht gerade schmeichelhaften Deutlichkeit an den Pranger gestellt. Diese Truppen wären aller Wahrscheinlichkeit nach weder nach Deutschland gekommen, noch jemals in die Heimat zurückgekehrt. Überhaupt traf wohl der des öfteren von seiten der Alliierten gegen Japan erhobene Vorwurf einer allzu lauen Kriegführung gegen Deutschland im großen ganzen das Rechte, Japan war bloß mit halbem Herzen bei der Sache. Auch legten die meist zu Soldaten geborenen Japaner — was Verf. aus eigener Erfahrung bestätigen kann — eine ganz unverhohlene Bewunderung für die gewaltigen militärischen Leistungen des gegen eine Welt von Feinden kämpfenden Deutschland an den Tag.

Der Weltkrieg hatte die Entwicklung der japanischen Kriegs- und Handelsflotte ganz außerordentlich gefördert, Japan stand darin an dritter Stelle. Der Haupterfolg jedoch war eigentlich ideeller Art. Daß Japan bei der Konferenz in Versailles als gleichberechtigter Staat Sitz und Stimme hatte, daß ihm alle Rechte, welche Deutschland in Kiautschou und Schantung besessen hatte, sowie ein Mandat über die deutschen Kolonien im Pazifischen Ozean nördlich des Äquators und endlich das Recht der Beschlagnahme deutschen Eigentums übertragen wurde — das bedeutete seine unzweideutige Anerkennung als Weltgroßmacht. Das war unstreitig der Gipfelpunkt seiner außenpolitischen Errungenschaften. Das einstige Losungswort, „das Japan der Japaner“, war nun auf dem Wege über „das Japan Asiens“ zum „Japan der Welt“ geworden. Allerdings war auch ein Stachel dabei, ein schon so lange gehegter brennender Wunsch blieb auch in Versailles unerfüllt: die Aufhebung der von den Westmächten im Banne eines unausrottbaren Vorurteils gegenüber Japan noch weiterhin aufrechterhaltenen rassistischen Distanzierung. In diesem Punkte blieb Japan die Gleichberechtigung nach wie vor versagt, was eine schwere Enttäuschung hervorrief.

Die durch den Weltkrieg geschaffene wirtschaftlich-industrielle Hochkonjunktur hatte unermesslichen Reichtum ins Land gebracht

und war neben ausgiebigster Förderung der Privatwirtschaft außerordentlich ersprießlich für die Staatsfinanzen. Es konnten fremde Anleihen in beträchtlicher Zahl zurückerstattet und eine sehr ansehnliche Goldreserve angesammelt werden. Aber diese Glanzperiode war nicht von langer Dauer, schon in den ersten zwanziger Jahren machte sie einer schweren wirtschaftlichen Depression Platz und, um das Unglück voll zu machen, suchte Anfang September 1923 eine der schwersten Erdbebenkatastrophen, welche die Geschichte überhaupt kennt, das Kwantō-Gebiet heim, zerstörte vor allem Tōkyō und Yokohama in fürchterlichem Ausmaße. Sie kostete weit über 150 000 Menschenleben und verursachte Materialschaden im Werte von annähernd 10 Milliarden Yen.

Eine weitere Steigerung ihrer Macht, vor allem in Shantung und der Mandschurei in wirtschaftlicher wie politischer Hinsicht, erreichten die Japaner im Jahre 1915, als China notgedrungen die meisten der von der japanischen Regierung aufgestellten berüchtigten 21 Forderungen annahm. Durch diesen Gewaltakt rief übrigens Japan nicht nur in China, sondern auch im Abendlande bedeutendes Aufsehen und zugleich Mißtrauen gegen seine Politik in Ostasien hervor.

Im Jahre 1921 erreichte der schon längere Zeit bestehende — körperliche und geistige — Krankheitszustand des Kaisers einen solchen Grad, daß der Kronprinz Hirohito als Prinzregent die Regierung übernahm. Im Frühjahr und Sommer dieses Jahres hatte er trotz heftigsten Widerstandes der allzusehr auf peinlichste Wahrung der althergebrachten Etikette bedachten und um sein Leben besorgten Konservativen eine Reise nach Europa unternommen, der erste Fall dieser Art in Japans Geschichte.

Im Inneren gestalteten sich die Verhältnisse immer unerfreulicher und führten zu allerhand bedrohlichen Ausschreitungen. Unter diesen waren die beunruhigendsten die Ermordung des Ministerpräsidenten Hara (1921) und der höchste Bestürzung wie Empörung auslösende, zum Glück vollkommen erfolglose Anschlag auf das Leben des Prinzregenten beim Toranomon-Platz, als er sich auf dem Wege ins Reichstagsgebäude befand (1923).

Doch auch in außenpolitischem Betracht ging es ganz und gar nicht nach Wunsch, die Konferenz in Washington (1921/22) brachte Japan einen Rückschlag empfindlichster Art ein. Es mußte Shantung wieder herausgeben und nur mit äußerstem Ärger und Widerwillen fügte es sich der Abmachung, gemäß der für das Größenverhältnis der drei Flotten Amerikas, Englands und Japans die Proportion 5 zu 5 zu 3 als maßgebend und nicht überschreitbar festgelegt wurde.

Das englisch-japanische Bündnis hatte sich überlebt und wurde annulliert. Neun Mächte garantierten die Unabhängigkeit und territoriale Unverletzbarkeit Chinas und verpflichteten sich dabei, nötigenfalls mit Waffengewalt für die Innehaltung dieser Abmachung einzutreten. Gegen wen sich diese in Wahrheit richtete, bedurfte keines Kommentars. Eine weitere Verschärfung der immer mehr sich geltend machenden Verstimmung gegenüber den angelsächsischen Mächten schuf das Jahr 1924, als in den Vereinigten Staaten ein neues Gesetz gegen japanische Einwanderung erlassen wurde.

III. DIE SHŌWA-ÄRA, 1926—X

Diese jüngste, in die aktuelle Gegenwart einmündende und trotz der jäh über das Land hereingebrochenen innen- wie außenpolitischen Umwälzung von denkbar radikalstem Ausmaße ihr Nengō noch weiter führende Periode schraubte mit lückenloser Konsequenz die Evolution des japanischen Kaiserreichs zu einem schlechterdings nicht mehr zu übersteigernden Gipfel- und Höhepunkte empor — zur Geburt eines kompromißlos autoritären Staatsgebildes. In knapp gehaltener Übersicht seien als Abschluß der vorliegenden Darstellung die ausschlaggebenden Vorgänge und Wendepunkte dieser Zeitspanne angeführt.

Die ungestüm brodelnde Gärung im Innern nimmt ihren Fortgang; unversöhnliche Gegensätze prallen überall aufeinander, mit allen Mitteln sucht man geordnete und ersprießliche Zustände für das Reich zu schaffen. Revolutionen und Staatsstreiche werden da und dort vorbereitet, aber stets im Keime erstickt. Eine gefährliche Bankkrise droht 1927, wird aber durch ein Moratorium von drei Wochen wirksam bekämpft. Im März 1928 wird energisch gegen eine bedenklich anzuwachsen drohende Kommunistische Partei eingeschritten, ihre Mitglieder werden durch Verhaftung kalt gesetzt. 1930 wird ein Attentat auf den Ministerpräsidenten Hamaguchi verübt, der dabei schwere Verwundungen erhält. 1932 wird am Sakurada-Tor in Tōkyō ein Attentat auf den Kaiser versucht, das aber wieder mißglückt. Im gleichen Jahre wird der ehemalige Finanzminister Inoue erschossen, kurz darauf wird Baron Dan, der Generaldirektor des Mitsui-Konzerns, ermordet; im Mai desselben Jahres töten Offiziere den Premierminister Inukai.

Der sogenannte Mandschurei-Konflikt findet am 1. März 1932 seine Erledigung durch Japans Anerkennung der Mandschurei als eines unabhängigen Staates. Zwei Jahre darauf, ebenfalls am 1. März,

wird sie unter dem Namen Manchu-kuo als Kaiserreich aufgerufen. Zum Herrscher wird ernannt der 1912 im Alter von drei Jahren abgedankte letzte chinesische Kaiser Pu Yi mit dem Namen Kang Teh. Deutschland und Italien erkennen die Mandschurei als autonomen Staat an. Nachdem Japan im Jahre 1935 das Washington-Abkommen gekündigt hatte und 1936 auch aus der Abrüstungskonferenz ausgetreten war, schloß es im November desselben Jahres ein Übereinkommen mit Deutschland zur „Abwehr der Bolschewistengefahr“.

In den Kreisen der Marine und des Landheeres hatte sich allmählich ein immer verhängnisvoller sich zuspitzender Gegensatz zwischen den Offizieren der älteren und jüngeren Generation herausgebildet, der am 26. Februar 1936 in einem Putsch zur Explosion kam. Nach Besetzung des Kriegsministeriums und Polizeipräsidiiums sowie einiger großer Zeitungsredaktionen und der Ermordung einer Anzahl Minister und Staatsmänner ergaben sich jedoch die Revolutionäre bereits am vierten Tage: der Putsch endete mit einem glatten Mißerfolg, die Rädelsführer wurden vor ein Kriegsgericht gestellt. Übrigens richtete sich diese Empörung, wie stets mit besonderem Nachdruck offiziell betont worden ist, in keiner Weise gegen den nach japanischer Staatsauffassung ja über aller Politik stehenden Tennō, sondern nur gegen das Versagen seiner Regierungsorgane. In Wahrheit sind jedoch die eigentlichen Motive dieses, gelinde gesagt, höchst überraschenden Vorfalles niemals zur Kenntnis der Öffentlichkeit gelangt.

Die rapide Zunahme der japanischen Bevölkerung — von nahezu 60 Millionen bei Beginn der Meiji-Periode zu 71 Millionen im Jahre 1938 — war ein Problem, das mit unwiderstehlicher Dringlichkeit eine baldige und befriedigende Lösung forderte. Zwei Auswege boten sich dar, durch Unterbringung des stets bedrohlicher anwachsenden, in der Heimat bald keine Existenzmöglichkeit mehr findenden Überschusses der japanischen Bevölkerung in fremdstaatlichen Gebieten außerhalb des Mutterlandes die immer gebieterischer benötigte Abhilfe zu schaffen: entweder geschickte diplomatische Verhandlungen mit geeigneten Fremdstaaten oder Anwendung militärischer Gewalt. Da das Militär Oberwasser hatte, entschied man sich für den zweiten Weg. So kam es zum japanisch-chinesischen Konflikt im Jahre 1937. Nach der Einnahme von Shanghai, Nanking, Tsingtau, Kanton und Hankau ist die Aktion zu Japans Gunsten entschieden. Im November 1937 schloß sich Italien dem deutsch-japanischen Abkommen an.

Einen zunächst unscheinbaren, sehr bald aber machtvoll sich auswirkenden Einschnitt in die staatliche Entwicklung Japans bedeutet die im Jahre 1940 ins Leben gerufene, auf eine autoritäre Staatsführung abzielende „Taisei-Yokusan-Undō“, „Bewegung zur Unterstützung der kaiserlichen Regierung“. Im gleichen Jahre wird diese zum „Taisei-Yokusan-Kai“, „Verband zur Unterstützung der kaiserlichen Regierung“ mit dem Fürsten Konoë an der Spitze. Dieser Verband setzte sich ein für die Aufgabe, an Hand einer völligen Neuordnung über den dem japanischen Wesen artfremden Parteienstaat hinwegschreitend, ein erneuertes, arteigenes Staatswesen zu schaffen; in diesem bildet noch in höherem Grade als bisher der Tennō den Mittelpunkt. Jeder einzelne dient seinem Kaiser dadurch am wirksamsten, daß er an dem ihm zugewiesenen Platze sein Bestes leistet. Damit ist die Entwicklung Japans an das letzte Ziel gekommen, es ist ein bedingungslos autoritärer Staat geworden.

Die Einzelheiten der Teilnahme Japans am zweiten Weltkriege als Bundesgenosse Deutschlands mögen hier unberücksichtigt bleiben. Als am 6. August 1945 die erste Atombombe auf Hiroshima und die zweite drei Tage später auf Nagasaki gefallen war, wurde am 2. September des gleichen Jahres an Bord des amerikanischen Kriegsschiffes Missouri im Hafen von Tōkyō die Kapitulation Japans unterzeichnet. Japan wird durch die Amerikaner besetzt; am 12. Dezember 1945 wird die Entmilitarisierung für beendet erklärt und am 1. Januar 1946 widerruft Kaiser Hirohito öffentlich seinen göttlichen Ursprung.

Hier muß unsere Darstellung abbrechen: die jüngste Entwicklungsphase der Geschichte Japans ist allenthalben noch in vollem Flusse. Erst nach Gewinnung der erforderlichen zeitlichen Distanz wird eine klare und zuverlässige Würdigung des neuen Geschehens möglich sein.

ZEITTAFEL ZUR GESCHICHTE ASIENS

Zeit	Indien	Mittelasien
3000 v. Chr.	Blüte der Reiche von Harappa und Mohenjo-daro (ca. 2300—2200 v. Chr.)	
2000 v. Chr. 1500	Mutmaßliche Einwanderung der Indo-Arier (ca. 1500) Altvedische Periode. Ausbreitung der Arier im Nordwesten Indiens (ca. 1500—1000)	
1000 800	Jungvedische Periode. Verlegung des geschichtlichen Schwerpunkts in das Gangesgebiet (ca. 1000—600)	
600	Gautama Shakyamuni, Begründer des Buddhismus (563—483) Bimbisara von Magadha (ca. 550—490) und Prasenajit von Kosala, Zeitgenossen des Buddha	
500	Gandhara und Sind im Verband des persischen Großreichs (ca. 550 bzw. 520—330)	
400	Mahavira, Begründer des Jainismus, und (?) Krishna Vasudeva, Begründer der Bhagavata-Religion (ca. 500) Alexanders Indienzug (327—325) Das Maurya-Reich von Magadha, das erste indische Großreich (ca. 321—185) Chandragupta (321—297)	
300	Ashoka (274—237 bzw. 232) Ashokas Sohn Mahinda bringt den Buddhismus nach Ceylon (ca. 245)	Herrschaft der Parther in Persien (seit 256/247 v. Chr.) Mao-tun, der Gründer des ersten hunnischen Reiches (209—174 v. Chr.)

China	Japan und Korea	Zeit
Jungsteinzeitliche Keramik		3000 v. Chr.
Hia-Dynastie (ca. 1800—1500 v. Chr.)		2000 v. Chr. 1500
Schang- oder Yin-Dynastie Archaisches Königtum, Orakel- inschriften, Bronzekunst (15.—11. Jh. v. Chr.)	Gründung des ältesten koreani- schen Reiches (Chösen) (1100 v. Chr. (?))	1000 800
Tschou-Dynastie, Feudalreich (11. Jh. v. Chr.—249 v. Chr.)		
Tsch'un-Ts'iu-Zeit („Frühling und Herbst“) (722—481 v. Chr.)		
Aufkommende Großstaaten Lao-tse Konfuzius (551—479 v. Chr.) Konservierung der feudalen Tra- dition	Thronbesteigung des ersten jap. Kaisers, Jimmu Tennō, Grün- dung des Yamato-Reiches (11. Febr. 660 v. Chr. offiziell, tat- sächlich etwa 120 v. Chr.)	600
Kämpfende Reiche (481—221 v. Chr.)		500
Auflösung des feudalen Reiches und Werden des antiken Abso- lutismus		400
Blüte der frühen Philosophie		
Meng-tse (geb. 372 v. Chr.) Mo Ti (gest. 320 v. Chr.) Dichter K'ü Yüan (geb. 322 v. Chr.)		300
Ts'in-Dynastie (221—206 v. Chr.) Das antike Imperium. Ausrot- tung der feudalen Tradition durch Bücherverbrennung (213 v. Chr.)		
Han-Dynastie (206 v.—220 n. Chr.)		

Zeit	Indien	Mittelasien
200	Die Dynastie der Shungas in Nordindien (185—72) Griechische Vorherrschaft im nordwestlichen Grenzgebiet Indiens (ca. 180—75 v. Chr.) Die Andhras oder Satavahanas im Dekkhan (ca. 150 v. Chr. — 200 n. Chr.)	Vorstoß der Saken nach Drangiana (seither „Sakastāna“ = Sīstān) (um 139 v. Chr.)
	Saken an den Grenzen Nordwestindiens (ab 130 v. Chr.)	
	Dutthagamani auf Ceylon (101—77 v. Chr.)	Bündnis der Wusun (= Arschi, falschen Tocharer) mit den Chinesen gegen die echten Tocharer (Yüe-tschü) (105 v. Chr.)
100 v. Chr.	Die Dynastie der Kanvas in Nordindien (ca. 72—28 v. Chr.) Sakische (skythisch-parthische) Vorherrschaft in Nordwestindien (ca. 75 v. Chr.—50 n. Chr.) Saken in Mathura (60 v. Chr.)	Abzug der Hunnen nach dem Westen (um 85 v. Chr.)
Christi Geburt		Abwanderung der Kirgisen und der (mit ihnen verwandten?) Tingling nach Westen (49 v. Chr.) Rückkehr der nördlichen Hunnen in ihre alte Heimat (43 v. Chr.)

China	Japan und Korea	Zeit
Frühere (Westliche) Han (206 v.—9 n. Chr.) Weltreich unter Wu-ti (141—86 v. Chr.)		200
Aufhebung des Bücherverbotes (191 v. Chr.)		
Expedition des Tschang K'ien nach Innerasien (138—136 v. Chr.)		
Historiker Sse-Ma Ts'ien (etwa 145—86 v. Chr.)	Ganz Korea von der chinesischen Han-Dynastie erobert (108 v. Chr.)	
		100 v. Chr.
Wang Mang (9—23 n. Chr.) Wirtschaftliche und soziale Reformen		
		Christi Geburt
Spätere (Östliche) Han (25—220 n. Chr.) Erstes Auftreten des Buddhismus unter Ming-ti (58—75 n. Chr.)		

Zeit	Indien	Mittelasien
Christi Geburt	Kushan-Herrschaft in Nordwestindien (ca. 50—220 n. Chr.) Kanishka (78—100 bzw. 128—150 n. Chr.)	
100 n. Chr.	Die westlichen Kshatrapas in Surashtra und Malva (Ende 1.—Ende 4. Jh. n. Chr.) Kaundinya begründet in Hinterindien das Reich Fu-nan am Mekong (1. Jh. n. Chr.) Römische Faktoreien (Emporia) in Südindien (1.—2. Jh. n. Chr.)	Höhepunkt des Kuschān-(Yüetschi)Staates in Nordwestindien unter Kanishka (um 125/150 n. Chr.?) Aufkommen des Sien-pi-Staates in Ostasien; allmähliche süd-wärtige Abdrängung der östlichen Hunnen nach Nord-China (nach 150)
200	Eindringen der Pallavas in das südöstliche Indien (ab ca. 250 n. Chr.)	Untergang des Parther-Reiches; Aufkommen der Sassaniden in Iran (226) Zusammenbruch des Kuschān-Staates in Nord-West-Indien (229)
300	Die Vakatakas im Dekkhan (ca. 280—520 n. Chr.) Die Guptas von Magadha in Nordindien (ca. 280—530 n. Chr.)	

China	Japan und Korea	Zeit
Wang Tsch'ung (27—100 n. Chr.)		Christi Geburt
Aufstand der „Gelben Turbane“ (168 n. Chr.)		100 n. Chr.
Zerfall des antiken Reiches und Auflösung der antiken Lebensformen		200
Drei Reiche (220—265 n. Chr.)		
Westliche Tsin-Dynastie (265—316 n. Chr.)	Wani und Achiki: Erstes Eindringen des Chinesentums (Schriften des Konfucius) (um 285 n. Chr.)	
Ende des chinesischen Altertums (386 n. Chr.)	Völkerwanderung, Hunnen, Tibeter, Tungusen. Buddhismus als Weltreligion	300

Zeit	Indien	Mittelasien
300	<p>Samudragupta (ca. 340—380)</p> <p>Chandragupta II. (ca. 380—414) Sanskrit-Inschriften auf Java, Borneo, Sumatra (ab 4. Jh.)</p>	<p>Zusammenprall des (west-)hun- nischen Staates mit den Ostgo- ten (375)</p>
400	Reich Taruma in Westjava (um 400)	<p>Das Hephthaliten-Reich (Anfang des 5. Jh. bis 562) Attilas Kämpfe in Frankreich u. Italien; sein Tod 454 (451—53)</p>
500	<p>Die weißen Hunnen (Hephtha- liten) in Nordindien (ca. 500 —530)</p> <p>Die frühen Chalukyas im Dek- han (ca. 550—757)</p>	<p>Entstehung des ersten türkischen Reiches unter Bumyn Qaghan, 582. Zweiteilung, 630/57 beide Staaten von den Chinesen vernicht- et</p>
600	<p>Harshavardhana (606—647)</p> <p>Die späteren Guptas (ca. 650 —730) Das Reich der Pallavas in Süd- indien (ca. 5.—9. Jh.)</p>	<p>Aufstieg des chasarischen Rei- ches (um 600)</p> <p>Srong-tsan-gam-po, der Gründer des tibetischen Großreiches, er- obert das Tarim-Becken (620 —649) Vernichtung des sassanidischen Reiches in Persien durch die muslimischen Araber (635—651)</p>

China	Japan und Korea	Zeit
Östliche Tsin-Dynastie (317—420 n. Chr.) Daneben im Norden: 16 illegitime Barbarenstaaten (304—439)		300
T'ao Yüan-ming (365—427)	Korea (Shiragi) von den Japanern erobert (um 363)	
Teilung in Nord und Süd Reich der Wei (T'o-pa) in N.-China (420—588) Buddhistische Kunst und Literatur (386—557)		400
Liang Wu-ti (502—550)		500
	Einführung des Buddhismus (Kimmei Tennō) (552)	
Wiedervereinigung des Reiches Sui-Dynastie (589—618) Prüfungssystem und Beamtenhierarchie		
T'ang-Dynastie (618—906) T'ai-tsung (627—649) Weltreich des Mittelalters		600
Agrarreform (624) Kämpfe gegen Türkvölker. Eroberung Koreas Blüte der Lyrik und Malerei		
Hüan-tsung Ming huang-ti (713—755) Wu Tao-tse (etwa 680—740), Wang Wei (699—759), Li T'ai-po (699—762)		

Zeit	Indien	Mittelasien
600	Die östlichen Chalukyas in Vengi (ab 630) Rajputische Reiche in Nordindien (ab 650)	Neuentstehung des zweiten westtürkischen und Neugründung des zweiten osttürkischen Reiches (679—682)
700	Die Araber erobern Sind (712) Yashovarman von Kanauj (ca. 730)	Der arabische Statthalter Chorāsāns, Qutaiba ibn Muslim, erobert Transoxanien und Chwārizm (705—715); 751 Zusammenstoß mit den Chinesen am Talas
	Die Rashtrakutas im Dekkhan (757—973) Die Palas von Bengalen (ca. 765—1162) Vatsaraja, Begründer des Gurjara-Pratihara-Großreiches (ca. 775—800)	Die Uiguren erobern das osttürkische Reich (745); seit 762 Manichäer Untergang der Omajjaden in Damaskus (749—750); Beginn des abbasidischen Chalifats (seit 762 in Bagdad)
	Blüte des sumatranischen Reiches von Shrivijaya (8.—12. Jh.)	Die Qarluquen zerstören das zweite westtürkische Reich (776)
800		Vernichtung des Uiguren-Reiches durch die Kirgisen (840) (Reststaaten bis 1030 bzw. 1220); 843 Verbot des Manichäismus in China Die Tibeter verlieren das Tarim-Becken; Ende der tibetischen Großmachtstellung (860) Der Staat der Samaniden in Transoxanien und Chorāsān (874—999)

China	Japan und Korea	Zeit
	Die Taikwa-Reform; Taihō-Gesetzgebung (645—649 (701) Ende der japanischen Herrschaft in Korea (662)	600
Tu Fu (712—770) Po Kū-i (772—846) Han Yü (768—824)		700
Gründung der Han-lin-Akademie	Nara-Periode (710—782)	
Beginn des arabischen China-handels Tai-tsung (763—779). Höchste Blüte des Buddhismus		
Christentum (Nestorianismus) in China, Inschrift von Si-an-fu (781)	(Hauptstadt Kyōto). Die Fujiwara. Das Insei Die Taira und Minamoto (794—1192 Heian-Periode)	800

Zeit	Indien	Mittelasien
800	<p>Die Cholas im äußersten Süden Indiens. Wie schon die Pallavas ab 750, unternehmen sie wiederholt Einfälle in Ceylon (9.—13. Jh.)</p> <p>Entstehung des hinterindischen Großreichs der Khmer (im 9. Jh.)</p> <p>Angkor Hauptstadt dieses Reiches (Hinduismus und Mahayana-Buddhismus) (9.—13. Jh.)</p> <p>Großreich von Pagan in Oberburma (ab 850)</p> <p>Java löst sich aus dem Reich von Shrivijaya (ca. 860)</p>	<p>Niederlassung der Ungarn (Madjaren) in der Donau-Theiß-Ebene (895)</p> <p>Kampf der Russen mit den Chasaren (seit Ende des 9. Jh.)</p>
900	<p>Die Paramaras in Malva (ca. 900—1300)</p> <p>Die Chaulukyas in Gujarat und Kathiawar (ca. 950—1304)</p> <p>Die Chahumana in Rajputana (10.—12. Jh.)</p> <p>Die Chandellas in Zentralindien (10.—11. Jh.)</p> <p>Die späteren Chalukyas im Dekhan (973—1190)</p>	<p>Eroberung der chasarischen Hauptstadt Sarkel durch die Russen (969)</p> <p>Das Reich der Wolga-Bulgaren um Bulgar an der Wolga (7. Jh.—1236/37)</p> <p>Beginn einer stärkeren Ausbreitung des Islams unter den mittelasiatischen Türken (10. Jh.)</p> <p>Der petschenegische Staat (969—1171)</p>
1000		<p>Die Qarluquen (unter ihrem Herrscherhause, den Qarachaniden oder Ilig-Chanen) erobern Transoxanien von den Samaniden; Beginn einer systematischen türkischen Besiedlung Turkestans (1000) (Der Staat zerfällt 1047 endgültig in zwei Hälften)</p> <p>Die Tanguten zerstören das Reich der „Gelben Uiguren“ in Kansu (1030)</p>

China	Japan und Korea	Zeit
		800
Buddhistenverfolgung unter Wu-tsung (844/45)		
		900
Fünf Dynastien (Wu-tai) (906—970)		
Sung-Dynastie (970—1279) Kulturelle Glanzzeit bei politischer Schwäche. Politische Parteien. Scholastische Philosophie. Maler-Akademie Nord-Sung (960—1127)		
Sse-ma Kuang (1019—1086) Wang An-schi (1021—1086) Ou-yang Siu (1007—1072) Su Tung-po (1036—1101)		1000

Zeit	Indien	Mittelasien
1000	<p>Aniruddha (Anoratha) von Pagan, Vorkämpfer des Hinayana-Buddhismus (1044—1077)</p> <p>Mahmud von Ghazni erobert Udabhandapura (1001), und macht sich 1005 zum Herrn des Panjab</p> <p>Raubzüge Mahmuds in Nordindien (1008—1026) durch Auflösung des Gurjara-Pratihara-Großreichs im 10. Jh. ermöglicht</p>	<p>Ausbreitung des großseldschukischen Reiches (seit 1034) (Persien, Zweistromland, Syrien, 1076 Jerusalem: Kreuzzüge!)</p>
1100	<p>Rajendra Cholas Flottenexpedition gegen Shrivijaya (1025)</p>	<p>Die Oghusen („Torki“) im Kampfe mit Russen und Byzantinern (1054—1064)</p> <p>Einfälle der Kumanen (Qyp-tschaq, Polowzer) in Rußland (1061—1210), 1071/72 in Ungarn</p> <p>Schlacht bei Mantzikert. Zusammenbruch der byzantinischen Ostgrenze; Beginn der seldschukischen Eroberung und der Türkisierung Kleinasiens (1071)</p>
		<p>Das Reich der Qarachytai (westlichen Liao) (1130—1211)</p> <p>Sieg der Qarachytai über den Seldschukenfürsten Sandschar (Ausgangspunkt der Sage vom „Priester Johannes“) (1141)</p> <p>Tod Ahmed Jesewis, eines der großen Türkenmissionare; später als Heiliger verehrt (1166/1167)</p>

Zeit	Indien	Mittelasien
1100	<p>Parakramabahu auf Ceylon (1153—1186)</p> <p>Die Yadavas, Nachfolger der Chalukyas, im Dekkhan (1187—1312)</p> <p>Die Kakatiyas im Dekkhan (Ende 12. Jh.—ca. 1425)</p> <p>Die Hoysalas im Dekkhan (1191—1317)</p>	
	<p>Mohammed von Ghor erobert Hindostan und Bengalen (1192—1202)</p>	
1200	<p>Kutb-ud-Din Aibak begründet das Sultanat von Delhi (1206)</p> <p>Gründung des Thai-Reiches von Sukhodaya, Ausbreitung des Hinayana-Buddhismus in Hinterindien (ca. 1220)</p>	<p>Der (früher christliche) Naiman-Herrscher Kütschlüg im Qarachytai-Reiche (1217—1218)</p> <p>Beginn der Eroberung Persiens durch die Mongolen (1218)</p> <p>Niederlage der Kumanen und Russen an der Kalka durch die Mongolen (1223)</p> <p>Tod Tschingis-Chans (seit 1206 Groß-Chan) (1227)</p> <p>Ögädai Groß-Chan (1229—1241)</p> <p>Unterwerfung Rußlands durch die Mongolen (1236—1240)</p> <p>Vorstoß der Mongolen nach Ungarn, Mähren und Schlesien (Schlacht bei Liegnitz) (1241)</p> <p>Herausbildung des mittelasiatisch-mongolischen Staates Tschagatai (seit 1240)</p> <p>Groß-Chan Qubilai (1259—1294); danach Zerfall des mongolischen Einheitsreiches</p>

China	Japan und Korea	Zeit
		1100
Dschinghis-Khan (1189—1227)	Vernichtung der Taira: Schlacht bei Dan-no-ura, erste große Entscheidungsschlacht der japanischen Geschichte (25. April 1185) Die Kamakura-Periode: Das Shōgunat oder Bakufu, Beginn des mittelalterlichen Feudalismus, Minamoto no Yoritomo. Politische Entmachtung des Tennō. Hauptstadt Kamakura. Herrschaft der Hōjō (Shikken) (1192—1333)	
Feldzug in Nord-China (1211) Eroberung von Peking (1215)		1200
Eroberung Chinas durch die Mongolen (1227—1280)		

Zeit	Indien	Mittelasien
1200	<p>Das javanische Reich von Majapahit (1294—1478 [1520]) Die Mongolen in Hinterindien (zw. 1280 u. 1300)</p> <p>Pandya-Herrschaft im äußersten Süden Indiens (2. Hälfte des 13. Jh.) Ala-ud-Din Khalji; muslimische Eroberung des Dekkhans und Südindiens (1296—1316)</p>	
1300	<p>Mohammed Tughluk (1325—1351); größte Ausdehnung des Delhi-Sultanats Teilauflösung des Reichs (1334—1346); Bahmani-Reich im Dekkhan (1346—1390)</p> <p>Völlige Auflösung des Delhi-Sultanats (1392—1398); 1398 Invasion Timurs</p>	<p>Der Tschagatai-Chan Tarmaschirin (1326—1334) nimmt den Islam an</p> <p>Zerfall des Reiches Tschagatai (1347—1348) Aufstieg Timurs des Lahmen (Tamerlans) (seit 1360) Vertreibung der Mongolen-Kaiser aus China (1367/1368)</p> <p>Angriffe Timurs auf Persien, die Goldene Horde und Kleinasien (seit 1379)</p>
1400		<p>Timur besiegt die osmanischen Türken bei Angora (Ankara) (1402) Tod Timurs (1405) Herrschaft der Timuriden über einzelne Teile Innerasiens und Persiens (1405—1506) Herausbildung des ösbeigischen Staates (Mitte des 15. Jh.) durch Abū 'l-Chair (gest. 1462) Die Türken erobern Konstantinopel (1453)</p>

China	Japan und Korea	Zeit
Yüan-(Mongolen-)Dynastie (1280—1368) Hubilai (Kublai Khan) (1260 [1280]—1294) Weltreich der Mongolen; Blüte von Roman und Drama; Land- und Seeverkehr mit der arabi- schen Welt und dem Westen; Marco Polo (1254—1323)	Siegreiche Abwehr der Mon- golen (Kublai Khan) (1274 und 1281)	1200
Belagerung von Siang-yang (1268 —1273)		1300
Mongolen erobern Hangtschou (1276)	Ashikaga oder Muromachi-Shō- gunat, Hauptstadt Kyōto (1336 —1573) Schisma: Nord- und Süd-Dyna- stie (1336—1392)	
Ming-Dynastie (1368—1644) Hung-wu (1368—1398)		
Yung-lo (1403—1424)		1400
Entdeckungsreisen des Tscheng Ho nach Indonesien, Indien, Arabien und Afrika		
	Sengoku-Periode (1478—ca. 1600)	

Zeit	Indien	Mittelasien
1400	Auflösung des Bahmani-Reichs in die Fünf Dekkhan-Sultanate (1490—1527) Südindisches Reich von Vijayanagar (1336—1565); 1565 Schlacht von Talikota Vasco da Gama in Calicut (1498)	
1500	Die Portugiesen erobern Goa (1510) Erste Schlacht von Panipat: (1526) Babur begründet das Mogulreich Humayun im Exil; Afghanistanreich Sher Shahs (1542—1554) Akbar (1556—1605); Ausdehnung des Mogulreichs über ganz Nordindien	Dauer des Safawiden-Staates in Persien (1502—1736) Die Türken belagern Wien zum ersten Male (1529) Beginn der Eroberung Sibiriens durch die Russen (1584)
1600	Gründung der englischen Ostindien-Kompanie (1600) Jahangir (1605—1627) Englische Faktorei in Surat (1613) Shahjahan (1627—1658); Hochblüte des Mogulreichs Die Holländer verdrängen die Portugiesen aus Ceylon (1638—1658) Aurangzeb (1658—1707); Eroberung des Dekkhans; Aufstieg der Marathen (Shivaji)	

China	Japan und Korea	Zeit
		1400
Erstes Auftreten der Europäer (1514)		1500
Ende des chinesischen Mittelalters (386—1514) Beginn der Neuzeit		
Beginn der christlichen Mission Jesuitenmissionare bringen abendländische Wissenschaft nach China (1581)	Bürgerkriege; Shōgunlose Zeit (1573—1600 [1603])	
Einigung der Mandschus durch Nurhaci (1583) Matteo Ricci errichtet die erste christliche Kirche in Peking (1601)	Korea-Feldzug des Hideyoshi. Trotz gewaltiger Opfer vollkom- mener Fehlschlag, die Japaner verlassen das verwüstete Land (1592—1598)	
	Tokugawa Ieyasu's Sieg bei Se- kigahara, zweite große Entschei- dungsschlacht der japanischen Geschichte (21. Oktober 1600) Tokugawa-Periode (Edo-Baku- fu). Hauptstadt Edo. Sturz des Shōgunats. Der Tennō Allein- herrscher. Hauptstadt Tōkyō (1603—1867)	1600
Erste Christenverfolgung (1615) Aufstand des Li Tse-tschéng (1631—1644) Die Mandschus erobern China (1644)		

Zeit	Indien	Mittelasien
1600	Bombay wird englisch (1661)	Auswanderung der Kasachen in ihre heutigen Sitze (17. Jh.)
	Gründung Calcuttas (1690)	Gründung des dsöngarischen Reiches (1671); 1696 Abdrängung der Dsöngaren aus China Zweite Belagerung Wiens durch die Türken (1683)
1700		Die Chinesen erobern Tibet (1723) Erste Unterstellung der Kasachen unter russische Hoheit (1732—1734)
	Aufstieg der Marathen zur Großmacht unter den Peshwas (1714—1760) Auflösung des Mogulreichs (ab 1724) Nadir Shah plündert Delhi (1739) Englisch-französische Kämpfe in Südindien; Dupleix und Clive (1746—1763) Schlacht von Plassey; die Engländer Herren Bengalens (1757) Alaungpaya begründet ein neues burmesisches Reich (1753—1760) Dritte Schlacht von Panipat vereitelt marathische Reichsbildung (1761) Der Mogulkaiser englischer Pensionär (1765)	Die Chinesen vernichten das dsöngarische Reich (1759) Rückwanderung eines großen Teils der Kalmücken von der unteren Wolga nach Mittelasien (1770—1771)
	Der Regulating Act unterstellt die Ostindienkompanie der Kontrolle des englischen Parlaments (1773) Warren Hastings erster Generalgouverneur von Bengalen (1774—1785)	

China	Japan und Korea	Zeit
Ts'ing- (Mandschu-) Dynastie (1644—1911) Schun-tschü (1644—1662) K'ang-hi (1663—1722) Ritenstreit, Konfuzianisierung des Staates Aufstand des Wu San-kuei (1673—1681) Vertrag von Nertschinsk (1689)		1600
K'ien-lung (1736—1795) Literarische Inquisition Blüte der Wissenschaft Vertrag von Kiachta (1727)		1700
Aufstände des Miao-tse (1726— 1798) Krieg gegen die Dsungaren [Dsöngaren] (1729—1759)		

Zeit	Indien	Mittelasien
1700	<p>Erster Marathenkrieg (1775—1782)</p> <p>Zweiter Maisur-Krieg (1780—1784); Haidar Ali</p> <p>Die Franzosen fassen Fuß in Annam (1787); Gia-Long einigt Annam (1801)</p> <p>Die Engländer erobern die holländischen Besitzungen auf Ceylon (1796)</p> <p>Vierter Maisur-Krieg (1799); Maisur englischer Vasallenstaat</p>	
1800	<p>Zweiter Marathenkrieg (1803—1805)</p> <p>Vertrag mit Ranjit Singh; der Satlej engl. Interessengrenze (1809)</p> <p>Gurkhakrieg (1814—1816); Vertrag mit Nepal</p> <p>Dritter Marathenkrieg (1817—1818); Durchsetzung der englischen Oberherrschaft in Indien</p> <p>Gründung Singapurs (1819)</p> <p>Erster Burmakrieg (1824—1826); Annexion von Assam, Arakan und Tenasserim</p> <p>Ram Mohan Roy gründet den Brahma Samaj (1828)</p> <p>Anglisierung des höheren Erziehungswesens (1835)</p> <p>Erster Afghanenkrieg (1839—1842); Katastrophe von Kabul</p> <p>Eroberung von Sind (1843)</p> <p>Erster Sikh-Krieg (1845—1846)</p> <p>Zweiter Sikh-Krieg (1848—1849), Annexion des Panjabs</p> <p>Zweiter Burmakrieg, Annexion Unterburmas (1852)</p> <p>Der Große Aufstand (1857—1859); die englische Krone übernimmt die Regierung Indiens</p> <p>Begründung und Ausbau des französ. Indochina-Reiches (1862—1884)</p> <p>Abtrennung der „Straits Settlements“ von Indien (1867)</p>	<p>Das Reich Ja'qûb Begs von Kaschgar („Jettischahr“) (1865—1877)</p> <p>(1868) Das Chanat Buchara, 1873 das Chanat Chiwa muß sich russischer Hoheit unterstellen; beide verlieren große Gebietsteile</p>

China	Japan und Korea	Zeit
Himalaya-Feldzug des Fukang-ga (1791—92) Britische (1793) und holländische (1794) Gesandtschaft an den chinesischen Kaiserhof Kia-k'ing (1796—1821)		1700
Auftreten des europäischen Kolonialimperialismus Blüte des britisch-indischen Opiumhandels in China (1827—1836) Der Gouverneur von Kanton greift energisch gegen den Opiumhandel ein (1838—39) Opium-Krieg (1840—1842) Friede von Nanking (1842) Handelsverträge mit den europäischen Mächten und den USA Vertrag von Aigun mit Rußland (1858)		1800

Zeit	Indien	Mittelasien
1800	<p>Erster englischer Protektoratsvertrag auf der Malaienhalbinsel (1874)</p> <p>Besetzung Quettas (1876)</p> <p>Zweiter Afghanenkrieg (1878—1879); Afghanistan englischer Pufferstaat</p> <p>1885: Gründung des Indischen Nationalkongresses. — Pänjdeh-Zwischenfall</p> <p>Dritter Burmakrieg (1885—1886); Annexion Oberburmas</p> <p>1893: Festlegung der „Durand-Linie“. Siam tritt Laos an Frankreich ab</p> <p>Gandhis Kampf in Südafrika (1894—1914)</p>	<p>Besiegung der Teke-Türkmenen durch die Russen (Gök Tepe) (1881)</p> <p>Marw russisch (1884)</p>
1900	<p>Englische Expedition nach Lhasa (1904)</p>	

China	Japan und Korea	Zeit
„Lorcha“-Krieg (1856—60)	Die Meiji-Ära. Kaiser Mutsuhito, posthum Meiji-Tennō. Verwestlichung Japans: politische, wirtschaftliche und soziale Reformen allergrößten Stiles (1868—1912)	1800
T'ai-p'ing - Aufstand (1850—1864)	Der japanisch-chinesische Konflikt: China und Japan anerkennen die Selbständigkeit Koreas (1882)	
Eindringen moderner Ideen		
Gründung des „Tsung-li-yamen“ (Auswärtiges Amt) (1861) Tonking-Krieg mit Frankreich (1884—1885)		
Chinesisch-japanischer Krieg (1894—1895) Reformära (100 Tage) Staatsstreich der Kaiserin Ts'e-hi (1898)	Der japanisch-chinesische Krieg (1894—1895)	
Boxeraufstand (1898—1901)	Der japanisch-russische Krieg. Seesieg der Japaner bei der Insel Tsushima, dritte große Entscheidungsschlacht der japanischen Geschichte (1904—1905)	1900
Reformen (seit 1905)	Bündnis zwischen Japan und England zum Schutze ihrer gemeinsamen Interessen in Ostasien, gegen Rußland gerichtet (1902) Erneuerung des japanisch-englischen Bündnisses auf weitere zehn Jahre (1905) Verwaltung Koreas durch Japan, Protektorat (1906)	

Zeit	Indien	Mittelasiens
1900	<p>Teilung Bengalens: erster Großeinsatz der Nationalbewegung (1905)</p> <p>Gründung der Moslemliga (1906)</p> <p>Morley-Minto-Reformen (1909)</p> <p>Montagu-Erklärung über indische Selbstregierung (1917)</p> <p>1919: Montagu-Chelmsford-Reformen.</p> <p>Gandhis erster Satyagraha-Großeinsatz. 13. 4. Blutbad von Amritsar</p> <p>Gandhis „Non Cooperation“-Feldzug. Hindu-Moslem-Verbrüderung (1920—1922)</p> <p>Afghanistan erhält volle Selbständigkeit (1921)</p>	<p>Russisch-britischer Vertrag: der russische Druck auf die nord-indische Grenze wird aufgegeben (1907)</p> <p>Unabhängigkeitsbewegungen unter den Türken Mittelasiens (1916—1922)</p> <p>Die Chanate Chiwa und Buchar werden aufgehoben (1920)</p>
	<p>Gandhis „Civil Disobedience“-Feldzug (1930—1934); Round Table-Konferenzen</p> <p>„Government of India Act 1935“</p>	<p>Bildung verschiedener nationaler mittelasiatischer Räterepubliken (mit wiederholt verschobenen Grenzen und Hauptstädten) (1924)</p>

China	Japan und Korea	Zeit
		1900
Revolution (1911)		
Abfall der Kolonialländer	Korea von Japan annektiert (1910)	
Republik (1912)	Tod des Meiji-Tennō. Sein Sohn Yoshihito, in der Geschichte Taishō-Tennō, als Nachfolger (1912)	
Sun Yat-sen „Zweite Revolution“ 1913	Taishō-Ära (1912—1926)	
Staatsstreich des Yüan Shi-k'ai und „Dritte Revolution“ (1915)	Japans Eintritt in den ersten Weltkrieg, gegen Deutschland (1914)	
21 Forderungen Japans (1915)		
Kriegserklärung Chinas an Deutschland (1917)	Japans Eintritt in den Völkerbund (1919)	
	Auflösung des japanisch-englischen Bündnisses (1921)	
Generalkämpfe (1920—1927)		
	Tod des Taishō-Tennō. Sein Sohn Hirohito, sein Nachfolger (24. Dezember 1925)	
	Shōwa-Ära (1926—x)	
	Der Mandschurei-Konflikt (1931)	
Regierung Tschiang Kai-scheck (seit 1928)		
Eroberung der Mandschurei durch Japan (1931—32)		

Zeit	Indien	Mittelasien
1900	<p>Abtrennung Burmas und Adens; Einführung der Provinzialautonomie (1937) Festlegung der Moslemliga auf Pakistan. Neuer Gandhi-Feldzug (1940) Die Japaner erobern Burma und Malaya. Scheitern der Cripps-Mission. „Quit India“-Entscheidung des Kongresses, schwere Unruhen (1942) Gescheiterte japanische Indien-Offensive (1943)</p> <p>1946, März: englische Kabinettmission in Indien. 16. 8.: Jinnah ruft zu „Direct Action“ auf 15. 8. 1947: Unabhängigkeit Indiens, Aufteilung in Indische Union und Pakistan. — Oktober: die Republik Burma verläßt das Commonwealth Ceylon wird selbständiges Dominion (4. 2. 1948)</p>	<p>Unruhen bei den Turkmenen wegen wachsender russischer Besiedlung ihres Gebietes (und ganz Mittelasiens) (1949/50)</p>

China	Japan und Korea	Zeit
Harte Kämpfe mit den Kommunisten (1932—35)	Japans Austritt aus dem Völkerbund (1933) Manchou-kuo Kaiserreich (1934) Japan kündigt den Washington-Vertrag (1935) Japans Austritt aus der Abrüstungskonferenz (1936) Militärputsch (26. Februar 1936) Vertrag mit Deutschland zur „Abwehr der Bolschewistengefahr“ (25. November 1936)	1900
Japanisch-chinesischer Konflikt. Einzug der japanischen Truppen in Peking. Eroberung von Shanghai, Nanking, Tsingtau, Kanton und Hankau (1937)		
Unerklärter chinesisch-japanischer Krieg (1937—45)		
Bürgerkrieg. Eroberung des gesamten chinesischen Festlandes durch die kommunistischen Armeen unter Mao Tse-tung (1945—1949)		
	Japan unterzeichnet seine Kapitulation an Bord des amerikanischen Kriegsschiffes Missouri (2. September 1945) Kaiser Hirohito widerruft öffentlich seinen göttlichen Ursprung (1. Januar 1946)	

REGISTER

- Abahai 499
 'Abd al-'Aziz (Kasachen-Herrscher) 355
 'Abd Allāh (Schaibanide) 353
 Abdul Ghaffar Khan 296, 298
 Abdurrahman, Emir 273
 Abe Yoritoki 606
 Abessinier in Indien 164, 184, 205
 Abhiddarmi 474
 Absolutismus 29, 67 f., 383 f., 390 ff., 400, 410, 444, 480
 Abū'l-Chair (Kasachen-Chan) 356
 Abū'l-Chair (Özbegen-Chan) 353
 Achämeniden 40 ff.
 Achiki 569, 582
 Ackerbau 4, 61, 370, 373
 Adel 18, 27 f., 111, 128 f., 384, 391, 395, 399
 Adelscliquen 393
 Afghanenkriege 1. 263—266; 2. 273; 3. 274
 Afghanenreiche in Indien 193, 196 f.
 Afghanistan 75, 116, 195, 220, 251, 263—266, 273—275
 Agatanushi 566
 Agrarreform (Japan.) 602
 Ahmednagar 185, 188, 200, 205, 207, 215
 Ahmed Jesevī 346
 Ahmed Shah Durrani 220, 222 f., 251
 Ahnenkult 383, 406, 409, 524, 527
 Aibak s. Kutb-ud-Din Aibak
 Aigun, Vertrag von —, 507
 Ainu 594
 Ajatashatru 30
 Akbar 165, 191, 197—204, 205, 207 f., 209, 212 f.
 Akechi Mitsuhide 633, 641
 Alanen 318—320
 Ala-ud-Din Khalji 171 f., 176, 178, 203
 Albazin, Fort 506
 Alchimie 463
 Alexander 42 ff.
 'Alī Schīr Newā'ī 352
 Alma Ata 357, 360
 Almalyq 348, 350
 Altai 325, 339, 373
 Altan-Chan 345
 Alter Stil 477, 484, 533, 540 f.
 Amanullah 274
 Amaterasu (Sonnengöttin) 550, 565
 Amerikanische Mission in China 527
 Amherst, Lord 255
 Amidismus 462
 Amitabha 495 f., 461
 Amoy 507
 Amri-Kultur 11
 Amritsar 45, 291
 Amur 507
 Andhras 59, 85
 Angas 21, 29
 Angkor 151 ff.
 An Lu-schan 435, 437, 448
 Annam 156, 258 f., 392, 436, 443, 510
 Antoku Tennō 610
 Anuruddha (Anoratha) 153
 Anyang 381, 384
 Aphthonius, s. Chrie
 Araber 111 ff., 128, 336, 338, 366, 436, 449
 Arabien 443, 450
 Arai Hakuseki 662
 Aranyakas 15
 Architektur (Indien) 5 ff., 97 ff., 139 ff., 151 ff., 159 ff., 177—179, 183, 190 f., 196, 201, 204 f., 212, s. a. Baukunst
 Arier 3, 8, 12,
 Ariq Bögä 349
 Arschi 315—318, 330
 Arthashastra 65, 68 ff., 71, 109
 Arya Samaj 207 f.
 Aschchābād 360
 Ashikaga Takauji 621, 622
 — Yoshimitsu 622, 623
 — Yoshiaki 631
 Ashoka 51 ff., 81, 97, 204
 Ashvaghosha 81
 Asioi 320
 Asketentum 38, 64 s. auch Yoga
 Ass 320
 Assam 94 f., 102 f., 213, 254, 256 f., 280, 284, 302

- Atman 16
 Attila 90, 321
 Auckland, Generalgouv. Lord 265
 Audh (Oudh, Awadh) 22, 60, 219, 238, 242, 249, 268 f.
 Aurangzeb 186, 209—218, 221
 Avalokiteschvara 100, 459, 461
 Awaren 323 f., 331

 Babur 193—195
 Babylonien (Sumer und Akkad), Beziehungen zu 5, 7 ff., 40, 82
 Bahadur Shah 218
 Bahmani-Reich 184 f., 190
 Baikalsee 373, 437, 441
 Bairam Khan 197 f.
 Baishin 652
 Baisongor 353
 Baji Rao 221, 223
 Baktrien 21, 42, 58, 75, 80, 99, 324 f., 393, 429, 455
 Bakufu-Regierung 614
 Bakushin 652
 Baladitya (Bhanugupta) 91
 Balaji Rao 222
 Balaji Vishvanath 221
 Balasagun 341, 345 f.
 Balch 324, 346, 353
 Balban 170
 Bali 158
 Ballalasena 116
 Bana 92, 112
 Banner 499, 523
 Baraq Hadschib 347
 Baroda 224, 244, 253
 Baschkiren 321
 Basmatschi 359
 Baukunst 430, 453, 475, 494 f., 535 f., s. a. Architektur
 Beamtenadel 446
 Beamtenstaat (Japan.) 584, 589
 Beamtentum 397, 444 ff.
 Begräbnis 559
 Belgien 538
 Belutschistan 3, 75, 200, 273, 276
 Bengalen 94 ff., 111, 113 f., 116, 137, 164, 168 (Eroberung), 176, 180, 189 f., 193, 196, 199, 219, 222, 224, 226, 230, 235, 237—239, 245, 249 f., 254, 256, 260, 284 (Teilung), 296 f., 300, 302 f., 513
 Bentinck, Lord 262 f.
 Beschbalyq 335, 337, 339
 Bhagavadgita 34
 Bhagavata-Religion s. Krishna
 Bharatas 21
 Bhoja (Paramara) 117, 130
 Bhonsle von Nagpur 224, 249 f., 253, 268
 Bhutan 272, 513
 Bibliographie 531
 Bihar 22, 87, 92, 110, 168, 219, 238
 Bijapur 185 f., 188 f., 190 f., 207, 210 f., 215, 217, 231
 Bilgä Chaghan 330
 Bilhana 123, 129
 Bimbisara 29 ff.
 Bindusara 51
 Birma 441, 504, 510, 519, s. a. Burma
 Black Hole 236
 Blockdruck 453, 475
 Bodhidharma 455, 462
 Bodhisattva 100 f., 459, 493
 Bon-Religion 473, 461
 Borobudur 159
 Boschokto Chan 354
 Bose, Subhas Chandra 301 f.
 Boxeraufstand 512, 525
 Boxerprotokoll 512, 518
 Brahmanas 15, 22, 59
 Brahmanismus 12, 17, 28, 62 ff., 104, 108
 Brahmaputra 374
 Brahmo Samaj 262
 Briten 505 ff., 513 ff.
 Bronze 381 f., 403
 Bronzekultur 381 f.
 Bronzekunst 428 ff., 489
 Brunnenfeldsystem 401
 Buch der Lieder, s. Schi-king
 — der Urkunden, s. Schu-king
 — der Wandlungen, s. I-king
 Buchārā 334, 346, 349 f., 353, 357 bis 359
 Buddha 25 ff., 451 ff., 459 ff., 467 f.
 Buddhismus 19, 25 ff., 55 ff., 75, 81, 90, 134, 137, 143, 146, 168, 288, 290, 319, 330, 334, 336, 339,

- 350, 354, 377, 394, 427, 432 ff.,
437, 438, 441, 449 f., 465 ff.,
487 ff., 524, 533 f., 570, 582,
678
- Buddhistenverfolgungen 58 f., 75, 91,
435, 456, 464, 465, 469
- Buddhistische Kunst 98 f., 102, 488 ff.
- Buddhistische Literatur 472 ff., 474
- Bücherverbrennung 391, 420, 421,
424
- Bugyō 637, 650
- Buhlul Lodi 193
- Bukej(ew)sche Horde 356
- Bulgār 322
- Bulgaren 323
- Bumyn Chaghan 325
- Bundelkhand 140
- Burma 153 f., 254—258, 272, 280,
296, 300, 302 ff., s. a. Birma
- Bushidō 628
- Bussy, Marquis de 233 f., 236, 245
- Calcutta 230
- Camões, Luiz Vaz de 505
- Ceylon 60, 88, 124, 147, 187, 226 f.,
247 f., 272, 304 Anm., 443
- Chahumana 117
- Chakassen 339
- Chalcha-Mongolen 354
- Chalukya 117, 122 ff., 144
- Chami 335, 341, 346, 357
- Champa 152
- Chanda Sahib 233 f.
- Chandella 116
- Chandragupta (Maurya) 49, 67
— II (Gupta) 89 ff.
- Cha-no-yu (Sadō) Teezeremonie
684
- Chasaren 321—323
- Chaulukya 117
- Chauth 222
- Chigi 557
- Chikamatsu Monzaemon 691
- China 311—360, 362—542
- Chinakunde 528, 542
- Chinesisch-japanischer Krieg (1894
bis 1895) 510, 512, (1937/45)
518, 531, 537, 701
- Chinesische Mauer 314, 325, 369,
430, 499, 521, 536
- Chinesische Sprache 414, 418, 453,
472, 483 f., 541
- Chingis-Khan 170, 194, s. a.
Dschingis Chan
- Chinoiserien 520
- Chioniten 323
- Chitor 171, 189, 196, 198
- Chiwa 355, 358 f.
- Chokushin 652
- Chola 62, 118, 123 ff., 142
- Choqand 317, 358
- Chörizm s. Chwārizm
- Chotan (Khotan) 81, 147, 319, 324,
341, 345 f., 357
- Chotschu 335
- Chrie des Aphthonius 530
- Christentum 79, 123, 202 f., 206,
288, 441, 451, 496 ff., 503, 507 f.,
519, 524 ff., 540, (japan.) 632,
655; s. a. Nestorianer
- Christenverfolgungen 498, 503, 525
- Christliche Mission 505, 507, 509,
511, 524 ff.
- Chronologie 366
- Chūai Tennō 568
- Chwārizm 317, 323, 325, 338, 344,
346—349, 352, 355
- Chwārizmisch 334, 345
- Chytai s. Qytai
- Cina 449
- Clanwirtschaft 598
- Clive, Lord 233—239, 248
- Codex Cumanicus 343
- Cornwallis, Lord 246 f., 250, 263
- Curzon, Lord 272, 276
- Dänen in Indien 227
- Daigo Tennō 605
- Daimyō 651
- Dalai-Lama 461, 503, 513 ff.
- Dan no ura (Schlacht) 565, 572,
584, 609, 610, 641
- Dara Shikoh 210 f., 217
- Dasa, Dasyu 12
- Daulat Rao Sindhia 249 f., 253
- Dayanand Saraswati 282 f., 288 f.
- De Bussy s. Bussy
- Dekghan 4, 24, 61, 71, 86, 117 ff.,
143, 164, 171, 180, 184 f., 189 f.,
198, 200, 205 f., 207, 209, 213 ff.,
216 f., 219, 222 f., 234, 236

- De Lally s. Lally
 Delhi, Pforte von 41, 45, 168, 194,
 197, 220
 — Sultanat von 165, 168—173,
 178—182, 190, 192, 219
 Demetrios 75, 97
 Dengyō-Daishi 597
 Deshima (Insel) 658
 Deutsche 515 f.
 Deutsches Reich 511, 515 ff.
 Deutsch-jap. Abkommen 713
 Devanampiya Tissa 148
 Dhanga 116
 Dharmapala 111, 114
 Dhruva 122
 Dichtung 105, 107 f., 130, 139, 473,
 475 ff., 484, 541, s. Literatur
 Din Ilahi 203
 Dōkyō (Mönch) 590
 Dominikaner 527
 (Donau-) Bulgaren 323
 Donnermuster 381
 Dorgon 501
 Dost Mohammed 265 f.
 Drama 97, 108 f., 130, 483, 486 ff.,
 533, 541
 Dravida 4, 61, 137, 148
 Drei Reiche 394
 Dschingis-Chan 346—348, 355, 440
 Dschotschi 348, 353, 355
 Dschurtschen 345
 Dsōngarei (Dsungarei) 325, 355, 372,
 373, 504
 Dsōngaren (Dsungaren), Volk 502 ff.
 Dualismus 406
 Dunganen 357
 Dupleix 232—235, 255 Anm.
 Durand-Linie 275 f.
 Düschemba 360
 Dutthagamani 148
 Dyarchie 287, 299

 Eisen 382, 403, 439
 Eisenbahnen 373, 514
 Ellora 143
 England s. Großbritannien
 — in Indien 165, 188, 205 f., 219,
 225, 227 ff. usw., s. a. Briten
 Enzyklopädien 482 f., 530 f.
 Enzyklopädisten 520

 Ephthaliten s. Hephthaliten
 Epos 19, 23 ff.
 Ergenekon 325, 419
 Erziehungspolitik, -wesen in Indien
 261 f., 268 Anm., 281, 284 f.
 Esen Bōgā 351
 Eta 653
 Etikette, chin. 598
 Examen, s. Prüfungssystem
 Exterritorialitätsrechte 510, 515,
 517, 524

 Fa-hien (hsien) 89, 149, 449, 455
 Falben s. Kumanen
 Familie 398
 Fan Tschen, Materialist 468
 Fathpur Sikri 201
 Feldbau 375, 401
 Feng Yü-siang 516
 Fergana 317, 319, 323, 338, 341,
 346, 350, 358, (Ferghana) 455
 Feudalismus s. Lehnswesen
 Finnen 311
 Firoz Shah Tughluk 108 ff., 185
 Formosa 502, 504, 505, 510
 Frankreich 507 ff., 510 f., 527
 Franzosen in Hinterindien 257—259
 — in Indien 188, 227, 230—235,
 243—245, 247—249, 251
 Frauenliteratur 689
 Fremdenniederlassungen 517, 524
 Frühling und Herbst, s. Tsch'un-ts'iu
 Frunse 360
 Fudai-Daimyō 650, 651
 Fünf Elemente 406 f., 470
 Fünf Dynastien 438, 475
 Fünferschaft-System 397, 654
 Fürsten, Fürstenstaaten 267 f., 270 f.
 287, 293, 299 f., 303, 307
 Fürstenbünde 388 f.
 Fu-hi 375
 Fu I 456
 Fujiwara 577, 593, 600, 664
 — Fuyutsugu 603
 — Michinaga 606
 — Mototsune 604
 — Sumitomo 626
 — Yoshifusa 603, 604
 Fukangga 504
 Fukien 518

- Fumi-e (Tretbild) 659
 Fu-nan 151
 Futschou, Vertragshafen 507
 Gaekwar s. Baroda
 Galdan 354, 502 ff.
 Gandhara 90, 99
 Gandhi, Mohandas Karamchand
 279, 281, 287—299, 301—303
 — Weltanschauung 287—290
 — in Südafrika 290, 302
 Ganga 21, 29, 35, 40, 60, 96, 103,
 115, 131
 Gautama 459
 Gautamiputra 86
 Geheimbünde 512, 523
 Gelber Fluß s. Huangho
 Gelbe Turbane 394
 Gelbe Uiguren 339
 Geldwesen 403
 Gemmei (Gemmyō) Tennō 589
 Genji 608
 Genji-Monogatari 698
 Gempet-Ära 610
 Genroku-Ära 660
 Geographie 449, 479, 532
 Gesandtschaften 505, 512, 521
 Geschichtsschreibung 19, 426 f., 479 f.
 Geschichtswissenschaft 532
 Geschwistereihe (altjap.) 553, 559
 Gesellschaft 62 f., 66 f., 384, 399, 410,
 446, 537 f., s. a. Kastenwesen
 Gesetzgebung 397, 400, 446
 Gi-pin 316
 Gitagovinda 129
 Glaswaren 450
 Gleichberechtigung (Japans) 710
 Goa 187, 189, 202, 226 f.
 Go-Daigo Tennō 621
 Gök Tepe 359
 Go-Kameyama Tennō 622
 Gokenin 652
 Gokhale, Gopal Krishna 281
 Go-Komatsu Tennō 622
 Gold 457, 463
 Goldene Horde 348, 352
 Gold machen 463
 Golkonda 185 f., 188 f., 207, 210 f.,
 215 ff., 231
 Gondwana 184, 198
 Gordon Pascha, brit. Offizier 508
 Go-sanke 651
 Gottheiten 383, 406
 Govinda III 114, 122
 Go-Yōzei Tennō 644
 Gräber 429, 535
 Gräko-baktrisches Reich 316, 319, s.
 a. Baktrien
 Grammatik 19, 48, 86, 130, 139
 Griechen in Indien 43 ff., 75 ff., 97
 Griechenland 409
 Griechentum 429
 Griechisches Reich (Byzanz) 449
 Groß-Britannien 506 ff., 511, 513 ff.
 Großer Aufstand (Mutiny) 219,
 239, 268—270
 Großgrundbesitz 404 ff., 447
 Grundkulturen (Japans) 548
 Gujarat 171, 180 f., 182, 189 f.,
 191 f., 196, 198, 219, 222, 224
 Gupta-Dynastie 84, 87, 92, 101,
 104, 110
 Gurchān 346 f.,
 Gurjara 112
 Gurkhas, Gurkhakrieg 252
 Gurkhas 503 f.
 Gwalior 193, 198, 224, 244 f.
 Habibullah, Emir 274
 Hackbau 370
 Hacke 378, 403
 Haidarabad s. Nizam
 Haidar Ali 243—245, 249, 251
 Handel 33, 82 ff., 147, 403, 442, 443,
 447, 448, 450, 454, 456, 465, 497,
 505, 513, 527
 Handelsstraßen durch Innerasien
 146, 369, 372, 448, 455
 Handwerk 384, 399, 403, 429, 447,
 538
 Han-Dynastie 368, 382, 391 ff.,
 426, 429, 431, 434, 437, 544, 472
 Han-Fluß 441
 Hangtschou, Stadt 372, 439, 441,
 448, 497
 Haniwa 559
 Han-lin Akademie 445, 523
 Han Yü 456, 469, 473, 476 f.
 Harakiri 628
 Harappa-Kultur 5 ff., 38
 Harris, Townsend 673

- Harshavardhana 92, 102, 105, 110, 119
 Hastings, Marquess of 252—254
 Hastings, Warren 239—246, 248, 261
 Hatamoto 650
 Hauptstädte 29, 41, 58 f., 65, 81, 85, 95, 371 f.
 Heerwesen 132 f., 398
 Hegel, Georg Wilh. Friedr. 366
 Hegemonen 388 f.
 Heian-kyō 592
 Heian-Periode 612
 Heike 608
 Heiliges Edikt 526
 Heimfall-Annexionen 267 f.
 Heimin (Bürger) 653
 Heizei (Heijō) Tennō 597
 Hellenistisches Reich 452
 Hephthaliten 90, 323 f.
 Herāt 352 f.
 Hia-Dynastie 368, 378, 381, 384
 Hideyoshi, s. Toyotomi H.
 Hierarchie, buddh. 458, 461, 514
 Himalaya 28, 31, 45, 53, 88, 91, 114, 374, 504
 Himin 653
 Hinayana 100, 148, 153 ff., 459, 467
 Hindostan 168 f., 192, 222, 235
 Hinduismus 33 ff., 62, 133, 143, 173 ff., 260 f., 282 f., 288, 298
 Hindukusch 50, 455
 Hing-king 499
 Hinterindien 149 ff., 499, s. Indo-China
 Hiroshima 714
 Hirten(völker) 20, 380, 385, 398, 458
 Historische Denkwürdigkeiten, s. Schi-ki
 Hitomaro 550
 Hiung-nu, s. Hunnen
 Hodscha Dschihangir 505
 Höhle der tausend Buddhas 475
 Hōjō 615, 618
 — Tokimasa 618
 — Tokiyori 619
 — Tokimune 619
 — Vernichtung der 621
 — Yasutoki 619
 Holkar von Indore 224, 249 f., 253
 Holländer in Indien und Indonesien 188, 225—229, 231
 Holländer 496 ff., 502, 505, 527
 Holländisch-ostindische Kompanie 226, 505
 Homer 533
 Honan 378, 380, 387
 Hönen Shōnin 681
 Hong-Kaufleute 499, 505, 507
 Hongkong 507
 Honolulu 539
 Hō-ō (Buddhagesetz-Herrscher) 607
 Horaz 368
 Hōryūji (Tempel) 574, 583
 Hotta Masatoshi 660, 661
 Hoysala 123, 128, 144, 171, 184
 Hsi-hsia 339, s. a. Si-Hia
 Hsüan-tsang (Hüan-tsang) 91, 95, 102, 118, 131, 455, 467, 473, 553
 Hu 431
 Huai 386, 448
 Huan von Ts'i 388 f.
 Huang-ho 369 ff., 380, 383, 448, 497
 Huang-ti 378
 Huang Tsung-hi 529
 Hubilai 441 f., 448, s. a. Kublai Khan und Qubilai
 Hüan-tsung Ming-huang-Zi, Tang-Kaiser 487, 490
 Hui-yüan 462
 Humayun 195—197, 208
 Hung-ming-tsi, buddh. Weck, 473
 Hung-wu, Ming-Kaiser 442 f., 522, 535
 Hunnen 90, 112 f., 314—321, 386, 388, 392, 393, 431 ff., 436
 — weiße 90, s. a. Hephthaliten
 Hu Sehi 541
 Hutuktu 461
 Huvishka 82
 Huxley, Thomas Henry (1825 bis 1895) 539
 Hyperboreer 311
 Ibrahim Lodi 193, 195
 Ichi-no-tani (Schlacht) 609
 I-king 419, 470
 Ili 503 f.
 Ilig-Chane 310
 Ilteresch 327

- Iltutmish 170, 178
 Imperialismus (bürokr.) 589
 Indide 4
 Indien 1—307, 319, 324, 393, 449,
 452, 455, 474, 507, 513
 Indienhandel 186 f., 191, 206, 225
 bis 231, 250, 254, 270, 277, 279,
 s. a. Handel
 Indische Philosophie 101, 134 ff., 453,
 466 ff.
 Indochina 257—259, s. a. Hinter-
 indien
 Indo-China 436
 Indogermanen 3, 8, 311, 314
 Indonesien 156 ff., 225—228, 251, 254
 Indore s. Holkar
 Indra (Gott) 9 ff., 13, 34
 Indra III (Rashttrakuta) 115, 122
 Indus, Fluß 4 f., 42, 44 ff., 116, 374
 Induskultur s. Harappa u. Mo-
 henjo-daro
 Inquisition, literarische in China
 526, 530, 532
 Inschriften 52 ff., 65, 86, 90, 104 f.,
 127, 381, 418, 437
 Interregnum 386
 Iran, s. Persien
 Iranische Religion 100, 465
 Iron 320
 Islam in Indien, Islam u. Hinduis-
 mus, Mohammedaner in Indien
 111 f., 116 f., 128, 173 ff., 186 f.,
 191 f., 202 f., 205, 209, 212 f.,
 260, 284 ff., 288, 291 ff., 295,
 296 f., 300 f., 306, in Mittelasien:
 436, 441, 465 f., 502, s. a. Muslime
 Istāmi 325
 Italien 511
 Itō Hirobumi 705
 I-tsch'ang 371
 I-tsing, buddh. Pilger 149, 156 f., 455
 Iwaibe-Kultur 549, 556
 Izanagi 553
 Izanami 553
 Izumo 555, 563
 Jade 428
 Jagd und Fischfang 67, 129, 382, 402
 Jaghlaghar 336
 Jaghma 337
 Jaghnōbi 319
 Jahangir 200, 204—207, 212
 Jainismus 25 ff., 136, 143
 Jakub Beg s. Ja'qub Beg
 Janaka 22
 Japan 438, 441 ff., 454, 497 f., 510,
 512, 515, 524, 529
 Japan und Indien 283, 302
 Japaner 497 f., 517 ff.
 Jap.-chin. Konflikt 518, 713
 Jap.-englische Allianz 709
 Ja'qūb Beg 357, 508 f.
 Jarkend 318, 357
 Jauhar 129, 171, 198
 Jaunpur, Ostreich von 181, 189 f.,
 191, 193
 Java 158 ff., 225 f., 251, 254
 Jazygen 320
 Jehol, Stadt 509
 Je-lū ta-schi 345
 Jenissei-Ostjaken 311
 Jesuiten (Missionare) 496 ff., 506,
 519 f., 524, 532
 Jēti-Schahr 357
 Jhangar Kultur 11
 Jhukar-Kultur 11
 Jimmu Tennō 554 flg., 695, 571
 — (Thronbesteigung) 565
 Jindai-moji 561
 Jingo Kōgō 567, 568
 Jinnah, Mohammed Ali 294, 304
 Jitō (Shōen-Verwalter) 617, 637
 Jizya (Kopfsteuer) 174, 200, 212 f.,
 214, 216
 Jōdo-Sekte 681
 Jōjitsu-Sekte 583
 Jomei Tennō 577
 Jōmon-Kultur 548
 Jōruri 691
 Juden 322
 Judentum (in China) 465
 Junna Tennō 603
 Junnin Tennō 590
 Junshi (Selbstaufopferung) 559
 Jurdschen, Volk (Kin) 438 ff., 495,
 498
 Jūshichi-jō-kempō 573
 Jūsuf Chāss Hādschib 344
 Jūsuf Qadyr Chān 341

- Kabir 175
 Kabuki 690
 Kabul 20, 167, 193 f., 196 f., 199, 220, 265 f., 273
 Kabul, Stadt 455
 Kada Azumamaro 665
 Kadphises I. und II. 80, 319
 Kämpfende Reiche 389, 413, 480 516
 Kagura (Göttertanzlieder) 689
 Kaha-ya (Fluß-Haus) 557
 K'ai-feng, Stadt 372, 465
 Kaiserkanal 448
 Kaisertreue (Chū) 629, 687
 Kaizoku-taishōgun 627
 Kakatiya 123
 Kalender (Einf. d. chin.) 584
 Kalgan 369
 Kalidasa 89, 106
 Kalifatsbewegung 291—294
 Kalligraphie 416, 429, 490
 Kalmücken 354, 356, 502
 Kamakura-Periode 615
 Kamassiner 311
 Kamasutra 107, 140
 Kamboja 156
 Kami (Gott) 562
 Kami-asobi-uta 689
 Kamo Mabuchi 665
 Kanal, s. Kaiserkanal
 Kanauj 93, 110 ff.
 Kandahar 200, 206, 209 f., 265, 273
 Kandschur (Kanjur) 147, 474
 Kangakusha (China-Gelehrte) 664
 K'ang-hi 367, 460, 501 ff., 505, 525, 530 f., 538
 K'ang-hi tse-tien 530
 K'ang-Kū 317 f., 323
 Kang Teh (Kaiser) 713
 K'ang Yu-wei 511, 538 f.
 Kanischka 80 ff., 100, 319
 Kanonische Schriften, buddhistische 474, konfuzianische 418, 425, 471, 526, 532, 539, taoistische 463
 Kan-su 315, 357, 380, 449, 475, 507, 516
 Kanton 465, 496, 506, 507, 517, 539
 Kao Ming 488
 Kapitulation (Japans) 714
 Karäer 322
 Karagassen 311
 Kara-Kalpaken 356, 360
 Kara-Kirgisen 354
 Kara-Kitai s. Qara Qytai
 Karakorum s. Qara Qorum
 Karman 16, 26 ff.
 Karnatik 232 f., 234 f., 237 f., 244, 249
 Kartographie 443, 479, 525, 532
 Kasachen 353, 355
 Kasachstan 360
 Kaschgar 337, 341, 345, 357
 Kaschgari 344
 Kaschmir 57, 81, 91, 111, 146, 173, 189, 200, 251, 267, 276, 307, 316
 Kastenwesen 3, 18, 27, 62, 112, 129, 175, 222, 279
 Kaufmannstand 384, 399
 Kathiawar 5, 76 f., 117, 141, 166, 173, 288
 Kaukasien 320, 322, 324, 348
 Kaundinya 151
 Kautilya (= Vishnugupta Chana-
 kya) s. auch Arthashastra 49
 Keitai Tennō 570
 Kerai 652
 Keraït 346
 Kerala 123, 171
 Keramik 6, 11, 379, 428, 439, 494
 Kerulen 373
 Kesar-Sage 475
 Ketteler, Clemens Freiherr von 512
 Khalji-Dynastie 170—172
 Khandesh 189, 199 f.
 Khitan, Volk (Liao) 368, 438 ff., 495, s. a. Qytai
 Khosrau (Sohn Akbars) 204, 206
 K'i 471
 Kiachta 506
 Kia-k'ing 505
 K'iang 431 f., 437
 Kia Tan 479
 Kia-tsing 497
 Kiautschou 511, 515
 K'ien-lung 460, 501 ff., 526, 531, 538
 Kigensetsu 555
 Kimmel Tennō 570, 572
 Kin 345

- Kindespietät (Kō) 411, 629, 687
 Kind-Kaisersystem 604
 Kin-Dynastie 379, 438, 495
 King-te-tschen 535
 Kinkakuji 623
 Kin-Ping-Mei 534
 Kirche, buddh. 458 ff., christliche 498; lamaistische 514, s. a. Hierarchie; taoistische, 463
 Kirgisen 315, 318, 339 f., 353 f.
 Kirgisistan 360
 Kirgis-Kasachen 353
 Kirmān 347
 K'i-tan s. Qytai
 Kitasato Shibasaburō 708
 Kiu-hua-schan 453
 Kleidung 66, (Japan.) 558
 Klöster, buddh. 116, 453 f., 462 f.; taoist. 463
 Kloster des weißen Pferdes, erstes buddh. Kl. in China 454
 Kōbō-Daishi 680
 kök-türkisch 326, 331, 335, 340
 Kōgyoku (Kaiserin) 577
 K'o Hung 463
 Kojiki 556, 560
 Kojikiden 665
 Kōken (Kaiserin) 590
 Kokugakusha (Japan-Gelehrte) 664
 Kokutai (jap. Staatsstruktur) 574
 Komanen s. Kumanen
 Kommunismus 516
 Kōmyō Tennō 622
 Konfuzianisierung des Staates 424, 526, 529
 Königsideal im klassischen Indien 106 f.
 Königtum (im alten China) 386 ff., 390, 392, 409
 Konfuzianismus 408, 410, 424 ff., 433, 463, 466, 470, 477, 522, 524, 526, 539, 582, 666, 686
 Konfuzius 390, 402, 408, 410 ff., 418, 420 f., 463, 480
 Konfuzius, Gespräche des 423
 Kongreß (Indischer Nationalkongreß) 281, 283—286, 291 f., 293 bis 298, 300—304
 Kōnin Tennō 591
 Konzilien, buddhistische 57, 81
 Korea (Geschichte) 392, 436, 438, 441, 442, 454, 497, 510, 578 flg. (Annektion) 705
 Kornpreise 404, 448
 Kosala 22, 24, 30 ff.
 Koxinga 502, 505
 Kriegswagen (Streitwagen) 9, 42, 382, 386
 Kriegswesen 382, 398
 Krim 321 f.
 Krishna (Gott) 25, 33 f., 100
 — III (Rashtrakuta) 122, 126
 Krishnadevaraya 183, 186, 188
 Kshatrapas 85, 88 ff.
 Ktesias 368
 Kuang-nan 507
 Kuang-tschou-wan 511
 Kuan-yin 453, 459
 Kublai Khan 155, 620, s. a. Hubilai u. Qubilai
 Kütschlüg 346 f.
 K'ü Yüan 423 f.
 Kuge-shohatto 655
 Kujigata-o-sadamegaki 652
 Ku K'ai-tschu 490
 Kukunor 373, 503
 Kuldsha 357
 Kulottunga I 127
 — III 127
 Kumamen 343
 Kumarajiva 473
 Kumonjo 616
 Kung 509
 Kuni no Miyatsuko 566
 K'un-lun 369, 374, 378
 Kunst, indische, s. Architektur, Literatur, Malerei
 — chines. 427 ff., 453, 488 ff., 534 ff.
 Kunstgewerbe, chines. 427, 429
 Kuo Hi 492
 Kuo-min-tang 516
 Kupfer 380, 428
 Kuru 21, 23
 Kuschān 80, 88, 99, 319, 324
 Kusunoki Masashige 621
 Kutb-ud-Din Aibak 168, 177 f.
 Kutscha 146, 473
 Ku Yen-wu 529
 Kwammu Tennō 590, 593, 596, 597
 Kwampaku (Regent) 604

- Kwanryō (Gouverneur) 623, 631
 Kwantō (Zollschranke) 595
 Kyōto 498, 592
 Lack 428, 489, 494
 Längs- und Querbündnis, diplom.
 mat. Doktrin im alt. China 413
 Lakshmanasena 116
 Lally, Graf de 234 f.
 Lama 461
 Lamaismus 437, 453, 461, 514
 Lamapagoden 461 f., 495
 Landwirtschaft 391, 401, 404, 443,
 446, 533, 538
 Lao-tse 407, 408, 463
 Lehnssystem in Indien 169, 171
 Lehnswesen 131 f., 385 ff., 391, 392,
 395, 399 f., 405, 411, 420, 444
 Leibniz, Gottfried Wilh. v. 520
 Lhasa 273, 374, 461, 503, 514
 Li, metaphys. Grundgesetz 471
 — Sippe 463
 — Sittlichkeit, Riten 523
 Liang-Dynastie 433, 455, 472
 Liao 345
 — Fluß 373
 — Reich der Khitan 368, 379, 438,
 495
 Liao-tung 373, 511
 Lichchavi 27, 31
 Li Hing-tao 488
 Li-hüe 470
 Li Hung-tschang 537
 Lin Tse-sü 506
 Lin Yü-t'ang 542
 Li-sao 424
 Li Sse 390, 402, 417, 418 ff.
 Li T'ai-po, Li Po 476 f.
 Literatur, indische 12, 14 ff., 17, 62,
 92, 97, 105 ff., 129 ff., 138 ff., 168,
 176 f., 183, 194, 202, 240
 — buddh. 452, 472 ff.
 — chines. 418 ff., 469, 483 ff., 530 ff.,
 540 f.
 Literaturwissenschaft 425, 478, 482 f.,
 530 f.
 Li Tse-tsch'eng 499 f.
 Liu Hiang 425
 Liu Hie 477
 Liu Hin 425
 Liu Pang 391
 Liu Tsung-yüan 473, 476
 Lodi-Dynastie 191, 193, 196
 Lo-han 459 f.
 Lo-i, s. Lo-yang
 Lo Kuei-tschung 485
 Lorch-Krieg 509
 Lo-yang 336, 371, 386, 454
 Lu 388, 421, 422
 Ludwig XIV 501
 Lū, Kaiserin 392
 Lung-men 489
 Lu Sün 541
 Lyrik, chines. 473, 475 ff., 484
 Macao 497, 503, 505, 524
 Macartney, Earl of 505, 521
 Macaulay, Lord 240, 261 f., 282
 Machibugyō 663
 Madjaren 321, 324
 Madras 229
 Madura 61 f., 148, 182—184
 Mängü s. Mōngkä
 Magadha 21, 24, 27, 29, 31, 41 ff., 48
 Magnetnadel 450
 Mahabharata 23 ff.
 Mahadaji Sindhia 242, 244 f., 249
 Mahavira 25 ff.
 Mahayana 100 f., 137, 157, 459,
 467, 475
 Mahendrapala I 115
 Mahendravarman I 125
 Mahinda (Mahendra) 57, 148
 Mahipala 115
 Mahmūd von Ghazna 116 f., 165
 bis 167
 Mahmūd Jalawatsch 349
 Maisur-Kriege 1. 243; 2. 244 f.;
 3. 247; 4. 248
 Majapahit 158
 Makimono 692
 Makura no sōshi 689
 Malaiischer Archipel 149 ff., 156
 Mal-Akademien 492 f., 535
 Malakka 158, 187, 226, 254 f.
 Malaya 254 f., 259, 302
 Malazgird 342
 Malerei, indische 101 ff., 143, 201 f.,
 204, 212
 — chines. 429, 453, 475, 486, 489 ff.,
 525, 535

- Malerei, japan. 691, 709
 Malik Ambar 205
 Malik Kafur 128, 171 f.
 Malla 27
 Malva (Malwa) 94, 117, 170 f., 181,
 189 f., 191, 195, 198, 219, 222
 Manchukuo (Kaiserreich) 713
 Mandalay 441
 Mandokoro 616
 Mandschu 373, 498 ff., 521
 Mandschu-Dynastie 470, 472, 498,
 522 ff.
 Mandschurei 311, 373, 379, 380,
 442 f., 511, 512, 516, 517; „Ma-
 rionetten-Staat“ 518
 Mandschurei-Konflikt 712
 Mandschuren 311
 Manichäer 334, 336 f., 339
 Manichäismus 464 f., 475
 Mankit 357
 Mansura, Fürstentum 164
 Man-tse 370, 382
 Manu, Gesetzbuch des 63, 106
 Manyōshū 688
 Mao-tun 315
 Marathen 118, 165, 214—217, 219,
 221—224, 238, 242—245, 247,
 249 f., 252 f.
 Marathenkriege 1. 243—245; 2. 249 f.;
 3. 253
 Marco Polo 133, 441, 460, 465, 535,
 620
 Marco Polo-Brücke 518
 Martini, Martin 500
 Marxismus 539
 Matsudaira Sadanobu 668
 Ma Tuan-lin 482
 Maues (Moga) 79, 85
 Maukhari 92
 Maurya 48 ff., 60 ff.
 Mazdäismus 475
 Meditationsbuddha 460 f.
 Medizin (chines. Heilkunde) 391,
 532
 Megasthenes 37, 50, 59, 65 ff.
 Meiji 693
 — Ära 694 flg.
 — Gelöbniß 696
 — Reform 697 flg.
 — Reskript 702
 Meiji, Verfassung 700 flg.
 — Weltwunder 693
 Meitreyä 459
 Mekong 374
 Melaniden 3
 Menander 58
 Meng-tse (Menzius) 389, 412, 423
 Merw 334, 359
 Miao-tse 370, 378, 503, 508
 Mihira Bhoja 115
 Mihirakula 91
 Mi-la ras-pa 474
 Militärwesen in China 401, 446, 537
 Miliz 132, 446
 Mi-lo-fo, chines. Name für Mei-
 treya, s. d.
 Minamoto 608
 — Yoshitsune 609
 — Yoritomo 584, 609 flg.
 Ming-Dynastie 367, 442 ff., 461,
 471, 486, 499 f., 522 ff., 529 ff.,
 535
 Ming-Gesetzbuch 523
 Ming-Gräber 535
 Ming-ti 393, 454
 Minto, Lord 250—252
 Mir Jafar 236—238
 Mir Jumla 210 f., 213
 Mir Kasim 238
 Mission, s. christl. Mission
 Missionstätigkeit 57, 81, 146, 156
 Mitanni 9
 Mitra 9, 14
 Mönchsoldaten (sōhei) 608, 632
 Mönchsorden, buddh. 462
 Mönchtum, buddh. 26, 455 ff., 462,
 514
 Mōngkā 349
 Moghol 351
 Mogulreich 165, 169, 176, 182, 186,
 192—222, 229 f., 275
 Mohammed II. (Chwārz imschāh)
 346—348
 Mohammedaner in China 465 f.
 — Aufstände 466, 504 f., 508
 — in Indien s. Islam in Indien
 Mohenjo-daro 5 ff.
 Moira 406
 Molukken 225 f., 228
 Mommu Tennō 587

- Monchūjo 616
 Mongolei 311, 314, 318, 325, 348,
 357, 373, 380, 431, 443, 453,
 461, 496 f., 503, 513
 Mongolen, mongolisch 155, 163,
 165, 170, 172, 315, 320, 323, 339,
 347, 351, 366, 373, 379, 438,
 440 ff., 457, 465, 483 ff., 496 ff., 521
 Mongolenanstorm 155, (geg. Japan)
 620
 Mongolen-Dynastie 367
 Mon-Khmer 149
 Mononobe-Sippe 571
 Montoku Tennō 603
 Moralphilosophie 408 ff., 471
 Moslem-Liga 285 f., 294, 300 f., 303 f.
 Mo Ti (Meh Ti) 412
 Motoori Norinaga 665
 Münzprägung 76, 99 f., 403
 Muhammed Shah 218
 Muhammed ibn Tughluk 173, 178
 bis 180
 Muhammed von Ghor 167 f.
 Mukden 499
 Multan, Fürstentum 164, 189
 Murad (Sohn Shahjahans) 209, 211
 Murakami Tennō 606
 Murasaki Shikibu 689
 Murawiew, Graf von 507
 Muromachi-Shōgunat 622
 Musik, chines. 486 f.
 Muslime 336—338, 350, 359
 Mutiny s. Großer Aufstand
 Mutsuhito (Meiji Tennō) 676, 693,
 695 flg.
 Mu-wang 385 f., 485
 Mu-ye, Schlacht bei — 385
 Muzaffar ad-Din 358
 Mythologie (japan.) 552

 Nabobs 237
 Nadir Shah 220
 Nagabhata I 112
 — II 114
 Nagas 85, 88, 104
 Nagasaki (Atombombe) 714
 Nahrung in Altjapan 558
 Naiman 346 f.
 Naka no-ōe (Prinz) 577, 584
 Nakatomi Kamatari 577, 584, 600
 Name (posthum.) 594
 Namen, chinesische 368
 Namenstabus, s. Tabu
 Nana Phadnavis 243, 249
 Nana Sahib 269
 Nanking 372, 433, 508, 517, 535
 — Frieden von 507, 527
 — japanfrdl. Regierung von 519
 — Nationalregierung von 519
 Napoleon I. 248, 251, 263
 Nara 494
 Nara-Periode 589
 Narasinhavarman I 125
 Nationalkongreß, Indischer s. Kon-
 greß
 Naturphilosophie (Sing-li) 469
 Nehru, Jawaharlal 281, 285, 295,
 298, 301
 — Motilal 295
 Nengō (Jahresdevise) 585
 Neolithikum (Jungsteinzeit) 380 f.
 Nepal 110, 252, 503 f.
 Nephritter 369
 Nertschinsk, Vertrag von — 506
 Nestorianer 123, 337, 339, 346 f.
 Nestorianerinschrift 435, 464
 Nestorianismus 464 f., 475
 Nichiren Shōnin 681
 Nimmyō Tennō 603
 Ningpo 497, 507
 Ninigi no mikoto 552, 556, 569
 Nintoku Tennō 570
 Nippon 545
 Nirvana s. Buddhismus
 Nirwana 459
 Ni Tsan 493
 Nitta Yoshida 621
 Nizam (des Dekkhans, von Haida-
 rabad), Haidarabad-Staat 219,
 232 f., 243 f., 247 f., 307
 Nō-Drama 690
 Nogaier 350
 Nomaden 372, 373
 Nordmongolen (Khalkha) 502
 Nordwestgrenze („Frontier“), Pa-
 thans 41 ff., 75 ff., 116, 213, 274
 bis 277, 296
 Norwegen 507
 Novellenliteratur, chines. 485, 534,
 541

- Nukus 360
 Nurhaci 498
 Nur Jahan 205 f.

 Oda Nobunaga 626, 631 fig.
 Ögädäi 348 f.
 Ölöten 496, 502 f.
 Öngüt 346
 Österreich in Indien (Ostender
 Kompanie) 227 f.
 Österreichischer Erbfolgekrieg in
 Südindien 231 f.
 Ötükän-Gebirge 330
 Özbegen 350, 353, 355
 Özbekistan 360
 Özkänd 341
 Oghuzen 324, 326, 337, 343
 Ōgimachi Tennō 631, 645
 Oiraten 351, 354
 O-mi-schan 454
 O-mi-to-fo, chines. Name für Ami-
 tabha, s. d.
 Om mani padme hum „O, das
 Kleinod im Lotus, Amen“, 461
 Ōnin-Wirren 623
 Onon, Fluß 373
 On Oq 326, 336
 Ōoka Tadasuke 663
 Oper, chines. 487 f.
 Opfer 14 f., 378, 460, 524, -roß 51
 Opium 506 f., 527
 Opiumkrieg 507
 Orakel 381 f., 419, 458
 Orakelinschriften 381, 418
 Orakelwesen 391
 Orchon 437
 Orchon-Inschriften 331
 Orda 349
 Orden, buddh. 26, 452
 Ordos 327, 339, 357
 Ordosgebiet 497
 Orissa 53, 96, 140, 173, 184, 200,
 219, 222, 238, 244, 250
 Ormuz 187, 229
 O-sadamegaki-hyakka-jō 552, 663
 Oss(et)en 320
 Ostindienkompanie, engl. 206, 228
 bis 231, 235, 237—240, 246, 250,
 253 f., 260 f., 270, 279; französ.
 231; holländ. 226, 505; österr.
 (Ostender) 228
 Ost-türkisches Reich s. Kök-Türken
 Ost-Turkestan 81, 146 f., 372, 373,
 392, 437, 442,
 Oudh s. Audh
 Ou-yang Siu 476, 479

 Pagoden 453, 461 f., 495
 Pakistan 239, 280, 284 f., 294, 301,
 303, 306 f.
 Pala 111, 116
 Pallava 88, 118, 122 ff., 141, 159
 Pamir-Alai 455
 Panchala 22, 24
 Pandya 61, 127, 142
 Pandya-Reich 171
 Panini s. Grammatik
 Panipat, Dritte Schlacht von 223 f.,
 234, 243, 251
 Panjab 4, 20 ff., 40, 58, 79, 84, 88,
 164, 167, 192, 194—196, 220,
 222, 251, 254, 265—267, 274,
 290, 297, 300, 306
 Pan-ku 375
 Pantschen-Lama 461, 514
 Papier 450
 Papst 527
 Paradies, buddh. 459, 452, 492
 Parakramabahu I 127
 Paramara 117
 Paria s. Unberührbare
 Parteien, chines. 445, 497, 522
 Parther 79, 124, 366
 Pataliputra 31, 40, 76, 98
 Pathans s. Nordwestgrenze
 Patriarch, buddh. 56, 455, 458, 463
 Patzinak(it)en s. Petschenegen
 Peking 372, 379, 418, 440, 443, 499 f.,
 505, 507, 508, 512, 518, 535
 — Vertrag von 507; Konvention
 von 514
 Peking Observatorium 525
 Perry, Matthew C. 670, 699
 Perser 42 f., 98, 366
 Persien 77, 441
 persischer Golf 443
 Pescadores-Inseln 505, 510
 Peshwas 221—224, 243 f., 247, 249 f.,
 253, 269

- Petschenegen 322, 342 f.
 Pferdezuht 9, 402
 Pflug 403
 Pflugkultur 409
 Phallus 8, 10, 38
 Philippinen 444
 Philologie, chines. 529 f.
 Philosophie, chines. 409, 466 ff.,
 528 ff., 539, s. indische —
 Physiokraten 520
 Pilger, buddh. 91, 146, 449, 455, 466,
 533
 Pingré, Alex. Guy 482
 Piratenunwesen (Wakō) 623, 626
 Pischpek 360
 Pitt's India Act 245 f., 250
 Plassey Schlacht von 224, 227, 235 f.,
 238, 254
 Plastik, chines. 429, 453, 489, 535 f.
 Plinius d. Ä. 84, 368
 Polizeistaat in Japan 649, 693
 — in China 522, 530
 Polowzer s. Kumanen
 Port Arthur 511
 Portsmouth, Friede von 512
 Portugiesen 496 f., 499 f., 505, 522,
 527
 — in Indien 186—189, 191 f., 196,
 199, 202 f., 205 f., 224—229,
 260
 Porzellan, chines. 450, 494, 520,
 534 ff.
 Potsdam 525
 Prasenajit 30
 Pratihara 112
 Pressewesen (Japan.) 699
 Priester Johannes 345
 Priestertum im alten Indien 17 f.
 — China 382, 391 f., 407
 Prithviraj III 117
 Prüfungssystem, chines., 444 ff., 522
 Pulakeshin III 119
 Puppenspiel (ayatsuri) 691
 Purana 19, 27, 53, 58 ff., 85
 Puru 21, 43
 Pushpabhuti 92
 Pushyamitra 58, 75
 P'u Sung-ling 534
 P'u-t'o-schan 453
 Pyu 153
 Qapaghan Chaghan 330
 Qara Balgasun 335
 Qarachaniden 340 f., 344—347, 350
 Qara-Kirgisen s. Kara-Kirgisen
 Qara-Qalgapen s. Kara-Kalpaken
 Qara Qorum 348, 442 f.
 Qara Qytai 345—347, 439
 Qarluqen 336, 338, 340
 Qazaq s. Kasachen
 Qubilai (Kublai) 155, 349, 351, 620
 s. a. Hubilai
 Quetta 273
 Quippus 378
 Qunduz 324
 Qunghrad 358
 Qutadghu Bilig 344
 Qutaiba ibn Muslim 336
 Qutlugh Chaghan 330
 Quz Ordu 341
 Qyptschaq 343
 Qyrgyz s. Kirgisen
 Qytai 345, s. a. Khitan
 Raghunath Rao 243 f.
 Rajaraja 126
 Rajaram 216 f.
 Rajendra Chola 126, 157
 Rajputana 111 ff., 117, 170, 189, 252
 Rajputen 111, 167, 171, 189, 195,
 200 f., 205, 213, 218 f., 250,
 253
 Raketen 450
 Rama s. Ramayana
 Ramakrishna 282
 Ramanuja 136, 145
 Ramayana 23, 35, 60, 129
 Ram Mohan Roy s. Roy
 Ranjit Sing 251 f., 265—267
 Rashtrakuta 113, 117 ff.
 Rationalismus 536
 Recht 106, 384, 397, 399 f., 413, 523
 Rechtsreform 524
 Rechtsschule, chines. Philosophen-
 schule 413,
 Reformen 392 f., 405, 438, 446 f.,
 511 ff., 537 ff.,
 Regierungsdevisen 377
 Regulating Act 239, 241, 243
 Reisbau 154, 370
 Reitervölker 99, 386, 398, 489, 495

- Religion in Indien s. Brahmanismus, Buddhismus, Christentum, Hinayana, Jainismus, Mahayana, Totem, Tantrismus
 — in China 383, 391, 406, 408 f., 450, 514, 540
 — in Tibet 437
 Religionsfreiheit 540
 — 707 (in Japan)
 Republik, chines. 514 ff., 536
 Ricci, Matteo 498, 525
 Rigveda 9, 13, 18 ff.
 Rita 13 ff.
 Ritenbuch 378, 421
 Ritenstreit 522, 527,
 Rittertum 129, 394, 398, 409, 445
 Römischer Limes 536
 Römisches Reich 450
 Rōjū 650
 Roman, ind. 92, chines. 483 ff., 533 f., 541
 Romanliteratur (japan.) 708
 Rōnin 642
 „Rote Augenbrauen“, Aufstandsbewegung 393
 Roy, Ram Mohan 262 f., 280, 283
 Rudradaman 86
 Runen-Alphabet, türkisches 331, 339
 Russen 355—360, 496, 506, 521
 Russisch-japanischer Krieg 512, 703
 Rußland, 373, 505 f., 511, 512, 513, s. auch Sowjet-Union
 Rußland und Indien 263, 271, 273 bis 275
 Ryōbu-shintō 680

 Sabiren 321
 Sachalin 507
 Saga Tennō 597
 Saigo Takamori 696
 Saigon 507
 Sakastana 316
 Saken 78 ff., 85, 99, 316, 319
 Sakoku-rei 658, 668
 Salpeter 450
 Salwen 374
 Salzsteuer 448
 Samarkand 450
 Samarqand 315, 341, 345 f., 350, 352 f., 358
 Samojeden 311
 Samudragupta 87
 Samurai 628, 652, 662
 Samurai (Rechtsverhältnisse) 653
 Samuraidokoro 616
 Sandschar 345
 Sankin-kōtai 652
 San-kuo-tschien-i, chines. Roman 394, 485
 Sanron-Sekte 583
 Sanshu no jingi (heil. Insignien) 554
 Sanskrit 62, 86, 124, 130, 149, 472
 Sarkel 322
 Sarten 334, 354
 Sarvastivādins, Schule der 81
 Sassaniden 90, 319, 324 f., 327, 334
 Satyagraha 289 f.
 Sayyid Ahmad Khan, Sir 285
 Sayyiden-Dynastie 193, 196
 Schähroch 352
 Schaibānī s. Schybanī
 Schall von Bell, Joh. Adam 498, 501, 525
 Schamanismus 437, 439, 461
 Schang, Herr von — s. Wei Yang
 Schang- oder Yin-Dynastie 378 f., 381, 384, 428
 Schanghai 497, 507, 508, 517, 538
 Schan-hai-kuan, Paß 396
 Schansi, Prov. 370, 453, 489, 497, 499
 Schantung, Prov. 369, 370, 371, 380, 429, 499, 511, 513
 Schan-yüan, Frieden von 438
 Scha-t'ō 335
 Schao-ling, Vertrag von — 388
 Schensi, Prov. 516
 Schießpulver 450
 Schigatse 374
 Schi-ki 425 f.
 Schi-king 401, 420 f., 483, 533
 Schi Nai-an 485
 Schi Sse-ming 435, 437
 Schivaismus (Shivaismus) 125, 135, 460, 461, vgl. Shiva
 Scholastik, chines. 419, 440, 469, 471, 480, 528 f.
 Schopenhauer 210
 Schrift 9, 12, 147, 156, 560
 Schrift, chines. 378, 381 f., 415 ff., 490

Schrift, Bedeutung für die chines.

Kultur 416, 418

— tibet. 474

— der Mandschu 498

— der Si-Hia 438

— der Khitan 439

Schui-hu-tschuan 485

Schu-king 419 f., 425, 483

Schun 378

Schun-tschü 501

Schuo-wen 425

Schweden 507

Schyban 349

Schybānī 353

Sechzigerzyklus 366

Seidenstraßen 147, 404

Seidenzucht 378, 401

Sei-i-tai-shōgun 596, 617

Sei Shōnagon 689

Seiwa Tennō 604

Sekigahara (Schlacht) 639, 651

Seldschuken 341 f.

Seleukiden 75 ff.

Sena 116

Sengoku-jidai 623

Seppuku 628

Seres, „Seidenleute“ 668

Sesshō (Regent) 604

Shahjahan 165, 204—206, 211, 220

Shahu 217, 221 f.

Shakti 39, 138

Shambhuji 214, 216 f., 221

Shankara 134

Sher Ali, Emir 273

Sher Shah (Sher Khan) 196 f.

Shi-dō (Samurai-Weg) 629

Shikken (Regent) 618

Shimabara-Aufstand 658

Shimonoseki, Frieden von 510

Shinran Shōnin 681

Shintoismus 530, 561, 563, 564, 665

Shintoismus (Staats-) 707 flg.

Shiva 37, 104, 136 ff.

Shivaji 214—216, 221—223, 229,

253, 283

Shō-en (Sō-en) 602

Shōgun (Sei-i-tai-shōgun) 613

Shōmu-Tennō 601

Shōtoku Taishi 572 flg.

Shou-shan 324, 331

Shōwa-Ära 712 flg.

Shrivijaya 157

Shugo 616, 637

Shuja (Sohn Shahjahans) 210 f.

Shunga 58 ff.

Siam 155, 255 f., 259 f.

Si-an-fu 371, 435, 495

— Zwischenfall von 518

Siang-yang 441

Sibirien 505

Sidschistān s. Sistan

Siegel 7, 38

Sien-pi 318, 320, 432

Si-Hia 438

Sikander Lodi 193

Sikh-Kriege 266 f.,

Sikhs 175 f., 202, 213, 218, 251 f.,

266, 275, 286, 293, 295, 297

Si-kiang 371

Simon-Kommission 295

Sinanthropus Pekinensis 379

Sind 42, 49, 111, 164, 170, 180,

189, 196, 200, 251, 254, 265 f.

Sindhia s. Daulat Rao, Mahadaji,

Gwalior

Singapur (-pore) 187, 254 f., 272

Sig-li 469

Sin-kiang 372, s. auch Ost-Turkestan

Sinologie, s. Chinakunde

Sippen in China 384, 389, 393 f.,

434, 446, 463

Siraj-ud-Daula 235 f.

Sistan 77, 316

Sitte 397, 399, 486, 523

Si-yü-t'u-ki 479

Sklaven-Dynastie 168—170

Sklaverei 384, 405

Soga Emishi 577, 578

Soga Iname 571

Soga Iruka 578, 641

Soga-Sippe 571, 598

Soga Umako 571, 576, 584

Sogdien 75, 81, 146, 315—317, 324

sogdisch (Sprache) 319, 331, 334

Soldatenkaiser, chines. 434

Somali-Küste 443

Someshvara I (Ahavamalla) 123

Son(n)-ō jō-i 673

Sophisten, chines. 413, griech. 51

Sorori Shinzaemon 635

- Sowjet-Union 513, 516, 518
 Spaten 376, 403
 Sprache (Japans) 548
 Sprachen s. Chinesisch, Dravida,
 Sanskrit, Tamil, „Tocharisch“
 Sprachwissenschaft in China 453,
 528, in Indien s. Grammatik
 Strong-tsan-sgam-po, (Srong-tsan
 gam-po) 110, 327, 437
 Sse-ma Kuang 438, 480 f.
 Sse-ma Ts'ien 425 f.
 Ssetschuan 454, 519
 Staatsdoktrin 526
 Staatsmonopole 403 f.
 Staatsreligion 408 f.
 Staatsverfassung 396 ff., 444 ff.,
 522 f., 540
 Stalinäbād 360
 Statthalter zur T'ang-Zeit 435, 444
 Staunton, Sir George Leonard 521
 Steinzeitkultur in China 379 ff.
 Steuern 70 ff., 402, 445, 448
 Strabo, griech. Geograph, (geb.
 63 v. Chr.) 368
 Strafen 397, 400, 446
 Strafrecht 400, 523 f.
 Streitwagen s. Kriegswagen
 Stupa 98, s. a. Pagoden
 Sü, Reich 386
 Süan-wang 386
 Süd-Sung, Reich 440; Malschule 493
 Nord-Süd-Hof (Namboku-chō) 622
 Sün-tse 412
 Suezkanal 271, 510
 Sugawara Michizane 605, 697
 Sui-Annalen 478
 Sui-Dynastie 434, 438
 Suiko (Kaiserin) 572
 Suinin Tennō 560
 Sujaku Tennō 605
 Sujin Tennō 566
 Sumatra 148, 156 f., 225—227
 Sumo (Ringkampf) 560
 Sunda-Inseln 444
 Sundara Pandya I 127
 Sung 387
 Sung-Dynastie 367, 417, 438 ff.,
 457, 466, 469, 493, 522
 Sunkiang 497
 Sung-Konfuzianer 470
 Sung-Type 417
 Sun Tsch'uan-fang 516
 Sun Yat-sen 368, 513, 516, 528, 239 f.
 Susanowo 551
 Sutra 454, 472, 474
 Sutra der 42 Abschn. 467, 472 f.
 Sutschou 497
 Su Tung-po 480, 493
 Syrien, Syrer 123, 507
 Tabu für Namen 367
 Tadschikistan 360
 Taihō-Gesetzgebung 582, 587
 Taikō 638
 Taikun (Tycoon) 695
 Taikwa-Reform 545, 564, 582, 585,
 588, 600, 677
 Taila II (Chalukya) 122
 Taiping (T'ai-p'ing)-Aufstand 508,
 537
 Taira 608
 Taira Kiyomori 609
 Taira Masako 605
 Tairō 637, 650
 Taisei-yokusan-undō 714
 Taishō-Ära 709 ff.
 Tai-tsung, T'ang 455
 T'ai-tsung, T'ang 110, 434, 436, 438,
 489
 Taj Mahal 208
 Takamagahara 551
 Takenouchi Shikibu 667
 Taku-Forts 509
 Talaing 153
 Talas 336, 436
 Tamerlan s. Temür
 Tamil 3 ff., 53, 61, 123 ff., 148
 Tamura Maro 596
 Tandschur (Tanjur) 147, 474
 T'ang-Annalen 479 f.
 T'ang-Dynastie 433 ff., 463 f., 466,
 469, 472 f., 479 f., 522, 533
 T'ang-Gedichte 478
 T'ang-Gesetzbuch 446, 523
 Tanguten (Si-Hia) 339, 438, 503
 Tantrismus (Tantrasystem) 137, 460
 Tao 406, 408, 412, 423
 Tao-hüe 470
 Taoismus 407 ff., 412 f., 425, 463 f.,
 465, 467, 493, 508

- T'ao-ti'e 381
 T'ao Ts'ien (T'ao Yüan-ming) 476
 Tarabai 217, 221
 Tarim-Becken 315 f., 318 f., 323 f.,
 327, 330, 334 f., 337, 354, 356,
 372 f., 392, 436, 455, 502
 Tarmaschirin 349 f.
 Taschkent 353, 355, 360
 Tataren 344, 497
 Ta-Ts'ing 499
 Taxila 43 ff., 75, 78
 Ta-yüan 317, 323
 Tee 454
 — (Einführung in Japan) 597
 Telingana 171 f., 184
 Temudschin s. Dschingis Chan
 Temür 170, 181 f., 192, 194, 351 f.
 Tenchi Tennō 577, 600
 Tengri-nor 374
 Thai 155
 Thanesvar 92 ff.
 Theater, ind. 87, chines. 487 f.
 Theosophie 282
 Tibet 110, 146 f., 272 f., 318, 326 f.,
 337 f., 354, 374, 380, 437, 454,
 461 f., 503 f., 513 f.
 Tibeter 318, 326 f., 337 f., 354, 431,
 432, 437; s. auch K'iang
 tibetische Literatur 147, 474 f.
 tibetische Schrift 474
 T'ien-ning-Pagode 495
 T'ien-schan 372, 504
 T'ien-t'ai-Orden 462
 Tientsin 509; Vertrag von — 509,
 527
 Tierschutzverordnung 56, 660
 Tilak, Bal Gangadhar 283, 285,
 288
 Timur (Tamerlan) s. Temür
 Ting-ling 318
 Tippu Sultan 245, 247 ff.
 Tjawka 355
 Tocharer (echte) 80, 315, 317 f.,
 323 f., 431
 Tocharer (falsche) s. Arschi
 „Tocharisch“ 146
 Töpferei 379, 428, 439, 494
 Tokugawa Hidetada 657
 — Ieharu 667
 — Iemitsu 657 flg.
 Tokugawa Iemochi 674
 — Ienobu 662
 — Iesada 671
 — Ieshige 667
 — Ietsugu 663
 — Ietsuna 659
 — Ieyasu 626, 634, 639 flg.
 — Ieyoshi 669
 — (Reform) 647 flg.
 — Shōgunat 582, 615, 644
 — Tsunayoshi 660 flg.
 — Yoshimune 652, 663 flg.
 — Yoshinobu (Keiki) 676,
 693
 Tolui 348
 Tomobe (Handwerkerzunft) 566
 Tongking 153, 258 f., 510 f.
 Tonjuquq 330
 T'o-pa, s. Wei
 Toquz Oghuz 326, 335
 Toramana 90
 Torgut 356
 Torii 562
 Tōshōgū 656
 Totem 21, 36, 61
 Totemismus 333
 Toyotomi Hideyori 639, 641 flg.
 Toyotomi Hideyoshi 497 f., 626,
 633, 638, 639
 Tozama 651
 Transhimalaya 374
 Transoxanien 315, 319, 336, 344,
 346, 348—350, 353
 Traum der roten Kammer 534
 Ts'ai 388
 Ts'ai Yung 488
 Ts'ao 388
 Tschagatai 348—351
 Tsch'an-Buddhismus 462
 Tsch'ang-an 371, 464, 473, 486
 Tschang Hien-tschung 499
 Tschang Hüe-liang 518
 Tschang Hüe-tscheng 532
 Tschang K'ien 392
 Tschang Tao-ling 463
 Tschang Tsai 470
 Tschang Tso-lin 516, 518
 Tschao K'uang-yin 438
 Tschao Meng-fu 494
 Tscheng 388

- Tscheng Hao 470
 Tscheng Ho 443
 Tscheng J 470
 Tsch'eng-ti 425
 Tscheng-wang 385
 Tschiang Kai-schek 517 ff., 528
 Tschigil 337
 Tschorten 462
 Tschou 385, 396, 501
 Tschou-Dynastie 385 ff., 396, 410,
 418, 423, 428, 430, 485
 — Dynastie des Wu-San-kuei 501
 Tschou Schu-jen, s. Lu Sün
 Tschou Tun-i 470
 Tsch'u, Elegien von — 424
 Tsch'u, Herrschaft 387 ff., 390, 408,
 424
 Tschu Hi (Tschu Hsi) 470 f., 480,
 481, 667
 Tschuang-tse 412, 468
 Tsch'un-t'siu „Frühling und Herbst“
 387, 421 f., 480, 481
 Tschungking 519
 Tsch'ung-tscheng 499
 Tschung Tsch'eng-kung, s. Koxinga
 Tschusan-Archipel 453, 507
 Tschuwaschen 321, 323
 Tschu Yüan-tschang 442
 Ts'e-an 509
 Ts'e-hi 509 f., 511
 Tseng Kuo-fan 527, 537
 Tsin 387, 389
 Tsin-Dynastie 432 f., 449
 Ts'in 386 ff., 397, 413
 Ts'in-Dynastie 390 ff., 418, 434
 Ts'in, Erster Kaiser von — 390 f.,
 430
 Ts'ing-Dynastie, s. Mandschu-Dy-
 nastie
 Tsingtau (Ts'ing-tao) 511, 710
 T'sin-ling-schan 369
 tsin-schi 445
 Tso-tschuan 422 f.
 Tsuboi 546
 Tsuibushi 617
 Tsukiyomi no mikoto 554
 Tsung-li-ya-men 509
 Tsushima (Schlacht) 704
 Türgisch 337
 Türken 314—360, 366, 431, 435 ff.
 Türken in Indien 163, 169, 194,
 220
 türkische Runeninschriften 437
 Türkisches Reich (osttürk.) 449
 Türkmenen 337, 359 f.
 Tu Fu 476 f.
 Tughluk-Dynastie 172 f., 178—182,
 192 f.
 Tughluq Temür 350
 T'u-küe, s. Türken
 Tumet 497
 Tung Tschö 394
 Tungusen 311, 320, 431 f., 438, 496
 Tun-huang 317, 475, 478, 489, 492
 Turfan 316, 323, 335, 357
 Turkestan 333, 341, 393, 464, 473,
 486, 508; s. auch Ost-Turkestan
 Tuwa 349
 Uda Tennō 604
 Ügedei 442
 Ugrier 311
 Uiguren 146, 335, 338 f., 347 f., 350,
 435 ff., 441, 461
 Ukiyo-e 692
 Ulugh Beg 352
 Unberührbare (Parias) 288, 294,
 298 f.,
 Ungarn 342, 344
 Universität 102, 588
 Upanishad 15 ff., 22 ff., 136
 Ural 311, 342, 355
 Urdu 176
 Ureinwohner (Japans) 547
 Urga 503
 Urheimat (d. Japaner) 547
 Ussuri, Fluß 507
 Uzbeken s. Özbeken
 Uzen s. Oghuzen
 Vaishali 28
 Vajrayana 137
 Vakataka 85 ff., 104, 124
 Vakpati Munja 117
 Vardhana 92
 Varuna 9, 14, 34
 Vasco da Gama 187
 Vasishtiputra Shri Pulumayi 86
 Vasudeva 35, 82, 319
 Vatsaraja 113 ff.

- Veda 12 ff., 62, s. auch Rigveda
 Verbiest, Ferdinand 525
 Vereinigte Staaten von N.-Amerika
 507, 512, 671
 Verkehr 397, 442, 448, 465, s. a.
 Handel
 Verträge 505 ff., 521; „ungleiche“
 — 517
 Vertrag zwischen Japan u. Verein.
 Staaten 671
 Vertrag von Portsmouth 704
 Vertrag von Shimonoseki 702
 Vertragshäfen 507, 509
 Verwaltung (Indien) 70, 132, 169,
 171 f., 174, 180, 196, 203, 209,
 216, 218, 222, 237—241, 246,
 249, 263, 268, 270, 275—278,
 281, 284, 286 f., 295 f.
 Videha 22, 27 ff.,
 Vidyalaya 116
 Viehzucht 9, 373
 Vielmännerei 24, 374
 Vier Bücher 423
 Vijayanagar 142, 183—189
 Vikramaditya I. u. II. 122
 Vikramaditya VI. 123
 Vinaya 474
 Vishnu 35 ff., 104, 136
 Vivekananda 282
 Völkerwanderung 8, 395, 431 ff., 436,
 444, 455, 472
 Voltaire 464, 488

 Wagakusha (Japan-Gelehrte) 664
 Wahlkaiser 378, 383
 Wakadoshiyori 650
 Wake Kiyomaro 591
 Wakō 626
 Wakon-kansai 697
 Wang, Sippe 393
 Wang An-schi, Reformier 438, 446,
 476, 480
 Wang Hi-tschi 490
 Wang Mang 393, 404 f.
 Wang Meng 493
 Wang Schi-fu 488
 Wang Tsching-wei 517, 519
 Wang Tsch'ung 427
 Wang Wei 473, 476, 491
 Wang Yang-ming 471 f., 528 f.

 Wani 569, 582
 Wan-li 497 f.
 Washington-Konferenz 711
 Wedda, -ide 4, 11, 148, 152
 Wei 386, 388
 Wei-Dynastie aus dem Hause T'o-pa
 432 f.
 Wei Yang 397, 413
 Weihaiwei 511
 Weiße Horde 349
 Weiße Hunnen s. Hephthaliten
 Weißer Lotus 498, 504
 Wellesley, Generalgouv. Lord 248
 bis 250, 252
 Weltkrieg I 515 f., 525
 Weltkrieg II 519
 Wen 389
 Wen-hien-t'ung-k'ao 482
 Wen-schi-t'ung-i 532
 Wen-sin-t'iao-lung 477
 Wen-ti 400, 404
 Wen T'ien-siang 441
 Westmongolen 502
 Westtürkisches Reich 321 f.
 Wirtschaft 142, 180, 209, 246, 277
 bis 280, 292, 306, 373, 374, 388,
 392, 397, 400 ff., 444, 456 f., 537 ff.
 Wirtschaftsämter im alten China 405
 Wolga-Bulgaren 321—323, 338, 342
 Wu, Herrschaft 387, 390
 Wu, Kaiserin 434
 Wu Pei-fu 516, 519
 Wu San-kuei 500 ff.
 Wu, Sippe 429
 Wu-sun s. Arschi
 Wu-t'ai-schan 453
 Wu Tao-tse 491
 Wu-ti, Han-Kaiser 392, 425, 431
 Wu-ti, Liang-Kaiser 433, 455
 Wu-tsung 435, 456
 Wu-wang 385

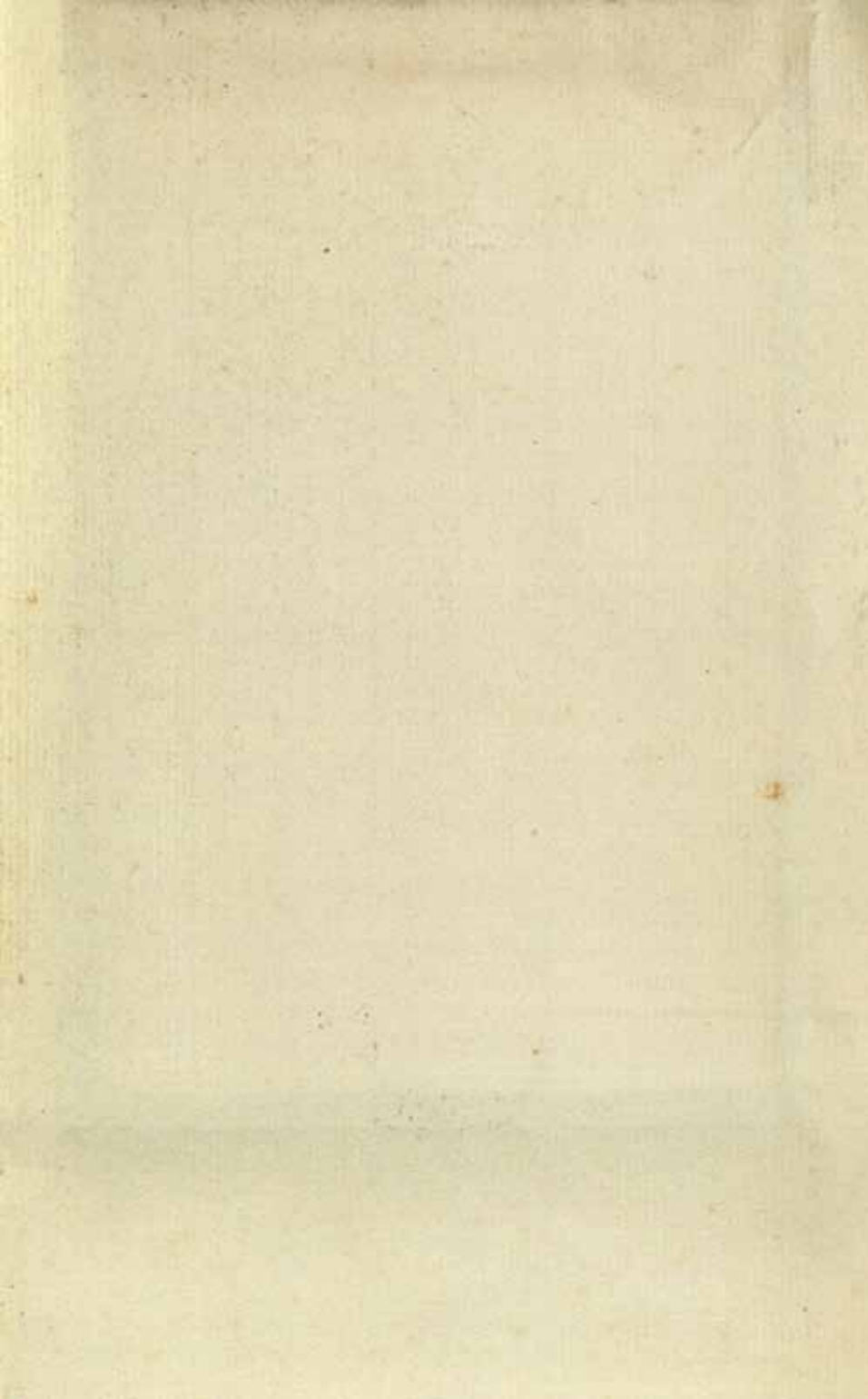
 Yadava-Reich 171
 Yak 374
 Yamaga Sokō 629
 Yamato 554, 565
 Yamato-e 691
 Yamatotakeru 567
 Yamuna 21, 35 ff., 60, 96, 112
 Yang Kuei-fei 434, 490

- Yangschao-Kultur 379 f.
 Yangtsekiang oder Yangtse 371 f.,
 448, 496, 503, 507
 Yao 378
 Yashodharman 91
 Yashovarman 110
 Yayoi-Kultur 548, 556
 Ye-lü Tsch'u-tsai 442
 Yen Fu 539
 Yen Li-pen 492
 Yin oder Schang-Dynastie 378f., 381
 Yin und Yang 406 f., 419, 464, 470,
 532
 Ying-tsung 480
 Yoga 26, 38
 Yoga-Lehre 460, 468
 Yōrō Kodex 587
 Yoshida Shōin 629
 Younghusband, Sir Francis 513 f.
 Yü 378, 386
 Yüan 351
 Yüan-Dynastie, s. Mongolen-Dyna-
 stie
 Yüan Kū 481
 Yüan Schi-k'ai 515
 Yüe 387, 390
 Yüe-tschü s. Tocharer (echte)
 Yün-kang 489
 Yünnan 154, 441, 508
 Yung-lo 443, 524
 Yung-lo-ta-tien 530
 Yung-tscheng 503
 Yûryaku Tennō 570
 Zazen 683
 Zeitrechnung 85, 87, 91, 123, 367
 Zeitung, älteste 479
 Zen-Buddhismus 462, 493, 524
 Zen-Sekte 681 flg.
 Zensorat 407
 Zentralregierung (chines.) 396,
 (japan.) 637
 Zipangu 546, 620
 Ziviler Ungehorsam 296—298, 302 f.
 Zivilisation (frühjap.) 556
 Zölibat, buddh. 456
 Zollwesen 72
 Zopf 500
 Zoroastrismus 11, 98, 330, 464 f.
 Zwiebelgebirge, s. Pamir-Alai

Druckfehler-Berichtigung

Seite	Zeile
43	17 lies: <i>Takṣaśilā</i> statt: <i>Takṣa ilā</i>
83	10 lies: <i>empória</i> statt: <i>empôria</i>
108	23 lies: <i>viṣa</i> statt: <i>vita</i>
120	östlich von Bombay lies: <i>YĀDAVAS</i> statt: <i>YDAVA</i>
315	6 lies: jedenfalls auch einige statt: offenbar auch andere
315	22 lies: in seinem Besitze statt: in ihrem Besitze
320	18 lies: sogdisch statt: śogdisch
324	2 v. u. lies: damit als Staat aus der Geschichte (als Nation erst im 9. Jh.) statt: damit aus der Geschichte
406	2 v. u. lies: Planeten statt: Pflanzen







✓

CENTRAL ARCHAEOLOGICAL LIBRARY,
NEW DELHI

Borrowers record.

Catalogue No. 950/Wal-4333

Author— Waldschmidt, Ernst &
others,

Title— Geschichte Asiens.

Borrower No.	Date of Issue	Date of Return

P. T. O.